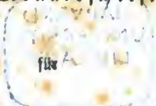

VE
RI
TAS

Atlantis.

Eine Monatsschrift



für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt

von

Christian Esselen.

Neue Folge. Zweiter Band.

Januarheft.

Cleveland, Ohio, 1855.

Das alleinige Streben nach dem Nützlichen ziemt nicht dem guten und edlen Menschen.

Aristoteles.

Atlantis.

Neue Folge Band 2. Heft 1. | Januar, 1855. | Alte Folge Bd. 4. Nr. 69—72.

Zum neuen Jahre.

Nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth und Trauer sehen wir dem scheidenden Jahre nach. Man kann das Grab desselben nicht mit Lorbeer schmücken. Vielfache Veranlassungen zu großen Thaten hat das kleine Menschengeschlecht unbeachtet gelassen, und es scheint fast, als wenn mit der Größe der Ereignisse die Menschen sich verkleinert hätten. Welch eine große und wichtige Periode ist in unserer Zeit ein Jahr! Ein Jahrhundert der alten Zeit ist nur ein Tag dagegen. Die gewaltigsten Ereignisse drängen sich einander; die Gegenwart geht schonungslos mit der Vergangenheit um, und zertrümmert in wenigen Tagen Zustände, welche ein Jahrtausend aufgebaut hat. Die Wissenschaften erweitern ihr Feld auf eine Weise, daß selbst ein Aristoteles darüber erschrecken würde; die Schüler steigen auf die Schultern ihrer Lehrer und was noch vor wenigen Jahren das wissenschaftliche Eigenthum weniger Eingeweihten war, ist heute zu einem profanen Gemeingut geworden. Und was ist die Folge dieses raschen Wechsels? Können wir uns einer reinen ungetheilten Freude über den Fortschritt der Menschheit hingeben? Können wir mit Stolz und Selbstgefühl diesem Jahrhundert zurufen: Auch wir sind deine Söhne? Oder sehen wir, daß der rasche Wechsel dieses Jahrhunderts nur ein Wechsel menschlicher Thorheit mit menschlicher Thorheit ist, daß die großen Bewegungen in der Politik ein kleines Menschengeschlecht nicht voranzutreiben vermögen, daß die Fortschritte der Wissenschaften weder die Köpfe heller, noch die Herzen der Menschen besser machen? Wie dem auch sei, jedenfalls leben wir in einer Uebergangsperiode, in welcher wir die Resultate der Vergangenheit den Hoffnungen der Zukunft überlassen müssen; uns reifen die Früchte noch nicht, welche der Genius dieses Jahrhunderts gesäet hat; kaum daß der erste Blüthenduft davon an uns heranweht.

Beim Beginne des verflossenen Jahres trafen wir von den beiden großen Ereignissen desselben das eine, die Nebraskabill, noch als das geheimnißvolle Embryo des politischen Verrathes; das andere dagegen, der europäisch-russische Krieg hatte schon längere Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das amerikanische Publikum hatte gerade die Präsidentenbotschaft von Franklin Pierce gehört, welche freilich wenig Bedeutendes und Erfreuliches bot, aber dennoch dem Lande versprach, jede Aufregung der politischen Leidenschaften zu verhüten und die Ruhe und Einigkeit auf dem politischen Felde aufrecht zu erhalten. Dies stimmte auch vollständig zu dem allgemeinen Willen des Volkes, wie er sich in der Wahl Franklin Pierce's kundgegeben hatte; die demokratische Partei hatte auf der Baltimore-Convention die feierliche Verpflichtung abgegeben, in der Sclavenfrage bei dem Status quo zu bleiben, und die bestehenden Gesetze und Compromisse in dieser Beziehung als ungültig zu betrachten. Auf diese Verpflichtung hin wurde die Wahl

vorgenommen. Wie sehr erstaunte man, als die Nebraskabill in den Senat gebracht wurde; als die furchtsame und zweideutige Haltung, welche ihre Anhänger Anfangs beobachtet hatten, in einen trotzigen Uebermuth überging; als die demokratische Partei durch ihre Führer gezwungen wurde, diese Bill als ihr Dogma anzunehmen; als die Administration alle Schleusen der Corruption öffnete, um die Bill im Hause durchzuführen, im Volke beliebt zu machen! Die nächste Folge dieser unvorbereiteten und unbesonnenen Maßregel war eine Zersplitterung der alten Parteien nach den zwei Richtungen hin, welche die Zukunft der amerikanische Politik bezeichnen, nach nördlichen und südlichen Prinzipien hin. Es bildete sich eine Fusions-Partei, welche die nördlichen Ansichten vertrat, während die südlichen Tendenzen sich um das Banner der Administration schaarten. Die Folgen davon sind bekannt. Nachdem den ganzen Sommer über gewühlt und agitirt wurde, schlug man in der Herbstwahl die Administration in den nördlichen Staaten mit großer Majorität, und damit endigte der erste Feldzug zwischen dem Süden und Norden. Gleichzeitig mit der Umwälzung der öffentlichen Meinung im großen Norden ging die Versclavung von Kansas vor sich, um so die Kluft noch größer zu machen, welche sich zwischen der nördlichen und südlichen Politik bildete.

Während die amerikanische Politik auf diese Weise die öffentliche Meinung beschäftigte, wüthete ein fürchterlicher Sommer in den Städten und im Lande, und Seuchen aller Art bevölkerten die Kirchhöfe. Zu diesem Elende gesellten sich vielfache Unglücksfälle in Land und See, welche zum größten Theile von solchen entsetzlichen Scenen begleitet und solchen verbrecherischen Nachlässigkeiten zuzuschreiben waren, daß die öffentliche Meinung darüber auf das Aeußerste empört wurde. Die Erndte gerieth in den Unions-Staaten nicht überall so gut, wie in den frühern Jahren; nur die Baumwollen-Erndte des Südens und die Getreiden-Erndte einzelner nördlichen Staaten, wie Wisconsin, Michigan und dem nördlichen Illinois u. s. w. war gut zu nennen. Da die Erndte in Europa im Allgemeinen günstiger war, als in Amerika, so verminderte sich der Export der Bodenprodukte bedeutend; dieser Thatsache, wie auch wohl in zweiter Reihe dem orientalischen Kriege, ist die Handelskrisis zu verdanken, in welcher wir uns gegenwärtig befinden. Trotz dieser mehrfach ungünstigen Umstände schritten die materiellen Verhältnisse der Union in gewohnter Progression fort; das Eisenbahnnetz wurde wesentlich vervollständigt, besonders in den mittlern Staaten, Ohio, Indiana, Illinois, und die Schifffahrt nahm in gleichem Maße zu. Leider ist der Bau der Pacifikbahn noch um nichts näher gerückt. Die Heimstätte-Bill ist in der letzten Landgraduations-Bill bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden; diese zwei Lieblingswünsche des amerikanischen Volkes müssen ihre Erledigung von der Zukunft erwarten.

Ueberhaupt, wenn man die Jugend dieses Landes, die Frische und Lebendigkeit aller hiesigen Zustände, die ungeheuern materiellen Reichthümer, die

tüchtige und gesunde Verfassung in's Auge faßt, so sollte man gewiß erwarten, daß hier der menschlichen Civilisation, der Freiheit, der Bildung eine große Bahn eröffnet würde. Alle Bedingungen sind hier vorhanden, um die Menschheit zu der höchsten Stufe der Bildung und des Glückes zu führen. Während die Natur alle ihre Segnungen darbietet, sind die hiesigen Zustände nicht wie Europa mit einer modernden Vergangenheit überladen, welche sich dem Fortschritt entgegenstellt. Hier in Amerika hat man noch nicht die Fehler früher Jahrhunderte zu büßen. Aber benützt das amerikanische Volk seine Vortheile? Ist es die frische, kräftige, große Nation, welcher die Menschheit ihre Zukunft anvertrauen kann? Wer möchte diese Frage bejahen? Das ist gewiß, daß, wenn der alte biblische Spruch gilt: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern", daß dann die Union große Verpflichtungen gegen die menschliche Gesellschaft zu erfüllen hat, Verpflichtungen, welche weder mit der Neutralität fremden Völkern gegenüber, noch mit der Sclavereipolitik übereinstimmen. Je freier ein Volk, desto mehr Ansprüche hat die Freiheit an dasselbe. Wenn man dies bedenkt, so erscheint die Gleichgiltigkeit des amerikanischen Volkes, — ja, des Volkes, nicht nur der Administration oder des Congresses, — gegen die kriegerischen Ereignisse in Europa als eine traurige Thatsache. Das Drama, welches sich gegenwärtig im Oriente abspinnt, ist von der größten Bedeutung; es ist eine Fortsetzung der Revolutionskriege, welche am Schlusse des letzten Jahrhunderts stattfanden; es ist eine Lösung der Frage, welche Napoleon in St. Helena der Menschheit zur Beantwortung hinterließ, nämlich: ob Europa republikanisch oder kosakisch werden solle. Wenn solche großen Fragen der Civilisation auf dem Spiele stehen, dann darf kein Volk sich gleichgultig verhalten, welches Ansprüche auf Civilisation hat.

Der russisch-turkische Krieg stand im Anfang des Jahres 1854 immer noch auf der Schwelle der diplomatischen Unterhandlungen. Kaum glaubte man, daß die Sache Ernst werden würde; selbst die betheiligten Mächte zweifelten noch an dem Ausbruche des wirklichen Krieges. Allerdings konnte man es schwerlich für möglich halten, daß das europäische Staatsgebäude einen solchen Stoß, einen allgemeinen europäischen Krieg, noch aushalten könne. Kaum aus einer gefährlichen revolutionären Katastrophe hervorgegangen, hatten die Regierungen des europäischen Festlandes es nur durch die Erschöpfung aller ihrer finanziellen und militärischen Hülfsmittel dahingebracht, sich eine momentane Ruhe zu sichern. In Frankreich hatte ein Handstreich die Regierung in die Hände eines Menschen gegeben, dessen Fähigkeit, über eine große Nation zu herrschen, mehr, wie zweifelhaft war. In Deutschland fand die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich fast an jedem der kleinen Höfe Nahrung; das Mißtrauen der Regierungen unter einander war fast eben so groß, als das Mißtrauen der Völker gegen dieselben. England war in der Lage, sich mehr mit innern Reformen befassen zu müssen, als mit auswärtigen Kriegen; seine politische Maschine konnte

nicht mehr arbeiten, wenn nicht eine Reform des Wahlgesetzes vorgenommen wurde. Das Unterhaus, in dem der politische Schwerpunkt Englands liegt, hatte schon seit einigen Jahren keine entschiedene Majorität für die eine oder andere Partei besessen. Der Zustand Italiens, Ungarns, Irlands, Spaniens war gewiß geeignet, vielfache Befürchtungen zu erregen. Genug, die politische Verhältnisse von ganz Europa waren schwankend und ungewiß; selbst Rußland nicht davon ausgenommen, denn wenn auch von den Krankheiten, welche im Innern dieses kolossalen Staatskörpers wütheten, nichts im übrigen Europa verlautete, so konnte man doch bei vielen Gelegenheiten und namentlich am Ungarkriege die äußerste Erschöpfung dieses großen Reiches merken. So lag in den Verhältnissen der europäischen Höfe allerdings kein großer Reiz zum Kriege, und man durfte sich daher nicht über die anfängliche Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Kriegsoperationen wundern. Von den Kriegsoperationen an der Donau hielten sich die Alliirten fern; im baltischen Meere machten sie sich mit der Einnahme von Bomarsund lächerlich; sie ließen die türkische Flotte bei Sinope zerstören. Erst der Zug nach Sebastopol gab dem Kriege eine entschiedene Wendung. Es sind unstreitig bei der Aufstellung der alliirten Armee große strategische Fehler gemacht worden, wie dies auch Kossuth in seiner letzten Rede am Polenfeste auf eine ausgezeichnete Weise nachwies. Ferner war die Hast, mit welcher man den Krieg nach Asien herüberspielte, ein deutliches Zeichen von der Furcht vor der Revolution, welche der Krieg in Europa leicht entzünden könnte. Indessen ist doch einmal der allgemeine Krieg in Sebastopel verpfändet; nach den Opfern, welche England und Frankreich dort gebracht haben, ist ein wiederholtes Aufnehmen der diplomatischen Verhandlungen kaum möglich; je schwieriger die Einnahme von Sebastopel wird, je mehr Opfer sie verlangt, desto dringender wird die Nothwendigkeit, dem Kriege ein näheres Terrain und einen größeren Spielraum anzuweisen. Der Name von Sebastopel wird eine verhängnißvolle Bedeutung in der Geschichte dieses Jahrhunderts einnehmen; es ist möglich, daß der Name für den kleinen Napoleon dieselbe Bedeutung hat, wie St. Helena für den Großen. Es ist möglich, daß die befreiten Völker Europa's künftig auf jenem Felsen, die jetzt von dem Blute dreier tapferer Armeen getränkt sind, ein Denkmal errichten, um den Sieg der Revolution zu feiern, welche von diesem Felsen aus die Reise um die Welt machte. Man hat mit Recht gesagt, die Belagerung von Sebastopol ist der Anfang des Anfanges; nun, wir wollen die besten Hoffnungen mit in das neue Jahr hinübernehmen.

Es ist vorauszusehen, daß die Neutralität der deutschen Mächte im nächsten Jahre nicht fortgesetzt werden kann. Die englische Tribüne und die französische Armee werden nicht dulden, daß fern in Asien Stöme von Blut vergossen werden, während in den Donaufürstenthümern und an der Grenze Polens die verkappten Bundesgenossen Rußlands Wache stehen. Je nachdem die deutschen Mächte Partei ergreifen, wird der Krieg an der westli-

chen oder östlichen Grenze von Deutschland ausbrechen; entscheiden sie sich für den Westen, so wird der Krieg sich nach Polen, den russischen Ostseeprovinzen und Gallizien hinziehen, und Deutschland kann möglicher Weise von der Kriegsfackel verschont bleiben. Im entgegengesetzten Falle aber trifft unser armes Deutschland wieder sein altes Loos, nämlich, die Schlachtfelder zu liefern, auf welchem die Nationen Europa's ihre Leichen umherstreuen.

Die spanische Revolution ging wie ein Meteor vorüber, welches für den Augenblick die Welt in Erstaunen versetzte, aber bald mit einer eckelhaften Entäuschung endigte. Die übrigen kleinen Staaten Europa's zeigten keine selbstständige Action, will man etwa Dänemarks contrerevolutionäre Gelüste abrechnen. Ueberall sieht man in den politischen Verhältnissen Europa's den Druck, den die Zukunft jetzt schon ausübt, die Furcht vor großen Umwälzungen, die Angst vor der Revolution und vor einem allgemeinen Völkerkriege. Diese Aussicht kann nur den nicht erschrecken, der hinter den sich aufthürmenden Wolken den klaren Himmel der Zukunft erblickt, der in den Gewitterstürmen der Gegenwart die schönen ruhigen Tage des Sommers nahen sieht. Niemals wird diese Hoffnung aus den Herzen der Völker verschwinden. Diese Hoffnung hält die Völker in den schweren Prüfungen des Krieges, der Armuth und des Despotismus aufrecht; diese Hoffnung begleitet den Vertriebenen in das Exil und schickt in die Nacht des Kerkers ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen. Wie Mancher, der ein glückliches Leben der Freiheit opferte und nun im Kerker oder im Exil ein einsames Weihnachtsfest feiert, wird an dieser Hoffnung sich aufrecht halten und zu besseren Tagen herübergerettet werden. Möge das nächste Jahr solchen Hoffnungen Erfüllung bringen.

Es wäre wohl verwegen, sich zum Profeten für das nächste Jahr aufzuwerfen. Die Weltgeschichte läuft unregelmäßige Bahnen, und die Wissenschaft, diese voraus zu bestimmen, besitzt keinen Kepler und Newton. Im Ganzen und Großen kennt man wohl den Weg, den die Geschicke der Völker nehmen; die Freiheit, die ganze und allgemeine Freiheit, ist ein Gesetz der Natur und muß in der Geschichte der Menschheit zur Erscheinung kommen. Aber das Wann? und das Wie? können wir nicht bestimmen. So viel ist gewiß, daß die Weltgeschichte nichts nach unseren persönlichen Wünschen fragt, daß vor den großen Weltbegebenheiten die einzelne Menschen wie Spreu im Winde verfliegen, und daß, wenn unsere Freude über die Triumphe der Civilisation ohne Beimischung von Trauer sein soll, wir die Opfer derselben vergessen müssen.

Racen und Nationalitäten.

Sclaverei und Nativismus.

Es gibt nur eine Menschenzunft, nur eine Menschenstirpe und nur eine Gattung, eben, weil er das ganze Thierreich ist.

Oken.

Die Kenntniß des Menschengeschlechtes und seiner verschiedenen Varietäten wurde in diesem Jahrhundert durch ausgedehnte Entdeckungsreisen, namentlich in der Südsee, bedeutend erweitert. Die verbesserte Methode der Forschung und Beobachtung, welche sich in allen Zweigen der Naturwissenschaften Bahn brach, erleichterte auch der Theorie der Racen und Nationalitäten. Der Fortschritt der Wissenschaft war in dieser Beziehung zunächst freilich mehr negativer, wie positiver Art. Es gelang weder ein übersichtliches System der Racen aufzustellen, noch über die wichtigsten Fragen Aufschluß zu erhalten. Aber eine Menge von Vorurtheilen wurden zerstört, eine Menge alberner Fragen aus dem Wege geräumt. Eine unparteiische sachkundige Beobachtung trat an die Stelle der unbegründeten Hypothesen, poetischen Fictione und religiösen Dogmen. Der Anthropolog heutiger Zeit braucht doch wenigstens mehr das Resultat seiner Beobachtungen auf das Procrustesbett religiöser Ueberlieferungen zu legen. Diese religiösen Ueberlieferungen über die Entstehung und Einheit des Menschen geschlechtes, über die Verbreitung der Racen, sind gewiß vielfach von großer poetischer Schönheit und bergen auch oft einen tiefen philosophischen Kern, aber sie lenken die naturwissenschaftlichen Forschungen von dem einzigen Wege ab, der zur Erkentniß und Wahrheit fuhrt, von dem Wege der Beobachtung und der inductiven Methode. Dieser schädliche Einfluß der religiösen Ueberlieferungen machte sich nicht nur bei denjenigen geltend, welche in ihrer Wissenschaft nur den Beweis der biblischen Aussprüche suchten sondern auch bei den Gegenfußlern, welche die Unverträglichkeit der Bibe mit der Wissenschaft beweisen wollten. In beiden Fällen bekam die Forschung eine schiefe Richtung. Bei naturwissenschaftlichen Untersuchunger darf man sich um nichts Anderes kümmern, als um die vorliegenden Thatsachen.

Es geschah unter dem Einflusse der religiösen Ueberlieferungen, daß man sich vorzugsweise um solche Fragen kümmerte, die am wenigsten zum Fortschritte der Wissenschaft beitrugen, aber am schwierigsten zu beantworten waren. Anstatt die Fähigkeiten, Anlagen nud Eigenschaften der verschiedenen Racen und Nationalitäten, die Einwirkung der Zone und des Klimas auf die Menschen und dergleichen praktische Dinge zu untersuchen, beschäftigte man sich mit der Frage: Stammen alle Menschen von einem Paare ab? Welcher Race gehört der Urmensch an? Wo ist die Wiege des Menschengeschlechtes?

Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß sich über die Naturgeschichte des Menschen zwei entgegengesetzte Ansichten bildeten, welche in Prinzip und Methode verschieden, vielleicht nur darin übereinstimmten, daß sie an einer großen Einseitigkeit litten. Die eine Ansicht, deren Hauptvertreter der Londoner Doctor Pritchard ist, vertritt conform mit der Bibel die Abstammung des Menschengeschlechtes von **einem** Paare. Diejenigen, welche dieser Theorie huldigen, brechen mehr oder weniger die Reihenfolge der Natur ab, wenn sie auf den Menschen zu sprechen kommen; sie betrachten den Menschen, selbst in seiner naturgeschichtlichen Beziehung, als ein höheres, als ein ideales Wesen, das man nicht als eine Fortsetzung des Thierreiches ansehen dürfe. Diese Theorie sucht die Racenunterschiede bloß als das Resultat des Klimas, der Beschäftigung, der Nahrung u. s. w. zu erklären, und legt denselben nur eine untergeordnete und verschwindende Bedeutung bei. Ihr gegenüber stehen die Naturforscher aus der Schule Linne's und später Cuvier's, welche die Menschen in eine Klasse mit den Affen und Fledermäusen setzten. Linne's „Primaten" wurden von Cuvier in drei Klassen getheilt, die Bimana (Zweihänder) Menschen, die Quadrumana (Vierhänder) Affen, und die Chiroptera (Handflügler) Fledermäuse. Es ist natürlich, daß eine solche Theorie auch nichts von der gemeinschaftlichen Abstammung des Menschengeschlechtes wissen will, nichts von der idealen Einheit der Menschheit; daß sie möglichst verschiedene Arten von Menschen annimmt, zwischen denen kein Uebergang und keine Vermittelung statt findet.

Wir haben beide Theorien als einseitig bezeichnet. Wir denken, daß man ganz gut die Einheit des Menschengeschlechtes vertheidigen kann, ohne die Fabel von Adam und Eva, von der einheitlichen Abstammung der Menschen, aufrecht zu erhalten. Wir denken, daß wir bei der naturgeschichtlichen Behandlung des Menschen denselben ganz gut an das Thierreich anreihen dürfen, ohne ihm seine idealen Eigenschaften zu rauben. Denn die Natur ist überall gut, schön und wahr, und diese Eigenschaften der Natur kommen im Menschengeschlecht zum Bewußtsein. Es war ein mißverstandener Stolz, welcher eine Kluft zwischen dem Menschen und den übrigen Produkten der Natur zog. Betrachten wir uns als natürliche Verwandte des Thierreiches, so finden wir in dem großen Unterschiede zwischen uns und den andern Thieren eher eine Befriedigung unseres Selbstbewußtseins, eine Nahrung für unseren Stolz, als wenn wir uns als Kinder eines allmächtigen und allweisen Gottes betrachten, von dessen Vollkommenheit wir so unendlich weit entfernt sind. Das Auge der Menschen muß immer aufwärts, niemals niederwärts schauen.

Im Menschen wiederholt sich die ganze Organisation der Natur; in ihm vereinigen sich alle Kräfte und Eigenschaften, deshalb hat man ihn Mikrokosmos (Welt im Kleinen) genannt. Wie ist es nun möglich, daß gerade das Menschengeschlecht eine von den andern Naturprodukten geson-

derte Stellung einnehmen soll? Warum soll gerade der Mensch, dieses vollendenste Naturprodukt, nicht eine Fortsetzung der Schöpfung, sondern eine neue Schöpfung, den Anfang einer Schöpfung bezeichnen? Die geringste Pflanze, das unentwickelste Thier kann nicht ohne Vorhergang ähnlicher Bildungen entstehen, und beim Menschen, bei dem vollendesten Naturprodukte, sollte dies möglich gewesen sein?

Freilich, wir finden einen großen, unverlöschbaren Unterschied zwischen dem niedrigsten Menschen und dem höchsten Thier, dem Chimpanesen oder dem Buschmann. Wir sehen in dem Unterschiede beider einen Sprung, welchen die Natur gemacht hat. Aber ist dies nicht überall der Fall? Ist nicht zwischen den verwandtesten Naturprodukten ein Sprung zu bemerken? Und dann, wie viele Zwischenglieder zwischen Affen und Menschen mögen schon durch die steigende Kultur des Menschengeschlechtes vernichtet werden sein? Wie lange wird es noch dauern, daß der Indianer den Platz, den er jetzt in der Reihenfolge der Racen einnimmt, leer läßt? Denn die Ciwiisatlion hat eine vernichtende Gewalt.

Berühmte Naturforscher haben darauf aufmerksam gemacht, daß der Mensch nicht nur die ganze Entwickelung der Natur in sich als Mikrokosmos zusammenfaßt, sondern daß er selbst die Reihenfolge der Thiere in seiner eigenen Entwickelung darstellt, ja, daß seine eigene Entwickelung selbst mit der geologischen Bildung der Erdrinde parallel läuft. Fletcher vergleicht den Foetus im ersten Monate mit der Melluska und der Gneis- und Schiefer-Bildung. Der Foetus des zweiten Monates mit den Fischen und der Kohlenformation; im dritten Monate steht der Embryo auf der Stufe der Schildkröte oder des neuen rothen Sandsteines und so geht die Reihenfolge fort durch die Klassen der Vögel, Nagethiere, Wiederkäuer, Sohlenläufer, Vierhänder, bis daß im 9. Monat der Mensch in vollständig menschlicher Bildung hervortritt.

Ein griechischer Maler malte eine Sammlung von ungefähr dreißig Bildern. Auf dem ersten war ein Frosch, auf dem letzten der Apoll von Belvedere abgebildet, und der Unterschied zwischen den beiden zunächst liegenden Bildern war so gering, daß ihn das schärfste Auge und die genaueste Prüfung nicht entdecken konnte. So hatte er durch eine geringe, dem bloßen Auge unzugängliche Aenderung der Linien aus einem Frosche den Apoll von Belvedere gebildet.

Wir denken, solche Vergleichungen zeigen besser, als alle reliösen Ueberlieferungen die Abstammung des Menschengeschlechtes. Als eine Fortsetzung, als eine Vervollständigung der übrigen Naturprodukte entstanden die Menschen überall da, wo die natürlichen Bedingungen dazu gegeben waren. Wir finden dieselbe Pflanzen auf den Cordilleren und den Abhängen des Himmalaja-Gebirges, welche wir auf den Alpen finden, vorausgesetzt, ähnliche Bodenbeschaffenheit und klimatische Bedingungen. So geht es auch mit den Menschen; wir finden sogar eine Uebereinstimmung der Sitten und

Gebäuche, der Relionen u. s. w. bei einer Uebereinstimmung der Klimate und anderer natürlichen Bedingungen. Ottfried Müller, dieser scharfsinnigste aller Alterthumsforscher, bewies dies durch ein treffendes Beispiel. Er führte aus, daß Theben in Böotien und Theben in Aegypten bloß durch die Aehnlichkeit der klimatischen und Bodenverhältnisse, solche interessante Uebereinstimmungen in Bezug auf die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche der Einwohner zeigten, daß die alten Griechen zu dem Glauben an eine Einwanderung von Egypten nach Böotien, die kadmeische Einwanderung, von der gar keine historischen Beweise existiren, verleitet wurden.

Wir finden überall, daß je höher ein Naturprodukt steht, es desto größere Verschiedenheiten und Varietäten zeigt. So zeigte sich auch der Reichthum der Natur auf eine verschwenderische Weise in den zahlreichen Menschenvarietäten. Diejenigen, welche an die Abstammung der Menschen von einem Elternpaare glauben, schreiben der Natur eine große Armuth und Einförmigkeit zu. Diejenige Natur, welche eine kleine Blume in Dutzenden von verschiedenen Varietäten bilden konnte, durfte gewiß bei ihrem höchsten und vollendesten Produkte, dem Menschen, der unter allen Naturprodukten die meisten Bestimmungen und Eigenschaften hat, keine Einförmigkeit beobachten.

Die Vielförmigkeit des Menschengeschlechtes hat den Gelehrten viel zu rathen gegeben. Die größte Verlegenheit war die, wie man den Menschen richtig in Klassen abtheilte. Die Naturforscher alten Schlages beschäftigten sich nämlich mehr mit ihren Systemen, wie mit der Natur selbst. Alles mußte systematisirt und rubrizirt werden; die wissenschaftliche Erkenntniß eines Naturproduktes bestand bei ihnen darin, demselben seinen Platz im Ssty me, seine Rubrik anzuweisen. Es wurden die verschiedensten Eintheilungen des Menschengeschlechtes versucht, die verschiedensten Kriterien der Unterscheidung angewendet. Wir wollen die gebäuchlichsten hier folgen lassen.

Blumenbach theilte die Menschenspezies in fünf große Varietäten, Kaukasier, Maleien, Amerikaner, Aethiopier, Mongolen. Die Basis seiner Eintheilung ist der Knochenbau, doch hat er auch die Verschiedenheit der äußern Form, der Farbe, des Haares berücksichtigt. Cuvier hat nur drei Hauptstämme des Menschengeschlechtes, die Kaukasier, die Mongolen, die Neger. Fischer hat sieben Racen, die Japetische, die Malaiische, Scythische, Amerikanische, Columbische, Aethiopische und Polynesische Race. Lesson zählt nach der Hautfarbe sechs Arten auf, nämlich weiße, nußbraunschwarze, orangenfarbige, gelbe, rothe und schwarze Menschen. Wenn man solche Eintheilungen sieht, könnte man mit Oken fragen, warum es keine blaue und grüne Menschen gebe. Dumeril hat ungefähr die Eintheilung Blumenbach's; nur fügt er eine hyperboräische Varietätät hinzu. Desmoulin zählt sogar elf Menschenracen: auf Celten, Mongolen, Aethiopier, Ost-Afrikaner, Süd-Afrikaner Malaien, Papus, Neger-Oceanier. Australier, Columbier, Amerikaner, während Linden-

schmidt sich mit drei Racen, Scythen, Celten und Mohren begnügt. Virey theilt die Menschen nach dem Gesichtswinkel ein, und findet, daß die weiße, gelbe, und dunkelfarbige Race den Gesichtswinkel von 85 bis 90 hat, während die dunkelbraune und schwarze Race einen Gesichtswinkel von 75 bis 85 Grad zeigten. Die allergleichgültigste und zufälligste Eintheilung ist wohl die von Bory de St. Vincent, welcher das Haar als unterscheidendes Merkmal annimmt. Er unterscheidet Racen mit glattem schlichtem Haar, und Racen mit krausem Haar. Merkwürdig, daß diese jedenfalls oberflächlichste Eintheilung in Amerika oft befolgt, und selbst bei den Entscheidungen der Vereinigten Staaten Gerichtshöfe in Sclavensachen berücksichtigt wird. Die gebräuchlichste Eintheilung der Menschenstämme, welches man gegenwärtig besitzt, ist jedenfalls die von Linnaeus Martin, welcher einen japetischen, neptunischen, mongolischen, prognatischen und occidentalischen Stamm unterscheidet.

Wir haben die bekanntesten Eintheilungen des Menschengeschlechtes — nach einer Uebersicht Bernhard Cotta's in seinen Briefen zum Kosmos — bloß zu dem Zwecke zusammengestellt, um unsere Leser von dem Mißlichen und Zweifelhaften solcher Klassifikationen zu überzeugen. Wir sehen, daß ein solches Bemühen nach Unterscheidungen und Eintheilungen keine feste, wissenschaftliche Basis hat und sehr leicht in beliebige willkürliche Spielereien hineinfällt. So gut, wie man das Haar oder die Farbe als Maßstab der Klassifikation annehmen kann, mag man auch die Finger, die Zehen, die Zähne oder sonst irgend eine Zufälligkeit zum Kriterium stempeln; so gut, wie man fünf, sieben, elf Racen aufzählt, kann man auch zwanzig oder dreißig Racen annehmen. Es ist hier der Willkür und der Spielerei offenes Thor gelassen. So viel ist gewiß, daß die Naturwissenschaft niemals zu einer definitiven und allgemein anerkannten Raceneintheilung kommen wird. Denn die Natur selbst hat die Menschen, so verschieden sie dieselbe auch gebildet hat, nicht in scharf bestimmte, streng unterschiedene Gruppen gesondert, sondern überall Mittelglieder und Verbindungen dazwischen gefügt, so daß die Grenzlinien einzelner Varietäten verschwinden. Die einzige vielleicht mögliche und zweckmäßige Eintheilung wäre vielleicht, wie Blumenbach angedeutet hat, die äthiopische und mongolische Varietät als die äußersten Extremen zu betrachten und in der kaukasischen Race die Einheit und den Mittelpunkt reinmenschlicher Bildung zu finden. Man könnte dann den amerikanischen Typus auf der Grenzlinie der kaukasischen und mongolischen, den malayischen Typus auf der Grenzlinie der kaukasischen und äthiopischen Race finden.

Die Jagd nach unterscheidenden Eigenschaften der Racen, nach zufälligen Kennzeichen und Eigenschaften gehört einer alten, jetzt glücklicherweise gänzlich verschwundenen Periode der Naturwissenschaft an, jener Periode, wo man die Thiere nach Zehen und Zähnen, die Pflanzen nach der Ziffer der Staubfäden eintheilte. Dies mechanische Verfahren erscheint um so un-

zulänglicher, je höher der Organismus steht, auf den es angewendet wird. Wenn man die verschiedenen Varietäten des Menschengeschlechtes unterscheiden will, so muß man den ganzen Menschen, den ganzen Organismus desselben, alle Aeußerungen seines geistigen und körperlichen Lebens zusammenfassen. Und wenn wir dies thun, finden wir zwischen den Individuen größere Unterschiede, wie zwischen den einzelnen Racen; wir können dann nicht das Menschengeschlecht in fünf oder sieben Racen abtheilen, sondern in Millionen verschiedener Arten. Denn jeder Mensch ist seine eigene Art. Einheit der Gattung, Unendlichkeit der Individualitäten: dies ist die Grundlage unseres Racensystemes.

Der mechanischen Klassifikation des Menschengeschlechtes gegenüber versuchte O k e n, die Menschenracen nach der geistigen Bildung und nach der Entwickelung der Sinnesorgane einzutheilen. Nach Oken ist der Schwarze der Hautmensch — Gefühlsmensch —; der Braune, der Malaye, der Zungenmensch; der Rothe, Amerikaner — der Geruchsmensch; der Mongole, der Chinese, der Ohrenmensch, und endlich der Kaukasier der Augenmensch. Dies ist gewiß eine sehr sinnige Eintheilung, welche zu interessanten historischen und anthropologischen Vergleichungen Veranlassung gibt. Man könnte sie noch wohl etwas vereinfachen, wenn man nach dem Vorgange einiger neuerer Naturforscher, welche nur drei Sinne annehmen, auch nur drei Racen annimmt. Diese Eintheilung würde dann auch mit der von Cuvier übereinstimmen. Man kann nehmlich den Zungen- und den Geruch-Sinn füglich dem Gefühlssinn unterordnen, und hat also die Zahl der fünf Sinne auf drei: Augensinn, Ohrensinn und Tastsinn vereinfacht. Es gäbe also drei Racen: die Kaukasier, die Augenmenschen, die Mongolen, die Ohrenmenschen, die Neger, die Gefühlsmenschen. Die Zwischenstufen zwischen diesen würden dann die Malayen — Zungenmenschen — und die Amerikaner — Nasenmenschen bilden. Wenn man denn nun einmal um jeden Preis Eintheilungen und Klassen haben will, so könnte diese am Ende noch die brauchbarste sein. Wie wir aber schon angedeutet haben, wir halten alle Eintheilungen und Systeme für ein mehr oder weniger willkürliches Thun und stimmen vollständig mit Prichard's Satze überein: „Es muß die Hypothese von einer begrenzten Zahl besonderer Racen und Hauptnationen, die ihre systemathische Klassifikation nach gewissen Körpergestalten bestimmt, aufgegeben werden."

Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, meinen wir dies in einer anderen Weise, als diejenigen, welche durch die Einheit des Genus, auch zugleich die Einheit der Abstammung zu beweisen glauben. Die Einheit des Menschengeschlechtes beruht im Geiste, in der Vernünftigkeit; der Zufall der Abstammung kann hier außer Betracht kommen. Wenn der dichterische Genius des Menschen in verschiedenen Ländern und Zeitaltern ähnlich geformte Werke schafft, wie z. B. der Genius Shakespeare's, Sophokles', Göthe's, so kann man doch nicht daraus schließen, daß der Eine

seine Werke von dem Andern abgeschrieben habe. Die verschiedenen Staatsformen, welche die Menschheit bisher bildete, stimmen Alle in gewissen Prinzipien und Institutionen überein, aber sehr selten ist es der Fall gewesen, daß bei der Bildung eines Staats man die früheren Staaten kopirte. Es ist nun einmal eine natürliche Eigenschaft des Menschen, Staaten zu bilden,— weßhalb Aristoteles den Menschen ein „politisches Thier" nannte, und deßhalb muß er überall politische Korporationen schaffen, wo er Gelegenheit dazu findet, und deßhalb werden trotz aller Verschiedenheit der staatlichen Institutionen die Grundformen der Staaten dieselben sein. So ist es auch mit der Racenverschiedenheit der Menschheit. Die Natur bringt überall menschliche Typen hervor, wo sich die äußern Bedingungen dazu finden; sie bildet unzählige Varietäten innerhalb einer und derselben Grundform. Wenn wir innerhalb dieser Varietäten einzelne größere, deutlich unterschiedene Hauptmassen bemerken, wie Neger, Mongolen, Kaukasier und die Uebergangsstufen und Vermittlungsglieder dazwischen oft nicht finden, so muß man bedenken, daß viele untergeordnete Völkerarten und Stämme in der Collision mit andern Völkern zu Grunde gegangen sind und auch noch zu Grunde gehen werden. Wir erinnern an die vielen Indianerstämme, welche schon ganz oder doch fast ganz ausgestorben sind, an das Verschwinden vieler Völkerstämme im alten Germanien und Gallien, an den Untergang zahlreicher Negerstämme an der Küste von Guiana u. dergl. Die Menschheit erleidet in dieser Beziehung dasselbe Loos, wie das Thierreich, von dem wir viele Arten in Skeletten und Versteinerungen finden, welche jetzt ausgestorben sind. Auf der andrn Seite bildet die Natur stets neue Typen, im Pflanzenreich, Thierreich, wie in der Menschheit. Man muß nicht glauben, daß die Schöpfungstage vorüber seien; jeden Tag bildet der kunstgeübte Gärtner neue Sorten von Rosen und Dalien; jeden Tag hört man von neuen Hunde- und Pferde-Varietäten; ja selbst die Menschheit bringt durch die Vermischung der Racen neue Völker hervor. Ebenso wie der Naturforscher beweist, daß heute noch dieselben chemischen und physikalischen Kräfte thätig sind, welche bei der Bildung unserer Erdrinde thätig waren, kann man auch noch heute dieselbe schaffende Kraft wahrnehmen, welche die ersten Völker der Weltgeschichte gebildet hat. So ist z. B. der amerikanische Typus ein Produkt der allerneuesten Weltgeschichte; schon fängt derselbe an, sich bedeutend von den übrigen anglo-saxonischen Volkstyppen merklich zu unterscheiden. Diese Unterscheidung fängt mit der Veränderung der geistigen Eigenschaften an, der Beschäftigungen, der Neigungen und Leidenschaften und prägt sich allmählig in der Physiognomie und im Schädel ab. In den meisten Fällen kann man an der Physiognomie den Amerikaner von dem stammverwandten Engeländer unterscheiden. Diese Unterschiede werden immer noch mehr zunehmen und sich der Bildung des Schädels selbst mittheilen. Dies ist ja eigentlich der Grund der Phrenologie, daß der Mensch seinen eigenen Schädel, wie überhaupt seine ganze Leiblichkeit, selbst bildet,

daß der Schädel gewissermaßen nur eine Verknöcherung seines ganzen geistigen Wesens ist. Jede große geschichtliche Veränderung wird eine Veränderung des menschlichen Typus zur Folge haben. Ebensowenig wie man in dem heutigen Griechenland noch die Formen des antiken Marmors findet, wird man noch in einigen tausend Jahren in Amerika jene spitzen Nasen, länglich ovalen Antlitze, schmalen Backenknochen u. s. w. finden, welche den Typus des jetzigen amerikanischen Volkes ausmachen. Wenn die Menschheit auch in ihrer äußerlichen Bildung oft Rückschritte zu machen scheint, so können wir doch im Allgemeinen annehmen, daß die Formen derselben sich immer mehr und mehr veredeln und vergeistigen werden. Wir sehen schon jetzt, daß im Allgemeinen jede neue Spielart der Menschheit, welche aus der Kreuzung verschiedener Racen oder Völker entsteht, schöner wird, als die Varietäten, aus denen sie gebildet wurden, während z. B. die Abkömmlinge solcher Familien, die immer mit einander sich verheirathen, wie die spanischen Granden, die europäischen Königsfamilien, sichtlich degeneriren. So sehen wir, daß die Natur selbst dazu einladet, durch Kreuzung verschiedener Arten neue und edlere Arten zu begründen, daß sie noch nicht mit der Schöpfung des Menschen zu Ende ist, sondern daß der sechste Tag der Genesis immer noch fortdauert.

Es widerstrebt ganz dem Entwickelungsgesetze der Natur und der Menschheit, fest bestimmte Formen anzunehmen, an welche einzelnen Racen, Völker und Völkerstämme gebunden sind. Dieser Fehler liegt der Racentheorie, wie der Phrenologie zu Grunde. Beide Theorien legen den größten Nachdruck auf den Bau des Schädels und machen von ihm die Individualität des Menschen abhängig. Es kommt nun gewiß auf die Bildung des Schädels viel an, namentlich bei der Unterscheidung der Racen. Aber man darf den Schädel nicht als die absolute Schranke des menschlichen Geistes betrachten, die gar nicht verückt oder erweitert werden könnte. Die steigende Intelligenz des Menschengeschechtes wird auch den Schädel verändern. Die einzelne Typen der Menschenvarietäten werden sich immer mehr und mehr nähern; die Kreuzungen der Racen schaffen unendlich viele Zwischenglieder zwischen den Hauptracen, und verwischen alle scharfen Grenzlinien; die der Kultur unzugänglichen Stämme werden vernichtet werden. So wird der menschliche Typus sich immer mehr und mehr egalisiren, und die Idee der Einheit des Menschengeschlechtes sich auch der leiblichen Form immer deutlicher ausprägen.

Fürwahr, wenn wir bedenken, wie veränderlich, zufällig und unbestimmt die Grenzen zwischen den einzelnen Menschenvarietäten sind, so müssen wir große Zweifel tragen, bei unseren politischen und socialen Einrichtungen, bei den Fragen des Rechtes und der Freiheit, die Racenunterschiede als eine absolute Norm anzunehmen. Dieses widerspricht nicht nur den Forderungen des Rechtes, sondern auch den Gesetzen der Natur. Wollen wir einmal das Recht, wie es in unserem bürgerlichen und politischen Leben existirt,

nicht mehr als eine allgemeine, absolute Regel annehmen, sondern es von der Hautfarbe, Schädelbildung und dem Haarwuchs abhängig machen, dann ist jeder Willkühr Thür und Thor geöffnet, und es ist dann nur von Privilegien für die bevorrechtete Klassen, aber nicht mehr von dem allgemeinen Menschenrechte die Rede. Stellen wir die am wenigsten ausgebildete und unvollkommenste Menschenrace nicht unter dieselben Bestimmungen des allgemeinen Rechtes, wie die höchste und vollkommenste, so dringt die Ungleichheit und das Unrecht vermittelst der vielen Zwischenstufen allüberall hin, und die ganze Menschheit wird davon angesteckt werden. Es ist nicht möglich, eine Grenzlinie zwischen Freiheit und Unfreiheit zu ziehen, weder eine geographische, noch eine ethnographische. Weichen wir einmal von den Grundlagen des Rechtes ab, wo sind dann die Schranken des Unrechtes! Geben wir dem Weißen die Freiheit, dem Schwarzen die Sklaverei, was geben wir dann dem Manne, in dessen Adern gemischtes Blut fließt? Consequenter Weise müßte man ihm einen Zustand geben, in welchem im Verhältniß zur Hautfarbe Freiheit und Sklaverei gemischt wäre. Da dies nicht möglich ist, so läßt man den farbigen Mann nach der bestehenden Praxis ganz einfach in der Sklaverei sitzen. Die Freiheit steigt nicht im Verhältniß mit der weißen Farbe zu den schwarzen Menschen hinunter, sondern die Sklaverei begleitet den letzten Blutstropfen der afrikanischen Race bis an die äußere Grenze der kaukasischen Race, ja bis Mitten in dieselbe hinein, bis in das innerste Heiligthum der Familien. Schon daran sieht man die vollständige Unnatürlichkeit und Unvernünftigkeit der bestehenden Racentheorie, einer Theorie, nach welcher die Väter ihre eigenen Kinder als Sklaven behandeln und verkaufen können. Und für eine solche Unmenschlichkeit und Unnaturlichkeit hat man die Natur selbst verantwortlich machen wollen, indem man aus der Verschiedenheit der Racen die Ungleichheit der Rechte folgerte.

Wir geben zwar zu, daß die äthiopische Race der kaukasischen untergeordnet sei, ja sogar, daß die Unterschiede zu Ungunsten der äthiopischen Race eine Naturbestimmtheit bilden, von der wir nicht mit Sicherheit behaupten können, daß sie jemals verschwinde. Diese Unterschiede werden in der Weltgeschichte immer ihre Wirkung äußern; die äthiopische und mongolische Race mit ihren Nebenzweigen wird sich niemals vielleicht des Grades der Civilisation und Wohlseins erfreuen, zu dem die kaukasische Race gelangt. Die Neger haben bisher, wenn sie sich selbst überlassen blieben, stets im Zustande der äußersten Verwilderung gelebt; es gelang ihnen nie, eine Art Literatur, von Recht, von geordnetem Staatswesen oder bürgerlicher Gesellschaft zu bilden. Die Gerüchte von großen, wohlgeordneten Negerrepubliken im Innern von Afrika, von denen auch Julius Fröbel in seiner socialen Politik erzählt, haben bisher immer noch auf ihre factische Bestätigung gewartet und werden wohl immer zur Klasse der Fabeln gezählt werden. Nur im Verkehr und in Berührung mit der kaukasischen Race entwickelt der

Neger seine geistigen Eigenschaften und auch diese nur in einem geringen Grade. Wir wollen nicht darüber streiten, ob das Gehirn des Negers der allgemeinen Regel nach kleiner sei, als das Gehirn des Europäers; wir haben schon gesehen, daß solche Ungleichheiten im Laufe der Zeit und durch die Einwirkung der Civilisation verändert werden können. Die merkwürdigen und auffallenden Unterschiede zwischen den Negern, die in ihrem Naturzustande in Afrika leben, und den Negern, welche auf den westindischen Inseln und im Norden der Vereinigten Staaten leben, beweisen eine sehr große und bewunderungswürdige Empfänglichkeit für die Einflüsse der Civilisation und dieser Empfänglichkeit kann man unbesorgt die Zukunft der äthiopischen Race anvertrauen.

Gesetzt auch, daß die Stellung der äthiopischen und der andern farbigen Racen der kaukasischen gegenüber immer eine untergeodnete sei, so ist dies eine Thatsache, welche mehr den Humanisten und Philanthropen interessirt, wie den Politker und Gesetzgeber. Nicht alle, die zu gleichem Rechte berufen sind, sind auch zu gleichem Glücke, zu gleicher Bildung, zu gleichen Genüssen berufen. Dies letztere hängt aber von der Individualität der einzelnen Menschen selbst ab. Werden in Zukunft die Aethiopier eine minder angesehene, mächtige und intelligente Klasse bilden, als die Kaukasier, so ist dies eine natürliche Folge ihrer geringeren Fähigkeiten, und man kann Niemandenf als der Natur selbst darüber Vorwürfe machen. Aber das gleiche Recht muß Allen werden, dem Neger, wie dem Weißen; die Benützung desselben bleibt den Betheiligten selbst überlassen.

Das allgemeine Menschenrecht ist ein viel bestrittenes Thema, um welches man nicht allein in den Hörsäälen der Philosophie, sondern auch auf den Barrikaden der Revolution gekämpft hat. Es ist ein Satz, für den man vielfach religiöse Beweise suchte und dessen Wahrheit oft durch religiöse Dogmen verdunkelt wurde. Diejenigen, welche nicht an das religiöse Dogma von „Einem Hirten und Einer Heerde" glaubten, kamen in Gefahr, das allgemeine angeborene Menschenrecht zu läugnen. Sie sagten, der Mensch müsse sich erst seine Rechte selbst erwerben; das Recht sei eine That der Geschichte, keine Eigenschaft der Natur:

„Nur der verdient die Freiheit, wie das Leben,
Der täglich es erobern muß"

sagt Göthe. Die angeborenen Rechte scheinen allerdings mehr auf einer philosophischen Abstraktion, als auf juristischen Beweisen zu basiren, und man kann nicht läugnen, daß sehr viel Unklarheit und Unbestimmtheit in diesem Ausdrucke herrscht. Gewiß, das Recht ist ein Resultat der Geschichte und es bildet sich erst aus den gesellschaftlichen und politischen Bestrebungen der Menschen heraus. Ein Recht ohne Staat, ohne Civilisation ist nicht zu denken. Aber wenn das Recht auch kein angeborenes, sondern ein erworbenes Gut ist, so folgt daraus doch nicht, daß die uncivilisirten Völker keinen An-

spruch auf Recht hätten. Die Menschenrechte bilden ein Besitzthum, das die civilisirten Völker für die ganze Menschheit erworben haben. Als die Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten proclamirt wurde, hieß es nicht, wir wollen das Recht nur fur einzelne Menschen, Stämme, Völker oder Racen, sondern für alle Menschen. Als die erste französische Revolution losbrach, proclamirte man die Menschenrechte nicht nur fur die Franzosen, sondern für die ganze Menschheit. Die Anerkennung der Menschenrechte mag am Ende keine That, keine Errungenschaft der Mongolen oder der Aethiopier sein, oder trotzdem haben Mongolen und Aethiopier Anspruch und Theil daran. Die allgemeinen Menschenrechte sind einmal durch die Geschichte sanktionirt und bilden die Grundlage der modernen Civilisation. Deßhalb müssen wir auch für den Neger gleiches Recht verlangen, wie fur uns, nicht um des Negers willen, sondern um unserer selbst, um unserer eigenen Civilisation willen. Wollen wir nicht mehr die allgemeinen Menschenrechte anerkennen, geben wir damit unsere eigene Civilisation auf.

Wir haben schon gesehen, wie unbestimmt, veränderlich und undeutlich die natürlichen Grenzlinien zwischen den einzelnen Racen sind. Wollten man das Recht diesen Grenzlinien folgen lassen, so würden alle festen und deutlichen Bestimmungen aufhören. Von Recht wäre gar nicht mehr die Rede, sondern nur von einzelnen Vorrechten und Privilegien. Die Racenunterschiede sind am Ende noch viel schwerer zu verfolgen, als die Völkerunterschiede. Diese sind viel augenfälliger als jene. Welch einen constanten und unveränderlichen Typus zeigt z. B. das jüdische Volk. Sehen wir das berühmte Gemälde von Leonardo da Vinci, „das Abendmahl" an, so finden wir dort den jüdischen Typus in seinen mannigfaltigsten Schattirungen, aber die Stammeseinheit prägt sich in allen Gesichtern aus. Nun, diese Physiognomien Leonardo da Vinci's können wir überall finden, wo wir Juden begegnen, in Polen, wie in Portugal, in Armenien, wie im fernen Westen der neuen Welt. Noch schärfer, wie in der Physiognomie prägt sich ihre Stammeseigenthümlichkeit im ganzen Character, in Gewohnheiten, Sitten, Gebräuchen u. s. w. aus. Im Mittelalter benützte das Vorurtheil des Volkes diese Stammesunterschiede zn Verfolgungen und Unterdrückungen, und noch heute findet in den meisten Ländern Europa's den Juden gegenüber eine Rechtsverweigerung statt, welche mit der Civilisation dieses Jahrhunderts im schroffsten Widerspruche steht. Es ist derselbe Fehler hier, wie dort, bei der Judenverfolgung, wie bei der Negersklaverei; man macht die Menschenrechte von Stammesunterschieden abhängig. Das Resutat dieses Verfahrens ist dann am Ende die Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren, ein Faustrecht, das an die rohesten Zeiten der Vergangenheit erinnert.

Solche Judenverfolgungen beabsichtigt man auch in Amerika; man möchte von gewisser Seite her die eingewanderten Bürger ebenso recht-, ehr- und

wehrlos durch die Welt jagen, wie im Mittelalter die Juden und die Zigeuner. Der Nativismus wurzelt vollständig auf dem Boden der Racentheorie der Sklavenhalter, auf dem Boden der Judenedikte des Mittelalters, auf dem Boden des Faustrechtes und jeder Brutalität, welche sich der Starke gegen den Schwachen erlauben kann. Dieser Standpunkt ist in der gegenwärtigen Zeitperiode ein Anachronismus. Schon das Christenthum proclamirte die allgemeine Idee der Menschheit; schon Hugo Grotius entwarf die Grundlagen des Völkerrechtes, und die beiden großen Revolutionen am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts erklärten diese Theorien als ein allgemeines Gesetz. Der Nativismus vergißt, daß der Begriff von Volk und Staat längst nicht mehr identisch ist, daß die Begriffe Staat, Recht, Freiheit viel weiter gehen, als der Begriff des Volkes oder Stammes. Fast keiner der größeren Staaten der Gegenwart repräsentirt irgend ein bestimmtes Volk; Oesterreich, Preußen, England bilden ein Conglomerat der verschiedensten Völkerstämme, und selbst Frankreich, das unter allen Ländern Europa's noch am meisten von nationaler Eitelkeit geplagt wird, muß Arabern und Mameluken das französische Bürgerrecht geben. Um wie viel mehr muß die nordamerikanische Union von allen nationalen Unterschieden absehen, da sie eine durchaus ideelle und rationale Grundlage hat und in ihrer ganzen Verfassung und in allen ihren Institutionen ein kosmopolitisches Gepräge zeigt. Fürwahr, diejenigen, welche die Union in die Schranken einer bestimmten Nationalität bannen wollen, verkennen ganz den großartigen Character dieses Staatsgebäudes; sie haben nicht Achtung genug vor ihrem eigenen Staate, sonst würden sie demselben nicht so enge Grenzen ziehen.

Die Nationalitätssucht ist in mancher Beziehung noch bedenklicher, wie die absolute Racentheorie, weil zwischen den verschiedenen Nationen viel mehr Veranlassung zur Eifersucht und Unterdrückung vorhanden ist, als zwischen den verschiedenen Racen. Auch ist der nationale Typus viel schärfer und energischer ausgeprägt, als der Typus einer Race. Die Racenunterschiede sind bloß natürliche Differenzen; die nationalen Unterschiede dagegen geschichtliche Verhältnisse, welche durch den Willen und die Thätigkeit der Nationen selbst entstanden sind. Die romanischen, die slavischen und germanischen Nationen Europa's zeigen in ihrer körperlichen, wie in ihrer geistigen Bildung Unterschiede und Gegensätze, welche sich vielleicht niemals verwischen werden. Nichts könnte nun falscher sein, als diese nationalen Unterschiede zum Maßstabe der Politik und des Völkerrechtes zu machen. Wir haben eine Menge solche Versuche gesehen, von den panslavistischen Bewegungen an bis zu jenem Werke des französischen Höflings „das Zeitalter der Cäsaren". Aber die Erfahrung hat immer gezeigt, daß solche nationale Bestrebungen sich entweder in Phantastereien auflösten oder zum blinden Werkzeug irgend eines reaktionären Verbrechens mißbraucht wurden.

Es gibt unter den Völkern, wie unter den Racen Aufgangs- und Niedergangs-Stufen. Wir sehen mitten in der civilisirten Welt Nationen nach

und nach vom Schauplatze der Welt verschwinden, in ähnlicher Weise, wie die Indianerstämme in Amerika oder die Negervölker an der Küste von Guinea. Wir sehen, wie die Völker romanischer Abkunft ihre weltgebietende Stellung aufgeben. Spanien, Portugal erinnern nicht mehr an ihren Ruhm der Vergangenheit; Italien ist, nach den Worten des österreichischen Diplomaten, nur noch ein geographischer Name; die spanischen Reiche und Republiken in Central und Südamerika zerfallen rasch, und sogar die Nation des Ruhmes und der Siege, Frankreich, bietet uns in den letzten Jahren ein Beispiel großer moralischer Schwäche. Dagegen zeigen sich die Völker anglo-sächsischer Abkunft noch in voller Manneskraft; der deutsche Geist wirkt in Wissenschaften und Künsten, wie zu den Zeiten des alten Ruhmes; England ist immer noch die meerbeherrschende Nation und Canada und die Union geben jedes Jahr von einem riesenmäßigen Fortschritte der Civilisation Kunde. Wenn wir den panslavistischen Schriftstellern glauben wollen, so sind es gerade die slavischen Nationen, welche die Jugend der Menschheit vertreten, und von denen Europa seine Regeneration erwartet. Wie dem auch sei, wir sehen hier die größten Unterschiede in der geschichtlichen Entwickelung, in der politischen Verfassung, in der gesellschaftlichen Bildung. Diese Unterschiede sind für den Geschichtsforscher von großer Wichtigkeet; sie geben dem Anthropologen einen wichtigen Stoff zur Beobachtrng; sie dürfen in mancher socialen und kulturhistorischen Beziehung nicht übersehen, aber niemals bei den großen und allgemeinen Fragen des Rechtes berücksichtigt werden. Das Recht ist für alle Menschen gleich, wie das Leben und wie der Tod; alle Ungleichheiten der Race, der Nationalität, der Individualtät verschwinden vor diesem Tribunale.

Wenn wir den Menschen nicht nur nach einzelnen äußerlichen Kennzeichen, wie Hautfarbe, Haaren u. s. w., sondern nach seiner ganzen geistigen und körperlichen Wesenheit und Wirklichkeit, nach seinem ganzen Character, nach seiner natürlichen und geschichtlichen Entwickelung betrachten: dann finden wir, daß die individuellen Unterschiede viel größer sind, als die Unterschiede der Racen und Nationalitäten. Wir finden sehr häufig sogar in derselben Familie Unterschiede, welche die Verschiedenheiten zwischen den am weitesten auseinanderliegenden Racen übertreffen. Wir finden oft Brüder, die an Anlagen, Character, Sitten und Gewohnheiten sich mehr von einander unterscheiden, wie mancher Neger vom Weißen. Je höher der Mensch steht, je entwickelter er in geistiger nnd körperlicher Beziehung ist, je mehr Bestimmungen und Eigenschaften er hat, desto mehr unterscheidet er sich von seinen Nebenmenschen. Den Inbegriff von unterscheidenden Merkmalen nennt man Persönlichkeit, Individualität, und je mehr dieser unterscheidenden Merkmalen vorhanden sind, desto fester, unabhängiger und energischer ist die Individualität. Wollte man also von der Persönlichkeit selbst, von den geistigen und körperlichen Eigenschaften des Menschen, das Recht, die politische Freiheit, das Bürgerthum u. s w. abhängig machen,

dann gäbe es tausende verschiedener Arten von Rechten, von denen am Ende nur das Recht des Stärkern übrig bliebe, nemlich das absolute Unrecht.

Die geistigen und natürlichen Qualifikationen des Menschengeschlechtes werden sich allerdings vielfach geltend machen, im gesellschaftlichen Leben, in den verschiedenen Berufskreisen, in den Wissenschaften und Künsten, in der Literatur u. s. w. Niemand kann in Bezug hierauf eine gleiche Stellung beanspruchen. Der Mensch ist, nach einem alten Sprichwort, selbst Schmied seines Schicksales, und so verschieden wie die Thätigkeiten und Fähigkeiten der einzelnen Menschen sind, so verschieden werden auch ihre Schicksale sein. Aber das Recht steht über allen diesen wechelnden und ungewissen Eigenthümlichkeiten erhaben, und vor seinem Richterstuhl sind alle Menschen gleich.

Es is eine lange Kette, welche die Menschheit bildet. Von dem Chimpanesen oder Buschmann bis zum Apoll von Belvedere, von einer pietistischen Betschwester bis zur Medizeischen Venus, von einem Hunkerredakteur bis zu einem Göthe oder Humboldt ist ein langer, langer Weg. Die Weltgeschichte erlaubt einem Jeden, am Rande dieses Weges sich seinen Platz auszusuchen; sie erlaubt einem Jeden, groß oder klein, dumm oder gescheut zu sein; — aber sie muß Jedem den gleichen Schutz der Gerechtigkeit, den gleichen Antheil am Rechte sichern.

Zur Kritik des Nativismus.

(Aus dem „AMERICAN LIBERAL“.)

Nachdem die Agitation über die Nebraskabill in den letzten Herbstwahlen ihren Höhenpunkt erreicht hatte, wurde ein neues Thema an die Spitze der politischen Diskussion gestellt, die Agitation gegen die politischen Rechte der eingewanderten Bürger. Da die öffentliche Meinung hier in Amerika sehr leicht erregbar ist, und jedes Thema, welches vor ihr Tribunal gebracht wird, mit großer Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit behandelt, so wurde auch die Frage über die Naturalisations-Gesetze mit einer Gereiztheit behandelt, welche häufig die ruhige Ueberlegung und den gesunden Menschenverstand verdrängte. Wenn wir den Gang der politischen Ereignisse und der öffentlichen Meinung während der letzten Jahren verfolgen, finden wir keine genügenden Motive, weßhalb gerade diese Frage mit so großem Interesse discutirt wird. Es gibt andere politische Fragen, welche der Aufmerksamkeit des Volkes viel näher liegen. Wir können uns der Vermuthung nicht erwehren, als sei diese Frage von einigen intriguanten Politikern nur deßhalb aufgeworfen, um die politische Situation zu trüben, um der Agitation gegen Sclaverei ein unreines Element beizufügen, um die Versuche zur Bildung neuer Parteien, welche durch die Nebraskabill hervorgerufen

wurden, gleich im Anfange auf eine unrechte Bahn zu lenken. Wie dem auch sei, die eingewanderte Bevölkerung sieht sich mit Verwunderung in den Mittelpunkt der politischen Agitation versetzt, und von Feinden angegriffen, von Freunden vertheidigt, deren Rollen umgetauscht zu sein scheinen.

Wir würden in den Fehler unserer Gegner fallen, wollten wir diesen Gegenstand von dem Standpunkt unseres eigenen Interesses, von dem Standpunkt unserer Nationalität und unserer Geburt aus behandeln. Es gibt ein weiteres und größeres Terrain, auf dem wir kämpfen. Die Tendenz des Jahrhunderts, die Bedingungen der Civilisation unserer Zeit, die Geschichte, die Verfassung und der Charakter dieser großen Republik weisen den Nativismus als einen Anachronismus zurück, als ein Ueberbleibsel mittelalterlicher Einrichtungen, welche der Genius der Weltgeschichte überwunden hat.

Es ist nicht mehr an der Zeit, eine chinesische Mauer zwischen den verschiedenen Nationalitäten zu errichten. Es ist nicht mehr an der Zeit, nach Stammbäumen der einzelnen Individuen oder der Nationen zu fragen. Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht mehr wie der Leibeigene des Mittelalters "glebae adscriptus", an die Scholle gefesselt, wo er geboren; er ist ein Weltbürger, der in allen Theilen der Erde ein Heimathrecht hat, der überall zu Hause ist, wo er Freiheit findet. Die Form der Nationalitäten, in welcher sich früher die Weltgeschichte entwickelte, wo die einzelnen Abschnitte derselben die Namen der jedesmal herrschenden schenden Völker trugen, wo dem Griechen nur Barbaren, dem Römer nur unterjochte Völker entgegenstanden; wo die verschiedenen Nationen ihre eigenen Götter, ihr eigenes Recht und Gesetz, ja sogar ihre eigene Civilisation hatten: diese Form ist der Menschheit zu enge geworden; der Gott des Christenthums ist der Gott der ganzen Menschheit;*) wir haben ein Völkerrecht, das überall gilt; das Gesetz der Freiheit lebt in der Brust jedes denkenden Menschen; die Civilisation dieses Jahrhunderts ist allen Völkern gemeinsam.

Wo sich noch in den politischen Kämpfen der Gegenwart nationale Tendenzen zeigen, sind dieselben reaktionär, mit dem Geiste des Jahrhunderts

*) Dieser Ausdruck ist von einigen Blättern des privilegirten und alleinseligmachenden teutschen Radicalismus angegriffen worden. Man hat plötzlich entdeckt, daß wir an das Christenthum und an den christlichen Gott glauben. Diese Naivität und Kindlichkeit der Auffassung hat uns sehr gefreut. Es ist prächtig, wie leicht man in Amerika in den Geruch der Frömmigkeit kommen kann. Solche Auffassung ist übrigens von großer Tragweite. Wenn wir sagen, Aphrodite war die Göttin der Schönheit, so fällt man mit der Beschuldigung über uns her, ein Heide zu sein und dem Venusdienst zu huldigen. Wenn wir die verwegene Aeußerung fallen lassen: Mercur ist der Gott der Diebe, so heißt es: Der Teufelskerl betet den Mercur an und ist unter eine Diebsbande gegangen. Allerdings, nur der Verstand hat seine Grenzen, nicht aber der Unverstand und der Mißverstand.

Wir verweisen übrigens auf unseren Aufsatz in dieser Nummer der „Atlantis" über die mythische und historische Seite des Christenthums. Wahrscheinlich wird unser Heiligenschein dadurch vervollständigt werden.

im Widerspruch, der Freiheit und Civilisation feindlich. Wir haben davon in Europa betrübende Beispiele gesehen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die revolutionären Bestrebungen der letzten Jahre hauptsächlich an diesen nationalen Tendenzen gescheitert sind. Frankreichs Freiheit wurde durch die Erinnerung an die "gloire" der "grande nation" getödtet. Deutschland verlor mit nationalen Spielereien, mit Kriegen gegen Dänemark, mit Reichsverfassungen und dergleichen die Zeit, welche zur Begründung seiner Freiheit hätte verwendet werden können. Italien wollte den Kampf gegen Oesterreich aus eigenen Mitteln durchführen, und wies die Hülfe der französischen Republik zurück. Ungarn's tapfere Armee ließ sich auf ungarischem Boden durch russische Uebermacht zerschmettern, während es ihr möglich gewesen wäre, den Krieg und die Revolution nach Deutschland zu tragen; die ungarischen Generäle wollten lieber die ungarischen Grenzen, als die Prinzipien der Freiheit vertheidigen. Selbst die kleine badische Revolution hätte große Folgen haben können, wenn sie sich nicht als eine spezifisch-badische Nationalangelegenheit betrachtet, und in die badischen Grenzen eingeschlossen hätte.

Die nativistischen Bestrebungen in Amerika sind ähnlichen Ursprungs und haben ähnliche Wirkungen, wie die nationalen Bestrebungen in Europa. Hier wie dort wird die politische Freiheit sehr dadurch beeinträchtigt. Der Kampf gegen die Sklaverei, gegen die Corruption in der Verwaltung, gegen die Umtriebe bei den Wahlen u. s. w. könnte viel nachdrücklicher geführt werden, suchten nicht immer die nativistischen Intriguen Zwiespalt in den Reihen der Parteien zu erregen und die öffentliche Aufmerksamkeit von den wichtigsten Fragen der Politik abzuziehen.

Wir haben kaum nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß es eigentlich gar kein „amerikanisches Volk" gibt, um auf die prinzipielle Widersinnigkeit der nativistischen Bestrebungen in Amerika aufmerksam zu machen. Diejenigen, welche sich Amerikaner nennen, sind aus allen Winkeln der Erde hier zusammen gekommen; sie sind Söhne der verschiedensten Nationen, nicht durch gemeinsame Abstammung, sondern nur durch ein gemeinsames Prinzip, das Prinzip der bürgerlichen, politischen und religiösen Freiheit untereinander zu einem Ganzen verbunden. Ferner ist das Band, welches die einzelnen Staaten der Union zusammenhält, so locker, daß, wie selbst ein berühmter amerikanischer Staatsmann, Colhoun, zugesteht, von einer „amerikanischen Nation" füglich nicht gesprochen werden kann. Es fehlt den nativistischen Bestrebungen also jede ethnographische, historische und politische Basis.

Wenn nun trotzdem die Amerikaner, die sich vorzugsweise gern das Wort „praktisch" beilegen und auch im Allgemeinen als praktische Leute bekannt sind, diesen nativistischen Bestrebungen einen weiten Spielraum eröffnen und große Wichtigkeit beilegen, so muß ein dringendes und zwingendes Mo-

tiv dazu vorhanden sein. Denn man kann von einer Nation, welche im Allgemeinen ihre Bedürfnisse und Interessen kennt, wohl nicht voraussetzen, daß sie ohne Gründe und Zwecke handeln werde. Der Anblick, den die eingewanderte Bevölkerung gewährt, ist freilich etwas bunt und verwirrt, und wir verhehlen es nicht, daß ein etwas ängstlicher Mensch dabei wohl Besorgniß empfinden kann. Der Asiaten, dieser abgefeimten, demoralisirten Horden nicht zu gedenken — kommen nicht auch aus Europa viele Elemente herüber, welche in der Republik nicht gerade brauchbar sind? Wie passen die Irländer hieher? Sie stehen auf einer untergeordneten Stufe der Bildung; sie bringen wenig Verständniß der republikanischen Staatsform mit sich, und wenig Eigenschaften, welche zum Gedeihen einer Republik beitragen; in der Lituratur, in den Künsten und Wissenschaften leisten sie wenig; ihre heimischen Gewohnheiten verrathen einen Zustand großer Verkommenheit. Unter der drückenden tausendjahrigen Herrschaft der Hierarchie, unter dem Drucke eines fast unheilbaren Aberglaubens ist ihre Intelligenz an alle freien Entwickelung gehindert. Die Reste des Wohlstandes und der Unabhängigkeit, welche Rom dem unglücklichen Volke, — der Niobe der Nationen, wie Freiligrath sie nennt, — gelassen hat, sind von der perfiden Politik Albion's verschlungen. Von der Armuth über den Ozean getrieben, finden diese Leute hier Zustände, zu denen ihr Bildungsgrad, ihre Sitten und Gewohnheiten nicht passen. Dies merkt man häufig im politischen und gesellschaftlichen Leben; Tumult in den Tavernen, bei den Wahlen, in den Kirchen, geben der Polizei und den Gerichtshöfen häufige Beschäftigung und dem Nativismus reichliche Nahrung.

Und gibt es nicht auch unter der deutschen Bevölkerung Viele, auf welche sich obige Schilderung beziehen läßt, und welche man füglich deutsche Irländer nennen könnte? Wirft nicht jede europäische Nation einen Theil von der Hefe ihrer Bevölkerung in dieses Land? Kommen nicht aus allen Theilen Europa's, aus Baiern, wie aus Italien, aus Frankreich und aus Irland, katholische Priester in dies Land, begeitet von einer Heerde willenloser und unwissender Menschen, die hier zu Bausteinen an dem Baue der römischen Hierarchie verwendet werden? Soll ein Freund dieses Landes und seiner Institutionen bei diesem Anblicke nicht Befürchtungen empfinden?

So hört man vielfach fragen und die Antwort ist nicht leicht gefunden. Wir geben gewiß zu, daß solche Befürchtungen nicht unbegründet sind, aber möchten diese Frage auf ein anderes Gebiet verweisen, als auf das Gebiet nationaler Eifersüchteleien und Nebenbuhlerschaften. Wie schon vor Jahren eine einflußreiche Zeitung, das Journal des Debats, sagte: In Zukunft wird man sich nur wegen der Prinzipien, nicht wegen der Nationalitäten bekriegen, so möchten wir auch diese Frage lieber auf prinzipiellem als auf nationalem Gebiete ausfechten. Wenn wir uns in der vielfach gemischten Bevölkerung Amerika's umsehen, so möchten wir zur Unterscheidung der-

selben nicht fragen: Wo bist du geboren? sondern, welche Ansichten hast du? Nicht der verdient einen Vorwurf, welcher dem Lande, sondern derjenige, welcher den freien Institutionen und der Civilisation dieses Landes fremd ist. Die Bildungsstufe, die Rechtlichkeit, die Moralität, das Ehrgefühl, überhaupt alle die Eigenschaften, welche den Character eines Republikaners, den Character des Mannes ausmachen, diese Eigenschaften sind von der Nationalität, wie von der Race unabhängig; sie sind über die ganze Erde ausgebreitet, wo nur die Sonne der Civilisation leuchtet und die Natur des Menschen zu ihrem wahren Ausdrucke kommt. Die Liebe zur Freiheit ist universell, wie das Licht und die Luft; sie wohnt in Sibirien, wie am Bosporus, sie trauert im Schatten des Vatican und auf den grünen Feldern Irlands; man findet sie an den traulichen Ufern unseres heimischen Rheines, wie in den fernen Wildnissen des amerikanischen Westens. Wer hat die Stirn, irgend einer Nation auf Erden zu sagen: Du bist der Freiheit nicht werth? Wer kann dem Abkömmling irgend eines Volkes der Erde die Theilnahme an den bürgerlichen und politischen Rechten verweigern? Vorausgesetzt immer, daß die Liebe zur Freiheit und die Fähigkeit, dieselbe zu genießen, vorhanden ist. Und fehlt diese Liebe zur Freiheit nicht eben so häufig dem eingeborenen, wie dem eingewanderten Bürger? Ist der Sklavenhalter, der die Sklaverei als ein göttliches Institut vertheidigt, ein besserer Republikaner, als der Irländer? Ist der Politiker, der in Washington die Wohlfahrt und Freiheit seiner Nation für Gold verkauft, den freien Institutionen dieses Landes ergebener, als etwa ein deutscher Einwanderer?

Die Frage hat noch eine andere Seite. Die Fehler, welche man den Einwanderern zur Last legt, fallen zum großen Theile auf die amerikanische Bevölkerung selbst zurück, und wenn die Nativisten Amerika von diesen Fehlern reinigen wollen, mögen sie gefälligst bei sich selbst anfangen. Wenn wir bei den Wahlen die eingewanderte Bevölkerung nicht mit der Selbstständigkeit und dem Freimuthe stimmen sehen, wie zu wünschen wäre, — wer trägt die Schuld? Wer hat die Irländer daran gewöhnt, ihre Stimme für Whiskey zu verkaufen? Wer rennt alle Lagerbierhäuser am Tage vor der Wahl durch, um mit den den deutschen Freunden Bier zu trinken? Der hungrige amerikanische Aemterjäger hat die Corruption bei den Wahlen eingeführt, wegen welcher man die eingewanderte Bevölkerung von dem Stimmkasten treiben möchte. Wollt ihr, „know nothings“ die Wahlen reinigen, so fangt beim Anfang, nicht beim Ende an! Uebersehet nicht den Balken im eigenen Auge, während ihr den Splitter im Auge des Nachbars tadelt.

Wir rechtfertigen unsere amerikanischen Mitbürger vollständig in ihrer Abneigung gegen den Katholizismus. Die katholische Hierarchie ist ihrem Prinzipe und einer tausendjährigen Erfahrung nach die Feindin der bürgerlichen Freiheit, der Aufklärung und Civilisation. Sie besitzt hier in Amerika eine Macht, welche schon jetzt für die Sicherheit des Staates gefährlich ist

und jeden Tag gefährlicher wird. Ungeheuere Reichthümer werden von den Bischöfen zusammengeschaart, welche in diesem Lande, wo der Dollar allmächtig ist, der katholischen Hierarchie einen unermeßlichen Einfluß verschaffen. Aber wir fragen: Wer trägt die Schuld, daß es so weit kommen konnte. Wer hat den unconstitutionellen Gebrauch eingeführt, daß alles Kircheneigenthum steuerfrei ist? Thaten dies nicht die protestantischen Amerikaner selbst? Freilich, ihre tausend verschiedenen Sekten, ohne Zusammenhang, ohne Uebereinstimmung der Interessen, ohne feste Organisation, profitiren wenig von diesem wahnsinnigen Privilegium. Aber die katholische Kirche benützt vermöge ihrer ausgezeichneten Organisation dieses Vorrecht auf eine ausgedehnte und gefährliche Weise. Das steuerfreie Privateigenthum der Bischöfe hat in den größeren Städten der Union (Cincinnati, Saint Louis, Chicago u. s. w.) den Werth von vielen hunderttausend Dollar und wir werden sehen, daß ein jeder dieser Dollar noch einmal in der Politik und am Stimmkasten seine Verwendung sucht.

Ferner, wenn man den Katholizismus bekämpfen will, so kann man dies nicht von dem beschränkten und einseitigen Sektenstandpunkte aus. Von dem Methodismus, Quäkerismus, Baptismus, und wie die hundert amerikanischen Sekten alle heißen mögen, wird der Katholizismus wenig zu fürchten haben. Im Gegentheil, das Sektenwesen, das in Amerika mehr, wie sonst wo, grassirt, ist gerade das Fundament der katholischen Hierarchie. Die katholische Kirche wird und muß fallen, aber nur durch die Waffen der Vernunft, durch die Fortschritte der Wissenschaften, durch die steigende Civilisation des Jahrhunders. Nicht die Sektenkirche ist der Ort, den die Hierarchie fürchtet, und wo sie sterben wird, sondern die Schule.

Hier ist der Punkt, worauf Alles ankommt. Ihr Natives, die ihr wirklich euer Land und die freie Institutionen desselben liebt, sorgt fur eine tüchtige, allgemeine, durchgreifende Volkserziehung; entwickelt euer Freischulensystem nach allen Seiten; errichtet tüchtige Schullehrer-Seminarien; haltet alle confessionellen Einflüsse von euren Freischulen entfernt und macht den Besuch derselben zur allgemeinen Pflicht. Dies ist die beste Waffe gegen Papesmus und Jesuitismus.

Auf diesen Punkt richtet eure Bestrebungen. Sorgt dafür, daß die öffentliche Moral, daß der Rechtssinn im Volke nicht schwinde; geht den eingewanderten Bürgern mit gutem Beispiele voran, mit Freiheitsliebe und echtem republikanischen Sinn; vertreibt die Corruption aus der Politik; strebt dahin, daß die Ueberzeugung und nicht der Dollar am Stimmkasten regiere. Wenn dann noch etwas fehlen sollte, macht eine tüchtige Landreform, damit die Einwanderung sich nicht in den großen Städten zusammenschaart, wo sie vielen Versuchungen und Verderbnissen zugänglich ist, sondern in dem Landleben Gelegenheit zur Ausübung republikanischer Tugenden findet. Wenn solche Rrformen durchgesetzt werden, dann könnt ihr ruhig und un-

besorgt die Millionen an euren Küsten landen lassen, welche die republikanische Freiheit der heimischen Tyrannei vorziehen.

Dies ist ein besseres Mittel, als Wiederruf der Naturalisationsgesetze. Wir glauben, daß man zur Zeit keinen größeren politischen Fehler begehen könnte, als die Naturalisationsgesetze zu widerrufen. Dies würde einen Bruch, einen Riß in der Union geben, den vielleicht ein Jahrhundert nicht zu heilen vermag. Schon steckt die Sklaverei wie ein Pfahl im Fleische der Union. Hütet euch, eine neue zahlreiche Klasse von rechtlosen Menschen zu machen! Hütet euch, politische Unterschiede zwischen den Bewohnern dieses Landes zu ziehen! Solche Unterdrückungsversuche hat die Geschichte noch immer mit der größten Strenge gestraft. Selbst Griechenland, das schöne, klassische Griechenland mußt untergehen, weil die „Fremden" dort Barbaren genannt wurden.

Das mythische und das historische Christenthum.

Die Ansichten über das Christenthum sind noch vielfach von Vorurtheilen verdunkelt. Nicht nur die Frommen, sondern auch ein großer Theil der Ungläubigen, sind von diesen Vorurtheilen befangen. Während die Ersteren in dem Christenthume eine überirdische, dem menschlichen Urtheile unerreichbare Macht sehen, finden die Letzteren in demselben nichts, als eine große Lüge, als eine trügerische Erfindung der Priester, als eine Verdummungs-Anstalt des Volkes. Die Leidenschaftlichkeit, mit welchem jene ihren Glauben vertheidigen, gleicht der Leidenschaftlichkeit, mit der diese ihn bekämpfen. Der Fanatismus ist vielfach auf beiden Seiten gleich. Das Christenmacht vielen Leuten noch Unruhe, welche längst aus demselben fort sind; sie werden zornig, wenn sie davon hören; sie halten es für ein Ver-Verbrechen, von einem christlichen Gotte zu sprechen. Und doch ist dieser christliche Gott eine der interessantesten Erscheinungen in der ganzen Weltgeschichte und das Christenthum eine mächtige historische Thatsache, welche für den Geschichtsschreiber, wie für den Philosophen gleich wichtig ist. Wir glauben, daß die Bildung unseres Jahrhunderts schon so weit vorgeschritten ist, daß man das Christenthum mit historischer Unparteilichkeit besprechen kann. Das Christenthum steht überall nur noch als eine Ruine, als eine historische Erinnerung da, und wir sind von demselben zu weit entfernt, als daß dasselbe uns noch kränken oder quälen könnte. Wir können demselben volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, uns an allen Schönheiten desselben freuen, alle wohlthätigen Wirkungen desselben anerkennen, wenn wir uns auf den

unparteischen Standpunkt der historischen Forschung stellen. Dieser Standpunkt ist auch der zweckmäßigste, um die traurigen Reminiszenzen des Christenthums, welche noch über die Zustände der Gegenwart ihren Schatten werfen, zu verbannen. Jeder Fanatismus gegen das Christenthum erregt den Fanatismus für dasselbe, und aus dem Kampfe des Fanatismus mit dem Fanatismus hat die Freiheit und die Vernunft noch wenig gewonnen.

Das Christenthum war zu den Zeiten der Apostel gewiß ebenso berechtigt, wie irgend eine Reform in der gegenwärtigen Zeit; es bildete einen großen Fortschritt in der Geschichte der menschlichen Civilisation; es war ein Resultat von vielen übereinstimmenden Ursachen und die Ursache von großen Bewegungen und Veränderungen. Die Metaphysik des Christenthumes ist griechischen Ursprunges; die griechische Philosophie entwickelte zuerst die allgemeinen Kategorien, welche dem Christenthume zu Grunde liegen, und in den Schriften Plato's tritt der philosophische Kern des Christenthumes auf das deutlichste hervor. Ob Christus selbst in der Schule der Essäer griechische Philosophie studirt habe, wie manche rationalistische Theologen behaupten, oder nicht, dies scheint uns unwesentlich zu sein; die griechische Philosophie war die herrschende der damaligen Zeit, war gewissermaßen die Lebensluft der gebildeten Stände und mußte sich jedes denkenden Menschen bemächtigen. Die Idee des Christenthums ist rein human; es ist die Idee der Liebe, der allgemeinen Verbrüderung der Individuen und Nationen. Das Christenthum hat zuerst die Idee der Menschheit aufgestellt, welche den vorchristlichen Völkern fremd war. Früher betrachtete sich jede Nation als ein für sich bestehendes Ganze, mit Vorzügen und Rechten ausgestattet, auf welche andere Nationen keinen Anspruch machen konnten. Die Aegypter schloßen sich kastenmäßig von den übrigen Völkern ab; die Juden waren das auserwählte Volk Gottes; die Griechen nannten ihre Nachbarn Barbaren. Die einzelnen Völker hatten ihr eigenes Recht, ihre eigene Kunst, ihre eigene Religion, ihre eigenen Götter. Die Gottheiten der antiken Völker waren national, sogar lokal; in Griechenland hatte jeder Hain und jede Quelle eine besondere Gottheit. Der Gott des Christenthums war dagegen der universelle Gott, der Gott der ganzen Menschheit. Dies war ein großer Fortschritt der Civilisation, ein Fortschritt, welcher der ganzen Weltgeschichte einen andern Character gab. Es lag in den historischen Verhältnissen, daß diese allgemeine Idee der Menschheit bald eine rasche Verbreitung fand. Das römische Reich umfaßte zur Zeit, in welcher das Christenthum populär wurde, d. h. etwa 300 Jahre nach Christus, als auch die Evangelien geschrieben wurden, fast den ganzen bekannten Erdkreis, und durch die Weltherrschaft Roms wurde die Weltherrschaft des Christenthums eingeleitet. In dem Christenthume vereinigte sich die orientalische Kultur mit der römischen Weltmacht und dem germanischen Volksgeiste, um die Einheit des Menschengeschlechtes darzustellen. Diese Einheit des

Menschengeschlechtes ist die Grundlage der christlichen Moral. Dieselbe beruht in der Liebe, dem Prinzipe aller socialen Ideen und Reformen. Das Christenthum fing auch mit dem Kommunismus an, welcher noch heutzutage den wohlgemeinten aber verfehlten Anfang vieler socialen Reformen bildet. Hat man doch noch in den letzten Jahren in Frankreich in den social-demokratischen Banketten dem Citoyen Jesus Christus ebensogut eine Apologie gehalten, als dem Citoyen Robespierre. Nun, so lächerlich diese Spielerei in unseren ernsten Tagen sein mag, es steckt doch ein wahrer Kern darin. Wenn irgend ein Historiker die Geschichte der menschlichen Civilisation, der Freiheitskämpfe und ihrer Helden schreibt, so muß er dem Manne von Golgathe einen der ersten Plätze anweisen.

Die ungeheueren Erfolge, welche das Christenthum hatte, indem es auf den Trümmern der alten Welt eine neue Civilisation, eine neue Politik und neue Staaten aufbaute, mußten natürlich den eigentlichen Kern des Christenthums in eine Menge von Sagen nnd Mythen hüllen. Jedes große Ereigniß in der Weltgeschichte weckt die Poesie des Volkes, dasselbe mit einem Kranze von Mährchen zu umwinden. Die Belagerung von Troja war der Mittelpunkt eines großen Sagenkreises, aus dem uns die Homerischen Gedichte übrig geblieben sind. Die Gründung Roms wurde mit den wunderbarsten Abenteuer ausgeschmückt; der Volksmythos deutete mit profetischen Stimmen auf die künftige Große nnd den kriegerischen Ruhm der Stadt hin. Romulus, diese mythische Figur, mußte natürlich, wie alle großen Männer des Alterthums, der Sohn eines Gottes sein, und Numa konnte seine vortreffliche Gesetzgebung unter dem wilden Volke Roms am leichtesten dadurch populär machen, daß er sie der geheimnißvollen Nymphe Egeria zuschrieb. — Nebenbei gesagt, die Nymphen der Könige haben oft die Gesetze der Völker gemacht. — Noch mehr wie die antike Welt war das Mittelalter die Zeit der Wunder und Sagen. Der alte gewaltige Held Carolus Magnus versammelte einen großen Sagenkreis um sich, und die Abenteuer von der Schlacht bei Ronceval sind noch im Volke lebendig. In England schmückten die Dichter die „Tafelrunde König Arthur's" mit den anmuthigsten Sagen. Selbst als schon der Protestantismus seine knöcherne Hand nach dem Wunderglauben des Mittelalters ausgestreckt hatte, blieb das deutsche Volk noch seinem Hange zum Wunderbaren treu; die Person Wallenstein's ist in einen dichten Nebelkreis von Sagen gehüllt, in welchen die Astrologie keinen geringen Platz einnimmt. Ja, wenn man noch in diesem sceptischen Jahrhundert, wenn man in dem Lande Diderot's und Voltaire's noch jeden Tag die Entstehung des Mythos beobachten kann, dann begreift man, wie tief die Neigung zum Wunderbaren im Herzen des Volkes wurzelt. Der Glaube an den alten Napoleon, — ein Glaube, von dem Heine sagt, daß er die einzige Religion des französchen Volkes bildet, — hat in diesem Jahrhundert noch mehr Sagen und Abenteuer hervorgerufen, als

der trojanische Krieg; es hat sich um die historische Person des Siegers von Austerlitz schon jetzt ein Dunstkreis von Sagen gebildet, den vielleicht noch das scharfe Auge des Geschichtsforschers, nicht aber das gläubige Auge des Volkes durchschauen kann. Freilich, die Tage des Dezember und vor Sebastopol werden die Napoleons-Poesien in Frankreich wohl in trostlose Prosa umwandeln.

Wie wir nun überall in der Geschichte sehen, daß sich um die großen weltgeschichtlichen Ereignisse und Personen ein Sagenkreis bildet, so finden wir dies vorzugsweise beim Christenthume. Die Iliade und Odyssee des Christenthums befindet sich in den vier Evangelien, — die nach den Forschungen der kundigsten Kritiker erst 300 Jahre nach Christus geschrieben wurden. Die Wunder der vier Evangelien sind gewiß nicht die Erfindungen lügenhafter Priester und betrügerischer Mönche, sondern sie sind das Product einer frommen Volks-Poesie, welche die Gräber der großen Märtyrer der Freiheit mit den Kränzen der Sagen und Wunder schmückt. Es fällt dem gewöhnlichen Menschen ja überhaupt schwer, ungewöhnliche Sachen sich auf dem gewöhnlichen, natürlichen Wege zu erklären, — jede Teufelsbrücke und jeder Teufelsstein in der Schweiz ist davon Zeuge, — wie konnte denn die jüdische, die römische, die germanische Menschheit die ungeheure That des Christenthums anders begreifen, als daß die Hand Gottes unmittelbar dabei thätig war? Es ist ein schöner und die Menschheit ehrender Zug in der Weltgeschichte, daß die dankbaren Völker ihre großen Männer in die Reihe der Götter versetzen. Diese allen Völkern eigenthümliche Poesie mußte sich besonders beim Christenthume geltend machen, weil hier die blühende Phantasie des Orients sich mit dem einfachen und unmittelbaren Glauben der gemanischen Naturvölker vereinigte. Das Germanenthum hat an der Bildung des Christenthums gewiß mehr Theil gehabt, als das Judenthum, und vielleicht eben soviel, wie das Römerthum.

Der Während das Christenthum im Reiche der Mythen und Wunder sich mer mehr entwickelte, bis daß diese endlich zu den abstrusesten Abenteuerlichkeiten der mitelalterlichen Legenden und Traditonen ausarteten; gewann diese Religion eine konkrete historische Form in dem römischen Katholizismus, in der griechischen Kirche und den tausend vereinzelten Sekten, von welche jede allein Anspruch auf das wahre und echte Christenthum machen zu können glaubt. Alle diese verschiedenen Religionsformen und Confessionen, die beim Christenthum zahlreicher sind, als bei den andern Religionen, haben gleicherlei Beziehungen zum Christenthum; jede entwickelt eine besondere Seite des Christenthums. Das Christenthum ist für alle diese seine historischen Erscheinungen verantwortlich, für den Scheiterhaufen des Huß sowohl, wie für den des Servez,' für die Kreuzzüge sowohl, wie für den dreißigjährigen Krieg, für Gregor den Siebenten sowohl, wie für Luther

und Melanchthon. Es gibt für uns kein anderes Christenthum als dasjenige, welches sich in der Weltgeschichte verkörpert hat; wer noch ein anderes Christenthum, ein moralisches, ein symbolisches, ein philosophisches, ein Urchristenthum sucht: der vergißt, daß in der Geschichte der Menschheit, wie in der Geschichte der Natur Ursachen und Wirkungen, Grunde und Folgen, Veranlassungen und Resultate nur zwei verschiedene Seiten einer und derselben Kraft sind.

Der Widerspruch, der zwischen der anfänglichen Tendenz des Christenthums und seinen historischen Eescheinungen liegt, hat viele Leute verwirrt und beunruhigt. Sie erkannten die edle und zu jener Zeit vollständig berechtigte Tendenz und Idee des Christenthums an, aber sahen diese in den historischen Erscheinungen desselben immer noch nicht verwirklicht, und glaubten, deßhalb, das wahre, echte und wirkliche Christenthum müsse immer noch kommen. Wenn wir ein ganz populäres und lächerliches Beispiel nehmen wollten, so würden wir diese Leute mit jenem gefräßigen Menschen in der Anekdote vergleichen, der, nach Eingehung der Wette, ein ganzes Kalb zu essen, dieses Kalb in verschiedenen Speisen aufgetragen bekam und nach Beendigung seiner Mahlzeit unwillig fragte: Aber wo bleibt denn das Kalb? Gewiß, die Leute haben sich an dem Christenthum in seinen verschiedenen Formen und Arten den Magen schon übergessen, aber sie fragen immer noch: Wo ist das Christenthum? Es ist, wie Ludwig Feuerbach auf eine glänzende Weise gezeigt hat, das Wesen aller Religionen, daß sie das Gegegentheil von dem leisten, was sie versprechen. Der Dualismus zwischen Himmel und Erde, zwischen Geist und Körper, zwischen Gott und Mensch, der die Basis aller Religionen bildet, bedingt diesen Widerspruch. Das Christenthum will allen Menschen zur Glückseligkeit verhelfen, — aber nur zur Glückseligkeit im Himmel; auf Erden hat es die Menschen möglichst unglücklich gemacht. Das Christenthum proclamirt die Gleichheit aller Menschen, nemlich die jenseitige Gleichheit, d. i. die diesseitige Ungleichheit. Das Christenthum verweist die Freiheit in den Himmel, damit auf Erden nichts mehr von ihr übrig bleibe. Es predigt die Liebe als das höchste Gesetz, und in der Praxis hat noch niemals irgend ein Ereigniß der Weltgeschichte so viel Blutvergießen und so schreckliche Kriege hervorgerufen, als das Christenthum. So nennt sich auch der Pabst den Knecht der Knechte in seiner religiösen Sprache; in die Sprache der Erde übersetzt heißt er der Fürst der Fürsten, der Tyrann der Tyrannen. Schiller sagt: in seinen Göttern malt sich der Mensch. Die Religionen sind also nur Spiegelbilder der menschlichen Verhältnisse, und müssen natürlich, wie jedes Spiegelbild, alles verkehrt zeigen, aus Rechts Links, und aus Links Rechts machen.

Statt der religiösen Auffassung des Christenthums bedürfen wir der praktischen. Die Ideen des Christenthums müssen nicht mehr in religiösen Bildern

symbolisirt, sondern in praktischen Thatsachen realisirt werden. Die Realisirung des Christenthums ist die einzige Art und Weise, es abzuschaffen. Wunder existiren so lange, als der Mensch die Naturerscheinungen noch nicht begriffen hat. Nur jenseits der Grenze des Wissens herrscht der Glaube. Nur in sofern und so weit herrscht die Religion, als die religiösen Ideen noch nicht Fleisch und Blut im Volke gewonnen haben, als sie noch nicht Wirklichkeit, Thatsache, Praxis geworden sind. Wir können von unserem Standpunkte aus dem Christenthum dasselbe sagen, was Christus der alten jüdischen Religion, dem alten Testamente gegenüber behauptete: Wir sind nicht berufen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Wir wollen nichts, als dem Christenthum seine Jenseitigkeit, d. h. seine religiöse Form nehmen. Mit der Realisirung des Christenthums wird dasselbe gerade so gut aus der Welt verschwinden, wie etwa die Hegel'sche oder Kant'sche philosophische Schule aus der Welt verschwand, als die Grundsätze derselben sich die Wissenschaften bemächtigten und Gemeingut des Volkes wurden. Als der Geist der griechischen Religion, der Kultus des Schönen, Wahren und Guten, sich in dem griechischen Volke verkörperte; als die Bildhauer ihm Statuen formten und die großen Tragiker ihre Tragödien dichteten; als die Religion zum Character des Volkes wurde und in allen Gebieten des griechischen Lebens sich realisirte: auf diesem Höhenpunkte hellenischer Bildung verschwand der alte fromme Glaube; die Mysterien erblaßten vor der schöneren Wirklichkeit, die Geheimnisse vor der mächtigern Vernunft. Niemals war Apollo im griechischen Volke so lebendig und mächtig, als in dem Momente, wo Socrates den Glauben an ihn für immer zerstörte.

Wann wird dann das Pericleische Zeitalter, wann wird der Socrates des Christenthums kommen? Langsam und unter schweren Kämpfen bereitet sich die Welt dazu vor. Schon vereinigen Erfindungen, Verkehrsmittel, Interessen, Ueberzeugungen aller Art die verschiedenen Völker zu einem Bunde, der größer und stärker ist, als der Bund des alten Römerreiches. Schon ist die Freiheit des Menschengeschlechtes, der Völkerbund, das Losungswort der Revolution. Schon sind die Ideen des Christenthums, die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit, ein Stück der Geschichte unsres Jahrhunderts geworden. Von den Mauern und den Fahnen Frankreichs sind freilich diese Worte weggnommen, aber sie leben noch in den Herzen des Volkes. Werden diese Werte endlich zur Wahrheit, dann wird das Christenthum, wie jene Sphynx, der man ihr Räthsel gelöst hat, in den Abgrund stürzen.

Radicalismus.

Radical heißt, nach dem Sprachgebrauche und nach der Abstammung des Wortes, von der Wurzel aus, von Grund aus. Das Wort ist verwandt mit den Beziehungen prinzipiell, grundlich, konsequent, entschieden, rücksichtslos, u. s. w. und vereinigt die Bedeutung aller dieser Worte in sich. Man kann dieses Wort uberall gebrauchen, wo von einem Zurückgehen auf ein Prinzip die Rede ist. Dies ist namentlich bei den Wissenschaften der Fall. Die Philosophie ist immer radical, da sie nur auf Prinzipien basirt ist, und sich nicht um Vorurtheile und Meinungen kummert. In der Chemie bezeichnet dieses Wort einen Stoff, der sich mit den einfachen Körpern, mit den Elementen, verbindet. In der Medizin spricht man von Radicalkuren, als von solchen Kuren, welche nicht die Symptome, sondern die Ursachen der Krankheit heilen. Eine radicale Politik kummert sich weniger um die bestehenden Verhältnisse, um die Vorurtheile des Volkes ꝛc. als um die prinzipiellen Fragen des Rechtes; es genugt ihr nicht, einzelne Uebelstände in der Politik zu verbessern, sondern überhaupt die Uebelstände unmöglich zu machen. Eine radicale Revolution schafft nicht nur die bestehenden Ungerechtigkeiten, sondern auch die Gründe derselben hinweg. Ein radicaler Mensch ist ein solcher, der zum Maßstabe seiner Handlungen die Prinzipien macht, und sich nicht scheut, die letzten Consequenzen dieser Prinzipien zu ziehen. Der Radicalismus ist im Allgemeinen eine Entwikelung der unmittelbaren, einfachen Prinzipien bis zu den äußersten und letzten Consequenzen.

Dies ist gewiß ein gutes Wort und eine noch bessere Sache. Der Radicalismus allein gibt den menschlichen Verhältnissen Festigkeit, Sicherheit, Dauer, und den menschlichen Ueberzeugungen jene Unwandelbarkeit und Unerschütterlichkeit, die nicht in einer gewöhnlichen Rechthaberei und im Eigensinn beruht, sondern in der Treue gegen als wahr erkannte und begriffene Prinzipien. Aehnlich wie Hegel die Tugend als die „Praxis der Idee“ definirt, möchten wir den Radicalismus „die Praxis der Wahrheit“ nennen. Der erkannten Wahrheit treu bleiben, ihr unter allen Umständen und bis in die letzten Consequenzen zu folgen, das ist Radicalismus.

Zum Radicalismus gehört also zuerst Wahrheit. Ein Radicalismus des Irrthums ist ein Unding. Zweitens gehört dazu die Erkenntniß der Wahrheit. Drittens Logik, um die richtigen Folgerungen aus den Prämissen ziehen zu können; viertens Consequenz und Character. Wo diese Punkte zusammentreffen, da sehen wir die Wurde, die Kraft des Mannes, die römische „Virtus“ in ihrer höchsten Entfaltung.

Der Radicalismus ist absolut, wie die Wahrheit, welche er verwirklicht. Er darf, kann und will nichts Anderes über sich und neben sich anerkennen; er verhält sich ausschließlich und abstoßend gegen alle Bestrebungen, welche seinen eigenen Bestrebungen entgegenlaufen. Der Radicalis-

mus kann keine Vereinbarung, keine Vermittelung, kein Kompromiß mit abweichenden Grundsätzen und Ansichten eingehen; er muß die ganze Wahrheit und das ganze Recht wollen, sonst gibt er seinen ganzen Character auf.

Der Radicalismus ist positiv und verfolgt positive Bestrebungen. Er ist nicht so sehr ein Kampf gegen das Schlechte, als ein Kampf für das Gute. Er muß die Wahrheit und das Recht bis zu seinen letzten Consequenzen durchführen, und sich nicht auf eine Verläugnung des Unwahren und Unrechten beschränken. Nichts kann falscher sein, als in dem Radicalismus eine blos negative Handlung zu sehen.

Der Radicalismus muß mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, kämpfen. Halbe Mittel anwenden, ist nicht radical. Der Radicalismus hat nichts anderes zu beobachten, als sein Prinzip und die Consequenzen desselben, seinen Zweck; alle anderen Rücksichten, Bedenklichkeiten &c. dürfen den radicalen Menschen nicht kümmern. Mit allen Mitteln kämpfen, hierunter verstehen wir natürlich, mit denjenigen Mitteln kämpfen, welche zum Zwecke und zum Prinzipe passen. Die Frage, ob man mit schlechten Mitteln gute Zwecke erstreben dürfe, — der Zweck heiligt das Mittel, sagt die Jesuitenmoral, — scheint uns von vornherein lächerlich und unmöglich zu beantworten, denn ein Zweck, bei dem schlechte Mittel angewendet werden können, ist immer und in jedem Falle ein schlechter Zweck. Mittel und Zweck sind ja nur zwei Seiten einer und derselben Sache.

Der Radicalismus besteht ferner in einer unbedingten Unterordnung der Persönlichkeit unter die Sache, unter das Prinzip. Indem der radicale Mensch ganz in der Praxis der Wahrheit aufgeht, und nichts anders, als sein Prinzip und seinen Zweck im Auge hat, wirft er natürlich die Rücksichten auf seine eigene Persönlichkeit ebenso weit weg, als die Rücksichten auf andere Persönlichkeiten, wie überhaupt alle anderen Rücksichten. Die scharfen und schneidenden Waffen, welche dem Radicalismus zu Gebote stehen, sind nur dann nicht für die Humanität und Gerechtigkeit gefährlich, wenn alle Garantien gegeben sind, daß sie niemals zu egoistischen Zwecken, sondern immer nur zu dem prinipiellen Kampfe des Rechtes und der Freiheit verwandt werden.

Der Radicalismus ist der entschiedenste und prinzipiellste Gegensatz zum Dogmatismus, zum Autoritätsglauben, zu dem unselbstständigen Nachbeten fremder Grundsätze und Ansichten, zu dem Beharren auf Vorurtheilen, zum rechthaberischen Eigensinn und Dünkel. Der Radicalismus ist die allgemeinste Garantie der freien Forschung und der Kritik; indem er auf Selbstprüfung und Selbstkritik beruht, muß er auch der Kritik und Prüfung Anderer freien Paß gewähren. Der radicale Mensch darf nur solche Bestrebungen verfolgen, deren Zweckmäßigkeit und Vernünftigkeit er begriffen hat; er darf sich nicht auf das Urtheil anderer Leute verlassen, sondern die Wurzeln seiner Gedanken müssen in ihm selbst liegen. Eben so wenig darf er

auch von andern Leuten verlangen, daß seine radicalen Theorien als eine Autorität betrachtet werden, sondern muß sich bemühen, daß ein radicales und unabhängiges Urtheil in seiner Umgebung allgemein werde.

In dem Radicalismus liegt ein großer Stolz und eine noch größere Bescheidenheit. So ganz und gar auf eigenen Fußen zu stehen, keinen Herrn über sich zu haben, keine Autorität über sich anzuerkennen, ohne irgend eine Schranke der Forschung und Kritik: dies ist eine Stellung stolzer, wie die eines Königs. Und auf der andern Seite eine völlige Unterordnung der Persönlichkeit unter das Prinzip, eine Verzichtleistung auf alle persönlichen Launen und Willkührlichkeiten, ein Streben, das dem Allgemeinen gehört und sich im Allgemeinen verliert: Alles dieses läßt unser individuelles Dasein nur als einen wechselnden und verschwindenden Schatten erscheinen, der den ewigen Prinzipien der Wahrheit nachfolgt. Wir sehen ein, daß wir wegen etwas Anderm da sind, als wegen unserer selbst, daß die Geschichte und das Schicksal wenig nach unserm persönlichen Belieben fragt, daß wir nur die Werkzeuge einer Zukunft sind, die wir nicht mehr erleben und die uns selbst den Dank und die Erinnerung verweigert. Das Gefühl, daß wir nur ein Tropfen im Strome sind, bemächtigt sich unser; je größer unsere Bestrebungen, je höher unsere Ideen sind, desto winziger wird unsere Persönlichkeit, die am Ende nur noch deßhalb Werth und Bedeutung hat, weil sie der Träger eines allgemeinen Bestrebens und Gedankens ist. Man kann allerdings wohl sagen, daß jeder Mensch an seinem Platze unersetzlich und unentbehrlich ist; aber eben so gut kann man sagen, daß kein Atom auf der Erde, kein Sonnenstäubchen in der Luft entbehrlich oder überflussig ist, und dieser Vergleich ist eben nicht im Stande, unseren Stolz zu beruhigen und zu befriedigen. Je kräftiger und berechtigter unser Selbstgefühl ist, desto bescheidener werden wir uns im Leben zeigen, und der größte Stolz eines Mannes besteht darin, die Anerkennung der Andern nicht nothwendig zu haben.

Nur der radicale Mensch ist ein freier Mensch, denn eine halbe oder theilweise Freiheit ist nicht zu denken. Wie der Radicalismus in der Ausschließung alles Glaubens, aller Autorität und jedes Dogma's besteht, so ist es auch das Wesen der Freiheit, keine andere Schranke anzuerkennen, als ihr eigenes Gesetz. Die Freiheit ragt über den Menschen gerade so weit hinaus, wie sie in denselben hineinragt; die rechtliche Ausdehnung der Freiheit steht im Verhältniß zu ihrer inneren sittlichen Begründung.

Wie es nun im Allgemeinen der Fall ist, daß mit den größten Ideen und den höchsten Begriffen am meisten Mißbrauch getrieben wird, so ist auch das Wort Radicalismus in vielfacher Beziehung entstellt und gemißbraucht worden. Die Feinde der Freiheit, der Aufklärung, der freien Kritik bezeichnen mit diesem Wort ein schreckliches Uebel; wenn sie irgend einen Menschen, irgend eine Theorie, irgend ein Bestreben verdammen wollen, so gebrauchen sie nur das Wort „radical", um alle Verwünschungen

der Welt auf dasselbe herabzubeschwören. Die Leute, deren Existenz von den bestehenden Zuständen oder den bestehenden Vorurtheilen abhängig ist, haben allerdings Grund, vor dem Radicalismus zurückzuschrecken, denn der Radicalismus ist ihr vollständiger Gegensatz und ihre gänzliche Vernichtung. Aber selbst Viele der sogenannten liberalen Leute, deren guter Wille weiter reicht, als ihre richtige Einsicht, schrecken vor dem Radicalismus zurück, entweder — und dies ist am häufigsten der Fall, — aus gedankenloser Gewohnheit, oder weil sie das Wort radical für gleichbedeutend mit unmöglich und unausführbar halten. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall; nur das Radicale ist möglich und ausführbar; das Halbe, Unentschiedene hat sich immer als unpraktisch ausgewiesen und wird sich niemals anders ausweisen. Nur Derjenige, welcher bis an den Grund zurückgeht, wird an das Ziel kommen; wer nicht mit allen Mitteln ausgerüstet ist, welche im Prinzip liegen, kann auch nie die Konsequenzen der Prinzipien ziehen; wem nicht alle Waffen des Rechtes zu Gebote stehen, wer nicht alle Waffen der Ueberzeugung zu gebrauchen weiß, wird keinen oder nur einen halben Sieg erfechten. Die Ereignisse der letzten Jahre haben uns zur Genüge bewiesen, daß nur nur in dem Radicalismus die wahre und gesunde Praxis besteht. daß nur radicale Männer und Parteien solche Maßregeln verschlugen, welche von Dauer und Erfolg waren. Jene Leute, welche sich ihrer praktischen Besonnenheit, Mäßigung und Vorsicht rühmten, sind in ihren Unternehmungen als Stümper gescheitert, und die Radicalen können ihnen den Vorwurf, unpraktisch gewesen zu sein, mit vollem Recht zurückgeben.

Während auf diese Weise der Radicalismus von seinen Feinden verläumdet wird, stellen ihn auch oft seine — seinwollenden — Freunde in ein schlechtes Licht. Es gibt eine Sorte radicaler Rennomisten, die so oft von sich sagen, sie seien radical, daß sie selbst am Ende daran glauben. Gerade die Leute, die am meisten von Eigendünkel geplagt und von Vorurtheilen angefüllt sind, behaupten das Privilegium des Radikalismus für sich zu haben. Gerade diejenigen, welche ohne Selbstständigkeit und eigenes Urtheil dem Stichworte der Parteien, den Phrasen des Momentes nachlaufen, nehmen diese Bezeichnung für sich in Anspruch, und verweigern dieselbe Allen, die nicht gerade so lärmen und toben, wie sie selbst. Gerade die, welche stereotyp dieselben Phrasen Jahr aus, Jahr ein wiederkäuen, ohne irgend nach einer geistigen Entwickelung zu streben, halten sich für radicale Geister. Gerade diejenigen, welche für ihre Ideen ausschließliche Geltung in Anspruch nehmen, die von den Andern blinde Nachbeterei verlangen, die selbst für ihre persönlichen Launen absolute Anerkennung fordern, bezeichnen sich vorzugsweise gern mit einem Namen, der gerade das Gegentheil ihres Benehmens und Charakters ausdrückt. Anstatt, daß diese Leute den Radicalismus im Herzen und im Kopfe tragen, schnallen sie ihn, wie Stelzen, unter die Füße, um stolz auf die anderen Leute herabsehen zu können; sie färben sich mit der Schminke des Radicalismus die Wangen, damit man ihre fahle, blasse

Eigensucht nicht erkenne; sie sprechen das Echo ihrer eigenen Worte und sind die beredten Herolde ihres eigenen Ruhmes. Solche Leute können zu Allem und Jedem gebracht werden, nur nicht dazu, daß sie mit sich selbst unzufrieden sind oder an sich selbst zweifeln. Je weniger ihre Ansichten durch das Feuer der Kritik geläutert sind, desto unfehlbarer sind dieselben; und diese Unfehlbarkeit bezieht sich nicht nur auf Prinzipien, sondern auch auf persönliche Launen und Willkuhrlichkeiten.

Derjenige, welcher nicht Treue gegen die Grundsätze und Achtung vor der Wahrheit hat, wird nicht nur an seiner Ehre, sondern auch an seinem Scharfsinn und an seiner Urtheilskraft verlieren; es trübt sich nicht nur sein Character, sondern auch sein Verstand. Denn anstatt, daß er sich einzig und allein an die Grundsätze und deren Consequenzen hielte, läßt er die Fäden seiner Gedanken von persönlichen Neigungen und Abneigungen durchkreuzen, und so wird dem Radikalismus und der Logik häufig die Spitze abgebrochen. Wir sehen oft Leute, welche den äußersten Grad des Radicalismus für sich beanspruchen, in vielen positiven Fragen der Politik stumpf und schwach; Despoten in der einen Frage, verfahren sie anarchisch in der andern; hier sind sie für Centralisation, dort fur Selbstregierung; heute für das Recht der Majoritäten, morgen fur die Errichtung einer Diktatur; den leitenden Gedanken ihrer Politik sucht man vergebens. Diese Leute sind so überzeugt, daß sie in allen Fragen Recht haben, daß sie gar nicht mehr nach den Gründen ihrer Ansichten fragen, und jede Controle und Selbstkritik ihrer Ueberzeugungen für unnöthig halten.

Mit dem Radicalismus geht es, wie mit der Originalität. Diejenigen besitzen am meisten davon, die sich desselben am wenigsten rühmen. Ebenso, wie der Dichter oder Künstler, der emsig nach der Originalität hascht, der auf das Eifrigste dahin strebt, ein Original zu sein oder doch wenigstens dafür zu gelten, ganz gewiß nichts von Orginalität an sich hat, sondern in den meisten Fällen ein Stümper oder Nachahmer ist: ebenso wenig wird derjenige, dessen erstes Wort immer die Versicherung seines Radicalismus ist, in allen Fällen der Wahrheit die Ehre und dem Recht seine Consequenzen geben. Der Radicalismus besteht nicht in den Worten, sondern in den Ueberzeugungen und Handlungen; er beruht nicht in dem willkuhrlichen Belieben des Menschen, sondern er ist die einfache Folge von Character und Verstand.

Der wahre Radicalismus redet mächtig, wie der Donner der Kanonen; der falsche Radicalismus aber ahmt nur das Geräusch der hohlen Trommel nach. Nun ist freilich zu einer schlachtfertigen Armee auch ein Musikchor nothwendig, und in dem Musikchor auch die große Trommel. Diese große Trommel macht namentlich auf die Rekruten der Armee einen großen Eindruck, und es wäre fehlerhaft, wollte man sie nicht manchmal ertönen lassen. Doch muß man niemals den Trommelschläger mit dem Feldherrn verwechseln.

Spiritualismus.

(Aus dem „AMERICAN LIBERAL".)

In unserem Jahrhundert verändern sich die Ideen der Völker auf eine schnelle und überraschende Weise. Die alte Form des Glaubens und des Dogma's wird abgelegt; es scheint das „Zeitalter der Vernunft" endlich für die hoffende Menschheit anzubrechen. Die freie Circulation der Ideen, die großen Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, die Bemühungen der Philosophie werfen ein helles Licht der Erkenntniß über die Massen; die alten religiösen Formen verlieren an Gehalt und Bedeutung; man fühlt instinktartig, daß eine neue Periode in der Geschichte der menschlichen Entwickelung anfängt, daß eine neue Weltunschauung die alten Fabeln und Götter verdrängt. Unser Jahrhundert ist in mancher Beziehung mit der Zeit des werdenden Christenthumes zu vergleichen, und die Aenderungen, welche dasselbe in den Zuständen und Ideen der Völker hervorbringen wird, werden noch gewaltiger und allgemeiner sein, als die durch das Christenthum hervorgebrachten Revolutionen. In einer solchen Uebergangsperiode ist es auch natürlich und erklärlich, daß der aus seinen alten Banden erlöste Menschengeist nicht sofort die neue Bahn finden kann, welche die Vernunft ihm geöffnet hat. Er sucht hin und her; er räth und forscht, und oft nimmt der wahre und richtige Gedanke noch den Schleier des Wunder und Geheimnisses an. Ebenso wie der künstlerische und philosophische Geist der alten Griechen sich erst an das Wunder und das Mysterium wandte, um der Natur und der Menschheit ihre Geheimnisse abzulocken: ebenso kommt auch in unseren Tagen die Menschheit erst nach einem vielach verschlungenen Umwege voll Wundern und Gefahren zu der Erkenntniß der neuen Wahrheit. Nicht nur die Juden mußten 40 Jahre durch die Wüste wandern, ehe sie in das gelobte Land kamen; auch die heutige Menschheit muß lange Umwege machen und viele Verirrungen überwinden, ehe sie in das gelobte Land der Wahrheit und der Freiheit kommt. Ein solcher Umweg zur Wahrheit scheint mir auch der Spiritualismus zu sein, die Ahnung von dem Wahren, aber verdunkelt durch Mystizismus und religiöse Vorstellungen, die richtige Idee, aber in einer unklaren Form.

Früher erklärte man die Naturereignisse auf religiösem Wege. Jupiter donnerte und blitzte; Jehovah schuf den Regenbogen zum Zeichen der Versöhnung mit dem Menschengeschlechte. Und noch heutzutage glauben Manche, daß die Epidemien und andere Unglücksfälle Geschenke der alliebenden Vorsehung wären. In dem Maaße aber, wie man die Naturerscheinungen auf natürliche Ursachen zurückführte und durch natürliche Kräfte erkärte, hörten die religiösen Deutungen der Naturerscheinungen auf. Indessen konnte es nicht fehlen, daß hier Lücken zurückblieben. Viele Naturerscheinungen konnten nicht auf natürlichem Wege erklärt werden, da in den

Naturwissenschaften noch manches weiße Blatt zu finden ist, und die Naturforscher noch mancher unbegriffenen Erscheinung gegenüber treten. Auf den alten Weg des religiösen Glaubens wollte man nicht wieder zurückkommen, und so suchte man im Spiritualismus die Lösung des Räthsels. Der Spiritualismus steht genau auf der Grenze, wo die positive Religion aufhört und die philosophische Weltanschauung, die rationelle Erkenntniß d Naturerscheinungen beginnt. Das Eine ist abgethan, das Andere noch nicht angefangen; zwischen dem Glauben und zwischen dem Begreifen ist eine große Kluft und über diese Kluft sucht der Spiritualismus eine Brücke zu schlagen.

Es liegt dem Spiritualismus offenbar ein Drang zur Erkenntniß, ein Trieb zum Forschen zu Grunde; viele bis jetzt unerklärte Erscheinungen der Natur und der Geschichte fordern uns auf, nach neuen Ursachen und Grundkräften zu suchen. Man findet viele Naturerscheinungen, die den Naturforscher in Verlegenheit setzen, die sich durch die bekannten Kräfte der Electrizität, des Magnetismus u. s. w. nicht erklären lassen. Man nahm also eine neue Kraft an, ein spirituelles Fluidum, das die ganze Welt durchdringt nud mit dem man alle diejenigen Erscheinungen erklärte, welche durch die bisher bekannte Naturkräfte nicht vollständig erklärt werden konnten. Diese Hypothese ist am Ende nicht gefährlicher und gewagter, als die Hypothese vom ursprünglichen Stoß der Weltkörper in der Astronomie, oder die Hypothese vom Weltäther in der Lehre vom Lichte u. s. w. Ein deutscher Naturforscher, Graf Reichenbach, hat dieses unbekannte spiritualistische Fluidum „Od" genannt, und führt eine Menge bisher nicht erklärter Naturerscheinungen auf odische Kraft zurück. Abgesehen davon, daß Reichenbach mit einigen interessanten Beobachtungen eine Menge Spielereien und Phantastereien verbindet, ist auch die Beschreibung der neuen Naturkraft sehr allgemein und unbestimmt, so daß in wissenschaftlicher Beziehung wenig damit gewonnen ist. Der Fehler, welcher von Reichenbach, wie von vielen Spiritualisten gemacht wird, scheint uns nicht so sehr in der Aufstellung der Hypothese selbst, als in den Uebertreibungen, welche man damit gemacht hat, zu liegen. Hypothesen sind in den Naturwissenschaften oft nothwendig, aber man muß sie immer mit Vorsicht und Mißtrauen anwenden; man muß ihre Zulassung auf die nothwendigsten Fälle beschränken, und niemals in denselben absolute Theorien erblicken.

Ferner scheint es uns, daß durch die Aufsuchung neuer unbekannter Naturkräfte eher Verwirrungen, als Aufklärungen auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Erkenntniß hervorgerufen werde. Wir glauben, daß der allgemeine Gang der Naturwissenschaften mehr auf Vereinfachung, als auf Vervielfältigung hinweise, und daß es zweckmäßiger sei, die Uebereinstimmung und Einheit zwischen den bis jetzt erkannten Naturkräften zu suchen, als die Zahl derselben durch neue Naturkräfte zu vermehren. Die große Verwandschaft, welche die Naturforscher schon zwischen den einzelnen physi-

kalischen Kräften gefunden haben, deutet darauf hin, daß die Natur in ihren Grundkräften Einheit und Uebereinstimmung zeigt; die Erfahrung sowohl, wie die Philosophie deuten auf eine einzige Grundkraft hin, von der die bisher erkannten Kräfte der Natur, die Attraktionskraft, der Magnetismus, die Elektrizität u. s. w. nur verschiedene Aeußerungen sind. Schon hat Oerstädt die große Verwandschaft der elektrischen und magnetischen Kraft nachgewiesen und damit eine Bahn eröffnet, die zu großen Entdeckungen, zu einer übersichtlichen Naturerkenntniß führen wird. Schon fangen die Chemiker an, zu zweifeln, ob die Elemente, die Urstoffe der Welt, in so großer Anzahl vorhanden sind, wie die chemischen Lehrbücher jetzt aufweisen; man setzt größere Einfachheit voraus, sucht z. B. für die verschiedene Minerale einen gemeinsamen Grundstoff, und anstatt daß man früher die Natur durch möglichst viele Grundstoffe zu bereichern strebte, denkt man jetzt die Zahl derselben möglichst zu vermindern. Alle diese Bestrebungen der Wissenschaft sind noch in ihren ersten Anfängen begriffen; bis jetzt hat man erst im Allgemeinen den Weg gefunden, der zur Wahrheit führt, nicht aber die Wahrheit selbst. Man vermuthet, daß allen Bildungen und Erscheinungen der Natur nur eine Kraft, wie nur eine Materie zu Grunde liege. Hat man erst einmal diese Kraft gefunden, so wird man viele Erscheinungen, welche man sich bisher nicht zu erklären wußte, wohl deuten können, ohne zu der Hypothese von Od, von Spiritualismus u. dgl. greifen zu müssen.

Es scheint schon jetzt nicht mehr ganz fremd, alle Naturkräfte in zwei Gruppen zu sondern, welche zu sich selbst einen polaren Gegensatz bilden und nur durch ein gegenseitiges Anziehen und Abstoßen (Attraction und Repulsion) die verschiedenen Naturerscheinungen hervorbringen. Vielleicht könnte man die beiden Kräfte, mit denen sich die Astronomie behilft, die centripetale und centrifugale Kraft, auch zur Erklärung aller andern Naturerscheinungen gebrauchen; man könnte vielleicht die beiden polaren Gegensätze der großen, allgemeinen Naturkraft Licht *) und Schwere nennen; die Schwere als die Bewegung zum Mittelpunkte, das Licht als die Bewegung vom Mittelpunkte hinweg. Wärme, Kälte, Galvanismus, Elektrizität 2c. wären dann nur Ableitungen und Erscheinungen dieser doppelten Grundkraft, die wir auch im menschlichen Leben in dem Gegensatze zwischen Geist und Körper wieder finden, und die wir in der moralischen Welt Liebe und Egoismus nennen.

Wie dem auch sei, der Drang, die Natur im Zusammenhange und als ein Ganzes aufzufassen, ist bei jedem denkenden Menschen mächtig. Der Gedanke der Weltseele, mit welchem sich die Philosophie vielfach beschäftigt

*) Es ist ersichtlich, daß wir diese Worte nur als Andeutungen, nur als symbolische Bezeichnungen gebrauchen. Wir wissen wohl, daß das Licht nicht als eine Grundkraft der Natur, sondern nur als ein Phänomen, als eine Naturerscheinung betrachtet wird, und wir haben dieselbe hier nur deßhalb der Schwere beispielsweise entgegengestellt, weil die Eigenschaften des Lichtes von den Aeußerungen der Schwere auffällig verschieden sind.

hat, wird durch die Fortschritte der Naturwissenschaften jeden Tag deutlicher. Dieser Gedanke liegt auch dem Spiritualismus zum Grunde. Der Spiritualist, der die ganze Welt mit Geistern bevölkert sieht, der immer von einem spiritualistischen Fluidum umströmt ist, gebraucht blos bildliche Ausdrücke für eine wirkliche Thatsache. Gewiß, die Welt und die Natur ist Geist und Vernunft, wo wir sie nur sehen; in jedem Atome verkörpert sich die allgemeine Weltseele und jeder Hauch der Luft ist der Träger des universellen Geistes.

Wenn der menschlichen Forschung ein großes und schwieriges Problem gestellt ist, so sucht sie dieses auf die verschiedenartigste Weise zu lösen. Die Symbole, die Wunder, die Hypothesen werden ebenso angewandt, wie die Beobachtung, die Erfahrung, die Logik. Der Eine sucht auf dem geraden Wege zum Ziele zu gelangen, während der Andere eine Spirallinie einschlägt. Und eine solche Spirallinie der Vernunft scheint uns auch der Spiritualismus zu sein, insofern wir ihn nemlich mehr als naturwissenschaftliche Hypothese, denn als religiösen Humbug betrachten.

Geheime Gesellschaften.

Die Entstehung der Know Nothing-Logen und der verdächtige Einfluß, den dieselben ausüben, hat in der Presse eine Besprechung der geheimen Gesellschaften überhaupt hervorgerufen. Es ist sehr nützlich, daß die Presse sich endlich eines Thema's bemächtigt, welches bisher ängstlich vermieden, ja das bisher sogar von der freisinnigen und unabhängigen Presse fast nur mit Glacéehandschuhen angefaßt wurde. Nirgend sind die geheimen Gesellschaften so zahlreich, nirgend haben sie einen so großen socialen Einfluß, als gerade in Amerika; so, daß es gewiß nothwendig ist, diesen Einfluß unter die Controle der Kritik und der Presse zu stellen. Geheime Gesellschaften freilich deuten schon durch ihren Namen an, daß sie sich nicht unter diese Kontrole stellen wollen, unter eine öffentliche Kritik, welche den Schleier ihrer Geheimnisse zerreißen wird. Aber dies darf die Presse nicht abhalten, ihre Pflicht zu thun. In einem freien Staatsleben muß Alles öffentlich besprochen werden, was eine allgemeine Bedeutung hat, und wenn die verschiedenen geheimen Gesellschaften, wie sie in Amerika existiren, nicht ganz auf diese allgemeine Bedeutung verzichten wollen, so müssen sie sich schon eine öffentliche Kritik gefallen lassen.

Die geheimen Gesellschaften in Amerika sind theils religiöser Natur, theils socialer, theils politischer. Die geheimen religiösen Gesellschaften sind gewönlich die Sammelplätze des Fanatismus, die blinden Werkzeugen der Priester, besonders der katholischen, die unfähigen und lächerlichen Nachfolger der Mönchsorden des Mittelalters. Diese Marien-, Josephs-, Pauls-

Vereine bilden die Avantgarde der frommen Schaaren, welche Sonntags die katholischen Kirchen füllen; sie sind die Leibgarde der Priester und müssen bei feierlichen Gelegenheiten die Aufzüge und dergl. organisiren. Ihre Thätigkeit und ihr Einfluß reicht nicht sehr weit; die Priester selbst erlauben ihnen keine feste und selbstständige Organisation; sie bilden nur eine kleine Abtheilung in der großen Verschwörung der katholischen Hierarchie, welche ja selbst nichts anderes ist, als eine große geheime Gesellschaft, die durch alle Länder verzweigt ist, und überall gegen die Freiheit und die Vernunft ankämpft.

Geheime politische Gesellschaften haben wir hier in Amerika nicht erst seit den Tagen der Know Nothings. Man kann jede Parteiorganisation nach der alten Weise eine geheime Verschwörung nennen, um das Volk um seine Stimmen und seine Rechte zu betrügen. So viel Lärmen in der Presse auch von diesen Parteiorganisationen gemacht wurde; die eigentliche Leitung der Partei blieb ein Geheimniß, das nur dem eingeweihten, geheimen Orakel der Drahtzieher bekannt war. Im geheimen Conklave wurden die Nominationen und ähnliche politische Tricks eingeleitet, und wenn der Tag des allgemeinen Caucus oder der öffentlichen Wahl kam, war von den Leitern der Partei Alles im Geheimen schon abgemacht. Neben dieser überall gebräuchlichen Geheimorganisation fanden vielfache geheime Complotte zu einzelnen bestimmten Zwecken statt, z. B. Complotte um Cuba zu erobern, die Verschwörung von Atchison, um Kansas zu einem Sklavenstaate zu machen, geheime abolitionische Vereinigungen im Norden, um Sklaven nach Canada zu bringen rc. Seit Aaron Burr's Zeiten war Amerika vielfach mit geheimen politischen Verbindungen durchzogen, aber niemals gewannen dieselben einen solchen Einfluß und eine solche Ausdehnung, wie in unseren Tagen, wo die geheimen Logen der Know nothings das ganze Land überströmen, und den momentanen Mangel fester und gewohnter Partheiorganisationen benützt haben, um die Leitung der Politik fast ausschließlich in ihre Hände zu nehmen. Mit Recht machen die Gegner der Know nothings darauf aufmerksam, wie gefährlich die politische Macht in den Händen einer geheimen Gesellschaft sei, mit hierarchischer Organisation, mit der Pflicht des unbedingten Gehorsams, mit unverantwortlichen geheimen Führern, ohne die Kontrole der öffentlichen Meinung und der Presse. Gleich der römisch-katholischen Hierarchie bildet diese Organisation einen Staat im Staate; sie durchdringt den Organismus des Staates und setzt an die Stelle des öffentlichen Volkswillens und des allgemeinen Wahlrechtes geheime Intriguen und Conspirationen. Sonderbar, daß die Know nothings, deren erste Bewegung hauptsächlich gegen den Katholizismus gerichtet war, sofort ihre Organisation dem Jesuitismus entlehnten, und überhaupt in allen ihren Mitteln und Bewegungen sich als gelehrige Schüler Loyola's bewiesen. Daß eine solche im Finstern schleichende Bewegung, welche der

Unwissenheit nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre Entstehung verdankt, eine so schnelle Bewegung und Macht gewinnen konnte, wirft ein helles Licht über die Oberflächlichkeit der allgemeinen Bildung, die Unzuverlässigkeit der öffentliche Meinung und die Characterlosigkeit der politischen Bestrebungen.

In einem freien Staate sind geheime politische Gesellschaften überhaupt unzulässig und unzweckmäßig; ja, es fragt sich sogar, ob selbst in einem despotischen Staate nicht die schädlichen Folgen geheimer Conspirationen größer sind, wie der momentane Nutzen, den sie manchmal gewähren mögen. Die Erfahrung zeigt, daß in despotischen Staaten selten Revolutionen von geheimen Gesellschaften glücklich durchgeführt wurden; die Conspirateure verstanden meistens nur, die gelungenen Staatsumwälzungen auszubeuten. Es mag sein, daß in dem despotischen Europa geheime Gesellschaften für den Augenblick nothwendig sind; der Einfluß, welchen Mazzini, der geborene Conspirateur, in Italien und in der Schweiz besitzt, scheint auf die Räthlichkeit und Nothwendigkeit von politischen Verschwörungen hinzudeuten. Aber im Allgemeinen ist damit mehr Humbug und Täuschung verbunden, als Verstand und Muth. Der politische Charletanismus versteckt sich in den geheimen Gesellschaften; durch den Reiz, welcher immer mit dem Geheimnisse verbunden ist, wird die Unerfahrenheit der Jugend in das Netz gelockt, das ehrgeizige und habsüchtige Abenteurer gewebt haben. Im besten Falle wird die geheime Gesellschaft zu einer Farce, wie die Demagogenuntersuchungen der dreißiger Jahre oder der Bremer Todtenbund beweisen. Deßhalb ist das Mißtrauen gegen jede geheime politische Gesellschaft im Allgemeinen gerechtfertigt, und sollte es in einem despotischen Staate kein anderes Mittel geben, um die Freiheit zu erringen, als Conspirationen, so wird man immer sehr wohl daran thun, die Wirksamkeit derselben auf ihr nächstes Ziel und ihre nächste Veranlassung zu beschränken.

Noch weniger, wie bei politischen Bestrebungen, sind im socialen Leben geheime Gesellschaften nothwendig und gerechtfertigt. Die Zwecke des socialen Lebens, der Geselligkeit, der Freundschaft, der Wohlthätigkeit, der Erholung und des Vergnugens, welche den zahlreichen geheimen Verbrüderungen zu Grunde liegen, lassen sich alle auf eine öffentliche Weise erreichen und es ist bei dem besten Willen uns nicht möglich, irgend einen Grund dafür zu finden, daß diese Zwecke mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt werden sollten. Und doch existiren Tausende von geheimen Verbrüderungen, welche diesen Zwecken huldigen; gerade in Amerika, wo das ganze gesellschaftliche und politische Leben frei, allgemein, öffentlich ist, herrscht eine wahre Sucht nach geheimen Verbindungen. Logen aller Namen und Arten, Freimaurer, Odd Fellows, Hermannssöhne, Harungari, Wilhelm Tell's Söhne, Bruderbunde aller Sorten treiben unter dem Siegel des tiefsten, unverbrüchligsten Geheimnisses die gewöhnlichsten und profansten Dinge, welche keinem Kinde mehr ein Geheimniß sind. Der geheimnißvolle

Schleier, der noch im vorigen Jahrhundert über solchen Gesellschaften, den Freimaurern, den Illuminaten u. dgl. schwebte, ist längst zerrissen; das Thun und Treiben dieser Logen ist dem größeren Publikum wohl bekannt, und ihre sogenannten Mysterien sind vielfach der Oeffentlichkeit übergeben. Aber dennoch giebt man sich den Anschein, das längst offenbar gewordene Geheimniß zu bewahren, und umhüllt allbekannte Gewohnheiten und Gebräuche mit feierlichen Formen und Ceremonien, welche nur für denjenigen noch Werth haben, der sie nicht versteht. Es ist wahr, und wir geben es gern zu, — die Mehrzahl solcher Verbrüderungen haben gute Tendenzen; namentlich der Wohlthätigkeitssinn ist in den meisten Logen vorherrschend; aber es ist eben so unläugbar, daß dieser Wohlthätigkeitssinn viel mehr wirken würde, wenn er nicht in diesen Conventikeln und Vereinen eingesperrt wäre. Indem die Mitglieder der geheimen Gesellschaften die Wohlthätigkeit, die Bruderliebe, die Freundschaft nur auf den Kreis ihrer Logen beschränken, werden sie ungerecht gegen Alles, was außerhalb ihrer Logen liegt. Die Wohlthätigkeit in der Loge hat die Hartherzigkeit außerhalb der Loge oft zur Folge. Die Freundschaft, die Menschenliebe, die Wohlthätigkeit sind Tugenden, welche allgemein sein müssen, wie das Recht und die Freiheit, wie das Licht und das Leben, und sie dürfen nicht auf einen kleinen privaten Kreis ausgedehnt werden. Schon das Christenthum hat in dieser Beziehung weitere und edlere Ansichten, als manche Logen; wir brauchen nur auf die Fabel vom barmherzigen Samariter und die Beantwortung der Frage: Wer ist dein Nächster? hinzuweisen. Es ist gewiß ein Rückschritt, wenn die Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit zum Privilegium gemacht, und der Nothleidende sich erst durch Beiträge, Steuern u. s. w. in eine Loge eingekauft haben muß, um der Hülfe seiner Nebenmenschen sicher zu sein. In diesem Falle sollte man lieber den Logen den bezeichnenden Namen: „Assekuranz-Gesellschaften“ geben, Gesellschaften, in welchen man seine Gesundheit und sein Leben versichert, als mit großen Phrasen von Humanität, Bruderliebe u. s. w., wie auch feierlichem Gepräge und geheimnißvollen Ceremonien sich breit machen. Wenn alle diejenigen materiellen und geistigen Mittel, welche in den Logen verbraucht wurden, zu öffentlichen Zwecken und gemeinsamen Bestrebungen angewendet würden, so könnte man schöne Resultate erzielen und der Freiheit einen guten Vorsprung verschaffen. Aber alle diese Opfer, die von den meisten der Logenmitglieder in guter Absicht und mit ganz ehrlichem Herzen gegeben werden, verzetteln sich in kleinen Demonstrationen und winzigen Hülfsleistungen, und den großen, gemeinsamen Zwecken der Civilisation gehen Tausende von braven und wohlwollenden Leuten verloren. Denn der Stoff, aus dem die Logen gebildet sind, ist im Allgemeinen ein tüchtiger und brauchbarer, aus dem man bei richtiger Verwendung wohl etwas Gutes machen könnte. Im Allgemeinen sind es rechtliche und aufgeklärte Bürger, welche zu den Logen gehören; die katholischen und puritanischen Priester haben wenig Freunde

in denselben. Aber leider verpufft sich das Streben der Logen in Aeußerlichkeiten, in Mummenschanz, Firlefanz und Humbug. Breite Bänder mit Sternen besäet, die unangenehm an den europäischen Ordenskram erinnern, große Spieße, Lanzen, Scepter und dergleichen Fastnachtsgeräthschaften bilden die Abzeichen der Logen und setzen sonst ernsthafte und anständige Männer in eine lächerliche Position. Und dies ist nicht der einzige Fehler, den wir an den Logen zu rugen haben. Die Loge wird oft zu nichts Anderem gebraucht, als zu einem ganz gewöhnlichen Busineß-Mittel; sie soll dem Schneider Kunden in seinen Laden, dem Wirthe Gäste in seine Wirthschaft ziehen. Wer solche Mittelchen zu seinem Lebensunterhalte nothwendig hat, der möge sie anwenden, wo er kann, und wo das Publikum damit zufrieden ist; nur sollte man nicht hinter dem Aushängeschild der Brüderlichkeit und Wohlthätigkeit und dem ganzen Apperate feierlicher Ceremonien und Mysterien solche Kniffe und Kunstgriffe verstecken.

Es ließe sich in der That eine gute Carricatur zeichnen, wollte man diesen oder jenen Grocer, Wirth, Zeitungsschreiber oder Aemterjäger, der zu einer Loge „belangt", — dies ist hier das klassische Wort, — so recht in seiner ganzen Selbstzufriedenheit und Würde abconterfeien. Vielleicht finden wir zu einem solchen Daguerreotypbilde noch einmal Muße. Jedenfalls hoffen wir, daß diejenigen Logenmitglieder, die ihre Betheiligung an der Loge nicht aus dem Humbug und dem Businiß ableiten, sondern welche die Zwecke der Geselligkeit und Wohlthätigkeit in der Loge zu erreichen suchen, über unsere Worte nicht unwillig werden, sondern dieselben als eine Aufforderung betrachten, die edlen Zwecke, welche man innerhalb der Loge erstrebt, auch außerhalb derselben in weiterem Maßstabe durchzuführen.

Wir fragen diejenigen, die aus wirklich guten Absichten den Logen beigetreten sind, ob sie es nicht für ihre Pflicht halten, mit den guten und edlen Tendenzen der Logen an die Oeffentlichkeit zu treten! „Ihr sollt euer Licht nicht unter den Scheffel stellen", dies Wort gilt heute noch, wenn es auch die Bibel gesagt hat. Was Anspruch auf allgemeine Bedeutung hat, soll sich auch der allgemeinen Kenntniß und Beurtheilung nicht entziehen. Die Menschheit hat das Recht, alles Gute und Schöne kennen zu lernen, das in ihrem Schooße erzeugt und zu ihrem Besten verwendet wird, und deßhalb kann man verlangen, daß, w e n n die Logen dem bürgerlichen Gemeinwesen nützen, dieses auch davon eine umfassende Kenntniß erhalte. Will man wirklich gute Absichten durch die Logen erfüllen, so muß man Allen, die helfen wollen, mit der Art und Weise der Hülfe bekannt machen, aber nicht den Zugang zum gemeinschaftlichen Werke durch Mysterien verschließen.

Uebrigens wollen wir noch zum Schluß bemerken, daß wir den Freimaurerlogen im Allgemeinen den Ruhm der Freisinnigkeit und Aufgeklärtheit, den sie ihrer Opposition gegen den Katholizismus verdanken, nicht vollständig anerkennen können. In Europa stehen die reaktionärsten Elemente an

der Spitze der Freimaurerlogen; die schimpflichsten Aristokraten, z B. in Preußen der Prinz von Preußen, in England der Prinz Albert, in Frankreich der Prinz Murat. Wie wenig selbst religiöse Toleranz in den Logen herrscht, geht unter Anderem daraus hervor, daß die Juden aus den preußischen Logen ausgeschlossen sind. Was den politischen Liberalismus der Logen betrifft, so hat man den Prinzen von Preußen und den Prinzen Albert zu fragen. In Bezug auf gegenseitige Unterstützung und Hülfe in der Noth machen wir auf ein Factum aufmerksam. In dem badischen Feldzuge von 1849 wurde einer der tapfersten und populärsten Freischaarenführer, Namens Böning, von den Preußen gefangen. Dieser Böning hatte den höchsten Grad in der Maurerloge, und der Prinz von Preußen, der in derselbe Loge denselben Rang bekleidete, ließ den alten Mann aus lauter logenbruderlicher Liebe erschießen.

Es mag Manchem vielleicht als ein hartes und schroffes Urtheil gelten, wenn wir sagen, daß wir das ganze Logenwesen fur eine Eskomotage des Liberalismus halten. Jeder Mensch hat ein natürliches Gefuhl für Freiheit, für Wohlthätigkeit, für Menschenliebe und Humanität. Dieses Gefühl sucht man in die Logen einzusperren, damit es sich im socialen und politischen Leben nicht geltend mache. Man verwandelt den Liberalismus und die Humanität in Humbug und in Ceremonien; dies ist die wirksamste Weise, sie unschädlich zu machen.

Wir werden in der nächsten Nummer auf diesen Gegenstand zurückkommen, indem wir einen Abriß der Geschichte der geheimen Gesellschaften mittheilen, und hoffen durch die Geschichte selbst unseren Standpunkt in dieser Frage zu rechtfertigen, einen Standpunkt, welcher von den einsichtsvollen, wohlmeinenden und unabhängigen Mitgliedern der Logen selbst im Wesentlichen gebilligt werden wird.

Volkssouverainität.

In der Politik der Vereinigten Staaten scheint ein Wendepunkt eingetreten zu sein, der den Character derselben in vielen wesentlichen und wichtigen Punkten zu verändern droht. Es ist sehr schwer, die Grenzen und den Umfang dieser Veränderungen zu bestimmen, da wir jetzt nur im ersten Stadium derselben stehen. Seit den Tagen der Unabhängigkeitserklärung hatte man die einmal in Bewegung gesetzte Maschine der Selbstregierung fortarbeiten lassen, wie es nur eben gehen wollte, und das Gewicht der Volkssouverainität sank immer mehr und mehr vom Mittelpunkte hinweg auf die einzelnen Staaten. Die ungeheuren Vermehrung der einzelnen Staaten an Macht, Reichthum und Bevölkerung wirkte nur in sehr ge-

ringem Grade auf die Centralgewalt zurück, und dadurch wurde das anfängliche Verhältniß zwischen der Centralgewalt und den einzelnen Staaten, zwischen der Constitution und den Staatenrechten, wesentlich verändert. Es war namentlich die demokratische Partei, welche der vergrößerten Machtentwickelung der einzelnen Staaten gegenüber die Befugnisse der Centralgewalt auf ihre ursprüngliche Grenzen beschränkte und in der strikten Auslegung der Constitution die höchste politische Weisheit zu entdecken glaubte. Die negative Politik, welche man im Congresse befolgte, die Politik der Nichtintervention in den Angelegenheiten der einzelnen Staaten, wurde auch bald auf die Politik der einzelnen Staaten selbst übertragen, und man fand aus, daß das beste Regieren darin bestehe, so wenig als möglich zu regieren. Die Tendenz der ganzen amerikanischen Politik wurde mehr oder weniger eine anarchische, eine Selbstregierung im einseitigen abstrakten Sinne des Wortes, eine Volkssouverainität, der freilich nur allzuoft ein souveraines d. h. ein gebildetes, vorurtheilfreies, unabhängiges Volk fehlte. Auch im socialen Leben prägte sich diese Politik bald ab; das bekannte „Hilf dir selbst!" wurde der höchste moralische Grundsatz des Volkes, und Göthe's Vers:

Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

schien besonders den amerikanischen Verhältnissen gegenüber geschrieben zu sein. Die Folgen dieser abstrakten und unvermittelten Selbstherrschaft zeigten sich bald im politischen und socialen Leben. Im politischen Leben ein schrankenloser Uebermuth der siegenden Partei gegen die besiegte, ein Wegwerfen aller alten Verpflichtungen und Verträge, eine Vernachlässigung aller socialen Anstalten des Staates, ein Anathema über alle innere Verbesserungen, ein gänzliches Lostrennen der Interessen des Staates von den Interessen des Individuums. Im socialen Leben Verwilderung, Demoralisation, Corruption; die Sucht, reich zu werden, verschlang alle andere Rücksichten, denn der Arme war nach dem Grundsatze: Hilf dir selbst! seinem eigenen Elende unwiederruflich überlassen. Die absolute Macht des Dollars wurde nicht nur in der Handelswelt und in der Gesellschaft, sondern auch in den Hallen des Gerichts proclamirt; der roheste, ungebildeste Egoismus beherrschte das sociale Leben. Die Hefe des Volkes verstand den Grundsatz der Volkssouverainität als die Erlaubniß, so gemein zu sein, wie möglich; Trunkenheit, Völlerei, Laster aller Art, kurz endlich die Herrschaft eines brutalen Faustrechtes nach dem Motto: Hilf dir selbst! drohte die großen Städte Amerika's zu überschwemmen und die Civilisation darin zu vernichten.

Manchem mögen diese Schilderungen etwas übertrieben scheinen, aber es sind genug Anzeichen da, daß, wenn die Politik und das sociale Leben nicht bald einen andern Cours annimmt, sie noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben werden.

Einige große, überraschende und erschreckende Erscheinungen in der Politik und im gesellschaftlichen Leben machten die Amerikaner auf die aus der bestehenden Praxis hervorgehenden Gefahren aufmerksam. Die Nebraskabill enthüllte den wahren Character der demokratischen Politik; sie zog die letzte Consequenz der bisher befolgten Prinzipien, indem sie die Volkssouverainität von jeder constitutionellen Regel, von jedem bestehenden Vertrage, von jeder öffentlichen Controle entband, und das Recht und die Freiheit, bisher das allgemeine Gesetz, von dem Belieben der zusammengelaufenen und zusammengeworbenen Volksmenge abhängig machte. Durch die Nebraskabill wurde das Recht, die Habeas-Korpus Akte, die burgerliche und politische Freiheit ihres allgemein gultigen, absoluten und nothwendigen Characters entkleidet und zu einer offenen Frage gemacht, über welche das souveraine Volk an den Polls zu entscheiden hatte. Der Volkswillen blieb nicht mehr an das Recht gebunden, sondern das Recht wurde vom Volkswillen abhängig; der Volkswillen hatte darüber zu emtscheiden, ob das Recht als Recht, oder das Unrecht als Recht betrachtet werden solle, ob die Freiheit in der Freiheit selbst, oder in der Sklaverei bestehe. So wahnsinnig die Grundsätze einer solchen Volkssouverainität auch sein mögen, und wie lächerlich und verächtlich sie sich in der Praxis zeigten, — wir brauchen nur an die erste Kansas Wahl zu erinnern, — so ist doch nicht zu läugnen, daß die Nebraskabill der reine und consequente Ausfluß der sogenannten demokratischen Prinzipien ist, und daß, wenn man die Grundsätze der Volkssouverainität ohne alle Beschränkung, Kontrole und Mäßigung ausfuhren will, ähnliche Uebertretungen des Rechtes und der Vernunft sich uberall ergeben werden. Die Nebraskabill ist nicht ein Abweg von den demokratischen Grundsätzen, sondern die reine Consequenz derselben, die Herrschaft der Menschen über die Grundsätze, der Majorität über die Intelligenz, der schrankenlosen Willkühr über Gesetz und Recht.

Um die Bedeutung der absoluten Volkssouverainität noch deutlicher zu machen, um noch mehr Licht auf die bisherige Praxis zu werfen, gesellte sich zu der Nebraskabill eine andere politische Frage, das vielfach bestrittene, unregelmäßige und unregulirte Verhältniß der Mormonen zu dem Congresse. Die Mormonen haben in Utah ein Gemeinwesen aufgerichtet, das sich von den politischen, socialen und religiösen Verhältnissen in den andern Staaten wesentlich unterscheidet. Hierarchie und Vielweiberei sind die Hauptkennzeichen des Mormonenthums; beides ist sowohl der Civilisation des Jahrhunderts, wie den positiven Vereinigten Staaten Gesetzen entgegen. Aber nach den demokratischen Grundsätzen über Volkssouverainität steht der Aufnahme des Staates Utah in die Union nicht das geringste Hinderniß entgegen, und wenn die Hindu's kämen mit ihrer Wittwenverbrennung, die Chinesen mit ihrer chinesischen Mauer, die Menschenfresser mit ihrem besondern Appetite, — ein consequenter Demokrat mußte ihnen nach

den Grundsätzen der Volkssouverainität alle ihre besondern Liebhabereien erlauben. Denn in der alten Constitution ist weder Menschenfresserei, noch chinesische Mauer, noch Wittwenverbrennung, noch Vielweiberei, noch Negersklaverei u. dergl. verboten, und nach der „strikten“ Auslegung der Constitution, nach welcher Alles erlaubt ist, was nicht verboten ist, hat deßhalb das Volk am Wahltage Gelegenheit, jeden Unsinn, der seiner Majestät einfällt, zu beschließen.

Neben diesen großen politischen Fragen beunruhigten auch vielfache Zerrüttungen des gesellschaftlichen Lebens den denkenden Theil des amerikanischen Volkes. Die Folgen der negativen und anarchanischen Politik zeigten sich als eine allgemeine Demoralisation der untersten Schichten des Volkes. Das Laster der Trunkenheit war in den größeren Städten der Union eine Quelle von großem Elende und zahlreichen Verbrechen. Mehr noch, wie die Rumhöhlen, wurden die katholischen Kirchen besucht, von welchen aus sich der finsterste Aberglauben und die krasseste Intoleranz über die Massen verbreitete. Die Criminalstatistik erreicht eine bedeutende und erschreckende Höhe. Daneben gewahrte man in den höchsten Kreisen der Bourgeosie und Geschäftswelt zahlreiche Beispiele von kolossalen Betrügereien, und eine Lauheit und Passivität der öffentlichen Meinung und der Presse bei solchen Veranlassungen, daß man oft zu dem Zweifel verleitet wurde, ob überhaupt die öffentliche Meinung noch Recht von Unrecht, Ehrlichkeit von Betrug unterscheiden könne.

Um das Maaß voll zu machen, trat die Handelskrisis mit allen ihren fürchterlichen Folgen ein, und enthüllte die gänzliche Unfähigkeit der städtischen Corporationen, der County- und Staats-Verwaltungen, dem momentanen Elende entgegenzutreten. Die Folgen des allzuausgedehnten Systemes der Selbstregierung, die Hungersnoth und das Elend in seinen verschiedenartigsten Formen, zeigten sich in einem Lande, in welchem eine dünne Bevölkerung über ein reiches und fruchtbares Gebiet ausgebreitet ist, und dem die Natur alle ihre Schätze verschwenderisch zugewandt hatte. Der Gegensatz zwischen dem natürlichen Reichthume der Vereinigten Staaten und dem durch schlechte Einrichtungen hervorgebrachten Elende war zu auffällig, als daß man nicht hätte zu ernsten Reflexionen veranlaßt werden sollen.

Vielfache Symptome der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem bisherigen Laute der Dinge gaben sich kund. Die verschiedensten Bewegungen tauchten in der öffentlichen Meinung auf, um eine Aenderung der Dinge herbeizuführen, Bewegungen, welche in keinem Zusammenhange mit einander zu stehen schienen, die sich nach den entgegengesetztesten Richtungen hinwandten. Temperenz-Bewegungen, Anti-Katholizismus, Anti-Nebraska-Agitation, Abolitionismus, Nativismus, diese Bewegungen traten an fast allen Punkten der freien Union auf und gaben der öffentlichen Meinung und der Presse vielfachen Stoff zur Besprechung und zur Verwirrung. Allen diesen oft einseitigen und verfehlten Bestrebungen lag ein Gedanke zu Grunde

der freilich von den Wenigsten verstanden wurde, nemlich, aus der bisherigen Indifferenz und negativen Haltung herauszukommen und eine andere theoretische und praktische Definition der Freiheit zu gewinnen, als die bisherige, nemlich die Erlaubniß, so schlecht, so gemein und unfrei zu sein, als es beliebt.

Man macht denen, die aus Europa herübergekommen sind und die dortigen politischen Bewegungen kennen gelernt haben, oft den Vorwurf, daß sie das Geheimniß der Selbstregierung nicht verständen und sich immer nach den Fleischtöpfen der Bevormundung durch den Staat zurucksehnten. Es mag sein, daß dieser Vorwurf nicht ganz grundlos ist; in Europa, namentlich in Frankreich, ist die Politik zu sehr centralisirt, und man gewöhnt sich bei einem Aufenthalt in jenen Ländern leicht daran, die Thätigkeit des Staates da einschreiten zu sehen, wo individuelle Thätigkeit auch genügt haben würde. Als im Jahr 1848 in Frankreich die Republik eingeführt wurde, glaubten viele Bauern, daß die Republik ihre Schulden bezahlen und ihr Kühe fett machen würde, und selbst in unserem nicht so sanguinischen Deutschland glaubten die Leute, das Frankfurter Parlament müsse ihnen die gebratenen Tauben in den Mund schicken. Der fünfziger Ausschuß berieth auch wirklich in allem Ernste und in aller Unschuld über die Abhülfe der herrschenden Noth, — konnte jedoch kein anderes Mittel finden, als eine Proclamation. Die kommunistischen Ideen, von denen ein großer Theil der Jugend in Frankreich und Deutschland ergriffen war, drangen in tausend einzelnen Tropfen auch in die politischen Bestrebungen: das Recht auf Arbeit, garantirt durch den Staat, war das Stichwort der Social-Demokraten. Der Lärm mit den Nationalwerkstätten in Paris, den Arbeitern an den Rebbergen bei Berlin und an andern Plätzen ist noch wohl in der allgemeiner Erinnerung. Eine Empfehlung, solche Maßregeln in Amerika nachzuahmen, würde wohl wenig Beifall finden, und mit den amerikanischen Verhältnissen im schroffsten Widerspruche stehen. Der Individualismus ist in Amerika die Grundlage des Staatsgebäudes, und es wird hoffentlich und voraussichtlich niemals der Tag kommen, wo diese Grundlage gänzlich abgeschafft werden wird.

Wir sind nicht so radical, zu denken, daß es zwischen Anarchie und Communismus keinen Ausweg gäbe. In der Politik, wie in allen geistigen Gebieten fährt man schlecht, wenn man die extreme Frage: Entweder, Oder stellt. Die Extreme sind immer nur die einseitigen Abstractionen der Prinzipien, nicht ihre conkreten Consequenzen; sie sind immer Halbheiten, weil sie nur eine Seite der Frage vertreten. Nur diejenigen Menschen, welche keine Kontrole über ihre Gedanken haben, lassen sich zu Extremen hinreißen; der Mensch, welcher Herr seiner Gedanken ist, wird immer die Dinge übersichtlich und im Zusammenhange begreifen.

Der Staat ist allerdings auf den Individualismus gegründet, aber man kann auch eben so gut sagen, daß der Individualismus auf den Staat ge-

gründet ist. Jedes ist die Voraussetzung des Andern. Es ist ganz falsch, wenn man den Staat als etwas Abgeleitetes, Künstliches betrachten will, als eine Einrichtung, welche vom Belieben der Menschen abhängig wäre. Es liegt niemals in der freien Entschließung des Menschen, ob er einem Staate angehören will oder nicht, und deßhalb ist die Definition Rausseau's, der im Staate einen „socialen Contrakt" sieht, wesentlich und prinzipiell unrichtig. Ein Contrakt ist eine von beiden Seiten freiwillige Handlung und zur Gültigkeit derselben vollständige Dispositions-Fähigkeit von Seiten der Contraktoren nothwendig. Diese findet zwischen dem Staate und dem Staatsbürger nicht statt. Weder fragt der Staat das Individuum, ob es ihm angehören will, noch fragt das Individuum den Staat, ob er es beschützen will; das Verhältniß zwischen beiden ist auf einfache Naturnothwendigkeit gegründet. Es ist die Natur des Menschen, Staaten zu bilden. Der Staat ist ein organisches Wesen, wie der Mensch selbst. Der Staat ist der Organismus der menschlichen Gesellschaft. Nichts kann falscher sein, als den Staat als eine Zusammenzählung der verschiedenen Individuen zu betrachten, als ein Additionsexempel von so und so viel Tausenden und Millionen. Es ist sehr zwischen dem Willen Aller und dem allgemeinen Willen zu unterscheiden. Der allgemeine Wille, der sich im Staatsleben ausspricht, ist oft den Einzelnen fremd, wirkt oft in einer großen Minderheit und wird erst von nachfolgenden Generationen begriffen. Der allgemeine Wille ist das Gesetz des Staates und die wesentlichste Thätigkeit desselben besteht darin, diesen allgemeinen Willen zu ermitteln. Das gewöhnlichste Verfahren, welches hiezu eingeschlagen wird, ist, die Willen der Einzelnen zusammen zu zählen und die Stimmen der Majorität für den allgemeinen Willen zu erklären. Diese arithmetische Politik beruht auf einer Illusion; die Volksabstimmung und Volkswahl ist nur ein wohlfeiles Ersatzmittel für die Volks-Souveranität, nicht die Volks-Souverainität selbst. Das allgemeine Wahlrecht, das nach dem demokratischen Sprachgebrauche das heiligste und höchste Recht der Völker ist, scheint uns kaum den Namen eines Rechtes zu verdienen: es scheint uns nichts anderes, als ein Experiment zu sein, und zwar ein sehr zweifelhaftes und trügerisches. Will man gerade die Sache beim wahren Namen nennen, so ist das allgemeine Wahlrecht ein Akt des brutalen Faustrechtes, ein Ausfluß des Rechtes des Stärkern über den Schwächern. Die Majoritäten unterdrücken die Minoritäten; dies ist das ganze Geheimniß der „demokratischen" Politik. Es ist wirklich unbegreiflich, wie man dies plumpe und ungeschickte Mittel, den Volkswillen zu ermitteln, als den obersten Grundsatz des Rechtes und der Freiheit aufstellen konnte. Das allgemeine Wahlrecht ist im besten Falle ein Hasardspiel, aus dem das Volk einen guten Treffer ziehen kann; gewöhnlich zieht es freilich nur Nieten. Von dem allgemeinen Wahlrechte die Grundsätze des Rechtes und der Freiheit abhängig machen, dies heißt Recht und Freiheit dem Zufalle überantworten. Nichts kann ein Volk mehr demorali-

siren, als die Gewöhnung, die Stimmen der Majoritäten für die Stimme des Volkes anzusehen. Jede Consequenz, Ehrlichkeit und Wahrheit muß unter einer solchen Gewöhnung verschwinden. Man hat schon vielfachen Mißbrauch mit diesem Rechte der Majoritäten getrieben; die jüngste Geschichte Frankreichs ist die passendste Illustration dazu. Jede politische Niederträchtigkeit, jede Verrätherei und Infamie versteckt sich hinter dem Schleier der Volkssouverainität. Natürlich, wenn man den Volkswillen als das höchste Gesetz ansieht, — Volksstimme ist Gottesstimme, sagt ein altes Sprichwort, — dann muß man auf das Recht der eigenen Ueberzeugung, der persönlichen Unabhängigkeit, auf Logik und Consequenz verzichten. Im Jahr 1850 discutirte man in der Pariser gesetzgebenden Versammlung eine Revision des Wahlgesetzes, bei welcher Gelegenheit die demokratischen Mitglieder der Versammlung, der sogenannte „Berg", sich in den übertriebensten Lobsprüchen des allgemeinen Wahlgesetzes ergingen. Die Angriffe, welche Thiers und andere conservative Mitglieder gegen die „vile mulitude" richteten, erregten die Entrüstung von ganz Frankreich. Aber zur selben Zeit wurde in Paris eine Repräsentantenwahl vorgenommen, — die Stelle Vidal's war zu vergeben, — und das Conklave der demokratischen Delegaten hatte zwischen Emile de Girardin und Eugene Sue zu entscheiden. Man legte den beiden Kandidaten die Frage vor, was sie höher stellten, die Republik oder das allgemeine Wahlrecht. Girardin erklärte sich für das allgemeine Wahlrecht und verlor durch diese Entscheidung die Nomination. Eugene Sue wurde Repräsentant von Paris. Girardin aber blieb dem Grundsatze der Characterlosigkeit, den er proclamirt hatte, treu, und nach dem Staatsstreiche einer der servilsten und feigsten Unterthanen des Kaisers. Natürlich, das allgemeine Wahlrecht hatte am 20. und 21. Dezember gesprochen und die größte Niederträchtigkeit, welche jemals auf politischem Gebiete stattgefunden, sanktionirt. Welche eine lächerliche Farce in Frankreich mit den verschiedenen Volkswahlen zu Gunsten der zehnjährigen Präsidentschaft und des Kaiserthums gespielt wurde, ist noch wohl in der Erinnerung. Diejenigen, welche trotz aller dieser Erfahrungen noch unbedingte Anhänger des allgemeinen Wahlgesetzes sind, wollten die Abstimmung des französischen Volkes für verfälscht und erzwungen erklären. Aber wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die Polizei bei den Abstimmungen nach dem Staatsstreiche intervenirte, daß die Wahllisten verfälscht wurden, daß ein gouvernementaler Terrorismus bei den Wahlboren herrschte, so müssen doch selbst die Feinde der Napoleonischen Regierung zugeben, daß die große Majorität des Volkes für Napoleon gestimmt habe. Die Masse des französischen Volkes war am 10 Dezember 1848 napoleonistisch, und selbst am 20 Dezember 1851 für den Staatsstreich, wenn auch vielleicht nur deßhalb, weil keine andere Wahl geblieben war. Die Verantwortlichkeit für den Staatsstreich ruht daher auf dem französischen Volke und dem allgemeinen Wahlrechte selbst. Bei den Volkswahlen findet immer ein Zwang statt; es ist eine Illusion, wenn man

von freien Wahlen spricht. Ob die Kanonen, die Polizei, die Presse oder Rowdi.s die Wahlen leiten, — es ist immer eine Beeinflussung der Volksmeinung vorhanden. Es sind immer einzelne Wenige, welche die Wahlen leiten, eine kleine Minorität, welche die Majorität regiert. Die politischen Drahtzieher, die Aemterjäger, die Chefs der Parteien dirigiren die Wahlen; drei bis vierhundert Männer kommen in Baltimore zusammen und befehlen einem Volke von fünf und zwanzig Millionen Menschen, daß es entweder Franklin Pierce oder Winfield Scott zum Präsidenten wählen solle. Es ist Wahnsinn, in einem Lande, wo die ganze Hälfte des Menschengeschlechtes, die Frauen, vom Wahlrechte ausgeschlossen sind, von Volkssouverainität und allgemeinem Wahlrecht zu sprechen. Es ist immer die Minorität, welche regiert, und das allgemeine Wahlrecht ist nur die Maschine, welche die Minorität zu ihren selbstsüchtigen und ehrgeizigen Werken benützt.

Freilich, das wohlfeilste und leichteste Mittel, zu regieren, besteht in dem allgemeinen Wahlrechte. Mechanische Mittel werden da angewendet, wo man die Seele des Organismus nicht finden kann; man addirt die einzelnen Stimmen, um den Willen des ganzen Volkes zu erkennen. Alle praktische Staatskunst der Welt hat es noch nicht weiter gebracht, als zu diesem einfachen und plumpen Mittel, und wir gestehen, daß wir selbst keine andere Operation, den allgemeinen Volkswillen zu ermitteln, an die Stelle des allgemeinen Wahlrechtes zu setzen wüßten. Wir sind nicht eigentlich gegen das allgemeine Wahlrecht gesinnt, sondern nur gegen diejenige Auffassung des allgemeinen Wahlrechtes, welche dasselbe als höchstes und oberstes Gesetz proclamirt und das Recht und die Freiheit von demselben abhängig macht. Wenn man in einem Lande, wo gute Schulen und eine freie Presse existirt, wo eine feststehende Constitution die großen Grundsätze der Freiheit, die Habeas Korpus Akte u. s. w. vor aller Anfechtung sicher stellt, das allgemeine Wahlrecht praktizirt, so wird man in den meisten Fällen recht fahren. Nur muß man sich nicht zu der Illusion verleiten lassen, als wenn das allgemeine Wahlrecht selbst schon die Freiheit wäre; es ist höchstens das Mittel, um dieselbe zu erwerben. Das allgemeine Wahlrecht muß immer mit Mißtrauen und Vorsicht behandelt werden; es ist eine zweischneidige Waffe, welche die Völker oft gegen ihre eigene Brust kehren.

Um das Wahlrecht zu controliren und zu beschränken, machen die demokratischen Staaten gewöhnlich Verfassungen und Constitutionen, welche gewisse Punkte als unabänderlich und unauflöslich feststellen und auf diese Weise von dem allgemeinen Wahlrecht unabhängig machen. So beschränkt die Constitution der Vereinigten Staaten die Volkssouveranität in wesentlichen Punkten. Das Volk der Vereinigten Staaten darf keine Gesetze votiren, welche Religionszwang oder Religionsverbote einführen; die einzelnen Staaten dürfen sich keine monarchische Staatsform geben; die Habeas Korpus Akte darf durch keinen Akt des Volkswillens unterbrochen oder an-

getastet werden, ausgenommen im Falle eines Krieges oder einer feindlichen Invasion. Alle diese negativen Bestimmungen der Constitution sind ausdrückliche Begrenzungen, Negationen der Volkssouverainität und des allgemeinen Wahlrechtes, und man darf sagen, je mehr Negationen die Souverainität eines Volkes hat, daß um so sicherer die Freiheit steht. Die wahre Freiheit besteht in der Beschränkung derselben. Niemand darf die Freiheit haben, unfrei zu sein, weder ein Individuum, noch ein Staat.

Es ist freilich mit den Constitutionen auch ein mißliches und unbequemes Ding. Bei der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit, in welcher sich die Menschheit immer befindet, wird niemals eine Constitution frei von Fehlern und Mängeln sein, und wenn es auch einmal dem Genius der Menschheit gelingen sollte, eine Constitution zu entwerfen, die allen Bedürfnissen des Momentes genügt, so wird doch bei dem raschen Wechsel der menschlichen Zustände ihre Zulässigkiit bald in wesentlichen Punkten modifizirt werden. Die Constitutionen selbst bestimmen daher gewöhnlich, unter welchen Umständen und Formen und bei welchen Gelegenheiten man die Constitutionen verändern könne, und es ist Sorge zu tragen, das die Beschränkungen in dieser Beziehung nicht uber das nothwendige Maaß ausgedehnt werden.

So veränderlich auch die Zustände und die Constitutionen der Staaten sein mögen, die Prinzipien des Rechtes und der Freiheit sind ewig und unwandelbar, und auf sie kann man eine dauerhafte und regelmäßige Politik begründen. Diese Prinzipien, welche man mit dem allgemeinen Namen der Menschenrechte bezeichnet, stammen aus der Natur des Menschen selbst her und finden in der Natur selbst ihre Beweise. Es ist die Natur des Menschen, Staaten zu bilden, und seine individuelle Thätigkeit den gemeinsamen Zwecken der menschlichen Gesellschaft zuzuwenden. Es ist die Natur des Menschen, frei zu sein, denn es ist seine Natur, zu denken. Diese Menschenrechte stehen über dem allgemeinen Wahlrecht, über der Herrschaft der Majoritäten; jeder Einzelne darf sie gegen die Uebergriffe einer ungebildeten Masse vertheidigen; jede Volksabstimmung, welche sich dagegen versündigt, ist ungesetzlich und muß kassirt werden.

Die Nebraskabill hat über die Nothwendigkeit einer solchen Beschränkung des Wahlrechtes und der Volkssouverainität dem amerikanischen Volke die Augen geöffnet. Man hat eingesehen, daß man auf einem falschen Wege wandelt. Eine natürliche Folge der Nebraskabill wäre die Aufhebung aller constitutionellen Bestimmungen in Bezug auf die Freiheit und die Menschenrechte gewesen. Die Volkssouverainität nach Douglas' Auffassung gestattet einem Staate das Recht zur Monarchie, Hierarchie u. s. w. Diese Volkssouverainität muß niedergebrochen werden, denn die Freiheit ist unwiderruflich an ihre eigenen Gesetze gebunden.

Die nächste Folge dieser politischen Bewegung ist freilich ein ungeschicktes Haschen und Tappen nach Centralisations- und Polizei-Maßregeln, welches

wenig politische Bildung und Erfahrung beweist. Man sucht aus der bisherigen Praxis der allgemeinen Indifferenz, der absoluten Selbstregierung, des unbedingten Stimmrechtes herauszukommen; aber die ersten Experimente der neuen Politik haben sich noch sehr ungenügend bewiesen. Temperenzgesetze, Sonntagszwang, Paßwesen, Entziehung des Stimmrechtes der eingewanderten Burger, alle diese unfruchtbaren und unmöglichen Bestrebungen wurzeln auf diesem Boden. So ungeschickt auch diese vor der Hand noch sein mögen, der Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, ist ein richtiger; er ist die Unterscheidung zwischen Freiheit und Willkühr.

Wir geben zu, daß damit ein Weg zu vielen Gefahren und Katastrophen geöffnet ist. Es ist nicht leicht, die Unterschiede zwischen dem Rechte des Staates und den Rechten der Individuen bestimmt und deutlich zu zeichnen, und jeder Irrthum, der hierbei gemacht wird, verletzt die Freiheit und das Recht. Es muß der Parallelismus zwischen den Rechten der Individuen, Korporationen, Staaten und der Union aus der Constitution entwickelt werden. In der Einrichtung der einzelnen amerikanischen Staaten ist dieser Parallelismus schon angedeutet; Town, County, Staat stehen in passendem Verhältniß zu einander. Aber das Verhältniß der einzelnen Staaten zum Congresse ist weniger consequent entwickelt. Der Congreß überläßt viele Sachen, die ihrer Natur und der Constitution nach, Angelegenheiten der Vereinigten Staaten sind, z. B. innere Verbesserungen, Sclaverei u. s. w. der Jurisdiktion und Verwaltung der einzelnen Staaten. Dagegen sind die Legistaturen der einzelnen Staaten überhäuft mit Geschäften, die zweckmäßiger von dem Board der Supervisoren der einzelnen Counties abgemacht wurden. Ein großer Theil der Unfähigkeit und Corruption in den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten liegt — besonders im Westen — daran, daß dieselben zu sehr mit lokalen Appropriationen überhäuft sind. In den Staaten wird oft zu viel centralisirt und regiert, im Congreß zu wenig. Das Verhältniß der Counties zu den Staaten ist viel abhängiger, als das der Staaten zum Congreß. Und doch mußte hier Gleichförmigkeit und Parallelismus herrschen. Die Constitution gibt im Allgemeinen zur Herstellung dieses Parallelismus die nöthigen Rathschläge und Andeutungen, aber man muß nicht vergessen, daß mit der steigenden Bevölkerung auch nothwendigerweise die Centralisation steigen muß, und daß dies Verhältniß sich seit der Abfassung der Constitution bedeutend geändert hat.

Die hier angedeuteten Wendungen der amerikanischen Politik nehmen immer mehr einen prinzipiellen Character an; wir deuten zum Beweise unserer Behauptung auf die letzten Botschaften der Gouverneure von Michigan und New York hin. Namentlich hat Herr Clark von New York durch seine Anempfehlung des Schulzwanges eine Erweiterung der Thätigkeit des Staates nach einer Richtung hin angedeutet, der wir unsere vollständige Zustimmung nicht versagen können.

Die Freiheit des Staates beruht nicht in formellen politischen Gesetzen, sondern in der Bildung und Sittlichkeit des Volkes. Und diese Bildung und Sittlichkeit zu verbreiten und zum Gemeingut der Menschen zu machen, ist die wesentlichste, ist eine positive Aufgabe des Staates. Denn wir stimmen und der Hegel'schen Definition des Staates überein: der Staat ist die objektive Sphäre des Rechtes und der Sittlichkeit.

Harmonie.

(Aus dem „AMERICAN LIBERAL".)

Der Horizont des menschlichen Denkens hat sich in den letzten hundert Jahren unermeßlich erweitert; tausend neue Ideen, Erfindungen und Entdeckungen traten an das Licht, und in allen Gebieten der Wissenschaft, der Literatur, der Politik fand ein beispielloser Fortschritt statt. Die menschliche Erkenntniß ist mit den interessantesten und wichtigsten Gegenständen überladen; neue Systeme in der Philosophie, Revolutionen in der Politik, Entdekkungen in der Natur, Erfindungen in den Künsten überraschen uns: wir wissen kaum, wohin wir die Augen wenden sollen, um alle die neuen Ideen und Eindrücke zu erfassen, von denen die Menschheit bewegt wird. Jeder Tag bringt neue Entdeckungen und Erfindungen; wir sind gewohnt, jeden Morgen in den Zeitungen große weltgeschichtliche Ereignisse zu lesen; was uns heute fremd und unerhört erscheint, ist Morgen schon abgebraucht und trivial. Da scheint es denn wirklich schwierig, den Zusammenhang und die Uebersicht zu behalten, jene Klarheit und Festigkeit des Geistes, die alle Gegenstände der Außenwelt ordnet und beherrscht. Wir finden uns oft nicht zurecht in den Widersprüchen und Gegensätzen, welche uns umgeben; und je reicher das Material unserer Kenntnisse ist, desto weniger sind wir im Stande, es zu verarbeiten.

So scheint es, wenn wir das Feld der menschlichen Erkenntniß in seinen äußern Umrissen und seiner räumlichen Ausdehnung betrachten. Aber wenn wir den inneren Gehalt desselben und die Methode, nach welcher sie sich entwickelt, prüfen, so finden wir vielleicht, daß der Strom der Wissenschaften nicht nur an Breite, sondern auch an Tiefe zugenommen hat. Wir finden, daß je reicher das Material der menschlichen Erkenntniß ist, desto einfacher die Gesetze derselben werden, daß mit der Verschiedenheit der Objekte die Einfachheit der Prinzipien zunimmt. Wir finden, daß jede neue Entdeckung und Beobachtung uns das Verständniß früherer Entdeckungen und Beobachtungen erleichtert, daß je mehr die Gegenstände der menschlichen Erkenntniß sich häufen, sie desto lichtvoller und klarer werden. Je größere Verschiedenheit, desto mehr Uebereinstimmung, Zusammenhang und Harmonie.

Der Grund davon liegt in der wundervollen Uebereinstimmung der philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntniß, in der zugleich empirischen und rationellen Methode, welche durch die neueren Naturwissenschaft allen Gebieten des Denkens mitgetheilt worden ist. Diese Methode ist die der Induktion, nemlich, die Entwickelung der allgemeinen Gesetze aus den speziellen Thatsachen, eine Verbindung der Logik mit der Beobachtung, der Kritik mit der Erfahrung. Diese Methode sucht die Wahrheit nicht außerhalb den Thatsachen, sondern in denselben; sie erkennt die Wahrheit als eine Eigenschaft der Dinge an, welche von den Dingen selbst unzertrennlich ist.

Früher gingen Philosophie und Naturwissenschaften von verschiedenen Punkten aus. Die Philosophie beschäftigte sich mit den Ideen, und berücksichtigte die Thatsachen höchstens als Manifestationen der Ideen. Die Naturwissenschaften verloren sich in dem Wuste der Thatsachen, in welchem sie keine leitenden Ideen finden konnten. So blieben beide Wissenschaften einseitig, und große Anstrengungen des menschlichen Geistes gingen mit wenig Nutzen für die Intelligenz vorüber.

Der Philosopie gebührt der Ruhm, zuerst den richtigen Weg angedeutet zu haben. Es war die Schule Hegel's, welche die Methode des Erkennens reinigte und läuterte. Indem Hegel sagte: „Alles was wirklich ist, ist vernünftig," stellte er die Vernünftigkeit als ein Attribut der Wirklichkeit dar, und eröffnete dadurch der analytischen und inductiven Methode des Erkennens den Weg. Die Vernunft steckt in den Thatsachen; die Arbeit des Denkens besteht nur darin, sie herauszuholen. Der Zwiespalt zwischen Gott und Welt in der Religion, zwischen Idee und Wirklichkeit in der Philosophie, zwischen Naturgesetz und Naturerscheinung in den Naturwissenschaften wurde durch die Hegel'sche Philosophie aufgehoben; das Naturgesetz ist nichts anderes, als die begriffene Naturerscheinung; die Idee ist nichts anderes, als die Thatsache im Lichte der Intelligenz u. s. f. Die Naturwissenschaften bemächtigten sich bald der neuen Methode und zogen unermeßlichen Vortheil daraus. Man schaffte die Methode von obenherunter ab und fing die von untenherauf an. Statt des früher gebräuchlichen Systematisirens, Klassifizirens, Rubrizirens, wodurch man das ganze Reich der Natur in Stücke zerschnitt, und man sich bei der Beschreibung einer Pflanze oder eines Thieres mehr um die Stellung derselben im Systeme, als um die in der Natur kümmerte: fing man an, in der Beobachtung der Natur den Weg zur Erkenntniß zu finden, und die Naturerscheinungen nicht mehr den Gesetzen unterzuordnen, sondern die Gesetze aus ihnen abzuleiten. Dieser veränderten Methode verdanken die Naturwissenschaften zum größten Theile die überraschenden Fortschritte, welche den Ruhm dieses Jahrhunderts bilden. Man nahm die Natur selbst als Führerin in das Reich ihrer Geheimnisse mit, und da konnte es nicht fehlen, daß man zu überraschenden Resultaten gelangte. Besonders die Physik und Chemie zogen aus dieser veränderten

Methode Nutzen; aus einer todten Anhäufung von Thatsachen und Notizen wurden Wissenschaften, welche die Menschen über die höchsten und allgemeinsten Gesetze des Universums aufklärten. Wenn man unter einem Philosophen einen Menschen versteht, der die Welt im Zusammenhange zu begreifen sucht, der die einzelnen Thatsachen unter eine allgemeine Idee ordnet, fur den das Größte, wie das Kleinste nur Kraft eines allgemeinen Gesetzes stattfindet; dann kann man den Naturforschern unseres Jahrhunderts, einem Alexander v. Humboldt, Oerstedt, Arago, gewiß nicht den Namen eines Philosophen absprechen.

Durch diese gedankenvolle Methode der Naturforschung war es es möglich, in allen Gebieten des Denkens eine gewisse Uebereinstimmung und Harmonie herzustellen. Die allgemeine Naturgesetze sind auch die Gesetze für alle menschlichen Behältnisse, für die Geschichte, für die Politik, für die Zustände des gesellschaftlichen Lebens. Um die menschlichen Behältnisse kennen zu lernen, muß man genau die Methode und die Regeln anwenden, nach welcher der Chemiker seine Analysen, der Physiker seine Experimente macht. Es ist der Weg der unparteiischen und verurtheilsfreien Prufung, der Beobachtung und der Vergleichung. Diesen Weg muß der Geschichtsschreiber einschlagen, wenn er seiner Aufgabe, das Geschehene in seiner ganzen Wahrheit zu produziren, nachkommen will; dieser Weg fuhrt am sichersten in der Politik zurecht, denn derjenige ist der beste Politiker, welcher am besten die Thatsachen und die Menschen kennt; dieser Weg ist auch der Weg der philosophischen Forschung, welche die ewigen Wahrheiten aus den verschwindenden Thatsachen ableitet. Eine solche rationelle Empirie bemächtigt sich immer mehr aller Zweige des menschlichen Wissens, und gibt unserem Jahrhundert eine entschiedene Superiorität über jedes frühere Zeitalter.

Es ist ein wohlthuender und beruhigender Gedanke, daß wir Alle als Produkte der Natur unter den allgemeinen Naturgesetzen stehen, und daß dieselben Mittel, mit welchen wir die Gesetze der Natur erforschen, hinreichen, uns selbst und unsere Verhältnisse kennen zu lernen. Der Mensch wiederholt in seinem Baue und in seiner Entwickelung die ganze Reihenfolge der Pflanzen und Thiere, ja sogar die geologische Bildung der Erdrinde, wie denn sein eigenes Scelett sich wieder im Schädel repräsentirt. So auch wiederholt der Mensch in seinem Einzelleben, — nemlich vorausgesetzt, daß dies gesund und regelmäßig ist, — die ganze Geschichte der Menschheit; er fängt an mit der sagenhaften, gläubig frommen Kindheit der orientalischen Völker; er feiert als Jüngling die poetischen Tage des Griechenthums; es bemächtigt sich seiner der verwegene, trotzige Sinn des alten Römervolkes; bis er im Mannesalter sich zu den häuslichen Tugenden des Christenthumes entschließt und die poetischen Träume der Jugend mit ernsten philosophischen Gedanken vertauscht. Ein ähnlicher Parallelismus herrscht zwischen dem Leben der einzelnen Völker und dem Leben der Menschheit, und zwischen dem

Leben des Individuums und dem seines Volkes. Es bedarf ferner keines großen Scharfsinnes, um einen Parallelismus zwischen der Organisation des einzelnen Menschen und der Organisation des Staates zu finden. Der vernünftige Staat kann nichts anderes sein, als das im Großen ausgeführte Bild des Menschen; seine Interessen, Rechte und Zwecke stimmen mit den Rechten und Interessen des Individuums überein; die leichteste, vernünftigste Politik besteht darin, der Natur des Menschen zu folgen, und sich von ihr die Gesetze des Staates diktiren u lassen.

Die Geschichte der Völker spiegelt sich ferner wieder in ihrer Literatur, in ihren Wissenschaften und Künsten. Eines weist auf das Andere hin; Eines erklärt und erläutert das Andere. In der Poesie, in der Philosophie, im Marmor und in den Farben offenbart sich derselbe Geist, der in den politischen Institutionen des Volkes lebt, welcher dessen Tempel baut und Schlachten schlägt. Ueberall finden wir Zusammenhang, Harmonie, Organismus. Das ist gerade das Wesen des organischen Lebens, daß jeder Theil das Ganze repräsentirt, so wie jedes Blatt am Baume den ganzen Baum mit seinem Stamme und seinen Zweigen darstellt, so wie jedes Glied am menschlichen Körpers den ganzen Organismus des Menschen enthält. Durch diese Uebereinstimmung und Einheit, welche sich in allen Gebieten des Lebens vorfindet, wird die Beurtheilung der Dinge unendlich erleichtert; wir finden in jeder neuen Erkenntniß Bestätigung und Erklärung früherer Erkenntnisse und jede neue Beobachtung gibt uns den Schlüssel zu früheren Geheimnissen. So steigt mit der größeren Mannigfaltigkeit unserer Kenntnisse auch die Klarheit und Sicherheit unserer Ueberzeugungen.

Wir denken nach denselben Gesetzen, nach welchen sich die Sterne am Himmel bewegen, nach denen die kleine Blume im Grase blüht. Wir sehen in der ganzen Natur ein Bild unseres eigenen Daseins, und finden in den großen Scenen der Weltgeschichte die Geheimnisse unseres Herzens. Dieses Gefühl des Zusammenlebens, der Einheit und Uebereinstimmung mit der Natur und der Menschheit, gibt uns in allen Lagen des Lebens Sicherheit und Selbstvertrauen, und macht uns die ganze Welt zur Heimath.

Schulbewegung.

Unter den vielen verfehlten und unzweckmäßigen Reformbewegungen der Gegenwart finden wir einige Bestrebungen, die den rechten Weg verfolgen und die richtigen Mittel zum richtigen Zwecke anwenden. Es bereitet sich eine allgemeine Agitation fur Schulreform vor, in welcher sich die besseren Elemente, welche sich bisher in nativistischen oder Temperenzbestrebungen ergingen, vereinigen werden, um eine festgeschlossene Phalanx des Fort-

schrittes zu bilden. Wir haben schon oft darauf hingedeutet, daß die Schule der Ort sei, wo die schwierigsten religiösen, politischen und socialen Fragen der Gegenwart sich lösen, und daß manchen politischen Verirrungen vorgebeugt werde, wenn man die öffentliche Meinung und die Thätigkeit der Gesetzgebungen nachdrücklich auf Schulreform lenkt. Es scheint, daß diese Ansicht bei den aufgeklärten Staatsmännern America's immer mehr Anklang findet; wir sehen die Andeutungen dazu vornehmlich in den letzten Botschaften der Gouverneure von New York und Michigan. Während Herr Clark in seinem refomatorischen Eifer sogar soweit geht, den Schulzwang anzuempfehlen, begreift Herr Bingham von Michigan die Volkserziehung als ein vollständiges System, das alle Unterrichtsanstalten von den Volksschulen bis zur Universität hinauf umfaßt, und wendet demselben alle Aufmerksamkeit zu, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt. Wir haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, wie vortheihaft das Schulwesen des Staates Michigan sich von allen andern westlichen Staaten unterscheidet, wie Michigan gewissermaßen die Vormauer der Civilisation im amerikanischen Westen bildet, und wenn wir heute darauf zurückkommen, so geschieht es nur, um neue Belege für unsere frühere Ansicht zu bringen. Es geschieht jedesmal mit lebhaftem Vergnügen, daß wir der Staatsuniversität von Ann Arbor gedenken; es scheint in jener Hügelstadt eine europäische Luft zu wehen, durchhaucht von wissenschaftlichem Streben und ästhetischer Bildung. Gerade in der Zeit nativistischer Brutalität ist es nothwendig, sich an solche Orte zurückzuerinnern, um nicht im Allgemeinen gegen dies Land, seine Institutionen und Bewohner ungerecht zu werden.

Am 11. Januar d. J. hielt Herr Bradish, der Professor der Aesthetik an der Staatsuniversität von Michigan, einen Vortrag, der durchaus auf der Höhe europäischer Bildung und Weltanschauung steht, und sich sehr von dem gewöhnlichen Geschwätz der „Lecturers“ in Bezug auf diesen Gegenstand unterscheidet. In keinem Gebiete der öffentlichen Debatte hört man gemeiniglich so viel leere Phrasen, wie über Volkserziehung; man merkt aus den meisten Artikeln der Presse und den Vorlesungen, daß man mehr Interesse, als Kenntniß vom Schulwesen hat. Um so wohlthuender berührt uns der Vortrag des Hr. Bradish, ein Vortrag über die Kultur der schönen Künste, der ein helles Licht auf das Wesen der ganzen Volkserziehung wirft. Wir sind nicht im Stande, und haben keinen Raum, einen übersichtlichen Auszug aus diesem Vortrage zu machen, aber wenn wir erwähnen, daß Hr. Bradish einen Zusammenhang findet zwischen der moralischen und intellektuellen Erziehung und die Spitze derselben in dem Kultus der schönen Künste findet, so werden unsere Leser mit uns darin übereinstimmen, daß dies eine großartige und würdige Auffassung des Volksunterrichtes ist, daß wir uns freuen dürfen, solche Ansichten an competenten Orten zu finden, und daß wir dieser Auffassung immer allgemeinere Verbreitung unter dem amerikanischen Publikum wünschen.

Herr Tappan, der Gründer und Leiter der Universität, war vor einigen Tagen in Lansing und hielt einen Vortrag vor der Legislatur, der die höchste und allgemeinste Beabachtung verdient. Die äußere Veranlassung dieses Vortrages war das Gesuch, der Staat Michigan möge auf die Summe von 100,000 Dollar, welche der Universitätsfond der Staatskasse schuldet, verzichten. Diese Gelegenheit benützte Herr Tappan, um seine Ansichten über Erziehung und Schulanstalten gründlich und umfassend auseinander zu setzen, und namentlich seine Erfahrungen und Erlebnisse in Europa in Bezug auf das Unterrichtswesen mitzutheilen. Er entwarf eine übersichtliche Geschichte die europäischen Universitäten und legte großen Nachdruck darauf, daß die Reformation die Universitäten in Deutschland von dem ecclesiastischen Zwange befreit habe, während die englischen Universitäten noch immer sich unter diesem Zwange befinden. Der Redner ging nun speziell über auf die preußischin Universitäten wie auf das preußische Schulsystem überhaupt, das, wie er nicht verhehlt, das „beau ideal" seines ganzen Lebens und Wirkens ist. Dies System umfaßt Primärschulen, Gymnasien, Schullehrerseminarien und Universitäten. Der Redner entwickelte dasselbe mit spezieller Beziehung auf Michigan, und machte namentlich darauf aufmerksam, daß die Staatsuniversität die untergeordneten Zweige der Erziehung an die niedern Unterrichtsanstalten abgeben müsse, daß die Universität nur für die eigentlichen wissenschaftlichen Disciplinen bestimmt sei. Die letzten Bemerkung ist nur zu wahr und findet leider auf alle Universitäten Amerika's Anwendung, aber es ist vorauszusehen, daß Herr Tappan mit seiner Energie und seinem schönen Ideale die erste vollständige Universität im europäischen Sinn auf amerikanischem Boden herstellen wird. Die beiden Zweige der Gesetzgebung bewillkommten seine Rede mit verständigem Beifall, und hoffentlich sind weder die katholischen, noch die nativistischen Mitglieder derselben so zahlreich, daß diesen Ansichen und Bestrebungen eine Majorität in beiden Häusern gegenüber tritt. Wird der Gouverneur und die Legislatur der Universität ihre kräftige Unterstützung zusichern, so ist dies die glänzendste Satisfaktion für diejenigen, welche im vorigen Herbste das republikanische Ticket unterstützten.

Der Schulsuperintendent, der Kanzler der Universität und die einflußreichsten Zeitungen des Staates Michigan haben proponirt. mit der jetzigen Universität Ann Arbor eine weibliche Universität zu verbinden. Ein prächtiger Gedanke! Der „Monroe Commercial" verlangt in dieser Beziehung, daß das Nonnenwesen, das protestantische so wohl, wie das katholische, endlich aus der weiblichen Erziehung verbannt und eine vernunftige und wissenschaftliche Erziehung eingeführt werde, daß der wissenschaftliche Unterricht für beide Geschlechter gemeinsam sei. Dies ist ein höchst zeitgemäßer und praktischer Vorschlag, der schon vor Jahren in Deutschland gemacht wurde, aber dort bisher an der Ungunst der politischen Verhältnisse, an der Priesterherrschaft, an der Abneigung der Regierungen vor jeglicher Reform

scheiterte. Dieser Vorschlag paßt ganz zu dem liberalen und humanen Geiste, der die Universität zu Ann Arbor durchdringt, und die Ausführung desselben wird die Verdiensten des Staates Michigan um das Schulwesen in das klarste Licht setzen.

Solche Bestrebungen sind mit einem Lichtstrahle zu vergleichen, der in die dunkle Zeit fällt und die frohe Hoffnung in uns erweckt: Es wird doch noch einmal wieder Tag!

Plaudereien am Sylvesterabend.

Es mag noch wohl ein Ueberrest aus den Mährchen der Kinderjahre sein, daß wir am Sylvesterabende uns in einer besonderen Stimmung befinden. Ein vernünftiger Grund ist dazu eigentlich nicht vorhanden, denn wir stehen in jedem Augenblick unseres Lebens auf der verhängnißvollen Schwelle zwischen Vergangenheit und Zukunft, deren Bedeutung uns gerade am Sylvesterabende besonders lebhaft ins Bewußtsein tritt. Der Sylvesterabend bringt gewöhnlich eine nachdenkliche ernsthafte Stimmung mit, und diese Stimmung ist die Mutter der tollen Laune und ausgelassenen Lustigkeiit, welche uns in der Neujahrsnacht allenthalben engegenschallt. Es ist eigentlich kein gutes Zeichen für den Menschen, daß er melancholisch wird, wenn er an die Vergangenheit denkt; es scheint, daß er nur Veranlassung zur Reue, aber keine Aufforderung zur Zufriedenheit und Freude darin findet. Auch in der letzten Neujahrsnacht werden viele unserer Leser diese rückblikkende Stimmung mit uns getheilt haben. Das alte Jahr schied, ohne daß wir wünschten, es zurückzuhalten; das neue Jahr fing an, ohne daß wir es mit Hoffnungen zu begrüßen wagten.

Ich war den Abend in einer sehr einsamen, ungeselligen Laune, welche durch das Gewühl und den Lärmen auf den Straßen nur noch vermehrt wurde. Und doch wollte es mir am Scheibtisch nicht heimisch werden; ich ging die Straßen hinab zum See, der damals nicht das ruhige, friedliche Bild der Sommernächte darbot, sondern mit tobenden Wellen an das Ufer stürmte, und den Lärmen der Stadt mit seinem Tosen übertönte. Das Wrack eines Schiffes lag am Ufer und seine Masten wurden von den Wellen hin und her geschleudert; einzelne Hütten, die ärmlichen Wohnungen der Schiffer und Fischer, lagen am Ufer zerstreut; hie und da schien ein trübes Licht durch die beeis'ten Fenster; das Weinen eines Kindes oder der rauhe Fluch eines Matrosen war das einzige Neujahrslied, das man dort hörte Die Lampen auf dem Leuchthurme brannten nur trübe; es war auch wohl kein Schiff auf dem See, dem sie hätten Rettung zuwinken können. Eine unfreundliche und kalte Scene.

War es nicht einmal anders, als ich an den friedlichen Ufer des Schweizersees stand, in jener lieblichen Idylle, die eine freundliche Laune der Geschichte dem europäischen Trauerspiele einfügte? Der Lemansee, diese Heimath der Poesie und des Glückes, — wie unterscheidet er sich von den wilden treulosen Fluthen der amerkanischen Gewässer! Ruhig liegt er da, wie eine Schaale voll geschmolzenen Silbers, ein Abbild des ewig wolkenlosen olympischen Himmels, ein Spiegel, in dem die Natur sich in den Feierstunden der Liebe spiegelt. Stern an Stern erglänzt über dem klaren Gewässer, und jeder Stern trägt die Weihe des Ruhmes und der Poesie. Seht den Stern Reausseau's, wie er dort über dem Gipfel des braunen Saleve empor steigt; seht Voltaire's Stern, höher und heller, wie alle andern; dort zwischen den Bäumen und Reben hindurch erglänzt der Stern, der zu der Geburt der Corinna leuchtete, und selbst der wilde, unstete Komet, welcher Harold in seinen Pilgerfahrten führte, fehlt nicht an dem sonst friedlichen Himmel. Jeder Punkt dieser geweihten Gegend ist von großen Erinnerungen belebt; jeder Hauch der Luft ist Poesie, und die Gräber sind mit Lorbeer verhüllt. Wie ein Monument, das den großen Todten errichtet ist, ragt der Montblanc empor, und wirft seinen weißen Schatten weit über den Spiegel des Sees. Das ist eine Poesie, die das ärmste Menschenherz, in das sie ihren Stahl hinein wirft, weiht und heiligt.

Welch einen seltsamen Sylvesterabend erlebten wir dort! welch eine tolle Gesellschaft, überglücklich und doch fast verzweifelnd! Der Becher machte die Runde; muntere Lieder erschallten, und manches kühne, kecke Wort wurde der Zukunft in das Gesicht geschleudert. Wo sind die Freunde geblieben? Wo feiern sie heute den Schluß eines nichtswürdigen, verächtlichen Jahres? Fraget den Farmer im amerikanischen Westen, fraget den Söldling weit hinten in der Krimm, fraget den Kerker und fraget das Grab!

Vielen der Freunde bewahrte ich das Andenken, aber dem Einen naht sich die Erinnerung nur in den geweihten Stunden des Lebens. Der ruhige freundliche Mann, mit dem weichen, fast weiblichen Antlitz, dessen Geist sich ganz nach Innen zu wenden scheint, da er kaum durch die halb erblindeten Augen hervorleuchten kann, wie hoch steht er im Andenken aller derer, welche fähig waren, ihn zu begreifen, würdig, ihn zu lieben! Viele sagen, es sei Schade gewesen, daß Albert Galeer den großen Ereignissen der Geschichte fern geblieben sei, daß der Lorbeer ihm seine Blüthen und Blätter nicht zugeweht, daß nur seine Adoptivstadt Genf, die ihm das Ehrenbürgerrecht schenkte, ihn ihren Freiheitskämpfer genannt habe, und Zeuge seines Wirkens und Strebens gewesen sei. Aber wir glauben, daß gerade in dem kleinen Rahmen das Bild seines Geistes alle seine Schönheiten entfalten konnte. Die Strahlen seines Geistes leuchteten in der Nähe desto heller, je weniger sich in die Weite verbreiteten. Wenn Jean Paul diesen Mann gekannt hätte, er hätte das schönste Gemälde von Humanität, Menschenliebe und Herzensgüte, das er jemals gedichtet, tausend Mal übertroffen. Wie eine

Schnecke verbarg er sich in den Furchen des altäglichen Lebens, aber seine Fühlfäden reichten bis in den Himmil der ewigen Freiheit und Wahrheit. Selten verstand es ein Mann so sehr, die Größe seines Geistes zu verschweigen, wie er; nur derjenige, dem er seine intimste Freundschaft schenkte, konnte ahnen, welch eine Fülle von Gedanken und Kraft in dem gebrechlichen Körper eingeschlossen war. Mit rascher Hand nahm ihn der unerwartete Tod aus dem Leben, und offenbarte seinen Mitbürgern ihren Verlust. Das war ein Mann, der in die Stadt Reausseau's und Voltaire's paßte!

Gewiß, es war ein schöner Sylvesterabend; wir tranken manches heiße Glas und sprachen manches heiße Wort. Und bald darauf gingen die Worte in Erfullung. Es war im Fruhling, „im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen sprangen," als das alte Lied: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" aufs Neue ertönte. Wir erinnere uns an ein seltsames Abenteuer, will man es anders ein Abenteuer nennen. Ein unbestimmtes Gerücht von revolutionären Volksbewegungen trieb uns in die Nähe der Grenze. Wir durcheilten das Juragebirge und das Münsterthal, jene wild romantische Gegend, wo die Felsen sich über dem finstern Thale zusammendrängen und ein „Höllenthale" bilden, vor dem der verbeieilende Landmann sich furchsam bekreuzt. Regelmäßig, wie von Menschenhände zusammengefugt, thürmen sich die breiten Felsenmauern auf; wo nur auf der glatten Wand ein Fuß breit Platz ist, gräbt die Fichte ihr Wurzeln in das Erdreich und ragt mit dem Felsen wetteifernd in die Höhe. Unten rauscht ein kleiner Fluß mit dem Getöse eines großen Stromes; er wälzt sich, ein fortlaufender Wasserfall, über die bemoosten Felsen hinweg. Wo nur der Weg sich wendet, zeigt das Thal eine andere Bildung; manchmal erweitert es sich und zeigt uns die Aussicht auf ein freundliches Dorf, mit grünen Matten und Wiesen umgeben; das Geläute der Heerdenglocken tönt beruhigend an unser Ohr. Aber bald darauf schließt sich das Thal wieder zusammen, so daß am Mittage kaum die Sonne einzelne Strahlen in die ewige Nacht hinunter senden kann. Prächtig ist ein Gewitter in diesen Gebirgen. Als wenn der Sturm keinen andern Ausweg wüßte, braust er durch das Thal, und die Felsenwände scheinen vor ihm zu erbeben. Die Fichten klammern sich vergebens mit ihren Wurzeln um die Felsen und Stämme; sie ächzen und knarren; sie wollen nicht den mühsam erworbenen Platz auf der einsamen Felskuppe verlassen. Aber es hilft kein Widerstreben; der Sturm entwurzelt sie; und schleudert sie, wie einen schlanken, glatten Pfeil durch die Luft, daß sie an der nächsten Felsenwand, wie ein leichtes Rohr zersplittern. Große Steine lößen sich durch die Gewalt des Sturmes von der Felsspitze los und rollen von Fels zu Fels in den Abgrund herunter, wo der Fluß schäumt und tobt, als könnte er mit dem Wüthen des Sturmes wetteifern. Die Vögel haben sich schon bei dem Ausbruche des Sturmes verkrochen; nur hie und da hört man den Ruf der Eule, oder sieht den Adler mit breiten Schwingen sich im Sturme wiegen, an dessen Toben sich der stolze Raubvogel schon

oft gefreut hat. In der Hütte aber drüben, deren leichtes Schindeldach mit schweren Steinen belegt ist, daß der Sturm nicht das ganze Haus entführe, liegt das Mütterchen im Kreise ihrer Kinder auf den Knieen, und betet zu dem hölzernen, selbstgeschnitzten Cruzifix, daß doch der Herr in seinem Zorne die arme Hütte verschone.

Prächtig ist nach einer solchen Aufregung der Natur die wiederkehrende Ruhe. Die Natur scheint sich des Sieges über ihre eigenen Leidenschaften zu freuen; die Sonne sendet ihre freundlichsten Strahlen hernieder; die Erde prangt in ihrem frischesten Grün nnd der Wald haucht balsamischen Duft aus. Jeder Zweig, jeder Grashalm, jede Blume hängt voll Thautropfen, die wie Diamanten im Sonnenschein glänzen; der Vögel munteres Chor eilt aus dem sichern Versteck hervor, und mit jubelnden Tönen schmettert die Lerche ihr Frühlingslied. Auch in dem Antlitz und den Augen der Menschen sieht man die erneute und erfrischte Kraft der Natur; der Körper, den man vor dem Gewitter träge dahin schleppte, wird leicht, wie eine Feder; man glaubt mit den Vögeln fliegen, mit den Hirschen rennen zu können. Dann naht selbst dem ärmsten und gedrücktesten Menschen die Hoffnung mit tausend glänzenden und einschmeichelnde Phantasien, und selbst das Unglück gewinnt eine Elastizität, die Berge von Gram von sich abwälzt.

In einer solchen Stimmung waren wir wohl befähigt, uns über eine seltsame, fast wunderbare Erscheinung zu freuen. Oben auf dem Kamm des Gebirges, bei dem Städtchen Münster, begegnen sich die von Bern nach Basel und von Basel nach Bern fahrenden Posten, und ein eiliges Mittagsmahl vereinigt die nach Norden und Süden reisenden Passagiere. Als wir ankamen, fanden wir eine Dame von glänzender Schönheit, die aller Gäste Aufmerksamkeit und auch die unsrige auf sich zog. Sie schien gleich die Absicht unserer Reise errathen zu haben; sie wandte sich mit Lebhaftigkeit, fast mit Begeisterung an uns, und erzählte uns die Ereignisse der letzten Tage, welche für uns eben so überraschende, wie erfreuliche Neuigkeiten waren. Baden, die Pfalz, ein Theil von Würtemberg und Franken in offenem Aufstande, Aufstand in Rheinpreußen, Westfalen: alle diese Ereignisse machten auf uns den Eindruck einer großen mächtigen Volksbewegung, und wir glaubten, das in Fülle zu besitzen, was wir so lange und so sehnlichst gewünscht hatten. Die Dame gerieth, während sie sprach, in Feuer; ihre Augen leuchteten und ihre Stimme nahm einen profetischen Ton an. Wir sahen sie an und staunten über ihre Schönheit. „Ja," sagte sie zu uns, „ihr geht nach Norden, und meine Wünsche, meine Hoffnungen, mein Vertrauen wird euch zum Schlachtfelde und zum Siege begleiten; ich ziehe südwärts, und wenn ich wieder komme, bringe ich Lorbeeren und Rosen für die siegreichen Freiheitskämpfer meines Vaterlandes mit." Sie sprach noch Mehreres, und ihre Stimme nahm zu an Poesie und Begeisterung. Wir hörten mit großer Spannung zu. Ehe wir aber ein Wort in den Strom ihrer Rede fügen konn-

ten, tönte das mahnende Horn des Postillons und man nahm Abschied ohne Abschiedsworte. Es mag unserer aufgeregten Stimmung und den bewegten Zeitverhältnissen zuzuschreiben sein, daß unsere ganze Gesellschaft durch diese plötzliche Begegnung in eine lebhafte und ungewöhnliche Aufregung gerieth, und noch immer schwebt uns die Erinnerung dieses Momentes in lebhaften und unauslöschbaren Farben vor.

Es ist eine seltsame Gewohnheit, daß wir die interessanten und auffallenden Momente unseres Lebens gern zu personifiziren pflegen, daß wir sie uns unter dem Bilde irgend einer Person vorstellen, die oft nicht einmal im Zusammenhange mit dem Ereignisse steht. So prägen sich die Ereignisse unter dem Bilde einer geliebten, ja oft gefürchteten Person in das Gedächtniß mit einer unauslöschlichen Dauer ein, und wenn wir uns an die hervorragenden Momente unseres Lebens erinnern, so glauben wir eine Gemäldesammlung zu durchwandern, wo uns von den Wänden lauter bekannte Gestalten entgegenschauen. Aber gewöhnen wir uns länger an die bizarre Anschauungsweise, so nehmen nach und nach diese verschiedene Gestalten Aehnlichkeit und Verwandschaft an; wir finden in den verschiedenen Gesichtern dieselben Züge und dasselbe Auge, und endlich bildet die Phantasie, der man in diesem Falle gewiß nicht alle krankhafte Reizbarkeit absprechen kann, eine Gestalt, die unsere ganze Vergangenheit zu beherrschen scheint, deren Auge über allen wichtigen Momenten unseres Lebens wacht, die an der Schwelle unserer Träume und Hoffnungen steht, und die uns trotz aller ihrer Undeutlichkeit und Unverständlichkeit doch am Ende die treueste Begleiterin durch das Leben ist. Sollte mit diesem Blendwerk der Phantasie, mit diesem Produkte einer etwas allzu lebhaften Einbildungskraft vielleicht nicht etwas Aehnliches von dem angedeutet sein, was die Dichter und Philosophen den Genius des Menschen nennen?

Uebereinstimmend mit den hier gemachten Andeutungen kann ich mich an den Staatsstreich in Frankreich und die Dezembertage des Jahres 1851 nicht erinnern, ohne daß sich in meine Phantasie ein blasses, bleiches Antlitz und ein Paar verweinter Augen eindrängen. Es war in der Neujahrsnacht von 1851 bis 1852, als mich ein Bekannter einlud, dem scheidenden Jahre auf eine etwas ungewöhnliche Weise den Abschiedesgruß zu bringen. Wir saßen damals tief im Gebirge an der französisch-schweizerischen Grenze; es war eine Zeit, wo in Frankreich die Republikaner, wie die Gemsen, in die höchsten Gebirge und den tiefsten Schnee gejagt wurden. Wir gingen über eine Halde, über die der Wind vom zweiten Dezember mit schneidender Kälte pfiff und trafen am Fuße eines bewaldeten Hügels eine Hütte, die man kaum im Schnee entdecken konnte, denn das Dach hing von der Bergwand bis fast an die Erde herunter, und der Schnee deckte Alles mit einer gemeinsamen Hülle. Je weniger man jedoch die Wohnung sah, desto leichter konnte man sie hören; Gesänge, wie sie von den Landbewohnern, den Jägern und Schmugglern der Gegend gesungen werden, tönten untermischt

mit dem lauten Gelächter wie aus dem Schooße der Erde hervor, und verriethen in dieser Einöde eine Lustigkeit, die vielleicht einen glänzenden Ballsaal in Paris übertönte. Wir traten ein und fanden eine Scene, die sich ei Walther Scott nicht romantischer denken konnte. Es waren freilich keine Ritter und Burgfräulein, die dort in dem niedrigen, räucherigen Zimmer saßen; die Scene erinnerte in vieler Beziehung an die Einsiedelei des Peter von Kopmanhorst im Ivenhoe, und in der That, als wir eintraten, fanden wir, daß man uns eben so erstaunt und unwillig begrüßte, wie König Richard von dem wilddieberischen Mönch empfangen wurde. Es waren fast alle gesetzlose Leute, die wir vor uns sahen, Wilddiebe, Schmuggler und dergleichen Volk; Leute, die ihr Rechtsgefühl gerade nicht nach den Vorschriften des Code civil eingerichtet hatten. Aber es waren prächtige, treffliche Männer, die, obgleich sie mit der bürgerlichen Obrigkeit nicht gut standen, doch vielleicht mehr Rechtsgefühl und Gewissenhaftigkeit besaßen, als der ganze Apellhof in Paris. Diesen Schmugglern, die für wenige Franken ihr Leben und ihre Freiheit wagen, diesen armen, gesetzlosen Leuten vertrauen die Genfer und Baseler Millionäre einen Schatz von Goldwaaren, Uhren u. dergl. an, ohne Quittung, ohne Bürgschaft, ohne irgend ein gesetzliches Unterpfand, und niemals hört man von Veruntreuung oder Unterschleifen. Wie jedes schlechte Gesetz im Staate eine sociale Krankheit zur Folge hat, so schafft auch der Schutzzoll eine Klasse gesetzloser Menschen, in deren Betragen sich nicht ihre eigene Immoralität, sondern nur die Immoralität des Gesetzes ausspricht. Es mag eine Idiosynkrasie von mir sein, daß ich dieser Leute Vertheidigung gern übernehme, aber wenn man bedenkt, wie mancher brave Republikaner diesen Leuten Freiheit und Leben verdankt, wie sie gerade in jenen kalten, harten Dezembertagen Manchen in das schweizerische Asyl brachten, der sonst hätte nach Cayenne wandern müssen, dann wird man gewiß diese „Verbrecher" nach einem höheren Gesetze beurtheilen, als nach Tarifen und Zollgesetzen.

Wir machten uns mit den Leuten bald vertraut, so daß ihre anfängliche Scheu und Zurückhaltung wich. Es waren prächtige, kräftige Gestalten, voll Jugend und Leben, die in der Nähe der Gefahr gelernt hatten, das Leben und die Freiheit zu genießen. Gefahren bilden den größten Reiz des Lebens, und weihen jedes Vergnügen; deßhalb die fröhliche, fast tolle Laune, welche man im Kreise dieser Leute fand. Es ist ein bekanntes Lied, das schon der alte Teuker seinen Gefährten zurief:

Vino nunc pellite curas
Cras ingens iterabimur aequor, *)

*) Vertreibt mit dem Weine die Sorgen,
Morgen bewandern wir wieder den unermeßlichen Ocean,

und welches heute noch der wilde Zampa in der Oper singt:

„Trinket, ihr tapferen Corsaren,
Morgen wird es anders sein."

Aehnlich tönten auch die Lieder in dieser Gesellschaft. Frankreich ist reich an Volksliedern aller Art, und es ist ein ehrendes Zeichen für die poetische Stimmung des französischen Volkes, daß die Lieder Beranger's in der grossen Masse desselben heimisch sind. Wir freuten uns mit den fröhlichen Leuten und brachten trotz Schnee und Frost, trotz Staatsstreich und Exil einen so heiteren Sylvesterabend zu, wie jemals nur in Palästen gefeiert wurde.

Nur ein menschliches Wesen schien an der guten Laune der Gesellschaft keinen Theil zu nehmen. Ein junges Mädchen saß in einem Winkel zusammengekauert und schien dem Treiben umher mit vollständiger Gleichgültigkeit zuzuschauen. Ihr blasses, leidendes Aussehen rührte mich und ich fragte meinen Begleiter nach den Umständen und den Verhältnissen dieses Kindes. Sie ist wahnsinnig, erzählte er mir. Dies eine jener gewöhnlichen und einfachen Dorfgeschichten, die überall passiren; solche Geschichten bilden die Poesie des gemeinen Volkes. Das Unglück dieses Mädchens ist in wenigen Worte zu erzählen. Marie hatte einen Geliebten, der bei der Conscription das falsche Loos zog und nach Belfort in die Caserne wandern mußte. Francois, ihr Bruder, trieb das Schmugglergewerbe, wie die meisten jener Gesellen dort, und der Zufall traf es, daß eine Abtheilung leichter Infanterie, zu welcher der junge Soldat gehörte, mit den Schmugglern zusammenstieß. Bei dem Gefechte wurde Franz getödtet, zufälliger- und unglücklicherweise, wie die Andern erzählen, durch Maria's Geliebten. Dieser verhängnißvolle Zufall wurde dem armen Mädchen mitgetheilt und sie schrieb dem Mörder ihres Bruders einen Absagebrief, der den armen Jungen fast um seinen Verstand brachte. Als der Staatsstreich ins Werk gesetzt wurde, fanden in den südlichen und westlichen Departements von Frankreich vielfache Tumulte und revolutionäre Scenen statt, und diese Gelegenheit benutzte der unglückliche Soldat, um einen Dienst zu verlassen, welche ihm die Ruhe seines Herzens und das Glück seines Lebens geraubt hatte. Er war nach dem zweiten Dezember aus seiner Kaserne verschwunden, und die in den Zeitungen abgedruckten Steckbriefe hatten noch nicht zur Verhaftung des Deserteurs geführt. Es ging das Gerücht, daß er sich einer der Insurgentenbanden angeschlossen habe, die sich in jenen Tagen in fast allen Departements bildeten. Marie, deren Gesundheit schon nach dem Tode ihres Bruders gelitten hatte, wurde durch diesen letzten Unglücksfall noch mehr verwirrt und gebrochen, und es blieb ihrer Umgebung bald kein Geheimniß mehr, daß ihr Geist durch den Kummer zerrüttet sei. Sie weinte und klagte nicht mehr, sondern fiel einer stummen Melancholie anheim, aus der sie Niemand ihrer Umgebung wecken konnte oder wollte. Es war ein schmerzlicher Anblick, dies arme Wesen in der tollen, lustigen Gesenschaft zu sehen, deren

wildes Treiben gegen die stumme Trauer seltsam abstach. Sie saß da, stumm und unbeweglich, wie eine Bildsäule; und dann und wann fiel eine Thräne aus ihrem Auge. Die Leute im Zimmer waren an diesen Anblick gewöhnt und kümmerten sich eben so wenig um das Mädchen, wie dieses um die Gesellschaft.

So raste denn der tolle Lärmen fort und fort, und der Sturmwind draussen begleitete die Lieder der muntern Zecher. Plötzlich — es war nicht mehr weit von Mitternacht — stürzte ein Soldat in das Zimmer, mit zerrissenen Kleidern und zerstörtem Antlitz; wir erriethen gleich, daß er der Urheber von Mariens Unglück sei. Er sprang auf das Mädchen zu, und hob es in seine Arme, — es war eine ängstliche, peinliche Scene. Er rief mit wahnsinniger Stimme ihren Namen, sie schaute ihn mit großen Augen an, aber schien ihn nicht wiederzuerkennen; da wurde der junge Mensch wie rasend, und die Ausbrüche seines Schmerzes schnitten uns durch das Herz. Endlich schien sich Marie zu besinnen, sie nannte seinen Namen, fiel ihm um den Hals und ein Thränenstrom erstickte die Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit. Aber dies war nur ein Moment ihres aufflackernden Selbstbewußtseins; bald fiel sie in die frühere stumpfe Gleichgültigkeit zurück, und erwiederte die Liebkosungen und Ausrufungen ihres Geliebten nur mit einen Strome von Thränen. Es ist vorbei, sagte der junge Mann endlich; sie ist wahnsinnig geworden; Morgen gehe ich nach Belfort zurück, lasse mich vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen. Mit diesen Worten stürzte der Unglückliche aus der Thüre, und Niemand von der übrigen Gesellschaft wollte ihn zurückhalten. Durch dies seltsame Intermezzo wurde die Gesellschaft natürlich aus ihrer lustigen Unterhaltung herausgebracht, und fast Alle nahmen ihre Hüte und Gewehre von der Wand und gingen den Waldweg hinunter nach Hause. Ich hörte nichts weiter von dem unglücklichen Paare, aber in diesem Auftritte glaubte ich ein allgemeines Bild der französischen Zustände zu sehen, und die Erinnerung an die sterbende Republik in Frankreich stellt sich mir immer in dem Bilde des armen bleichen Mädchens dar.

In der Gemäldegallerie des Louvre fand ich später ein Bild, das mich lebhaft an jenen Abend und die erlebte Scene erinnerte. Das große und berühmte Gemälde: der Untergang der römischen Republik, zeigt eine Bankettscene, in welcher ein entartetes und verweichlichtes Geschlecht aus dem Uebermaße des Leichtsinnes und Vergnügens in die äußerste Erschlaffung sinkt. Es ist eine Darstellung des Gibbon'schen Werkes: Rückgang und Fall Roms. Wir begreifen, wenn wir dieses wollüstige und trunkene Bild betrachten, wie die mächtige, römische Republik zu Grunde gehen konnte und mußte. Auf diesem Bilde glich eine der bleichen und ermatteten Bacchantinnen auf eine auffallende Weise dem armen Mädchen in der Neujahrsnacht. Ich stand vor dem Bilde eine ganze Zeit lang, und konnte mir nicht verhehlen, daß auch für Frankreich und Paris dieses Bild die Bedeutung eines Portraits habe. Die Feste des beginnenden Kaiserreiches mit

alle den ausgelassenen Launen der Parvenu's, mit aller jener schwelgerischen Verschwendung, die Emporkömmlingen eigen ist, schienen mir in dem Bilde repräsentirt zu sein; nur daß vielleicht jene ernste, schweigsame Philosoph fehlte, der dem tollen Treiben seinen verachtenden Blick zuwirft.

Ja, die französische Geschichte der letzten Jahre ist eine große Tragödie, dessen fünfter Akt noch nicht ausgespielt ist. Wie viel Ruhm, wie viel Geist und große Erinnerungen hat der zweite Dezember gemordet. Und nicht der zweite Dezember allein; nein, die ganze Kette der Ereignisse seit den Junitagen ist eine Kette von Schlechtigkeiten, die das Land Voltaire's und Moliere's, das Land Vergniot's und Robespierre's tief in der Liebe und Achtung der Völker hinabsetzen. Gewiß, Europa braucht dem französischen Volke nicht mehr dankbar für seine Revolutionen zu sein, denn Frankreich hat jeden Keim der Freiheit, den es hervorgerufen hatte, wieder erstickt; von Rom bis zu dem fernen Schlachtfelde von Sebastopol sind die Leichen umhergestreut, die dem Napoleonischen Ergeize zum Opfer gefallen sind. Die letzte Geschichte von Frankreich hat schöne Hoffnungen des Menschengeschlechtes vereitelt; man war gewöhnt, in der französischen Nation einen heldenmüthigen Jüngling zu sehen, der sich mit aller Begeisterung der ersten Liebe und Freiheitsgluth auf die Barrikaden stellte, einen Helden nach den Liedern Beranger's, fröhlich beim Weingelage, fröhlicher bei der Grisette, aber am fröhlichsten in der Schlacht. Aber statt dieser heldenhaften Gestalt fand man einen alten, gebrechlichen Mann, jedem Ammenmärchen zugänglich, inconsequent, voller Launen und Vorurtheilen, welcher der Unterdrückung und Sclaverei nichts, als die leere Phrasen der „Chatiments" u. drgl. entgegenzusetzen hat, einen ruhmredigen, prahlerischen Greis, der sich über das Misere seines Alters mit der Erinnerung an die Liebschaften und Bravouren seiner Jugend tröstet. Es ist ein trauriger Anblick, eine Nation im Absterben begriffen zu sehen.

Nun, dieser Vergleich mag Manchen zu traurig dünken, aber ich konnte keine fröhlicheren Bilder aus meiner Phantasie hervorzaubern, als ich am Meeresufer zu Havre stand, und in den weiten Ocean hineinblickte, in die „unfruchtbare Wüste", wie sie der Dichter nennt, die mir ein neues Leben und eine neue Heimath verbarg, der ich gerade nicht mit Illussionen entgegensah. Es war ein Maitag, ein prächtiger, herrlicher Tag; die Sonne spiegelte sich in dem Ocean, der mit silbernen Wellen an die Festungsmauern heranrauschte. Das war ein anderer Anblick, als die stille, friedliche Idylle des Genfer Sees. Aber man muß sich erst an den Anblick gewöhnen, man muß erst das Meer im Sturme gesehen haben, ehe man seine Größe und Pracht bewundern kann.

Den letzten Abend in Europa brachte ich im Theater zu, wo Mademoiselle Rachel die Phädra spielte. Ich hatte die berühmte Künstlerin in den vergangenen Jahren in den Triumphfesten der Revolution gesehen, wie sie im theatre Francais die Marseillaise declamirte, und ein ganzes versam-

meltes Volk den Refrain dazu sang. Wie anders war die schöne Rachel in der Phädra! Der Unterschied der französischen Politik zwischen jetzt und damals trat mir mit der überraschendsten Deutlichkeit in ihrem Bilde entgegen, ein Unterschied zwischen dem höchsten Jubel und dem tiefsten Unglücke; man kann kaum begreifen, wie das kleine Menschenherz zu solch entgegengesetzten Empfindungen fähig ist.

Es ist gefährlich, sich vor der Abreise nach America noch jener künstlerischen Genüsse zu erfreuen, welche die Gemäldegallerien und Theater Europa's und besonders Frankreichs bieten. Man verliert fast den Muth, von den Blüthen der europäischen Civilisation zu scheiden. Man sieht voraus, daß man in der Nähe des Urwaldes nichts davon findet, nichts von jenen geselligen und künstlerichen Genüssen, die den Menschen veredlen, indem sie ihn vergnügen. Welcher Mensch möchte ohne die Poesie der Tönen, Farben und Reime leben! Unglückliches Volk, das zu dieser Entbehrung verurtheilt ist!

Am andern Morgen fuhr das Schiff ab. Langsam wand es sich aus dem Hafen heraus und wir hatten vollständige Muße, ein neues und interessantes Schauspiel zu betrachten.

Auf dem Glacis stand die Garnison der Festung, um die kaiserlichen Adler in Empfang zu nehmen. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten; hoch wehten die Fahnen im Morgenwind, und das vive l'empereur! schallte uns noch lange, lange nach. Es war das letzte Wort, das wir von Europa hörten; — es machte uns den Abschied leicht.

Und nun in Amerika! Welch eine verwirrte Sylvesterfeier! Wilder Lärm dringt von der Straße herauf, Singen und Schießen, gerade wie im alten Heimathlande, — und doch so ganz anders. Dazwischen der Ruf der Feuerglocken; wie das wilde Heer stürmen die Feuer-Compagnien heran; ihr Toben bildet den Mittelpunkt der Sylvesterlust. Dieser Lärm verscheucht die bequeme, behagliche Laune der Erinnerungen; und wir glauben, daß unsere Leser nicht damit unzufrieden sein werden, wenn wir unsere Plaudereien beenden.

Frauen und Freiheit.

Wenn wir ein Thema wählen, das die Begeisterung der Dichter und Künstler ist, der Altar, auf dem die Poesie ihre schönsten Blumen streut: so möchten wir gern, daß aus unsern Worten wenigstens ein kleines Echo jener Lieder töne, welche die Dichter zum Lobe der Frauen gesungen. Es ist ja die allgemeine Ansicht, daß die Frauen die Ideale, die poetische Seite des menschlichen Lebens bilden, und wer das Thema über die sociale Stellung der Frauen berührt, pflegt nicht Kritiken, sondern Apologien und Hym-

men zu schreiben. Und es ist gewiß wahr, die Menschennatur gelangt nirgend zu einem solch schönen und harmonischen Ausdrucke, als in einer edlen und würdigen Frau; weder der Feldherr in der siegreichen Schlacht, noch der Staatsmann im Kapitole haben Gelegenheit, sich so groß und edel zu zeigen, wie die bescheidene Hausfrau, deren Beruf nur deßhalb so eng ist, damit sie ihn ganz ausfüllt. Eine Frau, die mit den Gaben der Natur die Schönheiten des Geistes vereinigt, der ein Verständniß der Kunst und eine warme Liebe zur Poesie zu Theil wurde, wird gewiß allen Verhältnissen, mit denen sie in Berührung kommt, eine ideale Färbung unb Richtung geben; sie wird das Wort des Dichters wahr machen, daß, wohin sie schreitet, Blumen unter ihren Füßen blühen. Solche Frauen haben immer einen veredelnden und belebenden Einfluß auf die großen Männer der Geschichte und der Literatur gehabt, und wenn wir die Gedichte Göthe's und Schillers lesen, so finden wir in ihnen oft das Bild einer schönen Frauenseele, der wir eigentlich mehr mehr für das Gedicht danken sollten, wie dem Dichter selbst. Welch wunderschöne Gedichte hat Lili in die Seele Göthe's geschrieben! Welch anziehende Gestalten müssen es gewesen sein, die das Leben Shakespeare's umschwebten; die Geschichte nennt sie nicht, diese Julien, Ophelien und Desdemonen, aber sie sind unsterblicher als Cäsar und Alexander. Gewiß, solche Frauen leben auch heute noch; auch heute noch bringt die Natur ihre Meisterwerke hervor, aber wir haben vielleicht nicht das Shakespeare'sche Auge, sie zu entdecken. Es scheint mir der höchste Stolz und der Werth des Mannes darin zu bestehen, edle Frauen hochzuschätzen und anzuerkennen; darin verräth sich die eigene Kraft und das richtige Selbstbewußtsein. Aber so verführerisch es auch sein mag, sich bei diesem Thema in Bewunderungen und Lobpreisungen zu ergehen, so verhehlen wir doch nicht, daß gerade die idealen und edlen Frauengestalten uns darauf aufmerksam machen, wie selten sie erscheinen und wie sehr sie sich von ihren Schwestern unterscheiden. Gerade das Ideal macht uns verdrießlich mit der Wirklichkeit. Anstatt daß die Frauen die Flammen sein sollten, an der sich die Poesie, Kraft und Freiheitsliebe des Mannes anzündet, sind sie gewöhnlich nur die Dämpfer, die jedes freie, kräftige Streben unterdrücken oder doch wenigstens schwächen. Wie mancher hochaufstrebende Geist, dessen Streben rücksichtslos nach Recht und Freiheit zielte, der das Zeug in sich hatte, daß die Geschichte vielleicht noch einen Mann aus ihm machen konnte, ist an der Hand einer Frau zu der ebenen, platten Wirklichkeit und Gewöhnlichkeit zurückgeführt worden! Wie oft folgt die Trivialität den Schritten derer, von denen die Dichter singen. daß sie die Poesie ins Leben flechten. Betrachtet man doch im gewöhnlichen Leben einen verheiratheten Menschen als einen Philister, — wenn ich mich des Studentenausdrucks bedienen darf — als das Gegentheil von Freiheitsgluth, von Heroismus, von Muth und Kühnheit. In den Revolutionen der letzten Jahre konnte man vielfach sehen, wie conservativ, wie reaktionär die Ehe auf einen großen Theil der

Männer wirkte. Ja, wenn ich nur nicht verheirathet wäre, — war die gewöhnliche Antwort; wenn Muth und Thatkraft nothwendig war. Anstatt daß gerade die Liebe der Frau dem Manne das Bewußtsein seiner Kraft geben, und ihn anfeuern sollte, Muth, Heroismus, Aufopferung für die Freiheit zu beweisen, dient sie ihm zur Entschuldigung für Feigheit und Apostasie. Wir schimpfen so viel über das Mittelalter, aber in der That, lieber gefällt mir noch der tolle Ritter der Kreuzzüge, der im fernen Oriente mit der brennenden Sonne und den Sarazenen kämpft, der im Turniere Hasardspie mit dem Tode spielt, bloß um in den Augen seiner Dame als ein tapferer Ritter dazustehen, als unsere modernen Ehrenmänner, die, wenn der Ruf der Revolution an das Volk ergeht, seufzen: Ja, wenn ich nur nicht verheirathet wäre. Sie lieben nicht, wie der zürnende Achilles, der gegen die Meereswogen ankämpfte, da die Menschen ihm nicht mehr Stand halten wollten, sondern wie jener Paris, den Aphrodite in eine Staubwolke hüllte. Ja, in eine Staubwolke hüllt uns oft die Ehe, daß wir den klaren Himmel über uns und die Poesie der Natur um uns nicht mehr sehen können. Man sollte glauben, daß nichts dem Menschen einen solchen Impuls geben könnte zum Voranstreben, zur Thatkraft, zu gesteigerter Energie, als das Bewußtsein, Mittelpunkt einer Familie zu sein; aber unter hundert Fällen, die uns vor Augen liegen, finden wir neun und neunzig, wo sich gerade das Gegentheil zeigt. Die Energie ist mit der Heirath dahin; der Mann ist fertig; er rollt fort in dem Geleise, in dem er sich nun einmal befindet, aber wagt es nicht mehr, neue Bahnen des Strebens und der Thätigkeit aufzusuchen. Anstatt daß der Tag der Verheirathung der Anfang kräftiger Bestrebungen, eines frischen, thätigen Lebens bildete, ist er gewöhnlich der Schlußstein aller derjenigen Thätigkeiten und Bestrebungen, welche nicht ausschließlich auf das Nothwendige und den Erwerb gerichtet sind.

Wir wollen so gerecht sein, und nicht den Frauen allein diese Umwandlung im Charakter des Mannes zur Last legen. Es ist zunächst der Mann selbst, den wir für diese Veränderung verantwortlich machen, denn hat er das rechte Zeug in sich, wird er sich durch tausend Frauen nicht von seiner Bahn ablenken lassen. Viele benützen gern die Gelegenheit, welche ihnen die Ehe bietet, sich von früheren freisinnigen Bestrebungen zurückzuziehen, weil sie sich denselben doch blos mit dem Munde, nicht aber mit Kopf und Herz angeschlossen hatten. Dies findet man besonders bei dem Beamtenstande in Deutschland. Der junge Jurist, Philologe oder Mediziner ist auf der Universität der freisinnigste Kerl von der Welt; er singt die Freiheitslieder von Arndt und Uhland und schwärmt für ein einiges, freies Deutschland. Aber an der Schwelle des Examens und der Verlobung tritt die servilste Reaktion ein, und man kann finden, daß, je mehr der Student von Freiheit renommirte, daß desto serviler und demüthiger der Beamte und Ehemann wird. Solche Beispiele von Apostasie kann man natürlich den Frauen nicht zur Last legen; im Gegentheil, man kann oft finden, daß sie

freisinniger und unabhängiger sind, als ihre Männer. Aber im Allgemeinen ist die Gewohnheit des alltäglichen Lebens, die stereotype Einförmigkeit des häuslichen Heerdes, welche in den meisten Fällen in der Ehe nicht zu vermeiden ist, die Ursache, daß die Energie des Mannes abnimmt und der Flug seiner Gedanken sich niederwärts wendet.

Nur aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme,

sagte der Dichter und diesem Spruche unterliegen selbst kräftige und stolze Geister.

Die Hauptursache an den hier geschilderten Uebelständen liegt in den meisten Fällen an den socialen Verhältnissen. Die Nothwendigkeit, die eiserne, unerbittliche Notbwendigkeit, tritt mit der Ehe in das menschliche Leben, und weißt den Mann an, sich erst mit dem Nothwendigen abzufinden, ehe er an das Schöne und Gute denken kann. Zu der Ehe gesellt sich das Geschäft, oder vielmehr das „Businеß“, ein Wort, das so amerikanisch ist, daß es in keine andere Sprache übersetzt werden kann. Der Erwerb bildet den Hauptzweck des Lebens, dem die andern Bestrebungen sich demüthig unterordnen. Unter diesen Umständen kann denn freilich kaum mehr von kühnem Streben, von Aufopferung und Wagnissen die Rede sein. Aber daß gerade die Ehe es ist, welche den Mann an das „Busineß“ fesselt, dies macht die Ehe zu einer Kette, die sich um das Leben des Mannes schlingt, eine Kette, manchmal mit Rosen umhüllt, aber immer von Eisen.

Die Philosophen sagen, daß das Ideal, wenn man es in die Wirklichkeit übersetzt, seinen idealen Charakter verliert. Sollte dies immer der Fall sein? Sollte immer das Ideal uns nur in unerreichbarer Entfernung als Ideal erscheinen, und bei näherer Berührung in Schaum und Schatten verfliegen? Oder ist nicht vielmehr die Wirklichkeit gerade das rechte Ideal; ist nicht die Wirklichkeit immer in den Glanz und Duft der Poesie gehüllt, nur vielleicht mit dem Umstand, daß unsere plumpen Nerven diesen Duft nicht zu empfinden vermögen? Sollte es nicht auch ebenso mit den Frauen und der Ehe sich verhalten? Es kommt doch am Ende auf uns selbst an, wie wir irgend ein derartiges Objekt betrachten wollen, denn alle Verhältnisse, die uns umgeben, sind doch am Ende nur Spiegelbilder unseres eigenen Innern.

Es mag vielleicht sein, daß nur die Frauen, nicht aber die Männer lieben können. Wenigstens habe ich noch nie den Romeo erträglich von einem Manne spielen sehen; niemals konnte ein Mann den Schmelz und Zauber der Worte, den Shakespeare in diese Rolle gelegt hat, wieder geben; niemals war ein Mann der Julie in den wunderbaren Dialogen, die der Genius der Liebe gedichtet zu haben scheint, ebenbürtig. Sollte der große Shakespeare nicht selbst einen Fehler begangen haben, indem er einem Manne eine so zarte poetische Rolle zugetheilt hat, daß sie von Damen gespielt werden

muß? Allerdings, der Mann vermag nicht, sich in der einen Empfindung der Liebe ganz aufzulösen, und dies, sagen die Dichter, ist nothwendig, um in Wahrheit zu lieben. Der Mann hat tausend andere Bestrebungen und Gedanken, die sein Leben zerstreuen, so daß er dieser einen Empfindung und Leidenschaft niemals sein ganzes Selbst zuwenden kann.

Ueber das Institut der Ehe selbst, über ihre Rechtmäßigkeit und Vernünftigkeit zu sprechen, halten wir für überflüssig. Die Ehe wird immer bestehen, selbst wenn sie nicht mehr durch das Gesetz sanktionirt ist. In diesem Falle wird sie nur von um so größerer Bedeutung sein, da sie dann ein Akt des freien Willens ist; sie wird viel mehr Reiz und Würde erhalten. Aber es ist nothwendig, daß die Poesie, daß der ideale Charakter der Ehe wieder hergestellt werde, und dies kann nur auf dem Wege der intellektuellen und künstlerischen Erziehung geschehen, die den Menschen veredelt und idealisirt. Diese Erziehung ist bisher namentlich bei dem weiblichen Geschlechte vernachlässigt worden, und daher kömmt es, daß man oft dort, wo man eine Prinzessin sucht, eine Dulcinea von Toboſa findet. In Amerika legt man allerdings auf die weibliche Erziehung mehr Gewicht, als in Deutschland, aber diese Erziehung ist in den meisten Fälle eine scheinbare, eine Erziehung zur Eitelkeit und Heuchelei, die viel nachtheiliger und demoralisirender wirkt, als wenn gar keine Erziehung da wäre, und man der Natur selbst die Erziehung überließe. Die oberflächliche Mittheilung von hundert verschiedenen Kenntnissen, Latein, Physik, Schädellehre u. dergl., die wir gegenwärtig in den „Lady's Seminaries" finden, dient mehr dazu, den Kopf zu verwirren und mit Eitelkeir anzufüllen, als ihn aufzuklären und zu befreien.

Das Hauptbildungsmittel für das weibliche Geschlecht wird immer die Kunst sein; die Frauen sind auf die Kunst gerade so angewiesen, wie die Männer auf die Wissenschaft; die Frauen haben ohne künsterische Neigung und Bildung eben so wenig Reiz, Schönheit und Poesie, wie die Männer ohne wissenschaftliche Erziehung Charakter und Selbstbewußtsein. Wird es einmal Sitte, daß jede Frau irgend einen bestimmten Zweig der Kunst pflegt, dann wird die Kunst eben so viel gewinnen, wie das weibliche Geschlecht; die Kunst wird wieder volksthümlich, und in jedem Hause, in jeder Familie heimisch werden; die Frauen erhalten dadurch eine selbstständige Geltung und Bedeutung, daß sie nicht, wie bisher, nur die Schatten der Männer sind. In jedem Falle sind aber dadurch die Mittel geboten, das Verhältniß der Ehe, das jetzt oft in Ueberdruß und Trivialität ausartet, wieder in ein poetisches und ideales Licht zu stellen.

Auf der Stufe, auf welcher jetzt das weibliche Geschlecht steht, können wir in ihm weder die Trägerinnen der Civilisation, noch die Priesterinnen der Freiheit erblicken. Wollte man heute den Frauen Amerika's das allgemeine Stimmrecht geben, wir würden über hundert Jahre in der Kultur zurückgehen; es würde ein fanatisches Priesterregiment sich auf die Schultern der

Frauenrechte erheben. Wir möchten daher gern sehen, daß die Bestrebungen für Frauenemancipation eine andere Richtung nähmen, als eine politische; daß man die Mittel der Kunst und Poesie herausforderte, um das weibliche Geschlecht zu veredlen und zu befreien, und durch diese Befreiung der Freiheit des gesammten Menschengeschlechtes eine sichere Grundlage zu geben.

Aus dem deutschen Leben in Amerika.

Wenn die Schwaben heimwärts ziehen
(Altes Lied)

Die Know nothing Bewegung hat unter den Deutschen Amerika's verschiedene Rückwirkungen gehabt, heilsame und folgenreiche, wie wir glauben. Die Deutschen sind auf eine nachdrückliche Weise veranlaßt worden, ihre bürgerliche Stellung, ihre Pflichten und Rechte in Amerika, näher ins Auge zu fassen; sie sind aus einer Indifferenz und Gleichgültigkeit aufgeschreckt worden, welche bisher vielfach den politischen Einfluß der Deutschen verminderte und bei den anglo-amerikanischen Mitbürgern Vorurtheile gegen sie erweckte. In dieser Beziehung übte der Nativismus eine heilsame Erschütterung aus, und wenn eine gesteigerte Aktivität, eine lebhafte Betheiligung der deutschen Bürger an der Entwickelung der amerikanischen Verhältnisse, eine radicale und consequente Politik die hauptsächlichste Folge der geheimen Nativisten-Verschwörung wäre, dann könnten wir uns gewiß über die ganze Geschichte freuen. Es ist eine geeignete Gelegenheit, eigene Fehler abzulegen, wenn man die Fehler der Gegner beobachtet. Mit welchem Nachdrucke, mit welcher Gewalt werden die Deutschen in der gegenwärtigen Katastrophe darauf aufmerksam gemacht, eine radicale, consequente, unabhängige Politik zu befolgen, eine Politik, die über den zufällig bestehenden Parteien steht, eine reine theoretische und prinzipielle Politik, welche auch immer die beste Praxis in sich schließt, eine Politik der Grundsätze, nicht der Maßregeln und der Männer. Den Unterdrückungsversuchen der Amerikaner gegenüber wollen wir uns emancipiren. Dies ist ein würdigeres Mittel und verspricht besseren Erfolg, als das Auswandern. Wir wollen nicht verhehlen, daß es einen komischen Eindruck auf uns gemacht hat, als wir die Vorschläge zur Bildung deutscher Staaten hörten. Wir sahen schon die ganze deutsche Wirthschaft, Grocer und Zeitungsschreiber, Bauern und Handwerker, Doktoren und Landagenten, Hunker und Abolitionisten, Katholiken und Infidels mit Sack und Pack auf dem Rücken nach dem „Weschten" ziehen, unter Absingung des alten Liedes: Bemooster Bursche, zieh ich aus &c. Was wird das für ein köstliches Leben geben, weit hinter

dem Mississippi, in traulicher Nähe der Mormonen, alle Vaterländer von Deutschland in der Wildniß zusammen! Alte Feindschaften lösen sich in die innigste Harmonie auf; der Graue nimmt Unterricht in der Politik beim Grunen; der Katholike beichtet, statt dem Priester, dem Präsidenten des Freimännervereines, und die Mitarbeiter der New Yorker Staatszeitung bauen die unterirdische Eisenbahn. Kein Deutscher steht dem Andern mehr im Wege; kein Brodneid trennt mehr das schwarz roth-goldene Band; selbst die Bierwirthe machen sich keine Concurrenz und die Zeitungsschreiber schreiben sich an jedem Valentinstag Liebesbriefe. An der Stelle, wo das Kapitol des neuen Staates hinkommen soll, wird naturlich eine Bierbrauerei errichtet, und das Biertrinken wird unter die Paragraphen der Constitution unter die Menschenrechte aufgenommen. Wenn dann noch etwas zur allgemeinen Glückseligkeit fehlen sollte, löst man die sociale Frage durch eine Lindenmuller'sche Suppenanstalt, wodurch man sogar an Sparta erinnert wird. Diese Vorstellungen sind gewiß zu glänzend, als daß man sie nicht in das Reich der Träume verweisen sollte.

Freilich wäre dies immer noch leichter und besser, als aus Furcht vor den Know nothings wieder in die alleinseligmachende demokratische Kirche zuruckzukriechen. Der Gouverneur von Massachussets in seinen Cottonkleidern und seinem New-England Dialekt hat sich mehr Muhe gegeben, die Deutschen zur Hunkerpartei zu verführen, als der Wagenmeister zu New York und der Indianerhäuptling in Wisconsin. Ja, es gibt Leute, die sich die Tonsur anlegen ließen, aus Haß gegen die Know nothings. Der Deutsche ist zu Allem fähig, wenn man ihn recht prugelt. Ich darf mich hier wohl auf eine bekannte Anekdote beziehen, besonders da sie eine westfälische Anekdote ist: „Ein Postwagen wird angefallen und beraubt. Der Postillon steht dabei und rührt sich nicht. Nachdem die Reisenden geknebelt und gebunden sind, machen sich die Räuber den Spaß, den Postillon tüchtig durchzuprugeln. Dieser läßt sich das eine Weile gefallen; endlich aber verliert er die Geduld und schlägt mit seiner starken Faust die Räuber so unbarmherzig, daß sie die Flucht ergreifen. Die Reisenden fragen den unverhofften Befreier, warum er denn nicht eher geholfen habe? worauf er antwortet: „Ei, ich mußte doch erst warm werden."

Nun, hoffentlich werden die Deutschen bald warm werden. Es wäre wohl bald an der Zeit. Wenn es nach Wunsch geht, werden die Know nothings endlich doch wohl den „deutschen Genius", den Herr Dulon so lange suchte, auf die Beine bringen. Es muß ein ganz stattlicher respektabler Herr sein; ich denke mir ihn so von den Jahren des alten Humboldt. Nur muß man nicht den Fehler begehen, das Licht wieder unter den Scheffel stellen zu wollen und den deutschen Genius wieder in eine geheime Loge verstecken. Unserer Ansicht nach gibt es keine bessere Rechtfertigung des Know nothings Treibens, als wenn man dasselbe mit geheimen Gesellschaften bekämpft, wenn man den geheimen Nativlogen die Zweckmäßigkeit und Rechtmäßigkeit ihrer Waffen auf das Ausdrucklichste zugesteht. Mögen Amerikaner solche Logen bilden, so ist dies weniger auffallend; sollten aber Deutsche sich zu solchem Thun veranlaßt finden, so würde dies nur der Beweis einer großen moralischen Schwäche sein. *)

*) Der Freimännerverein von Cleveland hat in seiner Sitzung vom 7. Februar den Beschluß gefaßt, sich an keiner geheimen politischen Gesellschaft gegen die Know nothings zu betheiligen. (Siehe, Wächter a. Erie u. Am. Liberal v. 14. Februar.)

Wie die Zeitungsnachrichten lauten, ist die Thomas Paine Feier in den größeren Städten, wie Boston, New York, Cincinnati, Chicago, Louisville, Milwaukie, Cleveland, Sandusky, Toledo u. s. w. gebührender Maßen gefeiert worden. Dieses Fest, das noch vor einem Dutzend Jahre selbst von den Freunden von Thomas Paine nur im Stillen und Geheimen gefeiert wurde, das hier drei, dort sechs, dort neun Theilnehmer zählte, wagt sich immer mehr in die Oeffentlichkeit und versammelt immer mehr und mehr freisinnige Menschen um sich. Die Theilnahme der Deutschen an diesen Festen war sehr zahlreich, und dies gereicht denselben zur Ehre, wenn es auch nicht gerade wahr ist, was die Know nothing Presse sagt, daß die Paine-Feste keine amerikanische Feste seien, sondern nur Darstellung des deutschen Unglaubens. Die anglo-amerikanische Presse greift diesmal das sonst so verhaßte und gefürchtete Thema mit großer Lebhaftigkeit auf, und es wurde mit einem Interesse für und gegen gestritten, welches in jedem Falle dazu beitragen wird, die Erinnerung an die „Feder der Revolution" beim amerikanischen Volke wieder zu beleben. Ueberhaupt scheint in Amerika eine neue Aera der öffentlichen Meinung zu beginnen, wir hoffen und erwarten, daß die Know nothing Bewegung eine heilsame Reaktion zur Folge haben werde, daß sie den Deutschen ihre Untugenden zeigen und abgewöhnen möge, und daß die Amerkaner durch dieselbe etwas Bescheidenheit und Vorsicht lernen.

Der große Lärm, der von einer gewissen Fraktion der Deutschen gegen die Know nothings gemacht wurde, wird jetzt wohl verstummen, da diese nativistische Bewegung ja schon längst ihren Culminationspunkt hinter sich hat und im schnellen Rückgang begriffen ist. Die Wahl Sewards beweist die Ohnmacht einer Partei, die noch vor wenigen Wochen die Weltgeschichte allein fertig machen zu können glaubte. Die Deutschen werden sich jetzt, wo der Knecht Ruprecht nicht mehr so drohend an der Wand steht, wohl wieder mehr mit den prinzipiellen Fragen der Politik beschäftigen. Es ist noch viel zu arbeiten bis zu der nächsten Präsidentenwahl, wo wir hoffen, daß die Deutschen in großer Majorität eine unabhänge und radicale Politik verfolgen, und dadurch ihr Recht auf das amerikanische Bürgerthum zur größten Evidenz beweisen.

In einem unserer Wechselblätter finden wir Folgendes: „In einer Versammlung der Delegaten der freien Vereine Wisconsin's wurde gestern das Todesurtheil des freien Menschenbundes gesprochen. Gänzlicher Mangel an Theilnahme bewog die wenigen anwesenden Delegaten zu dem Auflösungsbeschluß." Wir glauben dieser Mittheilung, obwohl wir sie in den Milwaukee Blätern selbst nicht gefun den haben. Das Central-Comite des Bundes hatte tüchtige Kräfte in sich; da der Bund aber allen freisinnigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Politik fern blieb und seine ganze Thätigkeit auf Deklamationen gegen Pfaffen beschränkte, so konnte diese Association keinen festen Boden unter den Deutschen Wisconsin's fassen und kein allgemeines Interesse erregen. Die Bildung des Bundes geschah unter großen Erwartungen; man glaubte wirklich damit einen Schritt in die Zukunft gethan zu haben, und die deutschen Bewohner anderer Staaten erkannten Wisconsin die Priorität der liberalen Bestrebungen zu. Der Ausgang ist freilich nun anders geworden, wie die Erwartungen, und die Stellung der Deutschen Wisconsin's wird von den Deutschen anderer Staaten nicht mehr beneidet und bewundert. „Und jede Schuld rächt sich auf Erden."

Der American Liberal und die Atlantis.

Wir erlauben uns einige Worte über diese beide Unternehmungen an die Presse und das Publikum zu richten. Zunächst müssen wir wiederum die vielfache Unterbrechung, welche die Ausgabe der Atlantis erlitten, entschuldigen, und können nicht anders, als den größten Theil der Schuld auf diejenigen Abonnenten werfen, welche uns durch Verweigerung des schuldigen Abonnementsbetrages in die Unmöglichkeit verletzten, den Druck der Atlantis regelmäßig zu besorgen. Der Umzug nach Cleveland und die Einrichtung des American Liberal machte auch noch eine Verzögerung dieses Heftes unvermeidbar; Jederman, der schon bei der Grundung einer Zeitung betheiligt war, weiß, welche Schwierigkeiten damit verbunden sind, und daß man nicht leicht zur selben Zeit zwei Zeitungen aufrichten kann. Ich mußte daher einige Wochen ausschließlich dem American Liberal widmen, ehe ich wieder an die Atlantis gehen konnte. Jetzt ist aber Alles wieder soweit in Ordnung, daß ich die Monatshefte in kürzeren Fristen, als vier Wochen, erscheinen lassen kann. Diejenigen Abonnenten, welche den Abonnentenpreis von sechs Heften bezahlt haben, und denen ich also noch zwei Heften schuldig bin, rechne ich die zwei ersten Hefte dieses Jahrganges an, und sie haben also für dieses halbe Jahr nur noch $ 1,00 zu bezahlen. Um Uebersendung dieses Betrags ersuche ich freundlichst. Auch erwarte die Rückstände sofort, denn es würde mir sonst die sehr unangenehme Nothwendigkeit auferlegt, gleich andern Blattern eine schwarze Liste publiziren zu müssen.

Daß die beiden Zeitungen, das englische Wochenblatt und das deutsche Monatsheft, in Verbindung mit einander stehen, wird den Abonnenten beider Blätter wohl erklärlich und nicht unwillkommen sein. Die gegenwärtige Nummer der Atlantis enthält mehrere Nummern, die von der einen Zeitung die andere übernommen sind. Ich werde damit fortfahren, einen Theil der Aufsätze in beiden Blättern zu publiziren, aber doch immer jedem seine Selbstständigkeit und Originalität sichern. Wenn auch selbstverständlich dieselbe allgemeine Richtung beiden Blättern zu Grunde liegt, so ist doch der Zweck, der mit beiden Blättern erreicht werden soll, wie auch theilweise das Publikum, verschieden. Der American Liberal muß sich mehr polemisch halten, sich mehr mit den vorliegenden Tagesfragen, mit dem amerikanischen Parteiwesen u. dergl. beschäftigen, während die Atlantis sich jetzt mehr von der Politik zurückziehen, oder doch wenigstens die politischen Fragen mehr auf ein allgemeines, theoretisches Feld verweisen wird. Der American Liberal wird die Grundsätze praktisch anwenden, welche die Atlantis theoretisch entwickelt, und so werden beide Blätter Hand in Hand miteinander gehen, ohne an Einförmigkeit und Wiederholungen zu leiden.

Der American Liberal ist jetzt bei seiner neunten Nummer angekommen, und hat bei einem großen Theile der deutschen und amerikanischen Presse, wie auch bei dem Publikum von Ohio, Indiana, Pittsburg 2c. 2c. eine Aufnahme gefunden, für die wir unsern Dank aussprechen mußen. Sein Fortrrscheinen ist fürs Erste gesichert. Daß er bis jetzt den Anforderungen noch nicht genügt, welche unsere deutschenMitbürger an ein derartiges Blatt zu stellen däs Recht haben, ist uns am allerwenigsten ein Geheimniß. Aber man möge das Ungewohnte dieses Unternehmens erwägen, um Rücksicht und Nachsicht zu nehmen. Wir werden die Tendenz des American Liberal all-

mählig erweitern und ihn zu einem Spiegelbild der ganzen deutsch-amerikanischen Presse gestalten; wir werden die Original-Artikel der besseren Blätter, die mit unserer politischen Richtung im Allemeinen übereinstimmen, aufnehmen, und dem Blatte in jeder Beziehung eine objektive, allgemeine Haltung geben. Daß im Anfange diese objektive Richtung nicht vollständig eingeschlagen werden konnte, ist wohl Jedem erklärlich, der weiß, daß eine Zeitung in ihrem Anfange ausschließlich auf eigene Mittel und auf die Thätigkeit ihrer Redateure angewiesen ist, daß sie erst einmal eine bestimmte und feste Richtung angenommen haben muß, ehe sie ihre Spalten einem größeren Kreise von Mitarbeitern öffnen darf. Für Correspondenzen aus den größern Städten Amerika's, aus London und Paris sind schon Vorbereitungen getroffen.

Die Atlantis hat, nachdem sie ein Jahr als Wochenschrift in Detroit und Milwaukee existirt hat und dann einen unvollständigen Band von vier Monatsheften zu Stande brachte, den vierten Band angefangen. Sie hat bereits einen Abonnentenkreis, der, wenn die Rückwirkungen der häufigen Unterbrechungen nicht allzu groß sind, ihre Kosten deckt. Die Umwandlung in Monatshefte war ein sehr gefährliches Experiment für das Blatt, und fast der Ruin desselben. Jedoch denke ich, daß das Blatt auf die Dauer eine bessere Existenz als Monatsheft, denn als Wochenschrift haben wird. Die Fortsetzungen erscheinen jetzt regelmäßig in 20 — 25 Tagen nacheinander, so daß die Verspätung dieser Nummer bald wieder gut gemacht sein wird. Die Tendenz der Atlantis bleibt unverändert dieselbe.

Ich empfehle den American Liberal und die Atlantis dem Wohlwollen des Publikums.

Briefkasten.

Herrn Kk. Entschuldigen Sie die Verzögerung meines Briefes. In den nächsten Tagen werde ich antworten.

Herrn S. in D., Jo. Haben Sie einen von meinen Briefen erhalten?

Herrn Dr. D. in M. Meinen Dank. Nächste Woche werde ich antworten.

NB. Agenten für die Atlantis werden gesucht, vornehmlich in Columbus, Ohio, Philadelphia, Louisville, Ky., u. s. w.

Atlantis.

Neue Folge Band 2. Heft 2. | Februar, 1855. | Alte Folge Bd. 4. Nr. 73—77.

Rückblick auf die nativistischen Bewegungen.

Wenn diese Nummer der Atlantis in den Händen der Leser ist, so wird die Know nothing Bewegung vorüber oder doch wenigstens im Verschwinden begriffen sein, und wir glauben, daß wir deßhalb einen unparteiischen Rückblick auf die ganze Bewegung werfen können. Die Agitation für und gegen die Nebraskabill hatte die alten Parteien erschüttert und in ihre widersprechenden Elemente zerlegt; sie war mehr von trennender als vereinigender Bedeutung. Die Fusion hing sehr lose zusammen; die Splitter der alten Parteien, welche sich derselben angeschlossen hatten, wollten noch nicht ganz auf ihre frühere Partei-Organisation verzichten, und täglich kamen Rückfälle in den alten Krieg zwischen Whigs, Demokraten und Abolitionisten vor. Man fühlte aus der ganzen Bewegung, daß das Wort noch nicht gesprochen war, das die Parteien der Zukunft trennen wird, das der Politik der Vereinigten Staaten eine neue Richtung anweist. Der größte Vortheil, der aus der Anti-Nebraska-Agitation hervorgegangen, bestand wohl darin, daß der Norden sich seiner Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wieder bewußt wurde. Dieses republikanische Selbstbewußtsein, das sich im Norden immer mehr und mehr geltend machte, bildete die Einleitung zu dem Amerikanismus, der in seinen ursprünglichen Motiven und in seinem ersten Auftreten wohl die Billigung aller verständigen Leute auch unter der eingewanderten Bevölkerung verdient. Er bestand in einer Opposition gegen die Verfälschung der Grundsätze von **76**, gegen die Corruption in der Politik, gegen die Demoralisation im socialen Leben. Vorläufer dieses Amerikanismus hatten sich schon längst kund gegeben; namentlich sind die Temperenzbestrebungen als solche zu betrachten. Nächst der Sclaverei sah man in der Einwanderung den Grund des Uebels, und es ist allerdings nicht zu läugnen, daß das Betragen eines großen Theiles der Einwanderung sowohl in politischer, wie in socialer Hinsicht nicht den reinen und strengen Grundsätzen, welche bei der Gründung dieser Republik vorwalteten, vollständig entsprach. Die eingewanderten Bürger waren bei den Wahlen der großen Mehrzahl nach die blinden und grundsatzlosen Werkzeuge der corruptesten Politiker; sie waren jedem schlechten Einflusse zugänglich und mehr von Vorurtheilen, wie von Ueberzeugungen beherrscht. Besonders trifft dieser Vorwurf die Irländer. Es war fast so weit gekommen, daß diese Leute eine Art Prätorianerbande bildeten, die an den Wahltagen einen brutalen Terroris-

6

mus ausübten. Man stellte einige dieser Bande, gewöhnlich die Günstlinge des katholischen Bischofs, für untergeordnete, meistens für polizeiliche Posten auf das Ticket, und diese trieben die ganze Heerde ihrer Landsleute an den Polls zusammen, und machten die geheiligte Stelle, wo das Volk sein Votum niederlegt, zum Schauplatz von Unordnungen, von Völlerei, von Roheit und Gewaltthätigkeit. Es war in manchen Städten, wie in Chicago, in Detroit, so weit gekommen, daß ein anständiger Mensch kaum mehr zu stimmen wagte; es war ein allgemeiner Gebrauch, Morgens so früh, wie möglich an die Polls zu gehen, um nicht unter eine Bande Rowdies zu gerathen. Die Deutschen betrugen sich allerdings nicht so roh und plump, wie die Irländer, aber sie ließen sich auch Dinge zu Schulden kommen, welche wenig von Nachdenken und Vorsicht zeugten. Der Hauptfehler war ihre politische Unselbstständigkeit. Die Deutschen bildeten gewöhnlich die Leibgarde der demokratischen Aemterjäger; man war daran gewöhnt, sie weiter gar nicht mehr zu fragen, sondern ihnen blos das Ticket in die Hand zu stecken. Ein oder zwei Adoptivbürger wurden von dem demokratischen Caucus zu unbedeutenden Aemter nominirt, und von diesen Candidaten ließ sich der ganze Haufen an den Stimmkasten fuhren. Dies erregte bei den Amerikanern, welche andern Parteien angehörten, eine große Verstimmung, und selbst die Leiter der demokratischen Partei betrachteten die Deutschen als eine sichere Beute, um die man sich keine große Mühe mehr zu geben brauchte. Namentlich die Freesoiler, diejenige Partei, welcher die Deutschen ihren Grundsätzen und Interessen nach am nächsten standen, mußten eine Abneigung gegen ihre deutschen Mitbürger gewinnen, weil diese immer und consequent gegen die Partei des freien Bodens und der freien Arbeit stimmten. Schreiber dieses hat in Wisconsin, Jowa, Michigan, Illinois und Ohio manche amerikanische Politiker, Editoren, Legislatoren u. s. w. gesprochen, die direkt zugestanden, sie hätten sich Jahre lang mit einer großen Abneigung gegen die Deutschen herumgeschleppt, weil diese an den Stimmkästen so wenig politische Einsicht und Unabhängigkeit gezeigt hätten. Endlich wagten die Deutschen nach und nach den Bann zu brechen, in welchen sie von den demokratischen Aemterjägern gethan waren; man fing an, bei Stadtwahlen das demokratische Ticket zu verändern, und notorische Lumpen, die sich eine Nomination erschlichen hatten, auszustreichen. Die Nebraska-Agitation brachte ferner eine durchgreifende Aenderung hervor; die deutschen Bürger der westlichen Staaten, mit Ausnahme von Wisconsin, stimmten in großer Majorität gegen die demokratische Partei.

Das Hauptmotiv des Amerikanismus war jedoch der Katholicismus und seine steigende Macht. Man fragte sich, ob die religiöse Toleranz soweit auszudehnen sei, daß man einer streng hierarchisch organisirten Religionsgesellschaft, deren erster Grundsatz die Intoleranz gegen andere Religionen ist, die mit Feuer und Schwert die Länder durchzog und die Völker unterjochte, erlaube, in Amerika zur herrschenden Macht zu werden. Die

ganze Einrichtung der katholischen Hierarchie widerspricht den amerikanischen Institutionen. Der Bischof ist Herr nicht nur über das Eigenthum der Kirche, sondern auch über das Gewissen seiner Gemeindemitglieder, und dieser Bischof ist kein amerikanischer Bürger, sondern ein Unterthan eines europäischen Souverains. Man mag sagen, was man will, sollte es das Unglück wollen, daß die Katholiken jemals die Majorität der Bewohner der Vereinigten Staaten bilden, so ist es mit der Freiheit, der Republik, der religiösen Toleranz, dem Freischulsystem und überhaupt allen freisinnigen Institutionen zu Ende. Wenn sich diese Gefahr mit unwiderlegbarer Gewißheit aufdrängt, warum sollen wir nicht bei Zeiten die Mittel zur Abwehr anwenden? So dachten viele Amerikaner und man kann nicht sagen, daß dieser Gedanke vollständig falsch war.

Wir haben die verschiedenen Motive des Amerikanismus schon früher besprochen, und wollen uns hier mit einer einfachen Aufzählung derselben begnügen. Der Amerikanismus war in seinen wesentlichsten Punkten gerechtfertigt; es war eine Bewegung gegen die Sklaverei und gegen den Katholizismus, und der freisinnige Theil der eingewanderten Bevölkerung hätte sich dieser Bewegung mit gutem Gewissen anschließen können. Dieser Amerikanismus war ein Apell an die Revolutionsideen des Unabhängigkeitskrieges; er beruhte auf einem tüchtigen republikanischen Selbstbewußtsein, und würde, wenn er nicht von seiner prinzipiellen Bedeutung abgelenkt worden wäre, gewiß einen heilsamen Einfluß auf die amerikanische Politik ausgeübt haben.

Aber die schöne Bewegung wurde bald verdorben. Kurz nach der letzten Herbstwahl verwandelte sich der Amerikanismus in den Nativismus. Die hellen Ideen dieser Bewegung verdunkelten sich und die großen Prinzipien wurden in den Hintergrund gedrängt. Während der Ausgang des Amerikanismus Opposition gegen Sklaverei und Katholizismus war, nahm die nativistische Bewegung den Zufall der Geburt zum entscheidenden Merkmale. Die amerikanische Bewegung war nicht gegen die Einwanderer als solche gerichtet, sondern nur gegen gewisse Mißbräuche, welche mit denselben getrieben wurden, gegen Fehler, für welche Amerikaner ebensowohl, wie eingewanderte Bürger verantwortlich waren; der Nativismus ging aber bei diesen Mißbräuchen vorüber, und griff blos die Einwanderung an. Der Wendepunkt der ganzen Bewegung lag in der Cincinnati Convention, in welcher die Baltimore Plattform in Bezug auf Sklaverei angenommen wurde, und damit alle prinzipielle Bedeutung und Berechtigung aus derselben verschwand. Es war eine selbstverständliche Consequenz dieser Prosklaverei-Erklärung, daß man sich auch für die Katholiken erklärte, wenn dieselben in diesem Lande geboren. Diese Bewegung war also eine vollständige Negation der früheren, ihr prinzipielles Gegentheil, ihre schimpfliche Karrikatur, und es ist kaum zu begreifen, wie Leute der späteren Bewegung treu bleiben konnten, die sich der früheren angeschlossen hatten. Die früheren Be-

wegung war eine Entwickelung der Freiheit und des Rechtes; die spätere eine Maßregel der Proskription und Tyrannei; die erste beruhte auf männlichem Stolze und republikanischem Selbstbewußtsein, die zweite auf Habsucht, kleinlicher Eifersucht, auf Vorurtheilen und persönlicher Unfähigkeit. Es ist eine sehr beklagenswerthe und fast unerklärliche Erscheinung, daß eine solch befriedigende und berechtigte Bewegung, wie die Bewegung gegen Sklaverei und Katholizismus, eine so traurige, elende Fortsetzung finden konnte. Dies beweist uns eine Wankelmüthigkeit der Parteien, eine Grundsatzlosigkeit der öffentlichen Meinung, welche uns den Rath gibt, immer und auch der besten und freisinnigsten Partei gegenüber vorsichtig und mißtrauisch zu sein.

Die nativistische Bewegung wurde jetzt nichts weiter, als eine Aemtererschleichung. Die Hefe aller Parteien, alle gebrandmarkten Politiker, alle Bankerotteure der öffentlichen Meinung, alle Vagabonden der Grundsatzlosigkeit und Verkäuflichkeit, alle Bettler an Ehre und Vertrauen suchten in dieser Bewegung ein Mittel, im Trüben fischen zu können. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, schlossen sie die nativistische Bewegung in eine geheime Gesellschaft ein; der Nativismus wurde Know-Nothingismus. An der Schwelle des Hochverrathes und des gemeinen Verbrechens angelangt, zeigt diese geheime Gesellschaft alle schlechten Eigenschaften, alle Corruption und jeglichen Betrug, der nur immer in der Geschichte verbrecherischer Verschwörungen zu finden ist. So geheim, wie auch die Logen ihre Berathungen halten, so viel ist doch schon von ihrem Treiben in die öffentliche Meinung gedrungen, daß wir wissen, daß alle geheimen Leidenschaften und alle freiheitsfeindlichen Bestrebungen, welche nur die amerikanischen Bürger beunruhigen und die Zukunft dieses Landes gefährden, in diesen Logen repräsentirt sind. Anstatt, daß sie gegen die Ausbreitung und Vermehrung der Sklaverei sind, wollen sie nur zur Negersklaverei die Einwanderersklaverei hinzufügen, und schon hört man von ihren Organen, daß dem Einwanderer ungefähr ähnliche Bedingungen auferlegt werden sollten, wie dem Farbigen. Anstatt, daß sie den Katholizismus bekämpfen, unterstützen sie ihn durch Bekämpfung der Wahrheit, der freien Forschung, der reinen Erkenntniß, durch Unterdrückung der Kritik und durch Verweigerung der Glaubensfreiheit. Selten hört man noch von ihren Logen-Zeitungen, daß sie den Aberglauben und die Priesterherrschaft der römischen Kirche verdammen; dazu haben sie keine Zeit mehr; sie müssen einen Kreuzzug gegen die deutschen „Infidels" führen; sie müssen das Recht der freien Prüfung mit Füßen treten; sie müssen die Vernunft und Philosophie bekämpfen; sie müssen den Grundsatz der Glaubensfreiheit mit puritanischem Fanatismus vertauschen; sie müssen einen der größten Wohlthäter dieses Landes, Thomas Paine, noch im Grabe mit Verläumdungen überhäufen. Dieses ist ihre Aufgabe; hier erwerben sie ihre Lorbeeren. Den Grundsatz der direkten Volkswahl, diesen Eckstein der amerikanischen Freiheit und Verfassung, schleudern diese Leute

bei Seite; sie treten nicht mit ihren Kandidaten vor das Volk; sie wollen das Volk zwingen, die Wahl der höchsten Aemter, sogar die Präsidentenwahl ihrem geheimen Conclave zu überlassen. An die Stelle der öffentlichen Meinung und des allgemeinen Volkswillens setzen sie die Ordonnanzen ihrer Oberen; selbst Sklaven gegen die Häupter ihrer geheimen Verschwörungen, wollen sie ihre eigene Sklaverei über das ganze amerikanische Volk ausdehnen Was nur „amerikanisch" ist, im vollen Sinne des Wortes, ist diesen Leuten fremd; Freiheitsliebe, Gerechtigkeit, Humanität, wird von ihnen mit Füßen getreten, die Anerkennung der Menschenrechte wird verweigert, die Volkssouveränität und die Selbstregierung des Volkes untergraben. Fragt man aber diese Leute, die hinter dem zerrissenen Schleier des Logengeheimnisses mit ihrem ganzen Fanatismus sich brüsten, die den größten Lärm machen und die unverschämtesten Prätensionen stellen, einmal offen und gerade heraus nach ihren Plänen; dann schweigen sie, wie die Verbrecher; dann wagt Niemand, eine Sache, für die im Geheimen auf das Eifrigste gewirkt wird, öffentlich anzuerkennen und zu vertheidigen. Die letzte Feigheit der Know-Nothings im Congresse hat ihre Stellung vollständig als unhaltbar aufgedeckt, und was wir hier von dieser sehr ehrenwerthen Korporation gesagt haben, mag man als eine Leichenrede betrachten.

Wir haben hier die drei Momente dieser bedeutenden und interessanten Bewegung kurz angegeben, um unsere deutschen Landsleute darauf aufmerksam zu machen, die guten und schlechten Momente der nativistischen Bewegung sorgfältig und achtsam auseinander zu halten. Nichts könnte fehlerhafter sein, als die ganze Bewegung mit der Verachtung zu überhäufen, welche die Know-Nothings-Logen verdienen; nichts kann dagegen den Deutschen mehr das Lob der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit verschaffen, als wenn sie selbst an der feindlichen Bewegung die guten Motive und edlen Absichten anerkennen! Es gibt einen Amerikanismus, welcher die wärmste Unterstützung verdient, einen Amerikanismus, welcher seine Berechtigung und seinen Stolz in dem schroffen und unbedingten Gegensatze zum Despotismus findet. Diesem Amerikanismus werden sich gewiß besonders diejenigen Deutschen, welche aus Feindschaft gegen die europäischen Despoten ihr Vaterland verlassen haben, anschließen.

Die nativistische Bewegung ging mit der gewöhnlichen Raschheit vorüber, mit welcher hier alle leitenden Fragen der Politik behandelt werden. Für uns Deutsche und unsere Stellung im politischen und socialen Leben Amerika's ist die ganze Geschichte von der größten Bedeutung und wenn wir diese Bedeutung richtig verstehen, wenn wir sie zweckmäßig benutzen, so werden für uns die größten Vortheile daraus erwachsen. Durch die Ablegung eigener Fehler die Vorurtheile Anderer zu überwinden, dies ist ein doppelter Sieg.

Religion in Amerika.

(Aus dem „AMERICAN LIBERAL“.)

Die Religion, nicht nur das Christenthum, der Katholizismus oder eine andere bestimmte und absolute Religion, sondern das religiöse Gefühl überhaupt wird in diesem Jahrhundert vielfach angegriffen und angefeindet, sowohl mit den Waffen des Spottes, als mit denen der Wissenschaft und Ueberzeugung. Geschieht der Angriff mit Leidenschaft und Heftigkeit, so zeigt die Vertheidigung eine Erbitterung und Hartnäckigkeit, welche keine Vermittelung und Verständigung zuläßt. Wenn man die religiöse Polemik durchblättert, so findet man auf beiden Seiten der Controverse so viel Gehässigkeit, eine solche gereizte Sprache, eine solche erbitterte und gereizte Stimmung, daß man fast daran zweifeln sollte, ob überhaupt die Religion in ruhigem Tone und ohne die Leidenschaften des Vorurtheils besprochen werden könnte. Und doch verdient die Religion und die damit zusammenhängenden Fragen eine möglichst ruhige und unparteiische Besprechung mehr, wie jedes politische und sociale Thema, wegen ihrer großen Bedeutung in Bezug auf die Moral und Civilisation der Völker, und wegen der Dunkelheit, in welche sich dieses Thema gehüllt hat. Es ist gewiß kein großer Ruhm für die amerikanische Presse im Allgemeinen, für die freie, unabhängige Presse dieses Landes, daß sie nicht wagt, religiöse Gegenstände in das Reich ihrer Kritik und Discussion zu ziehen. Diese Scheu verräth nichts Gutes; eine Religion, welche die öffentliche Besprechung und Kritik nicht ertragen kann, verräth dadurch von vornherein, daß sie das Licht der Vernunft und Erkenntniß zu scheuen hat, und daß sie mehr das Vorurtheil, als die Ueberzeugung des Menschen gewinnen will. Wir sollten denken, daß derjenige, welcher von der Wahrheit und Wohlthätigkeit seiner Religion recht überzeugt ist, mit dem größten Vergnügen durchdrungen sein müßte, wenn diese Religion von allen Seiten öffentlich besprochen, von Feinden angriffen, von Freunden vertheidigt würde; durch eine solche öffentliche Debatte würde sich gewiß die Wahrheit bald herausstellen. Aber in der amerikanischen Presse sucht man eine solche Debatte, — einzelne wenige Ausnahmen abgerechnet, — vergebens; von hundert Zeitungen wagen kaum zehn von der Religion mehr zu sagen, als daß sie den Kirchenzettel mittheilen, zu einer Geschenkvisite bei diesem oder jenem Reverend einladen, und über die Ungläubigen schimpfen.

Wir wollen versuchen, ob wir dieses Thema nicht gerade so unparteiisch und „sine ira et studio“ behandeln können, wie jedes andere wissenschaftliche oder vielmehr historische Thema. Denn, um unseren Standpunkt gleich im Anfang anzudeuten, wir betrachten die Religion in ihren verschiedenen Formen und Erscheinungen als ein historisches Objekt, welches in der Geschichte der Völker entstanden ist, sich entwickelt hat, und endlich vergangen ist. Wir geben die Berechtigung der Religion zu, aber nur als eine vorübergehende, nicht als eine ewige und unveränderliche. Die Religion gehört

wesentlich der Vergangenheit an, und wenn wir auch noch allüberall ihre Tempel stehen sehen, so sind dies nur die Schatten der Vergangenheit, welche noch in die Gegenwart hineinragen, und an denen das Band der Gewohnheit den Menschen fest hält. Am Baume der Menschheit drängt sich Blüthe an Blüthe; die Menschheit entwickelt sich in immer neuen Formen, und produzirt immer neue Erscheinungen, und keine Macht der Welt kann sich über die Zeit in dem alten Geleise fest halten. Diese unendliche Perfektablität ist gerade der größte Ruhm und Vorzug des Menschen, und sie bezieht sich auf Alles, auf das Staatsleben, die Wissenschaften, die Religionen. Wir leben heute nicht mehr in der Kindheit, nicht mehr in dem Jünglingsalter der Menschheit; der kindlich fromme Glaube, die jugendlich heitere Phantasie des Menschengeschlechtes ist verschwunden; wir leben in einem eisernen Zeitalter, in einem Zeitalter der Kritik und der freien Forschung, wo der Mensch das Glauben und Hoffen mit dem Denken und Arbeiten vertauschen muß. Dies mag für Viele, die sich noch gern in den alten Phantasien wiegen möchten, die lieber die Fabeln des Himmels als den Ernst des Lebens haben, unangenehm sein, aber dem allgemeinen Strome der Geschichte kann Niemand entgegen schwimmen.

Indem wir denken, daß die Zeit der Wunder und Offenbarungen, der Mythen und Religionen vorüber sei, so übersehen wir nicht, daß die Wogen der Vergangenheit und der Zukunft sich mit einander mischen, so daß es in den meisten Fällen unmöglich ist, sie zu unterscheiden, und die Grenzlinen zwischen der Vergangenheit und Zukunft zu bestimmen. Wenn man an einem Herbstmorgen, wenn der Nebel dicht im Thale liegt, den Berg hinaufsteigt, so sieht man wohl, daß der Nebel immer dünner wird, und die Sonne immer heller hindurchblickt, aber wenn man endlich im vollen, klaren Sonnenschein steht, so kann man nicht die Grenzlinie des Nebels bestimmen. So auch verschwindet die Religion nur allmählig aus allen Verhältnissen des Lebens; während sie sich aus den wissenschaftlichen Gebiete schneller zurückzieht, sucht sie in der Politik neue Vortheile zu gewinnen; während die Poesie das religiöse Gewand ablegt, verfällt die Malerei wieder in Pietismus und Frömmigkeit. Wenn wir also die Religion als eine Vergangenheit bezeichnen, so sagen wir damit nicht, daß sie keinen Einfluß und keine Gewalt mehr habe, — die tägliche Erfahrung lehrt uns das Gegentheil, — sondern nur daß ihr Prinzip der Vergangenheit angehöre und sie zu der Civilisation und den Interessen der Gegenwart nicht mehr passe.

Wo das Wissen anfängt, hört der Glauben auf. Dieser alte bekannte Satz, den schon der Kirchenvater Tertellianus so ausdrückte, „Credo, quia absurdum est (Ich glaube, weil es unvernünftig ist), verräth nicht nur die Grenzlinien der Religion, sondern auch das einzige Mittel, dieselbe zu bekämpfen. Nur durch die Erweiterung des Wissens kann man die Religion einschränken: das Terrain, welches die Wissenschaft noch nicht erobert hat, gehört mit vollem Recht der Religion an. Mit allen andern Waffen,

als mit denen der Wissenschaft, ist gegen die Religion nichts anzufangen. Jede Gewaltmaßregel, welche gegen die Religion gerichtet wird, ist daher nur ein Mittel, ihren Einfluß und ihre Macht zu vermehren. Dies beweist uns jedes Blatt der Weltgeschichte. Selbst der Spott, die Satire, der Witz, der Hohn vermögen nur vorübergehende Erschütterungen des religiösen Glaubens zu bewirken, aber sie können keine ernsthafte Bresche hineinbrechen. Nur die Wissenschaft ist die absolute Negation der Religion; nur wer auf wissenschaftlichem Boden steht, ist von religiösen Einflüssen unabhängig. Es ist nicht zu läugnen, daß es bedenklich ist, der Masse des Volkes die Religion zu nehmen, wenn man nicht zugleich als Ersatzmittel ein kräftiges Schul- und Unterrichtssystem an die Stelle setzt. Viele Politiker in America betrachten deßhalb die Religion nur als eine Art Polizeimittel, um die verwarlosten, demoralisirten Massen im Zaume zu halten; die Priester bilden nach ihrer Ansicht eine Art Gensdarmerie, um die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Wie oft haben wir Aeußerungen gehört, wie die folgende: Ihr habt in Europa Soldaten und Gensdarmen; dafür haben wir Temperenz und Bibel. Diese Auffassung ist in Amerika häufiger, als man glaubt, und zählt auch in Europa viele Anhänger. Das Falsche dabei ist, daß man ein negatives Mittel da wählt, wo nur positive Mittel genügen. Die Erfahrung zeigt, daß durch die Fabeln von der Hölle und dem Teufel wenig Leute von Verbrechen oder einem unordentlichen Lebenswandel zurückgehalten werden. Und ob es überhaupt der Würde und Bedeutung der Religion keinen Eintrag thut, wenn man sie blos als Polizeimittel gebraucht, ähnlich, wie das Temperenzgesetz und andere Polizeigesetze: dies wollen wir dahin gestellt lassen. Wir können uns nun einmal nicht der Ueberzeugung entschlagen, daß der Amerikaner nicht von Herzen religiös ist, daß er der Religion blos aus äußern Motiven huldigt, aus Motiven, welche vielleicht nicht immer egoistisch, sondern manchmal sehr prakisch sein mögen, aber die nicht in einem religiösen Sentiment beruhen, sondern in politischen und socialen Rücksichten. Diese Rücksichten kann man nur auf das Feld der Erziehung verweisen.

Wir stehen also der Religion vollständig tolerant gegenüber; die einzige Waffe, mit welcher wir die Religion angreifen wollen, ist die Wissenschaft; die einzige siegreiche Nebenbuhlerin der Kirche ist die Schule. Wir wollen keine Zwangsmaßregeln gegen die Religion; wir wissen, daß die Macht der Vernunft und der freien Forschung größer ist, wie alle materielle Gewalt. Wir wissen, daß man die Priester und die Sekten nicht verbieten kann; man kann sie aber überflüssig machen. In dieser Beziehung stehen wir vollständig auf dem Boden der Constitution unseres Staates, welche verbietet, irgend ein Zwangsgesetz gegen die religiösen Sekten zu erlassen, aber ein öffentliches Schulsystem gründet, aus dem alle religiösen Einflüsse ausgeschlossen sind.

Ein sehr interessanter Punkt ist hier noch zu besprechen, welcher sich al-

lerdings mehr auf Europa, wie auf Amerika bezieht, nämlich das Verhältniß der Kunst zur Religion. So locker das Verhältniß zwischen Beiden auch sein mag und so schädliche Einflüsse die Religion auch auf die Kunst ausgeübt hat, so ist doch nicht zu verhehlen, daß viele Jahrhunderte lang in Europa die Religion einzig und allein der großen Masse des Volkes Gelegenheit zu künstlerischen Genüssen bot. In den großen Domen des Mittelalters sah das versammelte Volk ein Meisterwerk der Architektur und die Gedanken des Volkes stiegen mit den schlanken, stolzen Säulen in die Höhe. Gemälde von Rubens, von Raphael und anderen berühmten Meistern waren an den Altären angebracht und durch das Anschauen derselben wurde der Schönheitssinn des Volkes entwickelt. Die Orgel brauste durch den weiten Dom, und während das Volk beten wollte, hörte es ein prächtiges Conzert, voll der erhabensten Melodien. Alle diese ästhetischen Genüsse wären ohne die Intervention der Religion der großen Masse des Volkes verschlossen geblieben. In Amerika aber bietet die Religion nicht einmal diese Genüsse. Der puritanische Sinn mit seinem fanatischen Haß gegen alle Schönheit, Kunst und Poesie hat sich aller Kirchen, hat sich selbst der katholischen Kirchen Amerika's bemächtigt, und den letzten Reiz aus der Religion vertrieben, den Reiz der Kunst. Es ist widerlich, eine Vergleichung mit einem der ehrwürdigen Dome des Mittelalters und den modernen Kirchen Amerika's anzustellen. Die Gebäude der Kirchen in Amerika sind in ihrer großen Majorität plumpe, unschöne Steinhaufen, Beleidigungen jedes ästhetischen Gefühles, Karrikaturen auf die Architektur. (Besonders in unserer Stadt Cleveland kann man diese Bemerkung machen.) Und im Innern dieser Kirchen, wie sieht es da aus? Wenn die Kirchen arm sind, sieht man nackte, weiße Wände, auf denen die Langeweile geschrieben steht. Sind sie aber reich, so sieht man einen theatermäßigen Prunk, der noch widerwärtiger ist, wie die langweilige Einfachheit. Von wahrer Kunst, von Symmetrie, von gutem Geschmacke ist nicht die Spur vorhanden. Auf den reichen, mit Sammt und Seide bekleideten Sitzen macht sich denn jeden Sonntag die Eitelkeit und der Hochmuth breit; die prächtigsten Toiletten werden dort zur Schau getragen, und je reicher die Kleider sind, je leerer und todter sind die Augen und Herzen. Von einem wirklichen religiösen Gefühle, von einer Begeisterung für höhere Wahrheiten, von einem Streben nach Aufwärts, zu den Grundsätzen der Freiheit und Wahrheit hin, ist keine Spur vorhanden; die Mode und der Gebrauch, diese beiden Tyrannen des amerikanischen Lebens, füllen die Kirchen, und man kann sicher sein, daß je mehr sich Jemand seiner Religiösität rühmt, je mehr er auf Infidels und Atheisten schimpft, daß er desto weniger wahrhaft religiösen Sinn besitzt.

Dies ist es gerade, was uns in allen Verhältnissen des amerikanischen Lebens der Hauptmangel zu sein scheint, der Mangel an Schönheitsgefühl, an künstlerischem Verständnisse, an feinem, ästhetischem Sinne. Niggermelodien in den Conzerten, Gauklerfarcen auf dem Theater, das sind die ge-

wöhnlichen Vergnügungen der Städte und selbst die Kirchen, welche so oft die letzten Zufluchtsorte der Kunst gewesen sind, haben ihr in Amerika die Thüren verschlossen.

Und doch ist die Kunst die Schwester der Freiheit und sollte bei jedem freien Volke willige Aufnahme finden. Mit welcher Beschämung müssen wir an die Zeiten der alten Griechen zurückdenken! Politik, Kunst und Religion waren dort eins und durchdrangen alle Verhältnisse des griechischen Lebens. Ueberall waltete der Genius der Poesie und Kunst; prächtige säulenumgebene Tempel standen auf den Hügeln; Statuen zierten die öffentlichen Plätze; laut trug der Rhapsode sein Lied der versammelten Menge vor, und in den Amphitheatern hatte das ganze Volk auf den steinernen Bänken Platz, um Gerechtigkeit und Sitte aus den großen Tragödien der Dichter zu lernen. Das war ein anderer Gottesdienst, wie heute!

Gewiß, die wissenschaftliche und künstlerische Bildung des Volkes, dies ist der einzige Hebel, um das Volk aus der jetzigen falschen Religion des Egoismus und der Heuchelei herauszubringen. Wir sehen jeden Tag, daß die Religion nicht mehr fähig ist, die Menschheit gesittet, gut und glücklich zu machen. Aber wir können und wollen die Religion nicht abschaffen, ohne etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen, nämlich Wissenschaft und Kunst. In einem freien politischen Staatskörper mit guten Gesetzen und passenden Einrichtungen ist die Religion überflüssig, wenn Liebe zur Kunst und das Streben nach Wissenschaft im Volke verbreitet ist.

Umrisse einer Geschichte der geheimen Gesellschaften.

Geheime Gesellschaften sind so alt, wie die Geschichte selbst und haben sich der verschiedenartigsten Gebiete des menschlichen Denkens und Strebens bemächtigt. Während den Hauptanlaß zur Bildung der geheimen Gesellschaften die Religion gab, hat die Philosophie sich dieses Mittels zur Aufbewahrung ihrer Lehren und zur Propaganda bedient, und auch in der Politik war der Einfluß der geheimen Gesellschaften seit Jahrhunderten mächtig. Je dunkler das Zeitalter war, desto mächtiger und einflußreicher waren die geheimen Gesellschaften und erst vor dem Lichte der modernen Civilisation und einer allgemeinen Volksbildung verschwindet die Macht und Bedeutung derselben. Denn die Macht der geheimen Gesellschaften beruht im Allgemeinen in der Unbildung der Massen und der daraus hervorgehenden Beherrschung derselben durch einzelne unternehmende und strebsame Geister. Es ist ein sehr interessantes Thema, eine Geschichte der geheimen Gesellschaften zu schreiben, aber diese Arbeit würde die angestrengte Thätigkeit eines Menschenalters und die Benützung der besten europäischen

Bibliotheken erfordern. Ein Journalartikel kann diesen massenhaften Stoff nur gelegentlich zur Beleuchtung einer Tagesfrage verwenden, und da die Bildung der geheimen Know nothing Logen diese Thema in den Mittelpunkt des allgemeinen Gesprächs gestellt hat, dürfte eine übersichtliche Sezzze der geheimen Gesellschaften des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit wohl am Platze sein.

Die Geschichte der Religionen bildet eigentlich nur einen Abschnitt in der Geschichte der geheimen Gesellschaften. Denn insofern die Religion auf einem Mysterium beruht, ist sie in den Schleier des Geheimnisses gehüllt und es wird in ihr immer ein Unterschied zwischen Eingeweihten und Nichteingeweihten, zwischen Priestern und Laien vorhanden sein. Der größte Theil aller geheimen Gesellschaften, und namentlich alle aus der Zeit des Alterthums und Mittelalters, sind mit religiösen Formen und Ceremonien verbunden, und die Schwüre, welche die Eingeweihten zur Bewahrung des Geheimnisses leisten, waren und sind immer religiöser Natur. Selbst heut zu Tage wird man selten eine geheime Gesellschaft finden, die nicht den Namen Gottes in ihre Constitution schreibt, und die nicht irgend eine Art religiösen Glaubensbekenntnisses von ihren Mitgliedern fordert. Diese Verbindung der Religion mit den geheimen Gesellschaften macht die Geschichte der letztern sehr voluminös, und man könnte fast sagen, daß die Geschichte der geheimen Gesellschaften die Geschichte der menschlichen Unwissenheit und Thorheit sei.

Im grauen Alterthume, zur Zeit der indischen und ägyptischen Kultur, wimmelt es von geheimen religiösen Gesellschaften, oder vielmehr Priesterkasten, welche in jenem kindlichen, gläubigen und mährchenhaften Zeitalter die Wundersucht des Volkes zu ihren meist betrügerischen und selten edlen Zwecken gebrauchten. Die indische Mythologie war im Besitz der Priesterkaste der Brahmanen, und wie dieselbe sich überhaupt durch einen tiefen philosophischen Sinn von andern Religionen der vorgriechischen Zeit unterscheidet, so auch zeichnet sie sich durch größere Volksthümlichkeit und allgemeinere Verbreitung unter den Massen aus. Die indischen Priester streuten ihre Sprüche und ihr Dogma unter das Volk; sie verbargen ihre Weisheit nicht in geheimen Gesellschaften und Priesterkasten nach Art der Chaldäer und Magier. Die Magier, welche hauptsächlich sich in Persien verbreiteten und den Sonnengottesdienst einführten, hielten dagegen ihr Dogma als ein Geheimniß fest, das nur den Eingeweihten eröffnet und das der Masse des Volkes verschlossen wurde. In Aegypten, wo Alles streng in verschiedene Kasten geschieden war, bildeten die Priester des Isis und Osiris eine vornehme und ausgezeichnete Klasse, die, eifersüchtig auf ihre Privilegien, die Geheimnisse ihrer Religion streng unter sich bewahrten. In Griechenland nahm mit der steigenden Kultur des Volkes auch die allgemeine Verbreitung und die Veröffentlichung der religiösen Dogmen zu. Die Religion wurde immer mehr national, und den Händen einer exclusiven

Priesterkaste entrissen. Im Anfang freilich, in der grauen Vorzeit griechischer Geschichte, wo die Insel Samothrake Mittelpunkt griechischer Kultur und Religion war, bestand die griechische Religion aus Mysterien, die theilweise von Aegypten und Phönizien eingeführt waren.

Die Orakel deuten auf eine abgeschlossene Priesterkaste nach Art der Aegypter hin, auf eine schlaue, betrügerische und abgefeimte Priesterkaste, die ihre Prophezeiungen in zweideutige Worte kleidete, um in jedem Falle das Richtige zu treffen, und welche die Ausbeutung der Dummheit und des Aberglaubens fast ebenso einträglich machte, wie heutzutage die katholische Kirche. Aber diese Orakel waren meist ägyptischen, persischen oder chaldäischen Ursprungs und beschränkten ihren Einfluß auf die vorhellenische Zeit; während der Blüthezeit des hellenischen Genius wallfahrtete man nicht mehr zum Dreifuß der Pythia. Die Orphischen Legenden, die Bacchanalien des Dionysos, die Mysterien von Eleusis waren mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben; die Feste der Aphrodite zu Cypern, des Apollon zu Delos waren im grauen Alterthume der griechischen Geschichte nur den Eingeweihten zugänglich. Aber das Geheimniß, welches den Dienst der Aphrodite und des Apollon umgab, befand sich nicht in den Händen einer abgeschlossenen Priesterkaste, sondern die dem hellenischen Volksstamme inwohnende Poesie und Phantasie hatte den Schleier des Mysteriums gewoben. Die einzelnen dürftigen Nachrichten, welche uns die alten Dichter über diesen geheimnißvollen Kultus hinterlassen haben, und die namentlich Otfried Müller in seinen „Doriern" und im „Orchomenos" zusammengestellt hat, weisen auf ein glückliches, bräutliches Jugendalter der Menschheit hin, von welcher die spätere griechische Geschichte trotz ihres Phidias und Praxiteles, ihres Pericles und Sophocles nur ein schwacher Nachhall gewesen zu sein scheint. Jene Inseln, auf denen der Dienst der Aphrodite, Ceres, des Apollo u. s. w. gefeiert wurde, scheinen von der Natur selbst schon zum Sitze anmuthiger Mährchen und Wunder ausersehen zu sein, und der Cultus der Schönheit und der Liebe konnte keine schönere Stätte finden, als die stillen, verschwiegenen Inseln des Archipelagus und Mittelmeeres, wo der Lorbeer nicht nur für den Dichter grünte, sondern auch für den ärmsten Schäfer, der seiner Daphne ein kunstloses Lied sang. Einzelne Anklänge aus dem Homer, Hesiodus und Herodot deuten auf die naive Poesie, auf das unbefangene Jugendleben der hellenischen Volksstämme hin, welches ein kräftiges, thaten und gedankenreiches Mannesalter zur Folge haben mußte. Ein eigentliches Mysterium waltete dabei nur ob, insofern die ersten Phantasien der Jugend, der erste Kultus der Schönheit und Liebe, mmer mit dem Dufte und der Poesie des Geheimnisses umgeben ist; eine eigentliche Priesterkaste, und der schroffe Unterschied zwischen Laien und Priestern, der sich im Mittelalter und auch schon im alten Rom bildete, durch welchen die Geschichte der Juden verdunkelt war, konnte bei dem Volke der Hellenen nicht aufkommen; der republikanische Sinn und die Freiheitsliebe

derselben hinderte dies. Es bildete sich bei den griechischen Völkern niemals eine solche abgeschlossene Priesterkaste, wie bei den Aegyptern oder Persern. Die griechische Religion entwickelte sich in und mit dem Volksleben, mit der Literatur, der Kunst und Poesie des Volkes. Die Religion der Griechen war national; ihre späteren religiösen Feste, insbesondere die olympischen Spiele, verloren zur Zeit der Blüthe der hellenischen Republiken fast ganz den Charakter religiöser Feierlichkeiten, und nahmen die Bedeutung politischer Versammlungen an. Die Eleusinischen Mysterien wurden öffentlich gefeiert; der Magistrat und die Richter des Volkes präsidirten dabei; es wurde weder ein geheimer Eid, noch symbolische Zeichen oder sonstige geheimnißvolle Ceremonien dabei angewendet. Der ganze Charakter der hellenischen Religion ist überhaupt aller Geheimnißkrämerei, aller Priesterherrschaft und dem Sektenwesen vollständig entgegengesetzt. Die griechischen Tempel sind nicht dumpfe Klostergewölbe oder gothische Monumente, wo durch die bemalten Fenster nur spärliches und getrübtes Licht in die weiten, dunklen Gewölbe dringt; frei stehende Marmorsäulen bilden die einzige Wand des Tempels, durch den der Wind hindurch weht, in welchen Sonne und Sterne hineinscheinen. Die Statuen der Götter der Griechen waren nicht, wie die Reliquien der katholischen Kirche, in Gewölben oder Capellen begraben, sondern prangten auf offenem Markte, auf den Hügeln in der Nähe der Städte, auf dem Vorgebirge, das weit in das Meer hineinsah. Alles war öffentlich, Jedem zugänglich und Jedem bekannt; freilich auch stellten die Griechen ihre Gottheiten nicht am Kreuze oder am Schaffote dar,—pfui, welch' eine unschöne, barbarische Darstellung!—sondern die griechischen Götter prangten in aller Fülle des Glückes, der Jugend und Schönheit. Nicht auch verehrten die Hellenen ihre Götter in Gestalt eines widrigen Skelettes, oder eines modernden Knochens, wie es die Christen zu thun pflegen. Die griechische Religion bestand in einem Kultus, den das Volk sich selbst darbrachte, in dem Kultus seiner eigenen Schönheit, Kraft und Größe. (In einer der nächsten Nummern werden wir eine übersichtliche Darstellung des hellenischen Kultus geben.)

Wie wir also die Religion der Griechen selbst kaum eine geheime Institution und ein Mysterium nennen können, so finden wir auch im politischen und socialen Leben keine geheimen Bestrebungen und Gesellschaften. Schon aus Eifersucht für ihre Freiheit hätten die Griechen keine geheimen Gesellschaften geduldet; der demokratische Character ihrer Republiken litt dies nicht. Die verschiedenen Verschwörungen, Umwälzungen und Staatsstreiche, welche in den meisten der griechischen Staaten stattfanden, können nicht auf die Thätigkeit geheimer Gesellschaften zurückgeführt werden, sondern waren meistens Ausbrüche eines hastigen und übereilten Volkswillens.

Wenn man in der griechischen Philosophie zwischen esoterischer und exoterischer Schule unterscheidet, so ist dies nicht so weit mißzuverstehen, als wäre ein Unterschied zwischen Laien und Priestern in der Philosophie geschaffen

werden, als hätten die Philosophenschulen geheime Grade und besondere geheime Zeichen und Ceremonien gehabt. Weder der Schule des Socrates, noch der des Platon oder Aristoteles, kann man eine solche Trennung und Unterscheidung nachweisen. Der geheime philosophische Bund, der die Unterscheidung zwischen Esoterisch und Exoterisch im großen Maaßstabe anwendete, wurde von Pythagoras gebildet; man kann diesen berühmten Philosophen den Vater der geheimen Gesellschaften nennnen, in sofern man von den religiösen Gesellschaften absehen will. Der Geheimbund des Pythagoras war philosophischer und politischer Natur, dazu bestimmt, ein vollständiges philosophisches System im praktischen Leben zu verwirklichen. Wir müssen gestehen, daß uns die Lehren von Pythagoras und der große Anklang, den dieselben in Griechenland und besonders in Groß-Griechenland erhielten, mit Bewunderung gegen jene Zeit und die Civilisation der damals lebenden Menschen erfüllen. Die Ideen des Pythagoras über Volksbildung, Staatsverwaltung, Gerechtigkeitspflege u. s. w. sind des aufgeklärtesten Zeitalters würdig und der Name des Weisen von Samos kann den größten Staatsmännern der Welt, kann einem Jefferson und Franklin an die Seite gestellt werden.

Erst in neuerer Zeit ist man auf diesen Mann so aufmerksam geworden, wie die Bedeutung, die Großartigkeit seiner Lehre verdient. Manche seiner Lehrsätze sind noch heute nicht von der Philosophie überboten; St. Simon, Fourrier, Jean Jacques Rousseau, selbst Hegel finden in dem Philosophen von Samos ihren Vorgänger und Lehrer; manche Sätze der modernen Philosophie scheinen dem pythageräischen Geheimbunde entlehnt zu sein.

Pythagoras lebte in dem sechsten Jahrhundert vor Christus; sein Leben, so lange mit Vergessenheit überdeckt, ist mit Wundern angefüllt, und die Versuche neuerer Geschichtsforscher, seine Biographie zu schreiben, haben trotz allem Scharfsinne und aller Gelehrsamkeit nur ungenügenden Erfolg gehabt. Sein Geburtsland, die Insel Samos, stand unter der Herrschaft des Polycrates. Pythagoras begab sich nach den griechischen Kolonien im südlichen Italien, — dem sogenannten Großgriechenland, — und fand hier die günstigsten Bedingungen für eine glänzende Wirksamkeit. Der solide dorische Volkscharakter, der in Griechenland selbst bei der einfachen, patriarchalischen, ja sogar aristokratischen Staatsverfassung geblieben war, zeigte sich in den Handelskolonien von Großgriechenland mehr flüssig, lebendig, mehr demokratisch beweglich, als in der alten Heimath, wo der Charakter des Volkes an jene massiven, mächtigen, aber etwas plumpen Säulen erinnert, die von den Doriern den Namen tragen. Pythagoras fand in diesen aufblühenden Colonien, die nicht, wie die modernen Handelsvölker über der Sucht nach Erwerb alle Bildung ihres Stammlandes vergessen hatten, eine große geistige Regsamkeit und Bildsamkeit und überwiegend demokratische Tendenzen. Hier gründete er einen philosophisch-politischen Geheimbund, welcher eine Zeit lang die Leitung der meisten süditalienischen

Kolonien in der Hand hatte. Der Hauptgedanke der pythagoräischen Philosophie war, daß der Staat mit dem Universum übereinstimmen, daß der Staat auf die allgemeinen Gesetze der Natur und speziell auf die Natur des Menschen gegründet werden müsse, daß Sittlichkeit, Rechtlichkeit, Civilisation und Kultur das Wesen des Staates ausmachten. Es war natürlich, daß in jenem dunklen Zeitalter nur Wenige die hohe Bedeutung dieser Theorien verstehen konnten, und daß deshalb Pythagoras dieselbe als Geheimlehre seinen intimen Freunden und Anhängern mittheilen mußte. Uebereinstimmend mit dieser Exclusivität wandte sich der Philosoph von Samos auch der Aristokratie in der Politik zu; er bekämpfte die demokratischen Ideen, welche in den Colonien herrschten und suchte anstatt derselben eine Aristokratie, wie sie im dorischen Mutterlande bestand, wieder einzuführen. Aber die pythagoräische Aristokratie war keine Aristokratie der Geburt, sondern eine Aristokratie der Intelligenz, eine philosophische Aristokratie, welche in jenem Zeitalter ohne Buchdruckerei und freie Presse, ohne allgemeines Schulsystem und allgemeine Volksbildung gewiß dem Hazardspiel einer demokratischen Verfassung vorzuziehen war. In der Stadt Croton, einer sehr blühenden Handelsstadt, führte Pythagoras seine Verfassung auch wirklich ein, und übertrug die Administration derselben einem Senate von dreihundert Männern, der alle Blüthen der Bildung, der Weisheit und der Kunst, welche in der Stadt zu finden waren, in seinem Schooße vereinigte. Die Apostel der pythagoräischen Philosophie wurden in alle Welt ausgesendet, um die neue Lehre zu predigen, um zu predigen, daß alle gute Politik nur auf der Wissenschaft und Erkenntniß beruhe. In der That, wir könnten auch wohl noch heute, auch noch in unserm freien und aufgeklärten Amerika einige Reliquien der pythagoräischen Politik uns wünschen. Dreißig Jahre lang herrschte Pythagoras in Croton, und die Regierung des Philosophen von Samos kann in vieler Beziehung der Regierung des Philosophen von Sans-Souci an die Seite gesetzt werden. Nach ruhmvoll geführten Kriegen und nachdem er die Stadt zu einem ungemeinen Grade des Wohlstandes empor gehoben hatte, brach ein Volksaufstand unter Leitung eines gewissen Cylon aus, den Pythagoras nicht hatte in das Geheimniß seiner Philosophie einweihen wollen; die Masse siegte über die Intelligenz und der Weise von Samos mußte fern von dem Lande, das er glücklich gemacht hatte, in der Verbannung sterben. Nach seinem Tode verfiel seine Philosophie schnell und noch schneller seine politischen Schöpfungen. Die Zeit der hellenischen Macht und Größe ging auch in Italien abwärts und die pythagoräische Philosophie verlief sich in einen Mystizismus, von dem wir noch am Anfange des Mittelalters einige direkte Ausläufer bemerken. Zu politischer Herrschaft kam der Pythagoraismus niemals wieder.

Dies war die einzige philosophische Sekte des Alterthumes, welche sich in den Schleier des Geheimnisses hüllte und eine abgeschlossene geheime Verbindung bildete. Die Epikuräer, die Stoiker und die andern philosophi-

schen Schulen hatten kein eigentliches Geheimbündniß und wenn auch noch manche der sogenannten philosophischen Mysteriker suchten, zwischen esoterischer und exoterischer Wissenschaft unterschieden, und Geheimbunde zu stiften, so gelang es ihnen doch nicht, eine dauernde geheime Organisation zu bilden und die ganze Sache wurde eine Lächerlichkeit und eine Vorwand zur Gaukelei und zum Betrug.

In der römischen Republik war das Volksleben zu öffentlich und da Forum jedem Bürger zu nahe, als daß sich hätten geheime Gesellschaften bilden können; will man etwa die Auguren ausnehmen, die eine geheime Priesterschaft zur Ausbeutung des Aberglaubens bildeten, und von denen Cicero erzählt, daß kein Augur an dem andern vorüber gehen konnte, ohne zu lächeln. Geheime politischen Gesellschaften finden wir erst gegen das Ende der Republik und unter dem Kaiserreiche; die berühmte Catilinarische Verschwörung war der Anfang derselben. Dieselbe ist von ziemlich modernem Character; wenn wir die Geschichte derselben von dem alten Narren Sallust lesen, so glauben wir, eine Geschichte der italianischen Carbonari von dem guten Pater Veuillant in Paris vor uns zu haben. Dieselben Verläumdungen hier, wie dort; der Prozeß der französischen Republikaner vor dem Staatsgerichtshofe zu Bourges — 1850 — war einer Ciceronischen Vertheidigung und einer Sallustius'schen Geschichtsschreibung würdig. Nebenbei gesagt,— die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung muß noch erst geschrieben werden; es ist vielleicht kein Punkt in der römischen Geschichte, der mit solchen Vorurtheilen von den alten römischen Historikern behandelt ist, und so wenig unparteiische Prüfung und Kritik von den modernen Geschichtsschreibern jemals erfahren hat, wie die Geschichte dieser Verschwörung. Dieselbe zeigt übrigens schon eine große Gewandtheit und Erfahrung in politischen Intriguen; in vieler Beziehung erinnert sie an den Staatsstreich vom zweiten Dezember in Frankreich; es war Alles meisterhaft eingeleitet, und die Fäden der Verschwörung zielten auf Einen Punkt hin. Aber wie denn solche Verschwörungen immer eine Sache des Zufalls sind, so scheiterte die Unternehmung des Catilina, und ebenso gut hätte auch die Napoleonische Verschwörung des zweiten Dezember scheitern können. Daß die Verschwörung des Catilina nicht das unsinnige, tolle, liederliche Unternehmen war, das Cicero in seinen Reden angegriffen und das Sallust in seiner Geschichte gebrandmarkt hat; dies geht aus der Theilnahme Cäsars und anderer bedeutender Politiker jener Zeit hervor.

Die Zeiten des römischen Kaiserthumes sind reich an geheimen Verschwörungen, wie überhaupt jedes despotische Zeitalter reich an diesen Folgen der Unterdruckung und Tyrannei ist. Vörzüglich grassirte die Epidemie der geheimen Verschwörungen unter den Soldaten; die Prätorianer waren in der Zeit des untergehenden Roms die Herren des Thrones. In dieser Beziehung erinnert das römische Kaiserreich vielfach an das heutige Rußland, das auch viel durch militärische Emeuten und Verschwörungen heimge-

sucht wird, und in Frankreich werden wir bald dasselbe Schauspiel erleben.

Bevor wir die geheimen Gesellschaften des Mittelalters besprechen, wollen wir noch einer geheimen jüdischen Sekte erwähnen, der Essäer, welche deshalb von allgemeiner Bedeutung ist, weil Christus derselben angehört haben soll. Es ist wenig Bestimmtes und Gewisses über die Grundsätze und die Verbreitung dieser Sekte bekannt; sie scheint der griechischen, besonders der platonischen Philosophie gehuldigt und sich durch Strenge der Sitten und Reinheit der Moral ausgezeichnet zu haben. Die Spuren der griechischen Philosophie, welche man in der christlichen Lehre findet, sollen dem Einflusse dieser Sekte zuzuschreiben sein; indessen kann man sich den Zusammenhang zwischen dem Platonismus und dem Christenthum wohl leichter erklären, als daß man zu solchen künstlichen Hypothesen Zuflucht zu nehmen brauchte. Das Christenthum der ersten beiden Jahrhunderte selbst kann eine geheime Gesellschaft genannt werden; die Anhänger desselben bildeten eine Art Freimaurerlogen und hatten besondere Zeichen und Ceremonien, um sich als Mitglieder der geheimen Verbrüderung zu erkennen. Als das Christenthum später zur Staatsreligion erklärt wurde und einen öffentlichen Charakter annahm, setzten die Priester das geheime Bündniß fort; die katholische Hierarchie entstand, die gefährlichste und mächtigste geheime Verbindung, welche jemals existirt hat. Das katholische Mittelalter ist überdeckt mit geheimen Gesellschaften; sie waren ganz diesem dunklen und im Finstern schleichenden Zeitalter angemessen. Das Mittelalter bot überhaupt den größten Gegensatz zu jedem öffentlichen und volksthümlichen Leben; die Religion versteckte sich in dunklen Klostermauern; die Wissenschaft hüllte sich in den magischen Schleier; das bürgerliche Leben schloß sich in Zünften ab; die Edelleute vermauerten sich in ihren felsigen Burgen. Der Trieb, sich zu isoliren, der eigensinnige Hang, unabhängig und selbstständig zu sein, ist am Ende die beste Wurzel aller Freiheitsbestrebungen und ein hervorragender Zug im germanischen Volkscharakter. Aber im Mittelalter wurden dadurch die seltsamsten Erscheinungen hervorgebracht; jeder Mensch suchte eine Mauer um sich her zu bauen; jeder Stand, jeder Berufszweig schloß sich in eine streng abgegränzte Corporation ein; die Menschen wohnten damals lieber auf der steilen Felsenspitze, als im bequemen, behaglichen Thale. Dieser Individualitätstrieb war der Bildung geheimer Gesellschaften besonders günstig. Rechnet man dazu die allgemeine Romantik, die jenem Zeitalter eigen war, den Aberglauben, der seine Finsterniß über die Völker ausbreitete, die Wundersucht, die Sucht nach Abenteuern und Geheimnissen, so wird man sich nicht über die Masse von geheimen Gesellschaften wundern, mit denen die Geschichte des Mittelalters überdeckt ist. Die wichtigsten dieser geheimen Gesellschaften sind die religiösen Orden, die in jeder Stadt ihre Klöster errichteten, die über alle weltlichen Geschäfte ihren Einfluß erstreckten und sogar sich der Politik und der Leitung der Staa-

ten bemächtigten. Die religiösen Orden waren zu den verschiedenartigsten Zwecken bestimmt, meistens zu socialen, manchmal aber auch zu politischen und militärischen Zwecken. Unter Letzteren zeichnet sich der Orden der Tempelritter durch seine Macht und seinen Einfluß aus; die Geschichte zählt keine zweite geheime Gesellschaft von solcher Bedeutung und Gefährlichkeit auf. Dieser Orden wurde 1119 gegründet, zu dem bestimmten Zwecke, den Tempel und das Grab Christi zu Jerusalem zu befreien, ein Zweck, der auch noch heute der Vorwand eines langwierigen und blutigen Krieges ist. Im Anfange blieben die Templer ihrem Gelübde der Armuth treu, aber gar bald veränderte sich mit ihrer steigenden Macht auch ihre sociale Stellung; sie wurden reich, gewaltthäterisch und despotisch. Sie beunruhigten von ihrem Sitze Malta und Cypern aus die benachbarten Staaten, und namentlich Frankreich sah sich bald genöthigt, ernstliche Maßregeln gegen den Uebermuth der kriegerischen Mönche zu ergreifen.

Während der Katholizismus in allen Ländern und zu den verschiedensten Zwecken geheime Gesellschaften gründete, bediente sich auch die Opposition gegen den Katholizismus dieser Mittel und die Anfänge der Reformation sind in vielfachen geheimen Sekten und Gesellschaften zu suchen, die sich über Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien ausbreiteten. Die Waldenser, die Albigenser, die Flaggellanten, und wie nur immer diese Sekten heißen mögen, trieben sich in der Weise der Mönchsorden im südlichen Frankreich, in Deutschland und der Schweiz umher. Die bedeutendste Bewegung in dieser Art ging von den Hussiten aus; es war ein seltsames Schauspiel, ein ganzes Volk als eine geheime religiöse Gesellschaft organisirt zu sehen, mit geheimen Zeichen und Ceremonien, und mit einem unüberwindlichen Fanatismus. Die Gefährlichkeit geheimer religiöser Verbindungen ist durch solche Beispiele auf das Deutlichste bewiesen.

Neben der Unzahl geheimer religiöser Gesellschaften, welche die Eigenthümlichkeit des Mittelalters bilden, finden wir eine sehr seltsame und ungewöhnliche Erscheinung, eine geheime Gesellschaft, welche zum Zweck hat, Recht zu sprechen. Die Vehmgerichte sind offenbar die interessanteste geheime Gesellschaft, welche jemals gebildet ist; nur der barocke und bizarre Geist des Mittelalters konnte eine solche Abnormität, eine solche Sonderbarkeit hervorbringen. So gefährlich es auch sein mag, die Jurisdiktion einer geheimen Gesellschaft anzuvertrauen, über welche das Volk keine Controle hat, einer unbekannten und unverantwortlichen Gesellschaft; so kann man doch nicht leugnen, daß die Vehmgerichte im Allgemeinen den Ruf und die Gerechtigkeit verdient haben, welcher ihnen von den Geschichtsschreibern gezollt wird.

In jenem rohen, barbarischen Zeitalter des Faustrechtes, bei der großen Zersplitterung Deutschlands, bei der Schwäche des Reiches und der Reichsgerichte, bildeten die Vehmgerichte die einzige Bürgschaft für Bestrafung der

Verbrecher; sie verfolgten dieselben sicher und schnell; sie mochte auch noch so reich und angesehen sein. Es war dies eine ähnliche Aushülfe und Ergänzung des offiziellen Gerichtswesens, wie in Amerika das Lynchgericht, freilich in ganz anderer Form und Weise. Die Autorität der Vehmgerichte ist niemals offiziell anerkannt worden, doch waren die höchsten Behörden des Reiches denselben nicht fern, und der Chef dieses Geheimbundes, der Stuhlrichter, war entweder der Kaiser selbst oder irgend ein anderer mächtiger deutscher Fürst. Es ist bei der Dunkelheit, welche das ganze Zeitalter und namentlich die Geschichte der Vehmgerichte bedeckt, unmöglich, zu bestimmen, wann und von wem die Vehmgerichte errichtet worden sind; es ist nicht die Geschichtsforschung, sondern nur die Sage, welche die Stiftung dieses Bundes auf Karl den Großen zurückführt. Die Chroniker der Zeit Karls des Großen, Eginhardt und Andere haben kein Wort uber diese Institution, und ihr Stillschweigen läßt uns vermuthen, daß zu dieser Zeit noch nichts von Vehmgerichten existirte. Auch in dem Sachsenspiegel, der im zwölften Jahrhundert erschienen, finden wir keine Notizen über die Vehmgerichte. Erst in der Mitte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts hört man zuerst von Vehmgerichten; ein Dominikanermönch, Heinrich von Heworden eröffnete die Literatur über diesen Gegenstand, über den bis heute tausende von Büchern geschrieben sind. Aeneas Sylvius, der Sekretär von Friedrich III, erwähnt diesen Gegenstand ausführlich. Die Vehmgerichte sind vielfach mit der Inquisition verglichen worden, aber dieser Vergleich fiel sehr zu Gunsten der ersteren aus. Allerdings war die Art der Prozedur bei Beiden dieselbe, aber die Tendenzen und Zusammensetzung sehr verschieden. Die Vehmgerichte entschieden nicht über den Glauben, sondern nur über die Handlungen der Menschen; sie wandten keine Folter an, sondern richteten nach Beweisen, Zeugen und der moralischen Ueberzeugung. Man kann wohl sagen, daß in diesen Vehmgerichten der Anfang der Geschwornengerichte zu finden ist. Auch durften keine Priester Mitglieder dieser geheimen Gerichte, — Freigrafen — sein. Obgleich viele geheime Ceremonien, Formeln und symbolische Zeichen bei den Sitzungen der heiligen Vehme angewandt wurden, so kann man doch die schauerlichen Fabeln und Mordgeschichten, welche man davon zu erzählen pflegt, nur als Uebertreibungen ansehen; nur selten wurden die Sitzungen der Vehme in Kellern, Gewölben oder dergleichen geheimen Orten abgehalten, sondern meistens offen und unter freiem Himmel. Der Platz, wo in Dortmund (Westfalen), dem Mittelpunkt des ganzen Geheimbundes, Gericht gehalten wurde, ist heute noch an den beiden Linden kenntlich, unter denen der Freigraf Recht sprach; Freiligrath hat durch ein bekanntes Gedicht diesen Platz verewigt. Seltsamer Weise ist gerade der Eisenbahnhof an diese Stelle verlegt worden und die berühmten Bäume stehen jetzt zwischen den Lokomotiven und Eisenbahnwagen, zwischen dem ganzen Getümmel des modernen Handels und Verkehres. Der Sitz der Vehme war die „rothe Erde" Westfalens, — ein

Ausdruck, den man historisch oder sprachlich nicht erklären kann. Es fand von den Aussprüchen der Vehme eine Appellation an die Generalversammlung der westfälischen Vehme, ja sogar an den Kaiser statt, ein Umstand, der uns die Legimität dieser Institution in das hellste Licht stellt. Carl IV, Wencislaus und andere Kaiser von Deutschland bedienten sich selbst der Vehme und verhandelten offen mit ihr; so wurde im Jahre 1289 von dem Kaiser Wenceslaus der Graf von Werningerode der Vehme denunzirt, und wegen Felonie von ihr gehängt. Carl IV wollte sogar das Institut der Vehme über das ganze Reich ausdehnen, wenn die obersten Beamten derselben dies nur zugegeben hätten. Im vierzehnten und fünfzehnter Jahrhundert war die Blüthezeit der Vehme; sie dehnte sich von Westfalen über einen großen Theil von Norddeutschland aus und zählte nach den wohl übertriebenen Berichten des Aeneas Sylvius über hunderttausend Beisitzer. In dieser Periode erschienen die ersten Würdeträger des Reiches z. B. zwei Bischöfe von Münster, der Pfalzgraf, der Herzog von Sachsen, der Herzog von Baiern u. s. w. vor dem Tribunale, dessen hauptsächlichster Zweck darin bestand, den Armen und Schwachen Schutz und Schirm gegen die Uebermacht der großen Herren zu geben.

Bei dem Herannahen der Reformation sank die Vehme mit andern hervorragenden Institutionen des Mittelalters nach und nach in Verdorbenheit und Vergessenheit; es war wohl nicht anders möglich, als daß eine so gefährliche Institution, wie ein geheimer Gerichtshof, mit dem Rechte über Leben und Tod, bald den persönlichen Leidenschaften, der Rachsucht und Habsucht dienstbar wurde. Mit der Hartnäckigkeit, welche allen mittelalterlichen Institutionen eigen ist, dauerten auch die Vehmgerichte bis zum Anfange dieses Jahrhunderts fort, bis zur Zertrümmerung des deutschen Reiches, aber sie verloren immer mehr und mehr an Einfluß und wurden von den regulären Gerichten verdrängt.

Es gab zur Zeit der Vehmgerichte mehrere ähnliche Geheimbunde, die aber nicht die Verbreitung und Macht der Vehmgerichte gewannen. Die „Wissenden“ in Tyrol, die „Vendicosi“ in Italien, die „Köhler“ in Böhmen, die „Carbonari's“ in Italien, die „Charbonniers“ in Frankreich bilden den Uebergang von den geheimen Gesellschaften des Mittelalters zu den politischen Verschwörungen der modernen Zeit.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bildete sich eine ganz neue Art geheimer Gesellschaften, nämlich Gesellschaften zum Zwecke der Aufklärung und der politischen Propaganda. Es war dies ganz mit dem Charakter der damaligen Zeit in Uebereinstimmung. Die Philosophie begann nach langer, finsterer Glaubensnacht wieder, ihr Licht zu verbreiten, aber der Unterschied zwischen dem denkenden Theile und der Masse des Volkes war zu groß, als daß man gewagt hätte, mit dem modernen Rationalismus unter die Masse zu treten. Die bekanntesten unter diesen geheimen Rationalistengesellschaften sind die Illuminaten, 1776 gegründet von

Alfred Weishaupt, einem Professor an der Universität zu Ingolstadt. Diese Gesellschaft war in Deutschland und Frankreich sehr stark verbreitet, hatte auf die erste französische Revolution einen ziemlichen Einfluß und zählte unter den Mitgliedern des Conventes, namentlich unter den Girondisten, viele Mitglieder. Sie beförderte namentlich die Cirkulation der französischen Revolutionsideen in Deutschland, der Schweiz und Italien. Rousseau, Helvetius, Condorcet gaben den Ton und die Richtung an, die in den Illuminatengesellschaften herrschte.

Es ist bewiesen, daß der Herzog von Orleans, Mirabeau und Sieyes dieser Gesellschaft angehörten. Doch bald schlich sich die Charlatanerie in den Bund ein, und der famose Cagliostro spielte in Frankreich und Deutschland die geheimnißvolle Rolle des Betruges.

Die Jacobiner kann man eigentlich nicht unter die geheimen Gesellschaften zählen; sie bildeten einen politischen Klubb mit offenen, ausgeprägten Tendenzen, zu dem jeder Gleichgesinnte Zutritt hatte. Ueberhaupt waren die Wogen der französischen Revolution geheimen Gesellschaften nicht günstig und wenn auch zu den Zeiten des Danton, Robespierre, Tallien und Barras Jederman conspirirte, so fand man doch wenig Zeit zur Organisirung geheimer Gesellschaften. Einzelne Militärverschwörungen, wie die von Pichegru und Dumouriez, sind mehr auf den individuellen Ehrgeiz einzelner Generale, als auf ein organisirtes Komplott zurückzuführen. Erst unter dem Drucke der Napoleonischen Militärherrschaft entstand ein Netz von geheimen Gesellschaften, zu dessen Entdeckung der Kaiser Fouche's, des Polizeiministers, feine Nase gebrauchte. Unter Napoleon bildete sich das jetzige französische Polizeisystem. Gewiß, die größte, ausgedehnteste und gefährlichste geheime Verschwörung in Frankreich ist die Polizei selbst; sie ist vortrefflich organisirt und zu jedem politischen Verbrechen bereit. Ihre Mitglieder unterscheiden sich, wie die Zöglinge der alten Philosophenschulen, in esoterische und exoterische; Viele tragen ihre Uniform offen, aber Manche sind nur an dem Stempel der Verworfenheit kenntlich. Es gibt für die Freiheit eines Volkes und für die Sicherheit der Gerichtshöfe und gesetzgebenden Versammlungen nichts Gefährlicheres, als eine solche geheime Polizeimacht, welche mit der Militärgewalt in Verbindung steht und in jedem Augenblicke die Staatsgewalt und den Bürgerkrieg in der Hand hat. Die letzte Geschichte Frankreichs, der Staatsstreich vom 2. Dezember, beweist dies zur Genüge. Wenige Tage nach dem Staatsstreiche war der Moniteur überhäuft mit Beschuldigungen gegen die geheimen Gesellschaften, und Herr Granier de Cassaignac wußte in seiner berüchtigten Broschüre über den Staatsstreich nicht genug zu erzählen von den Scheußlichkeiten, welche sich die geheimen Gesellschaften der rothen Republikaner gegen die bürgerliche Ordnung erlaubten. Jeder Republikaner wurde natürlicher Weise wie ein Mitglied dieser geheimen Gesellschaft betrachtet und behandelt. Aber daß der Staatsstreich selbst das Resultat eines

geheimen Komplottes gewesen, daß derselbe nur vermittelst geheimer Agenten und Polizisten durchgeführt war, dies betonte man nicht besonders. Gleich nach dem Staatsstreiche wurden übrigens eine Reihe der strengsten Gesetze gegen die geheimen Gesellschaften geschmiedet, die freilich nur den Erfolg haben, daß sie die Anhänger geheimer politischer Bestrebungen zu größerer Vorsicht veranlassen. Unter einer Despotie, wie die gegenwärtige Regierung von Frankreich bietet, und bei den vielen Erinnerungen und Hoffnungen, welche in Frankreich zu einem Wechsel der Politik drängen, ist es gar nicht möglich, daß keine geheimen politischen Gesellschaften existiren. Daß die Jesuiten eine geheime legitimistische Gesellschaft bilden, daß die große Bourgeoisie eine orleanistische Verschwörung ist, daß die Arbeiter in den großen Städten sich in dem social demokratischen Losungsworte vereinigen: dies versteht sich von selbst, trotz Cayenne und der geheimen Polizei. Je unglücklicher und unfreier ein Land ist, desto größer ist die Sucht zu Verschwörungen. Dies erklärt auch, warum das eigentliche Land der Verschwörungen Italien ist. Italien ist durch und durch durchwühlt von geheimen Gesellschaften; Mazzini, der geborene Conspirateur, findet in Tausenden seiner Landsleute Nebenbuhler in der Kunst, die Polizei zu hintergehen und für geheime Gesellschaften Propaganda zu machen. Wir haben uns über die politische Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit solcher geheimen Gesellschaften schon in der vorigen Nummer ausgesprochen, aber wenn wir auch der Ansicht sind, daß mit diesen Conspirationen wenig ausgerichtet wird, so verkennen wir doch niemals, daß unter den gegebenen Bedingungen geheime politische Gesellschaften oft naturgemäß und unabweisbar sind. Die Deutschen lieben auch, geheime Gesellschaften zu bilden, aber sie nehmen die Sache nicht so ernsthaft und blutgierig, wie die romanischen Völker. Im vorigen Jahrhundert bildeten sogar die Dichter einen Geheimbund, den Hainbund, dem Bürger, Stollberg u. s. w. vorstanden. Auch die Studenten haben nächst dem Rennomiren und Biertrinken keine größere Leidenschaft, als die, geheime Gesellschaften zu bilden. Fast jeder Student gehört einer der verbotenen geheimen Gesellschaften an, von denen freilich nichts anderes geheim ist, als ihr vernünftiger Zweck und ihre sociale und politische Bedeutung. Wenn solche Gesellschaften mit einer ganzen Fluth von Gesetzen von den Regierungen verfolgt werden; so verräth uns dies die ganze Misere der deutschen Beamtenwirthschaft; wenn wir aber dieselben sogar in den Büchern der Geschichte erwähnt finden, so kommen wir in Gefahr, den Respekt, den wir der ernsten Muse der Geschichte schuldig sind, zu vergessen. Der Tugendbund, — schon der Name zeigt den unschuldigen, jungfräulichen Charakter desselben an, — wurde zur Zeit der sogenannten Freiheitskriege gebildet. Er war der reinste Ausdruck des „teutschen" Genius, er war der Urgermanismus nach Kantischer Abstraktion. Ursprünglich gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtet, also zum Vortheil der „angestammten" deutschen Landesväter, wurde er doch bald von diesen Landesvätern

selbst in die Acht erklärt, und die guten Jungen, diese Arndt's, Jahn's u. s. w. erhielten die unverdiente Ehre politischer Verfolgungen. Die ferneren Bestrebungen der Studenten, geheime Gesellschaften zu bilden, die Wartburg- und Hambachfeier, mit dem langen Gefolge von Untersuchungen und Einkerkerungen bildeten die Fortsetzung dieses Tugendbundes, und bewiesen vollständig die politische Unreife, die Gutmüthigkeit und Schwärmerei der deutschen Jugend. Zur Zeit sind die sogenannten „geheimen" Gesellschaften auf den deutschen Universitäten jeder allgemeinen Tendenz beraubt und in ihrer großen Mehrzahl nur ein Gegengewicht gegen den wissenschaftlichen Sinn und die freie Forschung, welche die deutschen Universitäten bieten.

Auffallender Weise bildeten sich gerade im Jahre 1848, als dem Volke die Freiheit des Handelns, das Recht der freien Presse und der öffentlichen Versammlung gegeben war, in Deutschland mehrere geheime Gesellschaften zu politischen Zwecken, die indessen ohne alle weitere Bedeutung verliefen. Einzelne Criminalprozesse, wie der Prozeß gegen die Kölner Communisten, gegen die Rostocker Demokraten, gegen den Bremer Todtenbund u. s. w. sind die letzten Resultate dieser geheimen Gesellschaften und beweisen mehr polizeiliche Machinationen und Betrügereien, als das wirkliche Vorhandensein solcher Vereine. Dagegen scheinen in Italien die geheimen Gesellschaften noch heute sehr rührig zu sein und einen großen Einfluß zu haben. Italien ist seit Catilina's Zeiten das Land der Verschwörungen und wird es auch bleiben, bis daß die Sonne der Freiheit wieder den Garten Europa's bescheint.

Als bemerkenswerthe und einflußreiche Gesellschaften kann man die verschiedenen deutschen Handwerkervereine bezeichnen, welche überall in der Welt zerstreut sind, die von Constantinopel bis nach Petersburg und von Calcutta bis nach San Francisco reichen. Der Mittelpunkt, der Geburtsort dieser Verbindungen ist die Schweiz; meistens waren und sind diese Gesellschaften kommunistischer Natur; manchmal aber haben die katholische oder protestantische Geistlichen ihre Hände darin. Einige der hervorragendsten schweizerischen Staatsmänner, z. B. Druey, haben solchen Gesellschaften angehört. Der große Einfluß, den diese Gesellschaften unter den arbeitenden Klassen ausüben, rührt aus dem Wandertrieb her, der die jungen Handwerker beseelt. In einer Stube, wo zwanzig Schneidergesellen arbeiten, tritt häufig ein Wechsel der Personen ein. Dieser geht nach einer fremden Stadt und macht dort für seine geheime Doktrin Propaganda; Jener kommt aus einer fremden Gegend und wird von seinen Mitgesellen in die kommunistische Lehre eingeweiht. So kommt irgend eine Lehre, eine Neuigkeit, eine Maßregel, ein Vorschlag mit unglaublicher Schnelligkeit durch das Land und die Masse des arbeitenden Volkes wird von revolutionären Theorien durchdrungen, ohne daß die klugste Polizei Etwas davon merkt oder es verhüten könnte. Gewiß, will man irgend einer Neuigkeit

eine allgemeine Verbreitung verschaffen, so wende man sich lieber an diese rastlos wandernden Arbeiter, als an Telegraphen und Postanstalten. Die deutschen Polizeibehörden, die überall geheime Verschwörungen wittern, haben alle möglichen Verbote gegen dieses Treiben gerichtet, und gingen in mehren Staaten so weit, allen Handwerksreisenden den Besuch der Schweiz zu verbieten; aber alle diese polizeilichen Maßregeln waren nutzlos gegen die Propaganda des Felleisens und Knotenstocks.

Im Allgemeinen darf man die Thätigkeit der geheimen politischen Gesellschaften in Europa nicht allzuhoch anschlagen. Unserer Ansicht nach mögen die Freunde der europäischen Revolution nicht zu viel Hülfe von dieser Seite erwarten. Die Revolution wird und muß kommen; sie wird vielleicht von den Conspirateuren beschleunigt, vielleicht auch verfrüht, aber gewiß nicht verursacht und zum guten Ende geleitet. Die Ursachen der Revolution bestehen in der Unhaltbarkeit der jetzigen Zustande, in der fortschreitenden Civilisation der Massen, in dem Widerspruche dieser Civilisation und den politischen Einrichtungen, vor Allem aber in dem socialen Elende, das die europäischen Völker dezimirt. Die Geschichte schreitet vorwärts, ohne an den Fäden geheimer Gesellschaften und Verschwörungen gezogen zu werden, und während der Geist der Conspiration wie ein Maulwurf arbeitet, um den Berg zu stürzen, stürmt die Revolution einher, wie das tobende Meer und wäscht den Berg in einem Momente hinweg.

In Amerika sind aber die geheimen Gesellschaften noch viel nutzloser und unberechtigter, als in Europa, weil hier die politischen Verhältnisse Niemanden zwingen, seine Ansichten und Bestrebungen geheim zu halten. Nur in Einem Falle möchten wir von dieser Regel eine Ausnahme machen, nemlich in dem Falle der „unterirdischen Eisenbahn". Darunter versteht man nemlich diejenigen geheimen Abolitionisten-Gesellschaften, welche den flüchtigen Sclaven zur Freiheit verhelfen. Dieses ist ein guter Zweck und kann unter den obwaltenden Umständen wohl am leichtesten auf geheime Weise erreicht werden. Aber trotz aller Vortheile, welche die unterirdische Eisenbahn bietet, fragtes sich dennoch, ob es nicht besser sei, dem infamen Sklavenfanggesetze öffentlich den Widerstand entgegenzusetzen, den der Republikaner jeder unrepublikanischen Maßregel bieten muß, als sich heimlicher Mittel zu bedienen.

Die einflußreichsten und verbreitetsten geheimen Gesellschaften in Amerika sind die Freimaurerlogen. Wir haben ihre Tendenz und Wirksamkeit in der vorigen Nummer besprochen, und beziehen uns auf das dort Gesagte. Das wesentlich Gute, das die Freimaurergesellschaften bieten, besteht in der Freundschaftskette, welche sie um ihre Mitglieder schlingen, die aber heutzutage schon manchmal brüchig und zerrissen ist. In Europa haben die Maurerlogen, die ihre Ableitung von König Salomon ableiten, — warum nicht gar von dem alten Jehovah selbst? — die den Stein der Weisen solange such-

ten aber nicht fanden, den größten Theil ihres Einflusses und ihrer Bedeutung verloren; nur vielleicht in streng katholischen Ländern, wie in Belgien, erhalten sie sich noch durch die Opposition, welche die Jesuiten ihnen machen, im öffentlichen Einflusse und Gespräche. In Amerika dagegen, wo man jedes Körnchen Wahrheit mit einem Pfund Humbug bedeckt, beherrschen die Freimaurerlogen einen großen Theil des socialen Lebens. Sie bilden eine Art von Sektirerei, wie die protestantischen Kirchen: sie sind nur Methodistengemeinden in liberaler Form; sie fordern ein religiöses — deistisches — Glaubensbekenntniß, und lassen die Neophyten auf die Bibel schwören. Die Feindschaft, mit welcher die verschiedenen Sekten über die Freimaurer herfallen, verräth deßhalb nicht so sehr einen prinzipiellen Gegensatz gegen die Bestrebungen derselben, als eine Eifersucht und Verdrießkeit gegen die unerwartete Concurenz. Die verschiedenen Abarten der eigentlichen Freimaurerlogen sind hier in Amerika zu zahlreich und zu zersplittert, als daß ihr Einfluß weit reichen könnte und als daß wir derselben gedenken müßten.

Die Spiritualisten, welche jetzt gerade in Amerika an der Tagesordnung sind, können nur in uneigentlichem Sinne eine geheime Gesellschaft genannt werden, obgleich das Mysterium bei ihnen sehr viel zu thun hat, und ihre Thätigkeit tief in das Geheimniß hinein dringt. So viel Unsinn und Humbug auch mit dem Spiritualismus gemacht wird, — welches Thema wäre in Amerika auch frei von Humbug! — so können wir doch nicht umhin, dieser Bewegung eine große Bedeutung zuerkennen und in ihr eine Bürgschaft für die freie Entwickelung der religiösen Ideen zu finden. Der Spiritualismus verhält sich zu der gegenwärtigen Naturphilosophie, wie das Illuminatenwesen des vorigen Jahrhunderts zu der Philosophie Kant's, Hume's und der französischen Encyclopädisten. Er bildet den Uebergang vom Glauben zum Wissen, die mystische, verzauberte Brücke, die von der Kirche in die Naturwissenschaft führt, eine mit dem Reize der Wunder und Geheimnisse ausgestattete Aufforderung zur Beobachtung und Erkenntniß der Naturerscheinungen. Gegenwärtig ist gerade eine große öffentliche Debatte über den Spiritualismus in Cleveland, eine Disputation, die in ihrem ganzen Charakter und in ihrer allgemeinen Theilnahme an die öffentlichen Debatten vor und zur Zeit der Reformation erinnert. Es verbirgt sich hinter dem unschuldig klingenden Namen ein Materialismus, wie er in den neuesten chemischen und physikalischen Arbeiten eines Oerstedt, Liebig, Moleschott u. s. w. enthalten ist; der Geist wird auf die Substanz als auf seine Grundlage zurück geführt. Es mag am Ende ganz klug sein, Debatten über diesen der Kirche so sehr gefährlichen Gegenstand unter einer unschuldig lautenden Firma in die öffentliche Theilnahme einzuschmuggeln; wenn auch die katholische Kirche schon energisch solche öffentlichen Debatten über Gegenstände der Naturgeschichte verdammt, so haben die protestantischen Reverends, die selbst mit salbungs-

voller Miene an denselben Theil nehmen, doch keine Ahnung davon, welch ein gefährliches Spiel sie treiben. Sie sollten bedenken, daß jede öffentliche Untersuchung über die Geheimnisse der Geisterwelt dieses Geheimniß und diese Geisterwelt selbst auflöst und der freien Forschung und der Kritik der religiösen Dogmen offenes Feld erobert.

Was nun die geheime Gesellschaft, welche im gegenwärtigen Momente gerade die Veranlassung zum Studium geheimer Genossenschaften bildet, — was die Nichtswisser anbetrifft, so glauben wir, daß die Kritik dieser Bewegung bereits mit der Bewegung selbst zu ihrem Ende und Schlusse angekommen sei. Wir sehen an dieser nativistischen Verschwörung, wie gefährlich und schädlich die geheimen politischen Gesellschaften uberhaupt sind, wie wenig sie zu den republikanischen Institutionen dieses Landes passen. Sollte diese Einsicht durch vorstehende flüchtige Skizze vermehrt und verbreitet werden, so hätten wir vielleicht ein Recht, uns wegen der Mangelhaftigkeit und Oberflächlichkeit derselben zu entschuldigen.

Amerika und die Amerikaner.

Die nativistische Bewegung war eine dringende Aufforderung zur öffentlichen Kritik der amerikanischen Zustände und des amerikanischen Volkes. Die Know-Nothing-Logen sind ein Spiegel, in welchen sich die Amerikaner selbst betrachten müssen, und in dem sich ihre Vorzüge sowohl, wie ihre Fehler ohne Schmeichelei und Schminke darstellen. Anstatt daher die Know-Nothing-Bewegung als eine Veranlassung zu Spöttereien und gehässigen Angriffen zu benutzen, sehen wir lieber darin eine Gelegenheit, die amerikanischen Zustände und den amerikanischen Volkscharakter begreifen zu lernen. Denn wir stimmen mit dem Satze Spinoza's überein: „Es ist besser, die Thorheiten der Menschen zu erkennen, statt sie zu verspotten.“ Für die Adoptivbürger besonders ist es nützlich, diesen Spruch zu befolgen, und jede Veranlassung zu benützen, das Land und Volk, unter dem sie sich eine neue Heimath gründen wollen, kennen zu lernen. Dies scheint uns nicht allzuschwer; dies scheint uns nicht die Zeit eines Menschenalters zu erfordern. Denn die amerikanischen Institutionen sind öffentlich, Jedem zugänglich, von keinem Vorurtheile und Mysterium bewacht; die Presse beschäftigt sich täglich mit der Kritik derselben; die öffentliche Meinung richtet immer ihr Auge darauf. Das amerikanische Volk zeigt eine solche Uniformität, eine solche Uebereinstimmung des Charakters, der Sitten und Gebräuche, daß man leicht die hervorragendsten Eigenschaften seines Typus herausfinden kann. Bei den europäischen Völkern finden wir eine große Verschiedenheit

der einzelnen Stämme; in Deutschland, in Frankreich sehen wir fast in jeder Provinz andere Sitten und Gebräuche. Aber trotz der großen Verschiedenheit des Klima's, der Beschäftigung, der Institutionen, der Abstammung, zeigt der Amerikaner im Süden und im Norden, im Osten und im Westen dieselben Gewohnheiten und Gebräuche, dieselben Gesichtszüge und Neigungen. Wir finden im fernen Westen, in dem Ultima Thule des Handelsverkehres, in St. Paul oder in Council Bluffs City dieselben Krämer und Spekulanten, die wir auf dem Broadway und in der Bowery zu New York sehen, und der sclavenhaltende Kaufmann in New Orleans handelt in seinem Geschäfte gerade so verwegen und unternehmend, wie der abolitionistische Kaufmann in Massachusetts. Es ist dies eine Eigenthümlichkeit jedes Handelsvolkes, daß alle tieferen individuellen Unterscheidungen verschwinden, und eine Uniformität der Bildung, Sitten und Gebräuche entsteht, welche oft zu einer Verflachung aller Individualität und Originalität führt. Kaufleute sind überall dieselben; sie sind Kosmopoliten in einer oberflächlichen und gewöhnlichen Weise; der Erwerb ist ihre Heimath, und das Interesse am Erwerb nimmt allen andern geistigen Eigenschaften, Bestrebungen, Leidenschaften ihre Energie und Originalität. Man mag nach Constantinopel oder nach San Francisco, nach Petersburg oder nach Chicago, nach Liverpool oder Calcutta kommen: man findet den Handelsstand gewöhnlich in einer gleichen Verfassung und Lage; man findet dieselben Gewohnheiten, Gedanken und Sitten.

Deßhalb hat auch nichts so sehr zum Kosmopolismus, zur Verbrüderung und Vereinigung der Nationen beigetragen, als der Handel, und in dieser Beziehung ist derselbe von der größten kulturhistorischen Bedeutung. Amerika trägt diese Eigenthümlichkeit am deutlichsten zur Schau. Denn die Amerikaner sind ein Handelsvolk; sie sind das eigentliche Handelsvolk der Erde, die modernen Phönizier; weder Engländer noch Holländer können können mit ihnen weiteifern. Diese Eigenschaft bedingt den ganzen Character des Volkes, sie zeigt sich nicht nur in den großen Handelsstädten des Ostens, sondern selbst in dem kleinsten Blockhause des fernen Westens. Es ist schon oft darauf aufmerksam gemacht worden, daß selbst der Ackerbau Amerika's in den Händen der Spekulanten ist, daß der amerikanische Farmer nicht seine Farm klärt und bebaut, um sich eine Heimath daraus zu machen, sondern um sie später mit Profit wieder zu verkaufen. Sie ist ihm ein Handelsartikel, wie sein Pferd und sein Korn. Diese Tendenz, den Ackerbau zu betreiben, ist demselben gerade nicht sehr günstig; der Boden wird nicht so sorgfältg behandelt, wie es nothwendig ist; das Farmland ist nicht so sehr Gegenstand der Kultur und Pflege, als der Ausbeutung und Plünderung. Daher in Sehnsucht noch dem Westen, von welcher der amerikanische Farmer beseelt ist, diese Sehnsucht in die Ferne, welche jetzt schon Kansas und Nebraska besiedelt, während fast die Hälfte von Ohio, New York noch unter der jungfräulichen Hülle des Urwaldes schläft. Es ist die Sucht,

zu spekuliren, welche den Pionier der Civilisation in die Wildniß lockt, und von dem Nutzen, den derselbe dort stiftet, muß man die Nachtheile abziehen, welche aus dem unstäten, rastlosen Wechsel selbst der ackerbauenden Bevölkerung entstehen.

Die Gewohnheit, Alles zum Gegenstande von Handelsspekulationen zu machen, bezieht sich auch auf die Politik, und richtet hier die größten Verwirrungen an. Man muß nicht glauben, daß die Corruption, welche in Washington herrscht, blos die Schuld irgend einer Partei oder einer bestimmten Zeitperiode ist; sie ist in der Eigenthümlichkeit des Volkes selbst begründet. So einfach, edel und groß die Grundlagen der amerikanischen Politik sind, — im Laufe der Zeit ist es dahin gekommen, daß dieselbe zu einer Politik der Verträge und Compromisse geworden ist, zu einer Politik der Zugeständnisse, wo ein Votum gegen das andere verhandelt wird, und derjenige am besten fährt, der dies gegenseitige Austauschen der Stimmen am besten versteht. Von einer consequenten, prinzipiellen Richtung in der Politik ist bei den wenigsten Staatsmännern die Rede; man ist daran gewöhnt, den Bedürfnissen des Momentes Opfer zu bringen und durch eigene Zugeständnisse die Zugeständnisse Anderer zu erlangen. Diese Politik der Transaction, die mit dem Sprüchwort sagt, „Eine Hand wäscht die andere" ist die eigentliche Quelle der Coruption. und es sind die großen Parteien des Landes an ihr gleichmäßig betheigt.

Ueberhaupt scheint uns der Charakter des amerikanischen Volkes nicht prinzipiell, nicht originell zu sein. Man sieht allen Verhältnissen an, daß dieses Volk kein primitives, kein ursprüngliches, sondern ein abgeleitetes und zusammengesetztes ist. Das amerikanische Volk hat eigentlich keinen nationalen Typus; dies hat uns die Know-Nothing-Bewegung auf das Glänzendste gezeigt; denn anstatt eine nationale Begeisterung, eine allgemeine Manifestation des amerikanischen Volkscharakters hervorzubringen, produzirte sie nichts anders, als eine geheime Gesellschaft. Die Angst vor fremdem Einflusse, die bei der Majorität des amerikanischen Volkes vorzuherrschen scheint, beweist, daß die Amerikaner selbst dies empfinden und kein festes und sicheres Nationalgefühl haben; denn wir bemerken, daß bei allen primitiven und originellen Völkern, mit einem fest ausgeprägten Nationalcharakter, mit einem sicheren Nationalgefühl, eine große Hinneigung zu fremden Völkern und ihren Sitten und Gebräuchen herrscht. So war Rom der Sammelplatz aller Völker; griechische Kultur und orientalische Sitte herrschten hier, aber diese fremden Einflüsse dienten nur dazu, die Schroffheit und Starrheit des römischen Volkscharakters in das hellste Licht zu stellen. Kein Volk hat mehr und energischer gesucht, sich mit fremder Wissenschaft und Literatur zu bereichern, als das deutsche. Kein Volk war aber auch jemals in seiner Literatur und Wissenschaft so sehr Original, so selbstständig und national, als das deutsche. Griechenland und Rom, Frankreich und England haben geholfen, den Tempel der deutschen Literatur zu

bauen; Homer und Virgil, Shakespeare und Corneille, Aristoteles und Spinoza sind in Deutschland naturalisirt, — aber ist nicht die deutsche Literatur die nationalste und originalste, welche jemals die Welt gesehen hat? Gewiß, ein Volk, das auf eigenen Füßen steht, das eine feste und sichere Nationalität gegründet hat, braucht sich vor fremden Einflüssen nicht zu fürchten; jede Einwirkung von Außen wird nur die Selbstständigkeit des Volkscharakters manifestiren. Als in dem Frankreich der ersten Revolution der nationale Enthusiasmus am höchsten gestiegen war, nahm man Ausländer, wie Anacharsis Clootz und Thomas Paine, in die Nationalversammlung auf. Ebenso war es in Amerika. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges, als das amerikanische Volk in seiner ganzen nationalen Kraft und Selbstständigkeit sich fühlte, als die Amerikaner zeigten, daß sie eine selbstständige, unabhängige Nation wären: da war man freundlich und anerkennend gegen die Fremden, und Lafayette, Steuben, de Kalb u. s. w. wurden der Ehre gewürdigt, ihren Degen für die amerikanische Freiheit zu ziehen. Jetzt aber, wo die Prinzipien der Unabhängigkeit und der Revolution erblaßt und verdunkelt sind, wo der spezifisch amerikanische Volksgeist, der nichts anderes ist, als der Geist der politischen Freiheit und religiösen Duldung, unter dem Drucke des Sektenwesens und der Corruption zu erliegen droht: jetzt ist es an der Mode, den Krieg gegen die Fremden und fremde Einflüsse zu predigen.

Man nennt die Amerikaner praktisch, aber da die beste Praxis in der consequenten Befolgung einer guten Theorie besteht, so kann bei dem Mangel an festen Prinzipien und consequenter Handlungsweise dieses Wort wohl nicht füglich angewendet werden. Vielleicht bedeutet das Wort „praktisch" dies, daß der Amerikaner sich mehr um Maßregeln, als um Grundsätze kümmert. Die politische Geschichte der letzten Dezennien, wie das ganze Leben und Treiben in Amerika zeigt, daß man mehr momentane Maßregeln und Vortheile zu erlangen sucht, als daß man eine dauerhafte, prinzipielle Grundlage der Freiheit und des Wohlstandes erstrebt. Man sucht sich mit den Schwierigkeiten des Momentes abzufinden, hat aber gar nicht die Kraft, Vorkehrungen gegen die Schwierigkeiten der Zukunft zu treffen. Der Amerikaner muß auffällige, schnelle Erfolge sehen von den Maßregeln, die er unterstützt; die Frucht muß gleich aus dem Samen entsprießen; die Ungeduld treibt ihn zu hastigen, unvorbereiteten und unüberlegten Experimenten. Ein solches Experiment z. B. ist das Temperenzgesetz. Anstatt die Sittlichkeit durch eine tüchtige Volkserziehung zu sichern, schließt man die Wirthshäuser; diese Maßregel ist freilich sehr bequem und leicht; der Erfolg zeigt sich sofort günstig; in den Straßen wird es ruhig, auf dem Polizeigerichte leer. Aber die Heuchelei und Demoralisation, die Verletzung des Rechtsgefühles im Volke, die spätere Folge dieser Maßregel, wiegt viel schwerer, als der momentane Vortheil.

Ebenso ist es mit den Versuchen, die Verleihung des Bürgerrechtes zu be-

schränken. Anstatt die Wahlen zu reinigen, die Corruption aus der Politik zu verbannen und dahinzielende Reformen zu bewirken, verweigert man Hunderttausenden von Bürgern das Stimmrecht. Ob dadurch selbst ein momentaner Vortheil erzielt wird, ist sehr zweifelhaft; unzweifelhaft aber ist der große Nachtheil für die Zukunft. Die Mittel, um die Uebermacht des Katholizismus zu verhindern, gehören in dieselbe Kategorie; sie bestehen nicht in der Aufklärung des Volkes, in der freien Forschung, in Beförderung der Wissenschaften, u. dergl., sondern in der Verweigerung des Stimmrechtes und in puritanischem Fanatismus. Statt einer Radicalkur sich zu unterwerfen, wird nur ein Schönpflästerchen auf die Wunde gelegt.

Dies rührt zum großen Theile daher, daß der Amerikaner sich kein System von Reformen macht, kein zusammenhängendes, übersichtliches Ganze; daß er immer nur einige wenige Lieblingsthemate verfolgt, und dadurch in Einseitigkeit und Eigensinn verfällt. Gewöhnlich hat der Americaner immer nur einen Gedanken im Kopf, den er mit Leidenschaft verfolgt, und behandelt alle andere Gegenstände mit Geringschätzung. Vor den letzten Wahlen war das Stichwort der Presse und der öffenlichen Diskussion die Nebraska-Bill; später der Nativismus; vorher die Temperenzfrage; immer aber hat irgend ein spezielles Thema eine Zeitlang die Alleinherrschaft über die öffentliche Meinung. Dies mag in mancher Beziehung wohl zweckmäßig sein und zur schnellen Erledigung irgend einer dringenden und wichtigen Sache führen, — aber es nimmt im Allgemeinen den politischen Bestrebungen den Character der Ruhe, Stetigkeit und Consequenz, mit dem man allein zu sicheren Resultaten kommt. Das politische Streben eines Mannes muß ein umfassendes Ganze, ein harmonisches System sein, in welchem alle Gegenstände von gleicher Wichtigkeit gleiche Berechtigung haben. Dieses findet man selten in Amerika, selten eine consequente Verfolgung a l l e r liberalen Reformen; gewöhnlich walten Liebhabereien vor, und über Einer guten und nothwendigen Bestrebung werden tausend ebenso gute und nothwendige Bestrebungen vergessen. Damit hängt eine andere Eigenthümlichkeit des amerikanischen Volks-Characters zusammen, nemlich die Vermischung der Vorurtheile mit radicalen Prinzipien. Selten denkt ein Amerikaner nach jeder Seite hin radical; der gewöhnlichste Fall ist der, daß selbst Leute von entschiedenen Ansichten, von dem besten Willen und den lobenswerthesten Absichten irgend einen dunklen Punkt in ihrem Kopfe haben, so daß man nicht begreifen kann, wie die hellen und dunklen Parthien des Gehirnes in einem und demselben Kopfe sich befinden können. Gewisse Staatsmänner von Massachussets sind die deutlichsten Belege für diese Behauptung; so richtig, wie sie in manchen Punkten der innern Politik denken, z. B. in Bezug auf die Sclavenfrage, so fanatische Ansichten tragen sie in Bezug auf Nativismus, Temperenzwesen, Puritanismus zur Schau. Wenn wir uns hier zu einer mißbilligenden Bemerkung veranlaßt finden, so ist dies nicht deßhalb, weil wir vollkommene Uebereinstimmung mit unseren An-

sichten in jeder Beziehung verlangten, sondern weil wir eine große Intoleranz bei Leuten finden, welche in neun Punkten vielleicht das Rechte sagen und wollen, im zehnten Punkten dagegen mit Hartnackigkeit auf einem Vorurtheile beharren, und Jeden verketzern und vedammen, der dieses Vorurtheil nicht theilt. Man sollte immer bedenken, daß die einzelnen Maßregeln der Politik nur Resultate einer prinzipiellen Ueberzeugung sind, und daß, wenn man in der prinzipiellen Ueberzeugung einig ist, man sich wegen verschiedener Meinung über vereinzelte Maßregeln nicht trennen darf.

Ueberhaupt glauben wir wohl die Behauptung wagen zu können, daß der Amerikaner im Allgemeinen nicht tolerant ist. So viel man von religiöser Toleranz in diesem Lande spricht, so intollerant beträgt man sich in der Praxis, sowohl in religiöser, wie in politischer Beziehung. Das Verdammungsurtheil ist gegen Alle gesprochen, die nicht zu irgend einer positiven Sekte oder Kirche gehören. Die politischen Parteien greifen sich namentlich bei den politischen Wahlen, mit den schärfsten Waffen und einer Schonungslosigkeit an, welche wenig von Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe zeugt. Man denke nur an die präsidentiellen Wahlkämpfe zwischen Whigs und Demokraten, um uns in diesem Urtheile vollständig Recht zu geben. Mode und Gebrauch sind Tyrannen in diesem Lande, und es fragt sich sehr, ob diese Tyrannei nicht noch widerwärtiger ist, als die Tyrannei des Erbrechtes und der Privilegien.

Alle diese Eigenthümlichkeiten der amerikanischen Nation, welche jeder wirklich gebildete Amerikaner uns zugestehen wird, scheinen uns auf einem Mangel an wirklicher wissenschaftlicher Erziehung, an umfassender, gründlicher Bildung zu beruhen. Wir wissen wohl, daß dieser Mangel der Jugend des Landes und der Unreife der Erziehungsanstalten zuzuschreiben ist; wir vertrauen darauf, daß dieser Uebelstand bei der raschen Entwickelung aller amerikanischen Institutionen und besonders des Freischulsystems bald verschwinden werde. Aber in der jetzigen Periode läßt er sich nicht ableugnen. Der Amerikaner besitzt oft tüchtige Kenntnisse, einen scharfen Beobachtungssinn und ein natürliches Talent, die gemachten Beobachtungen zu benützen; aber der harmonische Zusammenhang zwischen diesen Kenntnissen, der lichtvolle Ueberblick über die einzelnen Gebiete der Wissenschaft, der Organismus der Ideen, mit einem Worte, die philosophische Bildung fehlt. Philosophische Bildung? ruft man aus. Hier in Amerika, in diesem praktischen Lande wäre es nothwendig, die Träumereien der deutschen Philosophen einzubürgern! Gewiß, Viele, welche keine Know Nothings sind, die jedem nützlichen Einflusse des Auslandes freien Lauf lassen, werden über dieses Wort erstaunen. Und doch wagen wir zu sagen, daß vielleicht in keinem Lande die Philosophie, natürlich nicht der Scholastizismus des Mittelalters, sondern die moderne Philosophie, die Beobachtungswissenschaft der Ideen, die im Einklange mit der Naturwissenschaft steht, daß diese Philoso-

phie, welche keine einzelne Schule oder Sekte bildet, sondern die allgemeine Sphäre der wissenschaftlichen Erkenntniß ist; daß sie in das amerikanische Leben Ruhe, Stetigkeit, Consequenz hineintragen; daß sie den einzelnen liberalen Ideen und Reformen Zusammenhang und Einheit geben; daß sie dem Katholizismus und der Einmischung der Religion in die Politik den Grabstein setzen; daß sie die „praktischen" Amerikaner, die jetzt oft in Mysterien die Wahrheit und in Polizeiverboten die Freiheit sehen wollen, in der That und Wirklichkeit praktisch machen muß und wird.

Wir haben immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß in Amerika der Genius der Menschheit eine große Zukunft habe; wir finden in den Institutionen des Landes die Bürgschaft dafur, und selbst im Character des Volkes einige Andeutungen, welche uns in dieser Hoffnung bestärken. Trotz aller Oberflächlichkeit der Bildung, trotz der einseitigen Busineß-Richtung des Geistes, trotz Intoleranz und religiöser Hypokrisie bemerken wir bei den Amerikanern doch die Fähigkeit zum Muthe und zur Energie, ein rasches, lebendiges Handeln, einen Wunsch zu Reformen und Verbesserungen, ein leidenschaftliches Voranstreben, welches die neue Welt vortheilhaft von der alten unterscheidet. Wir wollen so gerecht sein, zu sagen, daß der größte Theil der Fehler, welche wir an dem amerikanischen Volkscharacter beobachten, die Fehler der neuen, unreifen uncultivirten Verhältnisse sind, daß dagegen manche Vorzüge und tüchtige Eigenschaften auf das Naturell des amerikanischen Volkes selbst zurückzuführen sind. Die Grundbedingung eines tüchtigen Volkslebens und eines freien republikanischen Staates ist jedenfalls bei dem amerikanischen Volke vorhanden, nemlich eine große Energie, ein nicht zu überwältigender Unternehmungsgeist, und dies ist eine Kraft, mit der man noch mehr anfangen kann, als mit der Dampfkraft. Andere Völker, wie z. B. die Italiener, die Spanier, haben zu Allem den guten Willen, aber zu nichts die Kraft, und selbst bei den begabtesten Nationen Europa's, bei den Engländern, Franzosen und Deutschen fehlt oft bei politischen Unternehmungen die Entschlossenheit, die Energie, der nationale Wille. Aber was der Amerikaner einmal durchsetzen will, das setzt er durch; er beweist einen Eifer und eine Zähigkeit, welche an die alte römische Geschichte erinnert.

Was hat der Amerikaner nicht aus diesem Lande schon gemacht? Wie schnell ist die Kultur, — oder doch wenigstens der Anfang zur Kultur, und eine regelmäßige staatliche Ordnung in Californien und in den westlichen Staaten entstanden! Mit welcher Ausdauer wird das Freischulensystem verfolgt! Wie überraschend schnell hat man ein vielfältiges Eisenbahnnetz über das ungeheure Land gezogen! Alles dieses muß man im Auge behalten, um nicht ungerecht gegen dieses Land zu werden.

Wo die Kraft zum Guten da ist, da wird auch das Gute selbst entstehen, und daß eine Kraft, eine tüchtige energische Kraft dem amerikanischen Volke innewohnt, dafür haben wir unwiderlegbare Beweise.

In den mechanischen Erfindungen haben die Amerikaner jetzt schon alle andern Nationen überholt und die wichtigsten Maschinen und Verbesserungen derselben sind dem Erfindungsgeiste der Amerikaner zu verdanken. Das Bedürfniß, in der Industrie möglichst wenig menschliche Arbeit zu verwenden, ist bei dem hohen Preise der Arbeit in Amerika zwingender, als in Europa, und der beste Hebel für den Unternehmungsgeist der amerikanischen Mechaniker. Die Handelsmarine Amerika's ist die beste in der Welt und erfährt noch täglich Verbesserungen. Auf der New-Yorker Industrieausstellung nahm die Union einen hervorragenden Platz ein. Aber nicht nur diese allbekannten Vorzüge im materiellen Gebiete verdienen Erwähnung, nein, auch in geistiger Beziehung finden wir manche Veranlassung, unsere Anerkennung und Zufriedenheit auszudrücken. Kein Volk in der Welt bezahlt so viel für Schulen, für die Presse, für öffentliche Vorlesungen und andere Mittel der Volkserziehung, als das amerikanische. Dies ist ein Vorzug, den wir selbst unter dem drückendsten Joche der Nichtswisser anerkennen müssen. Ueberhaupt ist der Amerikaner liberal und freigebig; wenn er sich für irgend einen Gegenstand interessirt, fragt er nicht nach den Opfern, die dafür gebracht werden müssen; in dieser Beziehung findet man selten Engherzigkeit und Pedanterie bei ihm. Wenn diese Liberalität auch oft zu falschen und unnützen Experimenten verwendet wird, so sieht man doch, daß der gute Wille da ist und dieser gute Wille wird doch am Ende das gute Ziel finden.

Im Ganzen genommen, könnten wir eingewanderten Bürger nicht unrichtiger verfahren, als wenn wir uns durch vorübergehende Verstimmungen und Verwirrungen in der Politik dazu hinreißen ließen, an der Zukunft dieses Landes zu zweifeln. Die Freiheit ist überall mit Gefahren umgeben, in Amerika, wie in Europa; aber sie trägt auch die Schutzmittel gegen diese Gefahren in sich, und sie wird sich auch in Amerika durch dieselben hindurchretten. Manches, was wir am amerikanischen Volke tadeln, ist am Ende nur geeignet, unsere Befürchtungen zu mildern und zu verscheuchen. Der amerikanische Volkscharakter ist nicht tief und unergründlich; die Leidenschaften schwimmen hier mehr auf der Oberfläche der Seele, als daß sie aus dem tiefsten Grunde aufgewühlt würden und selbst der Fanatismus ist nur momentan und leicht zu überwinden. Man mag sagen, was man will,— es ist uns unmöglich, die Amerikaner als ein wirklich religiöses Volk zu betrachten; die Religion ist hier nicht Sache des Herzens, nicht Sache des tiefsten, innerlichsten Gefühles, sondern Sache der Mode und des täglichen Gebrauches. Der Amerikaner wird seine religiöse Intoleranz gewiß bald ablegen, wenn er einsieht, daß das Sektenwesen gerade nicht nothwendig ist, um Moral und Sittlichkeit zu erhalten. Ebenso ist es mit dem Temperenzfanatismus. Derselbe wird vielleicht die Runde durch alle nördlichen Staaten der Union machen, aber niemals wird er so nahe dem Verfalle und Untergange sein, als an dem Tage, wo überall das Maine

Law herrscht. Dann wird man sich von der Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit der Maßregel überzeugen, und durch die Erfahrung gezwungen sein, andere Mittel der Civilisation und Moralität anzuwenden. Alle diese fanatischen Bestrebungen sind nur von vorübergehender Bedeutung und dem Wechsel der Mode unterworfen. „Besser aus der Mode, als aus der Welt," heißt es in Amerika und dies Sprüchwort allein beweist uns, daß man von der Leidenschaftlichkeit, Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit des amerikanischen Volkes nicht viel zu fürchten hat. Die politischen Leidenschaften sind hier immer von den Ereignissen abhängig; entstehen und verschwinden mit diesen.

Sehr gute und nachhaltige Folgen erwarten wir aus der Einwirkung der Kunst auf das amerikanische Volk. Die Erregbarkeit und Empfindsamkeit dieses Volkes, von dem wir fast sagen möchten, daß es sich in einer permanenten nervösen Stimmung befindet, wird namentlich der Musik einen großen Einfluß gestatten und diese Kunst zu einem der hauptsächlichsten Bildungsmittel des Gemüthes machen. Das Gemüth ist in Amerika noch gar wenig gebildet und erzogen, und dies ist ein Hauptmangel des socialen Lebens in Amerika. Deshalb kann man der Musik, die unter dem amerikanischen Volke viele Verehrer findet, nicht genug Erfolg und Verbreitung wünschen, und hoffen, daß sie hier ihre antike, griechische Rolle wieder spiele, nämlich die Bewohner der Wildniß zu civilisirten Menschen zu machen. Die Fortschritte, welche diese Kunst hier namentlich in den letzten zehn Jahren gemacht hat, bestärken uns in dieser Hoffnung; schon zeichnen sich amerikanische Virtuosen und Sängerinnen in Europa aus, und das musikliebende Boston kann sich, was die Fülle und den Werth der musikalischen Leistungen anbetrifft, schon jetzt mit jeder europäischen Stadt messen.

Daß die Musik gerade die erste der Künste ist, welche in diesem Lande ihren Einzug hält, dies gibt uns einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des amerikanischen Volkscharakters. Trotz der großen Regsamkeit und Rührigkeit, welche wir in diesem Lande bemerken, wagen wir doch zu sagen, daß die Empfänglichkeit beim Volke größer sei, als die Selbstthätigkeit, daß der Volkscharakter mehr als passiv, wie als aktiv zu bezeichnen ist. Die ungemeine Thätigkeit und der große Unternehmungsgeist, der hier existirt, ist eben nur eine Folge der Erregbarkeit und Empfänglichkeit, mit welcher der Amerikaner alles Neue ergreift und verfolgt. Wir möchten den amerikanischen Charakter mehr weiblich, wie männlich nennen; es ist nicht zu verkennen, daß die amerikanischen Männer in ihrem ganzen Wesen, in ihren Sitten und Gebräuchen, sogar in ihrer Kleidung, viele Aehnlichkeit mit weiblichen Sitten und Gebräuchen zeigen; auch suchen die meisten Amerikaner sich solche Beschäftigungen aus, welche in Europa vielfach von Frauen versehen werden, wie den Detailhandel u. s. w. Diese Eigenthümlichkeit mag auch wohl zu der Emanzipationssucht des weiblichen Geschlechtes beigetra-

gen haben, denn in der That stehen wohl in keinem civilisirten Lande die beiden Geschlechter sich so nahe, wie in Amerika.

Trotzdem, daß der Amerikaner so sehr viel von Moralität und Religion spricht, scheint uns doch nicht sehr viel Gewissenhaftigkeit dem amerikanischen Volkscharakter beigemischt zu sein. Es mag in der Natur der Verhältnisse liegen, es mag aus der Neuheit der Civilisation und der Raschheit der Entwickelung resultiren, daß man hier bei allen Unternehmungen nicht sehr gewissenhaft und vorsichtig zu Werke geht. Der Kaufmann fragt bei seinen Spekulationen wenig darnach, ob er anderer Leute Geld oder das seinige riskirt; der Bankerott ist an der Tagesordnung. Die Eisenbahnen werden durch den Urwald gelegt mit einer Schnelligkeit, welche nicht zuläßt, die üblichen und nothwendigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen; man weiß, daß Unglücksfälle entstehen werden, aber kann es nicht ändern, denn die Eisenbahnen m ü s s e n eben fertig werden. So geht es in allen Verhältnissen; die Nothwendigkeit treibt vorwärts und vorwärts, und nicht nur auf dem Schlachtfelde fordert die Civilisation ihre Opfer.

Alle diese Uebelstande, welche man den Amerikanern zum Vorwurfe macht, sind mehr den Verhältnissen und der Jugend des Landes zuzuschreiben, als dem Volkscharakter. Man thut Unrecht, wenn man Amerika mit der fertigen, mit der schon halb verfaulten Civilisation in Europa vergleichen will.

Um Amerika richtig schätzen und achten zu können, muß man die Germania des Tacitus und die Erlebnisse Cäsar's unter den Galliern lesen. Diese Zeitalter bieten bessere Vergleichungen mit Amerika, als die Ueberkultur von Paris und London. Und wenn man solche Vergleichungen wählt, dann tritt die Ueberlegenheit, die rasche, energische Entwickelung Amerika's lebhaft und deutlich hervor; wir sehen in Jahrzehnden Jahrhunderte repräsentirt, und ein Menschenalter ist ein ausgezeichneter und thatenreicher Abschnitt der Weltgeschichte.

Wie bei den Kindern sich fast jeden Tag die Gesichtszüge verändern, so auch sehen wir in Amerika eine schnelle Veränderung der öffentlichen Meinung und der allgemeinen Stimmung des Volkes, und der aufmerksame Beobachter ist wohl berechtigt, zu sagen, daß die Charakterzüge des amerikanischen Volkes noch keinen bestimmten Ausdruck angenommen haben. Die meisten der Eigenschaften, welche wir bei den Amerikanern bemerken und die wir in gegenwärtigem Artikel zusammenzustellen uns bemüht haben, sind vorübergehender und veränderlicher Art; die amerikanische Nationalität ist noch nicht fertig, noch nicht fest ausgebildet, noch nicht in bestimmten Formen ausgeprägt. Daher scheint es uns unzulässig, über die Zukunft dieses Volkes schon jetzt absprechen zu wollen. Wir müssen erst die weitere Entwickelung des Krystallisations-Prozesses abwarten, ehe wir die bestimmten Formen des amerikanischen Volkscharakters erkennen und beschreiben können.

Wie die Schönheit des werdenden Menschen befördert wird, wenn schöne Gegenstände und edle Verhältnisse ihn umgeben, so wird auch die Schönheit und der Adel eines Volkes befördert durch edle Beispiele und schöne Vorbilder. Deshalb ist es für Amerika sehr wichtig, von welcher Art die europäischen Einflüsse und Beispiele sind, welche sich hier geltend machen, und in dieser Beziehung ist die allergrößte Vorsicht und Aufmerksamkeit anzuempfehlen. Man findet unter der europäischen Bevölkerung in Amerika nicht vollständig den Grad von Kultur, den man in Europa selbst findet, und die Amerikaner importiren aus Europa nicht gerade die Eigenschaften, Sitten und Gebräuche, welche hier nothwendig sind. Anstatt die Kunst Europa's einzuführen, kommt der Luxus und die Mode herüber; anstatt europäische Wissenschaft zu verbreiten, werden europäische Pfaffen importirt; statt der freisinnigen Ideen der europäischen Philosophie, statt der aufklärenden Resultate der neueren Naturwissenschaft machen sich hier die Intriguen der Diplomaten und die Verführungen der Aristokratie geltend. Daß diese „fremden" Einflüsse dem freisinnigen und gebildeten Amerikaner ein Greuel sind, ist nicht zu verwundern und nicht zu beklagen; aber das beste Gegengewicht gegen dieselben ist die Einbürgerung der wirklichen Civilisation Europa's, Einbürgerung der Kunst, Wissenschaft, Geselligkeit und aller jener Vorzüge, durch welche sich ältere Nationen von den jüngern unterscheiden.

Amerika kann seine Beziehungen zu Europa nicht freundschaftlich genug machen; es sollte alle Mittel aufbieten, um den Verkehr zwischen beiden Erdtheilen zu steigern, und sich mit europäischer Sitte und Anschauungsweise zu befreunden. Europa wird wenigstens eben so viel gewinnen, wie Amerika, wenn der republikanische Continent seine liberalen Ideen über die Länder Europa's verbreitet, und die Geschenke der Freiheit und Unabhängigkeit für die Geschenke der Kunst und Wissenschaft umtauscht.

Was ist Geist? Was ist Leben und Lebenskraft?

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst."
Göthe.

Diese Fragen, welche gegenwärtig durch die spiritualistischen Debatten und Untersuchungen vor das größere Publikum gebracht werden, bilden den Mittelpunkt des religiösen Glaubens, des philosophischen Denkens, der aturwissenschaftlichen Forschung. Wenn alle Anstrengungen, diese Fragen zu beantworten, bisher ohne Erfolg geblieben sind, und die größten Dener auf die Frage: Was ist ein Geist? noch keine Antwort gefunden haben, so scheint es fast unbescheiden und verwegen, daß wir uns diese Frage zur Beantwortung vorzulegen wagen. Wir haben indessen durchaus nicht die

Absicht, diese Fragen zu beantworten, sondern wollen nur versuchen, zu beweisen, daß sie falsch und unrichtig gestellt sind und deshalb gar keine Antwort darauf möglich ist. Wie es überhaupt in den höheren Gebieten der Philosophie unzulänglich ist, Definitionen zu geben, weil die abstrakt From der Definition nicht zur Erklärung konkreter Begriffe hinreicht — omnis definitio est periculosa (Spinoza) — weil ein Begriff nur im Zusammen hange mit anderen Begriffen und in seiner logischen Entwickelung verständlich gemacht werden kann: so scheint uns besonders die vorliegende Frage: Was ist ein Geist? vollständig ungeeignet, durch eine einfache Definition gelöst zu werden; derjenige, welcher eine solche Frage aufstellt, beweist schon von vornherein dadurch, daß er gar keine Vorstellung davon hat, auf welche Weise der Geist und das Leben erkannt und begriffen wird. Eine Definition ist nichts Anderes, als eine Umschreibung eines Begriffes; man stellt an die Stelle eines Wortes mehrere andere, und damit ist für die wissenschaftliche Erkenntniß des Begriffes wenig gethan. Ein solches Verfahren mag bei den Elementargegenständen der Erkenntniß nützlich sein; bei konkreten Begriffen aber, d. h. bei solchen Begriffen, in denen viele Bestimmungen zusammentreffen, wie Geist, Seele, Leben, Substanz, Wirklichkeit u. s. w., ist es unzulässig. Hier muß an die Stelle der Definition des Begriffes die wissenschaftliche Entwickelung desselben gestellt werden.

Die Frage: Was ist Geist? verräth von vornherein, daß man den Geist als etwas Anderes, wie die Materie betrachtet und ihm eine selbstständig Existenz zuschreibt. Sobald man dies thut, ist man natürlich dem Gebiete der Geisterseherei anheimgefallen, auf dem sich alle religiösen Ansichten vom Katholizismus bis zum Spiritualismus herumtummeln. Geist und Materie, Substanz und Vernunft, Stoff und Kraft, Organismus und Leben: alle diese Bestimmungen sind Reflexionsbestimmungen, d. h. Bestimmungen, welche in einander reflektiren oder scheinen, von denen die eine nur der Schein des anderen ist, die beide in zwei verschiedenen Seiten eine und dieselbe Sache darbieten. Sobald man diese beiden Seiten „abstrakt", d. h. einseitig, auseinanderhält, wird man nie zur Erkenntniß und zum Begriffe derselben kommen. Hegel hat in dem zweiten Theile der Logik diese Reflexionsbestimmungen meisterhaft bearbeitet und dadurch der Kritik der Religionen und der Methode der Naturwissenschaft eine neue Bahn geöffnet.

Ebenso wie die Naturerscheinungen nichts Anderes sind, als die Aeußerungen der Naturkräfte, so ist auch der Geist nichts Anderes, als die Aeußerung der Materie. Man kann die Naturerscheinungen nicht anders erklären, als durch die Naturkraft; man kann aber auch umgekehrt die Naturkraft durch nichts Anderes erklären, als durch die Naturerscheinung. Die Wirkung wird nur durch die Ursache begriffen, und die Ursache wird nur dann verständlich, wenn man sie in ihrer Wirkung betrachtet. Ebenso liegt die einzige Erklärung und Definition des Geistes in der Materie, wie auch

die Materie niemals anders begriffen werden kann, als in ihren geistigen Wirkungen und Aeußerungen. Deshalb schlägt der Spiritualismus auch immer in den entschiedensten Materialismus um; deshalb muß aber auch der Materialismus immer wieder in Spiritualismus und Idealismus umschlagen. Die Geschichte der nacheinander folgenden philosophischen Systeme hat uns dies bewiesen. Daß man die beiden Seiten einer und derselben Sache so lange auseinander hielt, daß man so lange die Materie als geistlos und den Geist als körperlos betrachtete, dies hat der Menschheit unsägliches Unglück verursacht und die Geschichte derselben mit blutigen und schwarzen Flecken verunstaltet. Der Dualismus zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Welt, zwischen Materie und Geist hat die Erde geistlos und öde gemacht, und ganze Jahrtausende lang die Menschheit unter dem Banne des Aberglaubens und des Priesterthumes gehalten.

Wenn man von der richtigen Methode ausgeht, die Naturkräfte durch die Naturerscheinungen zu erklären, so wird man auch leicht den Weg finden, den Geist aus den Erscheinungen des Geistes zu begreifen. Dies ist der einzige Weg, welcher zur Beantwortung der Frage führt: was ist ein Geist? Es ist wirklich merkwürdig, wie viele Mühe und Kopfzerbrechen die Menschheit mit dieser müßigen und überflüssigen Frage sich gemacht hat. Wenn ein Chemiker jahrelang darüber grübeln wollte, was Orydation ist, so würde man ihn lieber im Narrenhause, als im Laboratorium sehen. Man würde ihm sagen: mache das Experiment und du hast die Orydation. Die Orydation besteht ja gerade in der Naturerscheinung, welche durch das Experiment hervorgebracht ist. Der Physiker gibt sich nicht damit ab, über das Wesen und die Definition der Elektrizität nachzugrübeln; er fragt nicht die Philosophie und Metaphysik: was ist Elektrizität? sondern beobachtet die elektrischen Naturerscheinungen und sieht in denselben das Wesen der Elektrizität. So auch wollen wir nicht fragen: was ist Geist? sondern an die Beobachtung der geistigen Erscheinungen gehen, um den Geist zu begreifen. Denn der Geist eristirt nirgends anders, als in seinen Aeußerungen und Erscheinungen.

Der Geist ist kein abstrakter Begriff, sondern das konkreteste aller Dinge; er ist kein allgemeines Schema, sondern ein sehr spezielles und individuelles Wesen; man kann nicht von dem Geiste schlechthin sprechen, sondern nur von einem speziellen und bestimmten Geiste. So sprechen wir von dem Geiste eines Volkes, eines Zeitalters, eines Buches, eines Menschen; dabei wissen wir uns immer etwas Bestimmtes und Genaues zu denken.

Wenn wir von dem Geiste eines Volkes sprechen, so denken wir dabei nicht an irgend ein geheimnißvolles Wesen hinter den Wolken oder dergl., sondern an die Summe der Handlungen und Leistungen, welche dieses Volk hervorgebracht hat. Wir sehen dies Volk auf dem Schlachtfelde; wir lesen seine Literatur; wir erfreuen uns an den Blüthen seiner Kunst und Poesie

u. dergl. Dies ist die einzige Geisterseherei und Geistersucherei, die zu einem vernünftigen Ziele, zu einer Entdeckung des Geistes führt. Der Geist eines individuellen Menschen besteht in seinen Handlungen, Aeußerungen und seinem Benehmen; wir entdecken ihn durch eine persönliche oder literarische Bekanntschaft, durch Unterredung, durch Erforschung seiner Ansichten und Verhältnisse, durch die Lektüre seiner Schriften, überhaupt durch die Beobachtung seines äußern Auftretens und seiner intellektuellen Leistungen. Der Geist ist nur in den Resultaten des Geistes zu entdecken. Deshalb kann man dem neugeborenen Kinde keinen Geist zusprechen, sondern nur die Anlage dazu.

Hieraus geht eine große moralische Wahrheit hervor, nemlich: Zeige deinen Geist, wenn du welchen hast. Die Vernunft eines Menschen ist nur in vernünftigen Handlungen zu entdecken, und einem Manne, der keinen Geist äußert, ist auch durchaus kein Geist zuzutrauen. Es existirt in der ganzen Natur keine Kraft, die sich nicht äußert; es ist auch nirgend Geist vorhanden, wo nicht die äußeren Manifestationen, wo nicht die Leistungen und Resultate dieses Geistes vorhanden sind. Es kann Jemand sowenig seinen Geist in sich verschließen, wie seine Lebenskraft; jeder Athemzug verräth das Leben; jedes Wort, jeder Gedanke den Geist. Deßhalb ist es lächerlich, wenn die Leute von Diesem oder Jenem sprechen, er habe Geist, könne aber denselben nicht äußern, oder wenn die Frommen sagen: „Gott sieht das Herz an." Hegel macht zu diesem Worte die gute Bemerkung: „es wäre gut, wenn die Menschen auch etwas sähen!" Daher braucht man niemals großes Mitleiden mit den verkannten Genies zu haben; hätten diese Leute das Zeug in sich gehabt, Etwas zu leisten, wäre auch etwas Ordentliches herausgekommen.

Aehnlich, wie mit dem Geiste, ging es auch mit dem Leben und der Lebenskraft. Man sah den Wald vor lauter Bäumen nicht, den Geist nicht in Mitten aller Manifestationen derselben, das Leben nicht, trotz dem daß jeder Atom der Welt belebt ist. Wie viele Mühe haben sich die Philosophen und die Mediziner gegeben, das Leben zu entdecken und die Lebenskraft zu definiren! Wie viele Bibliotheken sind über dieses Thema vollgeschrieben, wie viele Irrenhäuser durch dasselbe angefüllt! Bald sucht man den Sitz der Lebenskraft im Gehirn, bald im Ruckenmarke; bald sollte dieselbe im Herzen, bald in der Leber sitzen; bald endlich suchte man die Lebenskraft in dem Darmkanal. Aber alle anatomischen Untersuchungen führten zu keinem Resultat; das schärfste Messer und die schärfste Lupe konnte die Lebenskraft nicht entdecken. Die Gelehrten waren in Verzweiflung über die Unlösbarkeit des Problemes. Und doch lag das Leben und die Lebenskraft vor ihren Augen, in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht, in allen ihren Erscheinungen und Aeußerungen. Warum suchte man sienicht dort, wo sie sich auf das Deutlichste offenbart, in den äußeren Erscheinungen des Lebens? Es

ist in der That höchst interessant, zu beobachten, welche Umwege und Spirallinie die menschliche Erkenntniß durchläuft.

Das Leben ist nicht als ein abstrakter Begriff zu betrachten, sondern als die Summe der lebendigen Erscheinungen. Die Lebenskraft ist nicht irgend ein bestimmtes Fluidum, das den Körper durchrieselt, noch ist ihr Sitz in irgend einem bestimmten Organe; sie ist nichts Anderes, als die Thätigkeit des lebendigen Organismus. Warum will man das Leben nicht in dem Lebendigen suchen? Die Kenntniß der Lebenskraft ist keine Vorbedingung zur Erkenntniß der lebendigen Erscheinungen, sondern nur das Resultat der Beobachtung und Vergleichung dieser Erscheinungen. Auf dem Wege der Beobachtung findet man leicht, was das Leben ist und welche Bedinqungen dazu gehören. Es sind wesentlich folgende: Erstens muß das Lebendige die Kraft haben, sich selbst zu erzeugen. Dies genügt aber noch nicht zum Leben; das Wurstgift, die Bierhefe haben diese Eigenschaften auch, aber wir können diesen Stoffen kein Leben zuschreiben. Zweitens muß die Reproduction immer in einer und derselben Form vor sich gehen. Dies ist beim Krystalle auch der Fall, aber trotzdem ist der Krystall kein lebendiges Wesen. Drittens muß ein Parallelismus zwischen dem Theile und dem Ganzen herrschen und in jedem Theile das Ganze repräsentirt sein. Wo diese drei Bedingungen zusammentreffen, da ist Leben und Lebenskraft vorhanden, und wenn man eine Definition der Lebenskraft geben will, kann man sie nur als das Zusammentreffen dieser Bedingungen bezeichnen.

Wir haben dies Beispiel gewählt, um zu zeigen, auf welche Weise metaphysische Begriffe auf naturwissenschaftliche und empirische Beobachtungen zurückgeführt werden können. Die Naturwissenschaft und die Geschichte lösen die Probleme der Metaphysik, und in der Beobachtung und Erfahrung finden wir den Schlüssel zu den Mysterien der Philosophen. Das ist gerade der Vortheil der neuern naturwissenschaftlichen und philosophischen Methode, daß wir uns nicht mehr um die Namen, sondern um die Sache kümmern, daß wir nicht mehr nach Naturkräften suchen, sondern die Naturerscheinungen beobachten, daß wir den Geist nicht definiren, sondern zeigen und äußern wollen. Die beste Definition des Geistes ist ein geistiges, vernünftiges Leben und die treffendste Antwort auf die Frage: Was ist ein Geist? das Bestreben, den Geist der Wahrheit und Freiheit in allen Gebieten des Lebens, in der Wissenschaft, Kunst, Politik u. s. w. zur Erscheinung bringen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“

Staatenrechte.

Die Staatenrechte bilden gewiß den wichtigsten und interessantesten Punkt der innern Politik Amerika's, und die brennenden Fragen derselben, Sclaverei, innere Verbesserungen u. s. w. haben dieses Thema zur Basis. Bei dem ersten Blick sieht man gleich, daß das Verhältniß der Staaten zum Congresse und die Vertheilung der politischen Autorität zwischen beiden die Hauptsache in der Constitution und in den politischen Einrichtungen des Landes ist. Indessen darf man nicht glauben, daß diese Hauptsache ein für alle Mal in der Constitution fest und bestimmt abgemacht und die Praxis in dieser Beziehung definitiv regulirt sei. Im Gegentheil, dies Verhältniß hat sich wesentlich seit den Tagen Jefferson's verändert; der Schwerpunkt der politischen Macht hat sich vom Congresse mehr nach den Kapitolen der einzelnen Staaten geneigt, und die Doktrine der Staatenrechte ist in einer Weise ausgedehnt worden, welche die Väter der Republik gewiß nicht vorausgesehen haben. Besonders in der gegenwärtigen Zeit ist diese Doktrin zu einer ausgedehnten Geltung gekommen, und man kann sein Erstaunen nicht darüber nicht verhehlen, daß die Männer der verschiedensten Parteien und Grundsätze dieser Theorie huldigen. Während Douglas auf sie seine Nebraskabill gründet, verwirft Richter Smith von der Supreme Court in Wisconsin das Sclavenauslieferungsgesetz im Namen dieser Theorie, und der Abolitionist Sumner erklärte im Congresse, daß die Staatenrechte der Boden sei, von welchem aus er das Sclavenauslieferungsgesetz bekämpfe. Wie ist es möglich, daß so unvereinbare Gegensätze auf einem und demselben Boden wurzeln können? Sollte diese Uebereinstimmung nicht vielleicht mehr auf einer Täuschung beruhen oder auch eine List andeuten, als wirklich die Wahrheit und Richtigkeit dieser Theorie beweisen? Wir begreifen, daß durch neuere Vorfälle, namentlich aber durch die treffliche Entscheidung der Supreme Court von Wisconsin, die Theorie der Staatenrechte unter dem nördlichen Publikum viel Anhang und Billigung gefunden hat; aber wir glauben, daß es räthlich sei, nicht zu vergessen, wie und wo diese Theorie entstanden ist und welchen Interessen sie bisher gedient hat. Wir erlauben uns, daran zu erinnern, daß der größte Staatsmann des Nordens, daß Calhoun die Staatsrechte, wenn auch nicht erfunden, doch wenigstens bedeutend ausgebildet hat, daß der Süden immer mit der größten Anhänglichkeit an dieser Doktrin festhielt, und daß der Triumph und vollständige Sieg derselben in der Nebraskabill des Richters Douglas enthalten ist. Darf der Norden wirklich so weit in seiner Abneigung gegen das verhaßte Sclavenauslieferungsgesetz gehen, um sich auf den so lange bestrittenen und geleugneten Boden der Staatenrechte zu flüchten? Sind ihm keine andere Waffen zur Bekämpfung dieses Gesetzes übrig geblieben, als die Waffen, mit welchen Calhoun und seine südlicher Freunde das „eigenthümliche" Institut des Südens vertheidigen? Dies ist gerade nicht die Frage, welche wir hier auf-

werfen wollen, aber wir halten es für nützlich, uns mit der Veranlassung derselben zu beschäftigen, um das Verhältniß zwischen der Gewalt des Congresses und der Gewalt der einzelnen Staaten zu untersuchen.

Die Constitution bestimmt in Sect. 8 die Befugnisse des Congresses. Dieselben sind genau abgegränzt und fixirt; sie bestehen in 18 Punkten. Sekt. 9 dagegen enthält die Grenzen der Congreßmacht, die negativen Bestimmungen der Constitution. Bei einer genauen Vergleichung der einzelnen Punkte ist leicht zu sehen, daß man eine zweifache Methode der Interpretation hat; entweder kann man die Constitution restrictiv oder man kann sie analogisch erklären. Entweder kann man sagen, daß dem Congresse alle Handlungen verboten seien, welche nicht in Sect. 8 der Constitution namentlich und wörtlich aufgezeichnet sind, oder man kann sagen, daß durch die Aufzählung gewisser Punkte in Sect. 7, welche dem Congresse ausdrücklich verboten sind, bestimmt und zugegeben sei, daß der Congreß zu allen hier nicht aufgezählten Handlungen und Gesetzen die constitutionelle Befugniß habe. Die erste Ansicht ist die allgemeine und herrschende; namentlich die demokratische Partei vertritt diese strikte Auslegung der Constitution, und die Veto's der demokratischen Präsidenten basiren gewöhnlich auf dieser Ansicht. Wir möchten indessen dieselbe eben sowenig, wie ihren Gegensatz, für absolut und unabänderlich richtig halten; wir glauben, daß die Constitution aus dem Wesen des Staates, den sie geschaffen, erklärt werden müsse, und daß nichts so inconstitutionell sei, als den Buchstaben der Verfassung an die Stelle des Geistes derselben zu setzen.

Die Vertheidiger der Staatenrechte entwickeln ihre Ansicht folgendermaßen: Die Volkssouverainität ruht im Staate; der Congreß repräsentirt diese Volkssouverainität nicht, sondern stellt blos eine Versammlung von Delegaten der einzelnen Staaten dar. Der Congreß hat bloß delegirte, d. h. übertragene Gewalt; er kann kein einziges Recht behaupten, keine einzige Befugniß ausüben, wozu er nicht eine spezielle Berechtigung von Seiten der Constitution oder der Staaten nachweisen kann. Alle anderen Gewalten, Rechte und Befugnisse gehören den einzelnen Staaten an; diese sind souverain, so weit sie nicht selbst durch ihre eigene spezielle Constitution beschränkt sind.

Dieses sind die allgemeinsten Gründe, welche Richter Smith in dem Falle von Booth und Ryecraft anführte, und welche ihn zu dem Urtheil bewogen, das Sclavenauslieferungsgesetz für inconstitutionell zu erklären. Diese Ansicht scheint sehr plausible und eine Garantie gegen Uebergriffe der Congreßmacht und gegen Uebertretungen der Constitution zu gewähren, aber, wenn wir sie näher prüfen, finden wir vielleicht, daß sie der Bundes-Gesetzgebung nicht erlaubt, seine ganze Macht zu entwickeln, seine ganze Pflicht zu thun, seine ganze Aufgabe zu lösen.

Uns scheint der Ursprung und die Quelle der Bundesgewalt ganz dieselbe zu sein, welchen die Gewalt der einzelnen Staaten entspringt. Die

Souverainität, d. i. das Recht der Gesetzgebung, der Gerichtsbarkeit und der Verwaltnng, gehört ebensowenig den einzelnen Staaten, wie dem Congresse, sondern einzig and allein dem Volke. Man spricht in Amerika nicht von Souverainität der Staaten, sondern von Volkssouverainität. Alle Gewalten, welche die Gesetzgebungen, die Executivdepartements, die Gerichtshöfe haben, — gleichviel, ob diese Bundesanstalten oder Staatsanstalten sind, sind übertragene Gewalten und müssen einen schriftlichen Beweis fur ihre Existenz beibringen. In dieser Beziehung steht die Congreßgewalt zum Volke gerade in demselben Verhältnisse, wie die Staatsgewalt, und ist kein Unterschied in der Herleitung und Entwickelung dieser Rechte zu machen.

Das einfachste Verhältniß scheint uns folgendes zu sein: Das Volk der Vereinigten Staaten hat verschiedene Interessen, deren Umfang enger oder weiter ist, je nach Beschaffenheit dieser Interessen. Es hat lokale Interessen zu vertreten und überweist dieselben den lokalen Behörden. Es hat staatliche Interessen zu vertreten, welche an die staatlichen Behörden abgetreten werden. Es hat endlich Interessen von allgemeinem nationalen Charakter, Beschützung des Handels, Entscheidung uber Krieg und Frieden u. s. w. und diese Interessen überträgt das Volk an die Bundesgewalt. Weiter können wir noch hinzufügen, daß die fortschreitende Civilisation verlangt, daß die gemeinsamen Interessen des ganzen Menschengeschlechtes, die gemeinsamen Fragen der Kultur und Humanität einem Areopagus der Völker, einer Centralbehörde der ganzen Menschheit anvertraut werden; dies hat die social-demokratische Partei Europa's mit dem Worte „Solidarität aller Völker“ und „Völkerbund“ bezeichnet. Dies ist eine ganz natürliche Steigerung der Rechte und Pflichten der verschiedenen Delegationen, denen das Volk seine Souveränität, die Bewachung und Beschützung seiner Rechte anvertraut.

Wenn man also darüber im Zweifel ist, ob irgend eine administrative, legitime oder judiziäre Gewalt dem Staate oder dem Kongresse angehöre, so wird der beste Ausweg immer sein, die Natur dieser Gewalt zu prüfen und darnach zu bestimmen, ob sie staatlich oder national sein solle. Dies ist der beste Wegweiser, um Unrichtigkeiten und Abirrungen von einer gesunden und rationellen Politik und Gesetzgebung zu vermeiden.

Die Constitution gibt uns eine allgemeine Anleitung, den hier angedeuteten Weg zu finden. Sie gibt in Sect. 8 an, welcher Natur und Beschaffenheit die Befugnisse der Centralgewalt sind, und bestimmt in Sekt. 9 die Eigenthümlichkeit derjenigen Gewalten und Handlungen, zu welchen der Congreß niemals die Befugniß und das Recht hat. Dies ist mehr eine allgemeine Klassifizirung, als eine spezielle Aufzählung; es sind beispielsweise die Gewalten angegeben, welche dem Kongresse angehören und welche demselben verweigert sind, und diese einzelnen Beispiele müssen nicht strikte, sondern nach den Regeln der Analogie erklärt werden.

Man muß immer bedenken, das die Constitution nicht etwas Erstes,

Ursprüngliches ist, sondern etwas Zweites und Abgeleitetes. Hinter der Constitution steht das Recht, das Interesse, das Bedürfniß des Volkes. Hieraus ist die Constitution abgeleitet, und wenn wir dieselbe interpretiren wollen, so müssen wir das Recht, das Interesse, das Bedürfniß des Volkes als Ausgangspunkt annehmen. Die Constitution selbst als höchste Autorität hinzustellen, würde vielfache Zweideutigkeiten und Verwirrungen zur Folge haben; die Constitution der Ver. Staaten ist, wie alle Constitutionen der Welt, weich und biegsam, wie Wachs und man kann aus ihr alles Mögliche herauslesen. Nehmen wir als Beispiel irgend eine gegenwärtig schwebende Frage der amerikanischen Politik.

Die Stelle in der ersten Botschaft Franklin Pierce's, worin er über den Bau der Pacificbahn spricht, zeigt uns, wie schwankend und unbestimmt die Paragraphen der Constitution in Bezug auf nationale Unternehmungen und die Befugnisse des Congresses dazu sind. Als Militärstraße, als Poststraße darf der Congreß die Pacificbahn bauen, sagt die Botschaft. Wäre es nicht viel zweckmäßiger, den Character und die Bedeutung eines solchen Unternehmens zu untersuchen und darnach zu bestimmen, ob dasselbe staatlicher oder nationaler Natur sei, als eine mühsame und gezwungene Auslegung der Constitution zu suchen? Walten nicht heute noch dieselben Prinzipien und Grundsätze vor, welche bei der Gründung der Constitution präsidirten? Und ist es nicht erlaubt, bei der Auslegung der Constitution diese Prinzipien und Grundsätze zu Rathe zu ziehen? Das Verhältniß der Staaten zu den Bürgern, der Union zu den Staaten ist nicht nur in der Constitution, sondern in dem Wesen des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft begründet; die Erkenntniß desselben wird die beste Anleitung zur Erklärung der daraus abgeleiteten Constitution sein. Die Constitution ist immer nur etwas Abgeleitetes, nur ein Resultat bestehender Verhältnisse, nur ein Bestreben, Prinzipien und Zustände mit einander in Uebereinstimmung zu setzen; sie ist nicht etwas Ursprüngliches, aus dem das ganze Leben des Staates abgeleitet werden könnte; sie ist mehr in formeller als in prinzipieller Bedeutung wichtig; sie bestimmt nicht das Wesen des Staates, sondern nur die Form desselben. So große Achtung wir deßhalb vor der Constitution haben, so dürfen wir sie doch nicht als die absolute Schranke menschlicher Staatsweisheit annehmen.

Das Prinzip der Constitution ist in der Unabhängigkeitserklärung enthalten; dieselbe ist gewissermaaßen die Quelle, aus der die Constitution hervorgegangen ist. Die Unabhängigkeitserklärung ist mehr ein philosophisches, wie ein politisches Aktenstück; sie bezeichnet den eigentlichen Character der Republik, während die Constitution nur die organischen Funktionen derselben regelt. Die Unabhängigkeitserklärung hatte deßhalb für die Menschheit auch einen höheren Werth, als die Constitution, und wenn die letztere längst sich überlebt hat, und in neuen Formen der staatlichen Entwickelung

untergegangen ist, wird noch jeder Gedanke der Unabhängigkeitserklärung in den Herzen der Völker lebendig sein.

Denn wir sind der Ansicht, daß die Philosophie mehr Antheil an der Politik haben müsse, wie die Jurisprudenz, und daß die Philosophen bessere Politiker sind, als die Juristen. Um ein guter Politiker zu sein, muß man das Wesen des Menschen und der menschlichen Gesellschaft, den Zweck und die Bedeutung des Staates kennen; das künstliche Abmessen der Gewalten, des Mechanismus der Staatsverwaltung, Wahlgesetze und Strafbestimmungen: dieser ganze formelle Apparat von Constitutionen und Gesetzen bildet noch kein Politik.

Die Politik ist die Erkenntniß der sittlichen und rechtlichen Natur des Menschen, der Zwecke der menschlichen Gesellschaft, und des Verhältnisses zwischen dem Individuum und der Gesellschaft. Wenn wir von diesem Standpunkte aus das Verhältniß des einzelnen Menschen zur Familie, zu seinem Volke, zum Staate, zu der Menschheit betrachten, dann finden wir die politischen Regeln, welche hier in Amerika das Verhältniß der persönlichen Rechte zu den Rechten des Staates, und der Staatenrechte zu den Befugnissen des Kongresses reguliren.

Die Befugnisse des Kongresses umfassen alle Gesammtinteressen der Union, alle gemeinschaftlichen nationalen Interessen, alle allgemeinen Bedingungen und Erfordernisse der amerikanischen Civilisation. Dazu gehört natürlich auch die Sklaverei, diese vollständigste Negation aller Civilisation, alles Rechtes und aller Freiheit. Es ist ganz vergeblich, die Frage der Sklaverei zu einer Angelegenheit der einzelnen Staaten machen und der Kompetenz des Congresses entziehen zu wollen. Mögen sich Abolitionisten und Demokraten, Gegner des Auslieferungsgesetzes und der Nebraskabill, auf den Boden der Staatenrechte stellen, um ihre spezielle Ansicht zu vertheidigen: Tag für Tag klopft diese Frage wieder an die Hallen des Kapitoles und tritt in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt vor die Augen der Bundesbehörden. Sklavenauslieferungsgesetz, Sklaverei in den Territorien und im Distrikt Columbia, Zulassung neuer Sklavenstaaten in die Union: Alles dies sind Handlungen des Kongresses. Die Neutralität des Kongresses in dieser Frage, von welcher die demokratische Partei so viel Aufhebens gemacht hat, ist nichts, wie eine indirekte Beschützung der Sklaverei; es ist dieselbe Neutralität, welche 1848 und 49 die Schweiz gegen die deutsche Revolution bewies, dieselbe Neutralität, mit welcher England dem Untergange Ungarns zusah, dieselbe Neutralität, welche Preußen gegen Rußland zeigt, dieselbe Neutralität, welche Amerika in dem jetzigen europäischen Kriege verfolgt. Es ist die Neutralität gegen die Uebergriffe der Despoten und Tyrannen; es ist die Neutralität, vermöge dessen die Sklavenhalter den ganzen Norden der Union zum Jagdgrunde der flüchtigen Sklaven machen.

Der Kongreß hat unleugbar ein Gesetzgebungs-Recht in Bezug auf

Sklaverei, d. h. das Recht, die Sklaverei zu mäßigen, einzuschränken, zu verbieten. Es ist dies die Hauptfrage der Civilisation und des nationalen Interesses und der Kongreß würde gar nicht mehr verdienen, eine republikanische Gesetzgebung zu sein, wenn er sich des Rechtes begäbe, in dieser wichtigen Angelegenheit ein Wort zu reden. Die Demokraten, welche den Kongreß dieses Rechtes berauben wollen, haben bis auf den heutigen Tag immer noch den Schutz der Sklaverei durch die Ver. Staaten vertheidigt und in Anspruch genommen, und sie haben am Allerwenigsten irgend eine Veranlassung, sich auf die Theorie der Staatenrechte zu beziehen. Aber auch die Gegner der Sklaverei sollten sich nicht auf diesen verfänglichen und schlüpfrigen Boden stellen; sie sollten offen und kühn ihren Standpunkt auf dem Boden der Ver. Staaten Verfassung und Gesetzgebung behaupten und dem Kongresse jedes Mittel zur Beschränkung und Mäßigung der Sklavenhaltermacht einräumen. Daß der Kongreß dieses Mittel nur mit Vorsicht und Behutsamkeit gebrauchen und die bestehenden Verhältnisse berücksichtigen würde, dies läßt sich ohnehin bei seiner längst bewiesenen Willfährigkeit, dem bürgerlichen Frieden und der Einheit der Union jedes mögliche Opfer zu bringen, voraussetzen.

Um die Inconstitutionalität des Sclavenauslieferungsgesetzes zu beweisen, hat man wohl nicht nothwendig, sich auf den Boden der Staatenrechte zu stellen; wir finden in der Verfassung Bestimmungen genug, welche die Inconstitutionalität dieses Gesetzes außer allem Zweifel lassen, vor allem die Paragraphen über die Habeas-Korpus Akte. Warum also eine Theorie in Anspruch nehmen, welche den Leuten der Nebraskabill einen Vorwand bietet, die Slaverei unter dem Schutz der Volkssouverainität auszubreiten?

Es scheint uns unzweifelbar, daß die Gewalten des Congresses im nationalen Verbande dieselben sind, wie Gewalten des Staates im staatlichrn Verbande. Die Quelle beider Gewalten ist dieselbe, das Volk. Beide Gewalten sind übertragen; beide repräsentiren das Volk; der Congreß das Volk der Ver. Staaten; die Legislatur das Volk eines einzelnen Staates. Es ist uns unmöglich, uns zu der Anschauung zu verstehen, daß wir im Congreß nur eine Versammlung von Diplomaten haben, welche verschiedene souveraine Staaten repräsentiren; es ist uns unmöglich, in der Constitution und in den Congreßbeschlüssen nur völkerrechtliche Handlungen, Verträge und Alliancen zu sehen; es ist uns unmöglich, dem Congreß fur eine Versammlung nach Art des Frankfurter Bundestages oder der alten Tagsatzung der Schweiz zu halten. Der Charakter der Union ist ein staatsrechtlicher, kein völkerrechtlicher; die Mitglieder des Senates und des Congresses sind keine Diplomaten, sondern Gesetzgeber. Die Union ist der Gesammtstaat der einzelnen Staaten; sie verhält sich zu dem Volke, der Ver. Staaten, wie der Staat von Illinois oder Ohio zu dem Volke von Illinois oder Ohio. Dies ist ein ganz einfaches Verhältniß, und in der Constitution findet man nichts, das dieser natürlichen Auffassung widerspricht.

Wir haben in Europa viele Beispiele von allzu föderalistischen Staatsverfassungen und von allzugroßer Centralisation, welche uns Anleitungen und Andeutungen zu dem Verständniß der „Staatenrechte" in Amerika geben. Die Schweiz hatte früher ein der Calhoun'schen Theorie entsprechendes politisches System; auf der Tagsatzung waren nur „delegirte" Männer, keine Volksrepräsentanten, anwesend, die bei ihren Beschlüssen auf die Instruktionen ihrer heimischen Gesetzgebungen angewiesen waren. Die einzelnen Kantone waren souverän und standen sich gleichberechtigt gegenüber, so daß der kleine Staat Uri mit 17,000 Einwohnern gleiche Rechte auf der Tagsatzung hatte, wie der Staat Bern mit 500,000 Einwohnern. Was bei dieser Verfassung herausgekommen ist, wird wohl heute noch im Gedächtnisse sein. Die sieben katholischen Kantone, die den Sonderbund bildeten und die zu den übrigen Kantonen der Schweiz damals in einem ähnlichen Verhältnisse standen, wie die Sklavenstaaten zu den nördlichen Staaten der Union, benutzten die Volkssouveränität in ähnlicher Weise, wie Douglas, und drohten, die Eidgenossenschaft durch fremde Bundnisse und Allianceen auseinander zu sprengen. Es waren gerade die älteren Kantone, das Mutterland der Schweiz, die Waldstätte Wilhelm Tell's, welche den Sonderbund bildeten, ähnlich, wie in Amerika gerade die „Mutter der Staaten," Virginien, in erster Reihe den Sonderbund der Sklaverei vertritt. Die Lage der Schweiz war unerträglich unter dem Drucke dieser Verhältnisse; der Sonderbundskrieg brach aus, und die Schweiz hat jetzt statt der diplomatischen Tagessatzung eine nationale Gesetzgebung, welche die Gesammtinteressen der Eidgenossenschaft vertritt.

Ein noch lehrreicheres Beispiel bieten die politischen Verhältnisse Deutschlands. Die deutschen Staaten sind in dem Bundestage zu Frankfurt repräsentirt, in einem Institute, auf dem der Fluch und die Verachtung des deutschen Volkes lastet. Der Bundestag ist wesentlich eine „übertragene" Gewalt; er hat nur die Befugnisse, wozu er schriftliche Instruktionen mitbringt, und ohne Instruktion darf kein Mitglied des Bundestages seine Stimme abgeben. Man nennt die Beisitzer des Bundestages auch nicht Gesetzgeber, sondern nur Gesandte. Der Bundestag ist die schlechteste politische Institution, welche jemals die Welt gesehen; Deutschlands Interessen nach Außen, wie nach Innen, haben unter diesem Institute vielfach gelitten und der erste Wunsch des befreiten Volkes war im Jahre 1848 die Aufhebung des Bundestages, dieser schändlichen Karrikatur auf die Einheit Deutschlands.

Auf der andern Seite haben wir aber auch in Europa Beispiele, welche vor einer allzugroßen Centralisation warnen. In Frankreich zerstörte die erste Revolution die Selbstständigkeit der einzelnen Provinzen und ihrer Parlamente; an die Stelle derselben kam eine centralisirte Departementalverfassung, die besonders unter Napoleon I. ausgebildet und durch eine streng hierarchische Büreaukratie und Militärgewalt unterstützt wurde.

Ganz Frankreich liegt in Folge dieser Verfassung in den Fesseln von Paris; nicht nur das politische Leben dieses Volkes, nein, auch das gesellige, wissenschaftliche und kunstlerische Leben ist von Paris aus beherrscht, und alle Provinzial-Verhältnisse sind nur schwache und matte Kopien der Pariser Zustände.

Wie nachtheilig dies Verhältniß auf die politischen Katastrophen gewirkt hat, ist wohl zur Genüge bekannt, und die Geschichte der corrumpirten Verwaltung Louis Philipp's, der letzten Republik, der Junitage und des Staatsstreiches gibt das wichtigste Material zur Beurtheilung des Centralisations-Systems. Die social-demokratische Partei hat deßhalb in den letzten Jahren, im Gegensatz zu dem Terrorismus der ersten Revolution, energisch für das Decentralisationssystem gearbeitet.

Wir glauben, daß in dieser Beziehung ein Allzuviel weder nach dieser noch nach der andern Richtung räthlich sei, und daß man mit einem vorsichtigen Abwägen zwischen dem Centralisationssystem und dem Föderalismus, zwischen der Unionsmacht und der Souverainität der einzelnen Staaten am besten fertig werde. Es ist nicht leicht, die Grenzlinien zwischen beiden ganz genau und sicher zu bestimmen; einzelne Schwankungen derselben werden in der Praxis immer vorkommen. Wir sehen an diesem Punkte, daß das Staatsrecht der Union noch in seiner ersten Entstehung begriffen ist, und daß die Constitution über diesen wichtigen Punkt nicht die nöthige Bestimmtheit und Unzweideutigkeit besitzt. Es ist vorauszusehen, daß dieser Punkt auch nicht so schnell entschieden wird, als es das Interesse mancher öffentlichen Unternehmung, wie z. B. der Bau der Pacificbahn, fordert.

Wir glauben, daß man jetzt über diese Fragen noch keine definitive und feststehende Theorie bilden könne; das Staatsrecht der Union wird sich aus den Bedürfnissen des Volkes entwickeln und diese Bedürfnisse verändern sich von Tag zu Tage. Immer nur ist darauf zu sehen, daß man die Kompetenz ieser oder jener Behörde nicht nach den Buchstaben eines Gesetzes, sondern nach der Natur des jedesmaligen Gegenstandes bestimmt. Es können jeden Tag nationale Bedürfnisse des amerikanischen Volkes sich als unausweisbar herausstellen, die ohne den geringsten Zweifel die Thätigkeit der General-Regierung erfordern, ohne daß dieselbe in der Konstitution besonders vorgesehen sind. Die Civilisation schreitet schnell voran undangesichts der großen Aenderungen in den socialen und politischen Verhältnissen, welche dieses Jahrhundert auszeichnen, würde es wenig Achtung gegen die Constitution und ihre Gründer, gegen den philosophischen Blick eines Washington und Franklin beweisen, wollten wir ihnen die Absicht andichten, die ganze Zukunft der Ver. Staaten in den engen Rahmen der Constitution zu schmieden. Die Constitution ist nicht die Schranke freier politischer Forschung und Entwickelung, sondern die Garantie und der Hebel derselben.

Ist die Constitution der Vereinigten Staaten und des Staates Ohio christlich zu nennen?

Wir finden oft, daß die Amerikaner glauben, sie seien ein christliches Volk, ja, daß sie in aller patriarchalischen Unschuld glauben, sie seien gleich den alten Juden, das auserwählte Volk Gottes. Nicht nur im gewöhnlichen Leben, sondern auch in amtlichen Dokumenten finden wir diese Ansicht; die letzte Botschaft des Präsidenten sprach noch von allen Völkern der Christenheit u. s. w. In der Unabhängigkeitserklärung und in den Constitutionen der verschiedenen Staaten prangt das Wort: Gott und Vorsehung an der Spitze, und die Gouvernöre der meisten Staaten schreiben im Herbst einen Danksagungstag aus, einen politisch-religiösen Feiertag, um dem Herrn für die gute Erndte u. dergl. zu danken. Aber trotz dieser Einmischung der Politik in die Religion glauben wir doch die Behauptung aufrecht halten zu können, daß die ganze Ver. Staaten Constitution mit dem Christenthume nichts mehr zu thun hat, wie mit dem Dalai Lama, daß das Gebäude der Union durchaus nicht auf christlichen Boden errichtet ist, daß das Christenthum in keiner Beziehung konstitutionell ist oder etwas mit den Gesetzen des Landes zu thun hat. In der Constitution der Ver. Staaten, speziell in Sekt. 8, wo von den Befugnissen des Congresses die Rede ist, steht kein Wort von dem Christenthume oder irgend einer anderen Religion, und in dem ersten Amendement zur Constitution steht ausdrücklich: Der Kongreß soll kein Gesetz in Bezug auf Einrichtung einer Religion machen und die freie Religionsübung verbieten (Congress shall make no law respecting an etablishment of religion, or prohibiting the free exercise thereof). Diese Bestimmung schließt jede Ansicht, daß die Union eine christliche Verfassung habe, aus. Sie proklamirt eine vollständige Indifferenz des Staates gegen die Religion, ein Verbot der Einmischung der Politik in die Religion, welche unmögliich mißverstanden oder umgangen werden kann. Diese Bestimmung macht die Politik und die Staaten vollständig irreligiös, so daß wenn auch alle Bewohner des Staates sich zu irgend einer Religion bekennten, der Staat selbst mit dieser Religion nichts zu thun hätte, und derselben nicht die mindeste offizielle oder konstitutionelle Geltung beilegen dürfte. In ähnlicher Weise sagt die Constitution von Ohio, Sect. 7: Niemand soll gezwungen werden, irgend einem Gottesdienste beizupflichten oder irgend eine Form des Glaubens zu unterstützen (No person shall be compelled to attend, connect or support any place of worship or maintain any form of worship, against his consent) und verbietet dadurch also der Gesetzgebung dieses Staates, irgend ein Gesetz über Religionen und Religionsübungen zu erlassen. In Uebereinstimmung mit dieser Bestimmung steht Sect. 2, Art. IV, wo von der Volkserziehung die Rede ist, und es

heißt: Keine religiöse oder andere Sekte soll irgend ein besonderes Recht an den Staatsschulfond oder zur Kontrole desselben haben (No religious or other sect shall ever have any exclusive right to control any part of the school funds of this state.) Hier sehen wir an einem speziellen und sehr wichtigen Beispiele, mit welcher Entschiedenheit der Staat jede religiöse Tendenz und Einmischung zurückweist. Dies sind allgemein bekannte Thatsachen und Gesetze, aber trotzdem ist die Theorie von christlichen Staaten nicht aufgegeben, und trotzdem ist religiöse Toleranz, ist Indifferenz des Staates gegen die Religion sehr selten vorhanden; trotzdem proscribirt man diejenigen Leute, welche es fur überflüssig halten, Kirchen zu bauen und Priester zu bezahlen. Trotzdem ist das Wort Atheismus und Infidelität ein Wort des Schreckens und der Verläumdung in Amerika, und wo es genannt wird, kommt die Proscription und die Verfolgung. Man bedenkt nicht, daß die Constitution ja selbst atheistisch und infidel ist, daß sie jede Gemeinschaft mit oder jede Verantwortlichkeit für irgend eine Religion oder Confession ausschließt, daß sie sich selbst und den Staat vollständig außerhalb jeglichen religiösen Einflusses stellt und überhaupt gar nichts von Religion wissen will. Dies ist nicht nur ein Akt religiöser Toleranz, sondern ein Akt absoluter Gerechtigkeit; der Staat würde vollständig seine Bestimmung verfehlen, wollte er sich von religiösen Einflüssen beherrschen lassen.

Man hat dieses System der Nichteinmischung des Staates in die Religion die „Trennung der Kirche vom Staate“ genannt, aber dieser Ausdruck scheint uns undeutlich und ungenau. Denn man könnte darunter verstehen, als wenn beide, Staat und Kirche, gleichberechtigte Mächte wären, die sich unabhängig gegenüber ständen. Eine solche Auffassung würde das Verhältniß zwischen Staat und Kirche vollständig verkennen. Der Staat und dessen Gesetze haben allgemein gültige Kraft, sind für Jeden bindend und zwingend: Die Kirche dagegen, alle die tausend verschiedenen Sekten, haben gar keine offizielle Autorität; sie sind von dem Belieben der einzelnen Menschen abhängig. Es herrscht gar kein Parallelismus zwischen Staat und Kirche; der Staat hat eine unendlich höhere Bedeutung und tiefere Grundlage, als die Kirche. In dem Staate vereinigen sich die höchsten Interessen der Völker; er ist der Träger des Rechtes und der Bildung, und garantirt jedem einzelnen Menschen Recht und Civilisation. Die Religionen aber stellen nur einzelne willkührliche Ansichten und Meinungen der Menschen dar, welche keine Einheit, Uebereinstimmung und allgemeine Gültigkeit haben. Was die eine Sekte behauptet, verneint die andere; jede behauptet Unfehlbarkeit für sich, und zeigt Intoleranz gegen die andere; keine genießt die allgemeine Anerkennung. Die Intoleranz und Herrschsucht, welche allen Religionen, Confessionen und Sekten eigenthümlich ist, hat deßhalb auch die Gesetzgeber und die Gründer der Constitution darauf aufmerksam gemacht, der Kirche jede öffentliche und legale Macht zu rauben; in der Constitution finden die Leute Schutz gegen die Priestergewalt und

Hierarchie, und dies ist eine der größtenSegnungen, welche wir in derConstitution und den freien Institutionen dieses Landes finden.

Die Staaten des Mittelalters waren christliche Staaten, nnd noch heute sind diejenigen europäischen Staaten christlich zu nennen, welche mittelalterliche Institutionen beibehalten haben. Preußen, Oesterreich, Frankreich, die italienischen Staaten, Spanen, selbst England, — von allen europäi- Staaten vielleicht nur einzelne Schweizerkantone und Holland ausgenommen, — haben eine Staatsreligion, oder umgeben doch irgend bestimmte Confessionen mit gesetzlichem Schutze. Frankreich hat sein Concordat mit Rom gemacht; England besitzt seine Hochkirche; Spanien erklärt in seiner neuen Constitution die katholische Religion fur Staatsreligion; überall stehen die Kirchen unter dem Schutz des Staates; die Pfarrer werden, — wenigstens zum Theil, — vom Staate angestellt und besoldet, und die Schulen stehen in den meisten Fällen unter der Controle der Priester. Dies sind christliche Staaten. Was ist aber die Folge davon? Ueberall Intoleranz, Unterdrückung und Streit der verschiedenen Confessionen. Irland wird von protestantischen, Italien von katholichen Priestern ausgehungert; in Preußen, in Baden, in Piemont jahrelanger Streit zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt; in Frankreich Ueberlieferung der Schulen an die Jesuiten: das sind die Errungenschaften der Staaten, welche christliche Constitutionen annehmen.

Wenn man sich von den Vortheilen der christlichen Staaten und der christlichen Politik überzeugen will, muß man nur die Geschichte des Mittelalters nachschlagen; man findet dort dreißigjährigen Krieg, Bartholomäusnacht, Judenverfolgung, sicilianische Vesper und dergleichen hübsche Dinge, welche alle durch die Einmischung des Christenthums in die Politik hervorgebracht wurden. Scheiterhaufen rauchen in Spanien und Italien, in Constanz und in Genf; katholische und protestantische Priester nehmen zum Feuer die Zuflucht, um ihrem Fanatismus zu genügen.

Um solchen Gefahren vorzubeugen, haben die Väter unserer Republik das Wort Religion aus der Politik gestrichen und dem Congresse verboten, irgend eine bestimmte Religion als Staatsreligion zu proclamiren, oder irgend ein Gesetz in Religionssachen zu erlassen. Dies ist unbedingt die größte Wohlhat, deren sich die Bewohner der Union erfreuen, und die sicherste Garantie für den bürgerlichen Frieden. Wir können aber den Dank für diese Wohlthat nicht besser abtragen, als daß wir den constitutionellen Grundsatz, Religion aus der Politik zu verbannen und den Priestern jede Einmischung in die politischen Geschäfte zu verbieten, strenge aufrecht halten, und uns immer daran erinnern, daß unsere Staatsverfassung keimem Menscheu irgend ein religiöses Bekenntniß vorschreibt.

Kritische Bemerkungen zur Constitution der Ver. Staaten.

Die Bildung und die Funktionen des Senates.

Wir theilen die allgemeine Verehrung, welche die amerikanische Nation gegen die Constitution beweist, eine Verehrung, die mehr ist, als bloßer Gehorsam. Aber wir glauben, daß diese Verehrung um so gerechtfertigter ist, je mehr man sie dem allgemeinen Geiste und der politischen Richtung, welche die Constitution eingeschlagen, zollt, und je weniger man sich ängstlich und pedantisch an die Buchstaben bindet. Wir können immerhin einige Punkte der Constitution für fehlerhaft und verbesserungsfähig erklären, ohne unsere Achtung vor der Constitution überhaupt zu verletzen. Das Institut des Vereinigten Staaten-Senates z. B. hält eine unabhängige, vorurtheilsfreie Kritik nicht aus; es enthält viele Widersprüche in sich und verletzt die wichtigsten Grundsätze der Gesetzgebungslehre. Während die erste constitutionellen Regel ist, die Trennung der Gewalten zu bestimmen, die legislativen, administrativen, und judiziären Gewalten sorgfältig von einander zu halten, vereinigt der Senat alle diese Gewalten in sich, und man weiß kaum, ob man in demselben einen gesetzgebenden Körper sehen soll, ob einen Geheimrath des Präsidenten, ob einen Gerichtshof über politische Verbrechen. Freilich ist die judiziäre Gewalt des Senates sehr beschränkt; er darf nur über Amtsvergehen der Ver. Staaten-Beamten richten und keine andere Strafe als Amtsentsetzung aussprechen, aber es ist dies noch immer eine judiziäre Gewalt, die gerade der Senat nicht unparteiisch und unabhängig auszuüben fähig ist. Sollte der Fall vorkommen, daß der Präsident oder irgend ein Minister oder ein Gesandter in Anklagestand versetzt werden müßte, so wäre gerade der Senat am wenigsten fähig, die Untersuchung vorzunehmen, weil er mithandelnde Person bei vielen Akten der Administration ist und die Wahlen der Ver. Staaten-Beamten selbst bestätigt. Dies letztere nemlich, die Theilnahme des Senates an der Aemterernennungen, ist eine große Inconsequenz in der Constitution. Dadurch kommt die ganz, Corruption der Beutevertheilung und der Aemterjägerei in den Senat hinein; die Administration wird abhängig von dem Senate gemacht, und die einzelnen Senatoren selbst kommen in Gefahr, nicht nur persönlichen Neigungen und Abneigungen, sondern auch persönlichen Vortheilen Rechnung zu tragen. Die Aemterernennung ist die traurigste und gefährlichste Funktion in der Politik, und man sollte sie so direkt und einfach abmachen, wie möglich, d. i. man sollte siie so viel wie möglich beim Volke belassen. Diese widersprechenden Funktionen machen den Senat zu einem Sammelplatz der Kabalen und Intriguen, und es ist gar nicht anders möglich, als daß er zur

Administration eine schiefe und zweideutige Stellung einnimmt. Gehört die Majorität desselben zu der Partei, welche den Präsidenten gewählt hat, wie dies zur Zeit gerade der Fall ist, so ist die Controle der Administration durch den Senat eine Illusion; ist aber das Gegentheil der Fall, so hat die Administration in dem Senate einen Widersacher, welcher jede regelmäßige Verwaltung unmöglich macht.

Wir haben leider viele Beispiele, welche uns diese Mängel in den Funktionen des Senates deutlich machen. Der Senat hängt der innern und auswärtigen Politik Amerika's, wie ein Bleiklumpen an, der dies jugendliche, aufstrebende Land am Fortschritte verhindert. Schon allein die Thatsache, daß die Heimstättebill im Senate verloren gegangen ist, daß dieser Lieblingswunsch des Volkes an dem Starrsinn der Senatoren gescheitert ist, beweist uns die unrichtige Zusammensetzung dieses Institutes. Der Senat ist in seiner jetzigen Stellung nichts anderes, als eine feste Burg südlicher Interessen, ein Bollwerk der Sclavenhaltermacht, ein Mitschuldiger an allen Rechtsverletzungen und Vertragsbrüchen, welche sich der Süden hat zu Schulden kommen lassen. Im Senate hört man Reden zum Lobe Bedini's und des Czaren von Rußland, aber wenn das freie Wort eines nördlichen Mannes ertönt, dann hört man die ordinärstrn Schimpfreden und Vorwürfe.

Die Wahl des Senates durch die Legislaturen der einzelnen Staaten kann mit Recht als eine unrepublikanische Einrichtung bezeichnet werden. Je weiter die Wahlen vom Volke hinweggerückt werden, desto korrupter und reaktionärer werden sie. Der Senat leidet unter dieser Einrichtung eben so sehr, als die einzelnen Legislaturen, die einen großen Theil ihrer Zeit und den bei weitem größten Theil ihres Eifers den Senatorenwahlen widmen. Oft wird der Wille des Volkes in den Legislaturen verfälscht und ein Senator nach Washington geschickt, welcher gar nicht mit dem Willen der großen Majorität des Volkes im Staate übereinstimmt. Dies ist der Fall z. B. in Ohio, wo ein demokratischer Senator ungefähr um dieselbe Zeit von der Legislatur gewählt wurde, als die große Majorität des Volkes sich bei den Staatswahlen gegen die demokratische Partei erklärte. Dies ist der Fall in Michigan, wo die große Majorität im Volke Herrn Caß durch den Mund der Legislatur hat erklären lassen, er möge nach Hause kommen, aber Herr Caß trotzdem im Senate bleibt, und dort Ansichten vertritt, welche von seinen Mitbürgern entschieden verworfen werden. Dies nennt man in den Hallen des Senates Repräsentation des Volkes und Volkssouveränität.

Die sechsjährige Amtsdauer der Senatoren ist offenbar zu lang. In Amerika verändern sich die Verhältnisse schnell; die öffentliche Meinung ist sehr beweglich; neue Fragen tauchen auf, neue Bedürfnisse entwickeln sich; und da ist es dann sehr häufig, daß eine Corporation, wie der Senat, sich nicht mit dem allgemeinen Volksbewußtsein im Gleichgewichte hält. Wenn

die Verfasser der Constitution in dem Institute des Senates dem Volkswillen ein Gegengewicht schaffen wollten, ähnlich wie in England die königliche Gewalt und das Oberhaus, so haben sie die Mittel richtig gewählt. Wir aber sind der Ansicht, daß die Gesetzgebungen nur das Echo der Volksmeinung sein müssen, wenn überhaupt von Volkssouveränität und Volksvertretung die Rede sein soll. Wir glauben nicht, daß es die Aufgabe der Constitution sei, dem Volkswillen künstlichen Widerstand zu bieten, und ein Gegengewicht gegen die Macht des Volkes zu schaffen, sondern vielmehr, die richtigen Organe und Institute zu schaffen, in welche und durch welche der Willen des Volkes sich aussprechen kann.

Wir gestehen offen, daß wir überhaupt keine Freunde des Zweikammersystems sind. Es fehlt uns die Einsicht in die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieses Systemes. Wir sehen in demselben entweder einen Widerspruch oder eine Ueberflüssigkeit; einen Widerspruch, wenn der eine Zweig der Gesetzgebung nicht derselben Partei angehört, wie der andere; eine Ueberflüssigkeit, wenn Beide einer und derselben Meinung huldigen. In einer Republik ist das Volk die alleinige Quelle aller politischen Macht und Autorität; warum will man dem Volke Gelegenheit geben, sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen? Wir sehen in Amerika jeden Tag Beispiele, daß die zwei Zweige der Gesetzgebung sich nicht einigen und deshalb ihre amtlichen Geschäfte nicht erledigen können. In Indiana ist deshalb noch keine Senatorwahl zu Stande gekommen, und in den meisten andern Staaten des Westens hat man ebenfalls die größten Schwierigkeiten damit gehabt.

Wenn es ein Gegengewicht gegen die Uebermacht der Legislatur geben soll, so können wir dieses nur in dem Volke selbst finden, in der Berufung der allgemeinen Volks- und Wahlversammlungen, um die Beschlüsse der Legislaturen zu kontroliren und zu revidiren, in einem vollständigen Instruktions- und Rückberufungsrecht, in einer unparteiischen, unabhängigen Rechtspflege, und in der Befugniß der Richter, die Constitutionalität und Legalität aller Gesetze zu prüfen. Solche Mittel werden legislative Verirrungen eher verhüten und schneller gut machen, als alle reaktionären Senate, in denen sich leicht Sonderinteressen, Vorurtheile und Privilegien festsetzen, und über welche das Volk kaum ein Recht der Kontrole hat.

England und die Revolution.

Palmerston und Kossuth.

Die Stimmung des englischen Volkes ist nach den letzten Nachrichten sehr schwierig. Es dürften sich in der Politik dieses Landes bald Veränderungen ergeben, die eine neue Periode der europäischen Geschichte einleiten. Der unglückliche Feldzug nach Sebastopol hat das englische Volk darauf aufmerksam gemacht, auf welche Weise es regiert wird. Wie überhaupt jedes Volk fur die Fehler der auswärtigen Politik empfindlicher ist, als für innere Schäden und Gebrechen, so ist besonders England in seinem Verhältnisse zu Rußland sehr reizbar; es ist nicht nur der Nationalstolz, sondern das Interesse, die ganze Existenz Englands daran betheiligt. Ein solcher Krieg, wie ihn die Westmächte mit Rußland fuhren, darf nicht als eine militärische Promenade auslaufen, darf nicht mit diplomatischen Winkelzügen geführt werden: es ist ein Krieg, wo es sich um die Selbstständigkeit der Nationen handelt, ein Krieg nicht um die vier Punkte, sondern um die Civilisation Europa's, nicht zum Schutze der Türkei, sondern zur Vertheidigung Englands, ein Krieg, der noch von dem Brande Moskau's und den Tagen von Arad und Villagos herrührt. Wie ist dieser Krieg bisher geführt worden? Wir wollen nicht behaupten, daß die Minister und Generale, welchen die Leitung des Krieges bis jetzt übertragen war, absichtlichen Verrath begangen, daß sie sich an Rußland verkauft haben; aber der Effekt ist vollständig der des Verrathes und die offenkundigen Resultate überheben uns der Mühe, nach den Absichten zu fragen. Eine schöne Armee ist vor den Mauern von Sebastopol zu Grunde gegangen; England ist nicht fähig, sie wieder zu ersetzen; der einzige Gewinn, den es mit diesen unermeßlichen Opfern erkauft hat, ist die Ueberzeugung, daß die militärische Ueberlegenheit Englands und die Brauchbarkeit seiner politischen Institutionen sich als höchst zweifelhaft herausgestellt hat. Furwahr, die englische Verfassung und Politik, die man bisher in Europa als das Muster der Erbweisheit betrachtet hatte, zeigt sich mit einem Male in ihrer ganzen Schwäche und Verderbenheit. Man hat das stolze Albion einen goldenen Koloß mit thönernen Füßen genannt; nun, der Thon ist zerbrochen und der Koloß liegt zu Boden. Trotz des beschämenden Parlamentsbeschlusses über die fremden Werbungen ist England nicht im Stande, ein weites Heer nach Sebastopol zu schicken; es ist den französischen, wie den russischen Generalen kein Geimniß, daß England nicht mehr seine eigenen Schlachten zu schlagen im Stande ist.

Dies sind die Folgen davon, daß England 1849 den Einmarsch der

Russen in Ungarn erlaubte. Gewiß, die Nemesis hat schnelle Füße und eilt rasch hinter den Ereignissen her. Jetzt tragen die Söhne und Töchter Englands Trauer über dreißig Tausend Todte vor Sebastopol, welche die rächende Weltgeschichte als ein großes Todtenopfer auf das Grab Ungarns gestreut hat. Und doch sind dieselben Männer heute noch am Ruder, welche Ungarn und Italien verriethen; noch heute spielt das falsche Herz und die glatte Zunge Palmerston's mit den Geschicken Europa's.

„Es gibt nichts Neues unter der Sonne." Als sich in der ersten französischen Revolution ganz Europa gegen die Freiheit und gegen Frankreich verschwor, suchte der König von Frankreich und seine österreichische Gemahlin die Siege Frankreichs zu hintertreiben. Eine ähnliche Rolle, wie damals Maria Antoinette spielt gegenwärtig der deutsche Gemahl der englischen Königin. Prinz Albert ist wie alle deutschen Fürsten der Vasall und Unterthan des russischen Czaaren, und seinem Einflusse ist ein großer Theil der Unglücksfälle zuzuschreiben, welche England vor Sebastopol erlitten. Der alte, reaktionäre Aberdeen, der verrätherische Palmerston sind die Pichegrü's und Conde's dieser Intrigue, welcher jetzt schon 30,000 Menschen zum Opfer gefallen sind, und die noch viel mehr Opfer verlangen wird.

Sollte das englische Volk dies nicht einsehen? Sollte der gleichgültige Ministerwechsel, sollte die letzte Comödie im Parlamente nicht hinreichend sein, dem betrogenen und verrathenen Volke die Augen zu öffnen? Sollten die Briefe, welche von Sebastopol nach London kommen, die fortwährenden Traueranzeigen, die Schilderungen der Leiden und Unglücksfälle, dem Volke nicht verstatten, einen Blick in das ganze Getriebe der Diplomatie zu thun? Gewiß, die neuliche Rede Napier's, die Enthüllungen im Parlamente, die Angriffe der Times, vor Allem aber die Donnerkeile, welche Kossuth gegen die englische Regierung schleudert, haben die öffentliche Meinung hinreichend über die Ursache des Unglücks aufgeklärt, und es ist eine Stimmung in London, welche im Parlamente nur ein schwaches, leises Echo findet. Man spricht von Cromwell, man erinnert sich an die Zeiten der Republik, und der Ruf: „Nieder mit den Verräthern!" tönt lauter, als der Ruf: „Nieder mit Sebastopol!"

England hat jetzt die dringendste Aufforderung zu politischen Reformen, welche jemals nur in seiner Geschichte vorgekommen sind. Es geht nicht mehr mit der alten, baufälligen Verfassung und der privilegirten Lordherrschaft. Der Geist der Verfassung ist aus derselben verschwunden. Die Krone ist eine politische Null; sie hat nur noch die Gewalt der Bestechung und des Verrathes; aber ihre öffentliche, verfassungsmäßige Gewalt ist ihr durch den Gebrauch längst genommen worden. Sie hat schon längst nicht mehr gewagt, ihr constitutionelles Veto anzuwenden. Das Oberhaus wird nicht mehr beachtet; es ist eine Ruine ohne Geist und Leben. Die ganze Politik Englands wird im Unterhause gemacht, und dieses selbst ist jetzt ohne feste, große, mächtige Parteien, ohne entschiedene Majoritäten,

ohne leitende Grundsätze. Bei einem solchen Zustande der Dinge kann man natürlich keinen Krieg führen.

Die Machtlosigkeit der Regierung gibt dem englischen Volke jede Gelegenheit, seine Fesseln zu brechen. Die englische Regierung hat gegenwärtig keine zwanzig tausend Mann einer Revolution entgegenzustellen. Sie ist mehr ohne Einfluß und Macht, als zu den Zeiten, da dem Johann ohne Land die Magna Charta abgepreßt wurde. Frau Victoria mag auf einem ihrer Schlösser eine von der Großmuth der Nation bewilligte Pension verzehren; der „German" mag zu den Russen gehen, wenn ihn die Engländer nicht vorher hängen, und die alten Lords mögen auf ihren Landgütern Hirsche und Hasen jagen. Das englische Volk ist der Dienste dieser ganzen Sippschaft nicht mehr benöthigt; es wird seine Angelegenheit selbst besorgen und verwalten. Der Fall der Aristokratie von England wird für Rußland ein größerer Schlag sein, als der Fall von Sebastopol.

Wie weit Palmerston zu diesen Plänen die Hand reicht, ist nicht vorherzusagen; jedenfalls wird er noch einige populäre Schwenkungen machen, ehe er der radicalen Fraction die Leitung der Angelegenheiten überläßt. Palmerston ist einer der ältesten Staatsmänner Europa's; seit 1806 in der politischen Laufbahn, war er vier und dreißig Jahre lang Minister und hatte in diesem halben Jahrhundert die ausgedehnteste Gelegenheit, die Gewandheit seiner Schwenkungen und die Biegsamkeit seiner Grundsätze zu beweisen. Die wichtigsten europäischen Ereignisse dieses Jahrhunderts, der Sturz Napoleon's, die Julirevolution, die belgische und die polnische Revolution; Bürgerkriege in Portugal und Spanien; die Einverleibung Krakau's; die Streitigkeiten mit Frankreich wegen des Durchsuchungsrechtes und der spanischen Heirathen; der Sonderbundskrieg in der Schweiz, endlich die Februarrevolution mit ihren vielfachen Folgen: alle diese Marksteine der Weltgeschichte stehen mit dem Namen Palmerston in Verbindung. Palmerston selbst hat kein einziges historisches Ereigniß selbstständig zu Stande gebracht, aber es läßt sich nicht leugnen, daß er bei allen Ereignissen die Hand im Spiele hatte, meistens in einer so verstellten und verschlagenen Weise, daß man seine eigentliche Absichten in den wenigsten Fällen errathen konnte. Oesterreich hat Palmerston vielfach den Vorwurf revolutionärer Wühlereien gemacht, und es ist wohl so gut, wie bewiesen, daß der Sonderbundskrieg, der Aufstand in Sizilien, die Revolution in Ungarn rc. nicht ohne Palmerston'sche Mitwirkung zu Stande gekommen ist. Aber niemals machte er den Einfluß Englands für irgend eine liberale Idee in der auswärtigen Politik öffentlich geltend; selbst dann nicht, wenn der englische Einfluß unter einer solchen Nichtintervention litt, wie namentlich bei der russischen Invasion in Ungarn. Daß England der russischen Intervention in Ungarn keinen Widerstand und Widerspruch entgegensetzte, war der größte politische Fehler, welcher vielleicht seit der ersten Theilung Polens gemacht worden ist, und England muß schwer für diese Unterlassungssünde büßen.

Palmerston's Ancedenzien flößen eben nicht viel Vertrauen auf die Energie und Consequenz des neuen Prämierministers ein und England wird sehr wohl daran thun, sein Schicksal nicht allzulange in diesen zweideutigen Händen zu lassen. Seine Stellung dem Napoleon'schen Staatsstreiche gegenüber, seine moralische Mitwirkung an diesem schändlichsten aller politischen Gewaltthätigkeiten wird der eigentlichen Volkspartei in Europa jedes Vertrauen zur Ehrlichkeit und Consequenz der Palmerston'schen Verwaltung nehmen.

Palmerston hat wenig Eigenschaften, welche ihn zu dem Namen eines Staatsmannes befähigen, aber alle Erfordernissen zu einem politischen Geschäftsmanne, zu einem Regierungsbeamten und Diplomaten. Habilität, Geschäftskenntniß, Fleiß, Routine, Gewandheit sind in der Politik sehr gefährliche Dinge, wenn sie sich mit persönlichem Ergeize verbinden. Daß Palmerston jetzt der „Mann der Situation" ist, ruhrt hauptsächlich wohl daher, daß die radicale Partei im Parlamente keine administrativen Talente, welche sich mit ihm messen könnten, besitzt. Wie es denn uberhaupt der Fehler aller radicalen Parteien zu sein scheint, daß sie wenig eigentliche Geschäftsleute, wenig administrative, finanzielle und diplomatische Routinier's zählen.

Nächst Palmerston, der jetzt den Mittelpunkt der englischen Politik bildet, tritt wohl keine Person so in den Vordergrund, wie Louis Kossuth. Der berühmte Magyar hat offenbar Glück; es gruppiren sich die mächtigsten Ereignisse um seine Person und die mächtigsten Interessen der Völker schließen sich seinen Bestrebungen an. So bietet der Krieg in der Krim ihm jetzt eine Gelegenheit dar, die innere und äußere Politik Englands anzugreifen; die Administration hat in Kossuth ihren gefährlichsten Feind, und man kann sich schwerlich erinnern, wann jemals ein Ausländer in London einen solchen Einfluß auf die Politik Alt-Englands geäußert hätte, als Kossuth. Er, der verbannte, der Flüchtling hat einen Sitz im Rathe der Nationen gefunden, und ein großer Theil der englischen Bevölkerung betrachtet ihn nicht als Kritiker, sondern als einen Profeten. Wenn wir auch zugeben, daß Kossuth seine gegenwärtige günstige Stellung nicht ganz so benützt, wie es die drohende Kathastrophe und die Interessen der Revolution verlangen, so erkennen wir doch seine Bedeutung im gegenwärtigen Momente vollständig an und glauben, daß er jetzt mehr politische Machtbesitzt, als zu der Zeit, da er im ungarischen Reichstage saß. Kossuth verdunkelt seine großen politischen Leistungen und seine glänzenden geistigen Eigenschaften durch ein allzulebhaftes und einseitiges Nationalgefuhl, das mit den freisinnigen, kosmopolitischen Tendenzen dieses Jahrhunderts und den Bedürfnissen der Revolution im Widerspruche steht. Der Schwerpunkt der Weltgeschichte liegt für ihn in Ungarn, und der ganze Krieg hat nach seinem Ermessen vorzugsweise die Bedeutung, Ungarn und Polen zu befreien. Nun, das ist im Ganzen nicht unrichtig. Die Befreiung Po-

lens und Ungarns würde nur mit der vollständigsten Vernichtung der russischen Macht zu bewerkstelligen sein, und dies wäre gleichbedeutend mit einer Republikanisirung Europa's.

Aber die ganze Sache wird wohl da aufhören, wo Kossuth sie anfangen will. Für den jetzigen Moment ist Kossuth's Position eine sehr günstige und nützliche, indem er an einem populären Gegenstande beweist, daß die Politik Englands sich ändern müsse, um zu einer Aenderung der Kriegsführung zu gelangen. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß Sebastopol nicht in der Krim, sondern in London selbst genommen werden müsse, durch einen entscheidenden Sieg des Volkes über die Aristokratie. Dies ist die ganze Tendenz seiner prophetischen Kritiken, und hier ist gerade der Punkt, auf den Alles ankommt. Die Erschütterungen der äußeren Politik müssen entsprechende Erschütterungen der inneren Politik nach sich ziehen; dieses Gesetz der Geschichte wird sich auch in England wieder bewähren.

Sollte England einen Schritt vorwärts zur Republik und zur Freiheit thun, — und wäre es auch nur eine Erweiterung des Wahlrechtes, — so werden sich voraussichtlich im ganzen westlichen Europa ähnliche Reformbestrebungen geltend machen, und bei der Gährung, in welcher sich die öffentliche Meinung befindet, könnten große Erschütterungen nicht ausbleiben. Als im Jahre 1849 die letzten Reste der europäischen Freiheitsarmeen geschlagen wurden, befürchteten Viele, es werde wieder eine lange Zeit der Ruhe und Stagnation eintreten, wie von 1815 bis zu 1830 oder von 1830 bis zu 1848. Die großartigen Ereignisse der Gegenwart zeigen, daß diese Befürchtungen unrichtig sind und daß das jetzt lebende Geschlecht noch nicht von der Bühne der Weltgeschichte zurückzutreten braucht.

Moderne Moral.

Wir behandeln ein verfängliches und bedenkliches Thema. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß, je mehr man von Moral spricht, man desto weniger davon besitzt. Die moralisirenden Zeitalter waren gerade die Zeitalter der Frivolität und des Leichtsinns; die Satiren des Horaz und des Juvenil wurden in dem Jahrhundert der Nerone und Messallinen geschrieben und ein Bossuet und Fenelon theilten sich mit Mätressen in die Gunst der französischen Könige. Demnach muß es in Amerika nicht gerade besonders mit der Moral stehen, denn es wird hier ein gewaltiges Aufsehen davon gemacht, und nicht nur die Kirchen, sondern auch die Kapitole hallen von Moral wieder. Die Moral nimmt das gesellige Leben, nimmt sogar die Politik in Beschlag, und Temperenzgesetze, Sonntagsverbote u. s. w. beweisen den moralischen Eifer unserer Gesetzgeber. Die Moral theilt sich in diesem Lande der Dollars und Cents mit dem Gelde in die Herrschaft

über die öffentliche Meinung, und wer keine Moral besitzt, wird von den moralischen Leuten fast ebenso verachtet, als wenn er kein Geld hat. Die Moral ist ein Kapital, welches man überall verwerthen kann, in der Politik, wie im Handel, und welches überall gute Zinsen trägt. Daß man deshalb in diesem praktischen Lande viel von Moral hält, ist erklärlich; in Amerika liebt man sogar den Ruhm und die Freiheit, wenn man damit Geschäfte machen kann.

Die Moral ist übrigens ein bequemes und gefügiges Ding, das sich nach den Umständen und Verhältnissen zu richten weiß. Sie ist nichts Ewiges und Unveränderliches, keine absolute, logische Regel; man kann ihre Geschichte schreiben und verschiedene Perioden und Entwickelungsstufen derselben unterscheiden. Sie ist der Spiegel, in dem sich das Volk beschaut, und das Bild, das in diesem Spiegel erscheint, verändert sich mit den Zügen und dem Charakter des Volkes.

Die Moral der alten Indier war die absolute Ruhe und Unbeweglichkeit. Sie stimmte mit dem tropischen Klima und der Passivität des indischen Volkscharakters überein. Wie es der höchste Wunsch des indischen Dichters war, in dem Kelche einer Lotosblume sich zu wiegen und dort im süßen Nichtsthun zu träumen; wie es die höchste Weisheit des Philosophen war, immer in Betrachtung seines eigenen Selbst versunken zu sein: so bestand die ganze Moral des Volkes in Passivität und Hingebung, und der höchste Akt der Frömmigkeit war die gänzliche Aufopferung aller Selbstständigkeit und Thätigkeit. Säulenheilige, Wittwenverbrennungen und dergleichen Schwärmereien entsprangen aus dieser Moral, die das thätige, strebende Geschlecht dieses Jahrhunderts nicht mehr begreift.

Die hellenische Moral bestand in der Schönheit, in der geistigen und körperlichen Schönheit, in der harmonischen Ausbildung aller Theile und Fähigkeiten des menschlichen Körpers. Die Schönheit zu genießen und selbst schön zu sein, dies war griechische Moral, und aus dieser Moral entstand jene schöne Götterwelt, welche noch heute das Ideal der Dichter bildet. In Griechenland war der Mann am tugendhaftesten, welcher am glücklichsten war; die Frömmigkeit bestand in der Kunst zu genießen, in der Fähigkeit zum Vergnügen, und der Kultus der Aphrodite und des Apollon war eine feierliche Aufforderung zur Liebe und zum Glücke.

In dem alten Rom bestand die Moral im Patriotismus, im Stolze, ein Römer zu sein, in dem Bestreben, seinem Vaterlande zu nutzen und zu dienen, in der Aufopferung und Hingebung an den Staat. Nicht als Mensch dünkte sich der Römer groß und edel, gleich dem Griechen, sondern als Bürger seines Staates. Die römische „Virtus" ist mehr ein politischer als ein religiöser Ausdruck und bezeichnet die Tüchtigkeit des Mannes in seinem Verhalten zum Staatsleben. Die größte Schande bestand in Rom darin, seinen öffentlichen Pflichten nicht zu genügen; die größte Belohnung war eine Anerkennung von Seiten des Staats; die größte Strafe die Verbannung aus Rom. Der Römer lebte nicht für seine Familie, nicht für sich selbst.

sondern für den Staat; und selbst die Religion war von öffentlichem politischen Charakter und forderte Alle zur Erfüllung der politischen Pflichten auf. Mit der alten republikanischen Verfassung mußte natürlich auch die Moralität des römischen Volkes zu Grunde gehen.

Das Christenthum mit seiner schauerlichen Doktrin von der Erbsünde trübte die Reinheit der alten heidnischen Moral. Die Griechen und Römer hatten nicht einmal den Begriff der Sünde; ihnen fehlte sogar das Wort; sie standen zu hoch und frei, um solch ein häßliches Wort in ihrer Sprache zu haben. Sie hatten Verbrechen, denen die Nemesis folgte, die unfehlbare, unerbittliche Nemesis; aber der demoralisirende, entwürdigende Begriff der Sünde paßte nicht zu der Schönheit und dem Glücke des hellenischen Lebens und zu der Kräftigkeit und der Mannhaftigkeit des Römerthums. Die Sünde ist ein gemeines Wort und eine gemeine Sache; es gehört die Phantasie eines Nonnenklosters und Scheiterhaufens dazu, ein solches Wort zu erfinden. Die Alten faßten das Verbrechen mehr als ein Unglück auf; es war bei ihnen eine Krankheit der Natur und der menschlichen Gesellschaft, für welche die einzelnen Menschen die Strafe und das Unglück traf. Aber die christliche Sünde ist eine innere, sittliche Verworfenheit, eine moralische Niederträchtigkeit, welche nicht auf die objektive Gerechtigkeit, sondern nur auf die subjektive Gnade angewiesen ist. Am verworfensten kommt der Begriff der Sünde in der Theorie der Erbsünde vor. Dies ist fürwahr die scheußlichste und niederträchtigste Theorie, welche jemals Aberwitz und Phantasie erdacht hat. Die Sünde der Stammeltern des Menschengeschlechtes soll sich vererbt haben von Kind zu Kind; alle Menschen sind sündhaft und verdammt von Anfang an; sie können sich nicht selbst retten durch Festigung des Selbstbewußtseins, durch Reinigung der Leidenschaften, durch Läuterung der Ueberzeugungen; nein, nur die Gnade Gottes und der Glauben kann helfen. Dies ist die größte Unmoralität, welche jemals gelehrt worden ist; sie ist eben so sehr eine Beleidigung der absoluten Gerechtigkeit, wie der persönlichen Menschenwürde. Dieser Begriff der Erbsünde liegt der ganzen christlichen Moral zu Grunde und hat die guten Lehren des Christenthums, die Lehren der Liebe, Duldung und Freundschaft in Haß und Verfolgung umgewandelt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Moral der christlichen Völker weit von der Höhe und Reinheit der sittlichen Ueberzeugung, welche wir bei den hervorragenden Völkern des Alterthums finden, herabgesunken ist.

Die antike Moral bestand in Handlungen; sie feuerte zu patriotischen, ehrenvollen Thaten an; sie stärkte die Thatkraft und den Muth des Mannes; sie wies ihn an, Ruhm, Ehre und Glück zu suchen; der Lorbeer und das Lied des Dichters krönte die Siege der Moral. Aber die christliche Moral besteht nicht in Handlungen, sondern in Empfindungen; Liebe und Glaube sind die Pfeiler der christlichen Moral, Dulden und Entsagen die Triumphe derselben, Märtyrerkronen liegen statt des Lorbeers auf ihrem

Altare. Während die Göttinnen der Griechen, die ernste Pallas Athene, die rosige Aphrodite in aller Fülle der Schönheit, der Jugend und des Glückes prangten, ist die Madonna der Christen ein Schmerzensbild, mit sieben blutenden Wunden in der Brust. Die Bilder der christlichen Kirche stellen am häufigsten Hinrichtungsscenen dar und die Kirchen sind in Gestalt der scheußlichsten Hinrichtungswerkzeuge, des Kreuzes, des Rostes oder dergl. gebaut. Hinrichtungen und Foltern sind die hauptsächlichsten Mysterien des Christenthums, Armuth und Ehelosigkeit die vornehmsten Empfehlungen desselben, das Unglück und die Verzweiflung die Mittel der christlichen Propaganda. Der letzte Rest des Selbstvertrauens, der persönlichen Kraft und Würde, der Unabhängigkeit der Ueberzeugungen, wird durch das Christenthum aus dem Menschen verbannt; die christliche Moral läßt den Menschen als ein hülfloses Wrack auf den Wellen des Lebens zurück, welches nur durch ein Wunder gerettet werden kann. Die Zeit des Mittelalters, die spezifisch-christliche Zeit, ist der beste Beweis dafür. Welch' eine dunkle, verworrene Zeit, welch' eine Verwilderung der Politik, welch' eine Demoralisation der Sitten! Es schien in der That, als wenn die christliche Theorie von der Erbsünde für einige Jahrhunderte Wahrheit geworden wäre, als wenn die nacheinander folgenden Generationen schon bei der Geburt verdammt und verflucht gewesen wären. Von Moral ist im Mittelalter kaum mehr die Rede, denn jede Volksklasse hatte eine besondere Moral; die Moral des Ritters war, die Kaufleute zu plündern und Juden zu schinden; die Moral des Bürgerstandes bestand im Schachern und Wuchern; die Moral der Priester im Ehebruche und der Inquisition.

Die Menschheit schien alle Ordnung, allen Zusammenhang verloren zu haben; die Staatenbildung des Mittelalters ist ein sonderbar zusammengeflicktes Monstrum; der Kaiser herrscht und Niemand will ihm gehorchen; der Ritter auf seiner Burg ist sein eigener Herr und der Bürger in den Städten hat sein eigenes Recht und seine eigene Verfassung. Daneben breitet die Kirche ihr hierarchisches Netz über die Menschheit, so daß über einem und demselben Territorium oft fünf bis sechs verschiedene Souveränitäten herrschten. Diese Verwirrung bildete allerdings nur den Uebergang zu dem Individualismus des modernen Staatslebens, aber für eine Uebergangsperiode war diese Zeit ziemlich lange, und wir wollen wünschen, daß die letzten Spuren derselben bald gänzlich verschwunden sein werden.

Wir unterscheiden von der antiken und christlichen Moral die moderne Moral als dritte Stufe, die Moral, deren Angelpunkt der Dollar ist, deren Motto lautet: „Geld ist Macht, Tugend und Freiheit." Diese Moral hat so wenig vom Christenthume und von der christlichen Moral an sich, wie von griechischer oder römischer Moral; sie ist ein Produkt der Neuzeit und ihrer materiellen Interessen, ein Produkt des Dampfes, der Massenarbeit, der Conzentration der Kapitalien und Arbeitskräfte. Die gegenwärtige

Zeit ist vorwiegend materialistisch; nicht nur das politische und gesellschaftliche Leben, der Handel und der Verkehr, sondern selbst die Wissenschaft, selbst die Naturforschung und Philosophie, ist materialistisch, und daher muß auch die Moral dieser Strömung des Jahrhunderts folgen. In Europa hat sich dieselbe noch nicht so stark ausprägen können, wie in Amerika, weil in Europa noch zu viele Reminiscenzen aus dem Mittelalter vorhanden sind, welche die einseitige materialistische Richtung der Neuzeit in vielen Beziehungen modifiziren. Aber in Amerika ist diese Richtung mit der größten Consequenz und Vollständigkeit eingeschlagen; hier herrscht das Geld mit einer absoluten Gewalt, und die Politik, wie die Religion muß sich den Einflüssen desselben beugen. Man mag soviel von christlicher Moral sprechen, wie man will, es ist unrichtig, christliche Einflüsse in der amerikanischen Moral zu sehen; dies ist nur ein Name und eine Phrase, welche ohne Sinn und Bedeutung durch die Gewohnheit unter der Masse des Volkes erhalten wird.

Während in Europa noch heute theilweise Geburt, Rang, Kenntnisse u. dgl. neben dem Gelde nothwendig sind, um eine angesehene Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, um die Genüsse der Civilisation vollständig benützen zu können, um sich vollständig socialer Freiheit und Unabhängigkeit zu erfreuen; braucht man in Amerika dazu nichts, als das Geld. Dies mag gegen die mittelalterlichen Zustände Europa's ein Fortschritt sein, aber es ist jedenfalls ein Fortschritt durch eine sterile und unfruchtbare Wüste, welche hoffentlich bald von der Menschheit durchschritten ist. Der Allmacht des Geldes beugt sich die Moral des Volkes und der öffentlichen Meinung; ja man kann sagen, derjenige, welcher Geld hat, ist in Amerika moralisch, und wer kein Geld hat, wird mit dem Stempel der Unmoralität bezeichnet Dies ist die Anschauungsweise des Volkes; man mag sie mit patriotischen Gefühlen oder religiösen Hypothesen übertunchen, das tägliche Leben führt uns in jedem Augenblike wieder darauf zurück.

Fürwahr, wenn ein Zweig der Poesie in Amerika gepflegt werden könnte und sollte, so ist es die Satire. Der amerikanischen Religiosität, dem Patriotismus, dem nativistischen Selbstgefühle ist das alte Wort des Horaz anzuwenden: „Schwer ist es, keine Satire zu schreiben.„ Jeder Blick in das amerikanische Leben verräth uns so viel Unterordnung unter die materiellen Interessen, so viel Dienstbarkeit gegen das Geld, eine solche naive Oeffentlichkeit der Gewinnsucht, daß wir das alltäglichen Leben bloß abzuschreiben brauchen, um eine Satiree auf die Grundsätze der Constitution und Unabhängigkeitserklärung zu haben. Gewiß, nächst dem Manne, der sich keinen Dollar zu verdienen weiß, gibt es kein ärmeres und unglücklicheres Geschöpf, als der Mensch, dessen höchster Wunsch der Besitz des Dollars ist, und der dem Dollar sein ganzes Leben und alle seine Thätigkeit widmet. Dies ist das größte Unglück, welches einem Menschen begegnen kann, wenn er seine Thätigkeit nicht für geistige Zwecke, sondern auf die Mittel zu sei-

nem materiellen Unterhalte verwenden muß, und da hier in Amerika dies im Allgemeinen der Fall ist, so können wir schon aus dieser einzigen Thatsache die kalte Gemüthlosigkeit und die steife Ungeselligkeit des hiesigen Lebens uns erklären.

So verhaßt und erbärmlich auch die Herrschaft des Geldes bei allen Veranlassungen erscheint, und so gemein die moderne Moral sich in allen Beziehungen des socialen und politischen Lebens zeigt: so ist doch nicht zu verkennen, daß der Weg zur Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen dadurch gelegt wird. Die Herrschaft des Geldes nivellirt alle menschlichen Verhältnisse; das Geld bestimmt den allgemeinen Werth für die menschlichen Handlungen und Persönlichkeiten; alle anderen Standesunterschiede und Ungleichheiten werden dadurch aufgehoben. Die Herrschaft des Geldes hat in der moralischen Welt ungefähr dieselbe Bedeutung, welche die Herrschaft der Majoritäten und das allgemeine Wahlrecht in der Politik hat; es ist die formelle, abstrakte Gleichheit der Menschen dadurch ausgedrückt. Es werden die Menschen nicht nach ihrer Wesenheit, nach ihren Qualifikationen, nach ihrer Individualität betrachtet, sondern nach Ziffern und Zahlen. Man fragt nicht darnach, welche politische Partei das Recht, die Interessen, die Civilisation eines Volkes vertrete, sondern, welche die meisten Köpfe zähle. Man fragt nicht nach der moralischen Kraft, nach den Kenntnissen und Anlagen eines Menschen, nach dem Genius, der in ihm wohnt, sondern der Ziffer der Geldsumme, die er besitzt. Dies ist das absolute Schätzungsmaß, welches an alle Verhältnisse angelegt wird. Man sieht, es ist nichts von dem mittelalterlichen Sonderungsgeist, von seinem Stände-, Zunft- und Kastenwesen in der modernen Moral vorhanden. Es ist die Freiheit darin enthalten, aber in einer unentwickelten und abstrakten Weise, die Freiheit mehr in negativer, wie in positiver Weise; man könnte sagen, das Nivellement zum Baue der Freiheit ist gelegt, aber die Freiheit selbst ist noch nicht gebaut. So bildet also die moderne Geldmoral den Uebergang zu der Moral der Zukunft, zu der Moral des Selbstbewußtseins, der individuellen Freiheit und Ueberzeugung, zu einer Moral, die auf die Erkenntniß und speziell auf die Selbsterkenntniß gebaut ist, zu einer gewissenhaften Moral, in welcher sich das Gewissen auf das Wissen stützt. Diese Moral wird die Menschheit wirklich gesittet machen, sie wird den Humbug und Schlendrian der öffentlichen Meinung beenden; sie wird die wahre Sittlichkeit an die Stelle der erheuchelten Moralität stellen, und die Menschheit wieder zu der Schönheit und Würde des alten Hellenenvolkes zurückführen.

Eine kleine Erzählung

Die französischen Hugenottendörfer zeichnen sich noch heute durch vielfache Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten vor den Sitten und Gebräuchen der katholischen Landbevölkerung aus. Man glaubt oft, wenn man diese Eigenthümlichkeiten und Unterschiede beobachtet, noch zu den Zeiten der Waldenser und Albigenser zu leben, wo die Ketzer sich vor der Inquisition und der feudalen Barbarei in stille, abgelegene Thäler flüchteten, und dort in ihrem einfachen, anspruchlosen Dasein einen wohlthuenden Gegensatz zu den Verirrungen und Verwilderungen des Zeitalter des Faustrechtes bildeten. In der Tracht, in den Sitten und Gebräuchen, in ihrem socialen Leben und den Aeußerungen der Freundschaft und Zuneigung zeigen die Bewohner der Hugenottendörfer etwas Naives, Unmittelbares, Natürliches, welches man sonst in dem koketten und frivolen Frankreich, selbst nicht einmal auf dem Lande, findet. Sie halten sehr zusammen, sie bilden nicht nur eine religiöse, sondern auch eine sociale Gemeinschaft, und suchen ihren Ruhm darin, sich durch Wohlstand, Fleiß, Nüchternheit und Abwesenheit von Verbrechen vor der Nachbarschaft auszuzeichnen. Der Gesang wird unter dem heranwachsenden Geschlechte sehr gepflegt, und wenn man am Sommerabend durch die Wälder des Jura oder der Vogesen wandert, so hört man oft einen kunstlosen, vierstimmigen Gesang ernsten Inhalts, der sich von den kecken, verwegenen, frivolen Liedern der französischen Jugend sehr unterscheidet. Man hört an den Gesängen gleich, daß man sich in der Nähe von Hugenotten-Wohnungen befindet und wenn man in das Dorf eintritt, sieht man an der Reinlichkeit, welche rings umher herrscht, an den saubern Gärten und Hecken, an den weißen Häusern, daß hier nicht das Kreuz am Wege steht, das die Menschen auch heute noch durch das Leben schleppen müssen. Die Tracht der Frauen und Mädchen ist von der gewöhnlichen Bauerntracht verschieden; namentlich die Haube, das „Bonnet d'Huguenot" ist noch heute dasselbe, wie zur Zeit des Ediktes von Nantes, und die jungen Mädchen legen sehr viel Werth auf die goldenen Flittern und Blumen, auf die seidenen Schleifen und Bänder, welche phantastisch die Stirn umflattern. Führt Euch ein Freund in ein Hugenottenhaus ein, so müßt Ihr Euch einer seltsamen und in unserem Zeitalter sehr ungewöhnlichen Sitte fügen; Ihr müßt das ganze weibliche Personal des Hauses auf den Mund küssen, eine Sitte, die in den meisten Fällen zu uberwinden ist. Denn die Hugenottenmädchen sind gewöhnlich frisch und artig, und wenn man mit ihnen spricht, bemerkt man trotz ihrer Naivität doch gewöhnlich etwas mehr Erziehung, als man sonst unter dem Bauernstand in Frankreich findet.

In den letzten südlichen Ausläufern des Vogesen-Gebirges, wo man zu der Ebene hinabsteigt, welche den Jura von den Vogesen trennt, liegen nahe zusammen drei Hugenottendörfer, durch dunkle Wälder und unwegsames Gebirg fast von der übrigen Menschheit getrennt. Die Leute, welche hier wohnen, bilden fast eine Welt für sich; sie verkehren miteinander, heirathen untereinander, und machen sich selbst das Leben zurecht, wie sie nur immer können.

Selten sieht man sie auf dem Tanzboden und den Wirthshäusern der Umgegend; seltener noch vor dem Polizeirichter oder der Jury; sie lieben nicht einmal mit ihren Nachbarn zu prozessiren, und dies ist doch sonst eine allgemeine Leidenschaft der französischen Bauern. Das Dorf Clairegoutte, so genannt wegen seiner klaren trefflichen Brunnen, ist der Mittelpunkt dieser kleinen Colonie; hier steht die Kirche, freilich etwas baufällig und zerfallen, aber daneben das neue Schulhaus, ganz von Stein gebaut, mit hohen, freundlichen Fenstern, umschwärmt von einer Schaar froher, spielender Kinder. An der Ecke des winkligen Marktplatzes, dicht neben der Schule, steht ein kleines, niedriges Haus, dessen Dach bis zur Thüre hinab reicht; ein kunstlos gemaltes Schild zeigt uns, daß hier ein Kämerladen ist, eines jener dörflichen Geschäfte, wo der Bauer Alles und Jedes kaufen kann, ein Bazar, der für alle Bedürfnisse der ackerbauenden Bevölkerung genügt. Es ward uns schon Manches von dem alten Sonderling erzählt, der hier zwischen Kaffee und Zucker, zwischen Holzschuhen und alten Kalendern sein Leben zubrachte. Petit Jean, der Besitzer dieses großartigen Geschäftes, war in der ganzen Nachbarschaft bekannt und trotz mannigfacher dunkler Gerüchte, welche über ihn im Volk cirkulirten, beliebt. Er galt für reich, und diese Annahme schien durch die spärliche Lebensweise, der er von Kindheit gehuldigt, bestätigt zu werden. Wenigstens waren ihm alle im Dorfe lebenden armen Leute schuldig, und er wartete immer bis zur Zeit der Erndte, ehe er mahnte. Aber er ging nie zur Kirche, und dies hatte den Katholiken auf der andern Seite des Berges schon oft Stoff zu allerlei verdächtigen Gesprächen gegeben. Auch hatte der Unterpräfekt in der nächsten Stadt schon oft die Polizei nach dem Petit Jean gefragt, und je weniger die Gensd'armen über ihn zu sagen wußten, desto bedenklicher schüttelte er seinen Kopf. Alles dies hatte den Bewohnern des Arondissements schon oft Stoff zu argwöhnischen Vermuthungen gegeben; aber Petit Jean schien davon nichts gehört zu haben; er war gegen Jedermann freundlich und leutselig, und wußte jedem Kunden, der in seinen Laden kam, ein freundliches Wort zu sagen, und wenn dieser auch nur für einen Centime Schnupftaback kaufte.

Wenn man von Petit Jean auch allerlei Sonderbarkeiten erzählte, ihn einen Geizhals hieß und sogar sagte, er sei kein Christ und das Abendmahl käme niemals über seine Lippen, so war doch über sein Mündel, die schöne

Amelie, nur eine Stimme des Lobes und der Verwunderung. Amelie war die Tochter von Petit Jean's Schwester, eine vater- und mutterlose Waise, die dieser wie sein Kind hatte aufziehen lassen und wie seine eigene Tochter liebte.

Amelie war unstreitig die schönste Jungfrau im Dorfe, und das wollte viel sagen, wenn man die jungen Burschen und die töchterreichen Mütter hörte. Sie war etwas größer als die französchen Damen im Allgemeinen; ihr Wuchs war schlank und elegant; ihre Bewegungen gewandt; auf ihren Wangen strahlte Gesundheit und Jugend, und ihre schwarzen Augen verriethen Leidenschaft und Energie. Und nicht nur schön war Amelie; sie war auch gut und brav; sie arbeitete eben so gern, wie sie sang oder tanzte, und war gegen die armen Leute freundlicher als gegen die reichsten Bauernsöhne, welche ihr den Hof machten. Und daß es von diesen keine geringe Zahl gab, kann man sich wohl denken. Amelie war die Sehnsucht manches hübschen, schmucken Burschen; der Ruf ihrer Schönheit erfüllte wenigstens ein Dutzend Dörfer, und wenn das Jahresfest in Clairegoutte war, kamen die jungen Leute der ganzen Umgegend in ihrem Sonntagsputz, um Amelie zu sehen und mit ihr zu tanzen. Einer besonders bemühte sich um die Gunst des Mädchens, der älteste Sohn des Postmeisters drüben an der Landstraße, ein lustiger, prächtiger Junge, den die durchreisenden Weinhändler den „Postillon von Lonjumeau" nannten. Wilhelm schien allerdings keinen Nebenbuhler fürchten zu müssen, weder in Bezug auf seinen Spitznamen, noch in Bezug auf die Gunst des Mädchens, denn Niemand in der ganzen Umgebung konnte ihn an den Eigenschaften überbieten, welche jungen Männern die Gunst der Frauen erwerben. Wenn er die Pariser Post fuhrte, die damals aus Mangel an Eisenbahnen von Dijon aus auf der Landstraße weiter geschafft wurde, so sahen alle Mädchen an der Straße zur bestimmten Zeit aus dem Fenster, und niemals kam er nach Hause zurück, ohne eine frische Rose oder eine bunte Schleife im Knopfloch.

Die sechs Rosse schienen unter seiner Leitung besonderes Feuer zu entwickeln; die Funken sprühten unter ihren Hufen und wenn im Sommer der Staub aufwirbelte, flog Wilhelm mit dem schweren Wagen schnell vorüber und ließ den nach ihm Kommenden die Staubwolke zurück. Wie er der erste Rosselenker auf der Landstraße war, so war er auch der erste Zecher im Wirthshaus; er war immer der Munterste und Lustigste in der ganzen Gesellschaft, und die andern Burschen des Dorfes hörten gern seinen Scherzen und Liedern zu. Es konnte nicht fehlen, daß Wilhelm schon manche kleine Liebschaft durchgemacht, schon manche unüberlegte Schmeichelei gesagt hatte; war er doch reich und hatte sein Vater doch zwanzig wohlgenährte Rosse auf seinem Hofe — und Reichthum gilt vielleicht in der Idylle des Dorflebens noch mehr, wie in dem Wirrwarr der großen Städte. Aber Amelie schien auf ihn mehr Eindruck gemacht zu haben, wie die andern Louisen und Jeanetten der Umgegend, und die scharfsichtigen

Frauen der benachbarten Dörfer hatten bald herausgebracht, daß Wilhelm und Amelie miteinander versprochen seien.

Es kam der Maitag heran und Alles bereitete sich vor, den Maiensonntag, das Fest des Frühlings und der Liebe, zu feiern. Nach einem harten, langen Winter, der manches armen Mannes Antlitz bleich und mager gemacht hatte, war die Freude über den beginnenden Frühling ungewöhnlich groß, und schon mehrere Tage vor dem langersehnten Volksfeste sah man freudige und aufgeregte Mienen. Am Abende vorher war Wilhelm in das Dorf gekommen, um dort das Fest zu feiern, und dies galt den einfachen Landbewohnern schon für ein unzweifelhaftes Zeichen, daß zwischen Amelie und ihm Alles richtig sei. Wilhelm sah in seiner sammtenen Jacke und rothen Weste prächtig aus, und es war wohl kein Mädchen im Dorfe, der nicht das Herz höher schlug, wenn er mit ihr sprach.

Die Beiden waren im Garten, pflückten Blumen, lachten und scherzten auf die vertrauteste Weise miteinander. Da trat zu dem Mädchen ein seltsames Wesen heran, der „arme Jakob," wie er von den Nachbarn genannt wurde, der Gegenstand des Spottes im Dorfe, eine unglückliche und bedauernswerthe Figur. Sein Körper war allerdings nicht anders mißgestaltet, als daß er etwas hinkte, aber seine ganze Haltung und seine Züge drückten eine Blödigkeit aus, welche jeden Spott und jede Bosheit ermuthigte. Jakob war arm, sehr arm; sein Vater war als ein alter Invalide gestorben, seine Mutter hatte er nie gekannt; die Schule hatte er selten gesehen; ohne Geld, ohne Erziehung, ohne Verwandte und Freunde, ohne Körperkraft, die ihn bei seinen Kameraden gegen Spöttereien vertheidigen konnte, war der „arme Jakob" schon in den ersten Jahren des Jünglingsalters, in dieser Zeit des ungetrübten Leichtsinns, ein blödes, menschenscheues Wesen, das sein ärmliches Nachtlager allabendlich mit Thränen benetzte. Er „gewann sein Leben," — so sagt man in Frankreich, ähnlich, wie in Amerika, — durch Arbeit in einer der großen Baumwollenspinnereien, welche in den Thälern des Jura und der Vogesen häufig sind; vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend saß er am Jacquardstuhl zwischen Männern und Frauen, zwischen Kindern und Greisen, zwischen dem Elende in allen Formen und Gestalten, und die mechanische Thätigkeit erlaubte weder dem Verstande noch der jugendlichen Phantasie ihre natürliche Entwickelung. Schlug dann spät Abends die Vesperglocke, dann spielte der arme Jakob nicht mit den Gefährten seines Elendes, die nur Worte des Spottes und kleine Mißhandlungen für den hülflosen Knaben hatten; er schlich sich einsam in den Wald oder in die ärmliche Hütte, die er bewohnte, und hing dort Träumereien nach, welche zu seiner Lage paßten. Solche Gestalten, wie den armen Jakob, sieht man in den französischen Fabrikdistrikten vielfach.

Der arme Jakob trat mit verlegenem Gesichte und mit niedergeschlagenen Augen vor das Mädchen, und wußte, als er vor ihr stand, kein Wort

hervorzubringen. Amelie sagte ihm mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit guten Abend, während Wilhelm schon die Börse ziehen wollte, um dem vermeintlichen Bettler eine kleine Gabe zu reichen. „Laß dies", sagte das Mädchen abwehrend; „Jakob ist arm, aber kein Bettler." Darauf redete sie dem blöden Menschen zu, sein Anliegen zu offenbaren; sie sprach gütig und freundlich zu ihm, so daß er endlich den Muth gewann, zu reden. „Sie waren immer gütig gegen den armen Jakob", sagte er; „sie haben ihn nicht verspottet und verhöhnt, wie die andern Leute im Dorfe, und ich dachte, ich dürfte mir eine Bitte erlauben. Morgen ist Maiensonntag. Wollen sie nicht dem armen Jakob den Gefallen thun, und diese Haube am Feste tragen?"

Mit diesen Worten überreichte er dem Mädchen ein Paket. Amelie schaute ihn verwundert, Wilhelm unwillig an. Jakob wollte sich entfernen, doch man hieß ihn bleiben. Sie öffnete das Paket und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, als sie einen Putz sah, der kostbarer war, als man jemals im Dorfe gesehen. Welch eine prächtige Hugenottenhaube! Da flimmerte Alles von Sammet und Seide; mit Gold und Silber war sie durchwirkt; künstliche Blumen waren daran befestigt; kurz, es war ein Prachtstück, das der geringsten Schätzung nach wenigstens funfzig Franken, eine erstaunliche Summe in dem kleinen Dorfe, kosten mußte.

Wie kommst du zu dieser Haube? fragte Wilhelm in einem barschen Tone, der die Gedanken, die er dabei hatte, verrieth. „Jakob, was ist das wie soll ich das begreifen?" fragte Amelie, und in dem sonst so freundlichen Tone ihrer Stimme lag eine Andeutung von Zweifel. Dem armen Jakob fehlte in diesem kritischen Momente die Beredsamkeit. Wilhelm wurde durch Jakob's Verlegenheit nur noch mehr in dem Verdachte bestärkt, daß dieser auf eine unehrenhafte Weise zu dem Schmucke gekommen sei; er sprach barsch und rauh mit dem armen Schelm, der zuletzt keine andere Antwort wußte, als in einen Thränenstrom auszubrechen. Vergebens suchte Amelie Wilhelms Ungestüm zu mäßigen oder den Knaben zum Reden zu bringen. Der Wortwechsel zog den Onkel herbei; Petit Jean trat zu der verlegenen und verwirrten Gruppe heran, und Amelie erzählte ihm den Vorfall. „Ein sonderbares Geschenk", sagte der alte Krämer; „ich kann mir nicht denken, wie der arme Jakob zu einer solchen Geldsumme gekommen ist, um diesen Schmuck zu kaufen. Und doch, —warum soll man immer von die Armuth das Verbrechen erwarten? Er fragte den Knaben dann, wie er zu dieser Haube gekommen sei, und welche Absichten ihn bei dem Geschenke leiteten. Jakob gewann bei den treuherzigen Worten des Alten Muth, und erzählte ihm, daß er ein halbes Jahr Tag für Tag von seinem ärmlichen Fabriklohn sich einige Sou gespaart habe, um dies Geschenk für das Maifest zu kaufen; er bat um Gotteswillen und unter den reichlichsten Thränen, daß man doch die Gabe annehmen möge. Wilhelm lachte spöttisch zu dieser Erzählung, doch Amalie hätte fast weinen mögen. „Wie"? sprach sie zu ihm, „du hät-

test deine Armuth noch ärmer gemacht, um mir eine Gabe zu bringen? Armer Jakob! Wie oft habe ich die Leute bedauert, wenn sie Abends von der Fabrik kamen, diese bleichen, abgehärmten Gestalten mit kummervollen Gesichtern! Wenn Morgens um 4 Uhr, in dem bitterkalten Winter, die Fabrikglocke läutete, und ich die Arbeiter durch Schnee und Wind zur Fabrik gehen hörte, da dachte ich oft, wie viele Leiden bringt die Armuth und wie unglücklich ist es, arm zu sein. Und du hättest von der Noth und dem Elend, das dein Angesicht bleich gemacht und deine Gestalt fast verkrüppelt hat, die Mittel genommen, mir ein solch prächtiges Geschenk zu machen? Darf ich den mit den Leiden der Armuth mich schmücken?" „So machen es die Großen der Erde," sagte der Krämer. „Sie schmücken sich mit den Perlen, welche die Thränen der Armuth darstellen und ihr Purpur ist roth von dem Blute der Völker. Aber dies paßt nicht für die, welche selbst arm und klein sind. Doch Amelie behalte das Geschenk, ich will den armen Jakob von Kopf bis zu Fuß neu kleiden, und so bezahlen wir ein Geschenk mit dem andern. Der arme Jakob ist brav; Amalie mag Morgen am Maifeste wohl die schöne Haube tragen, und mit dem armen Jakob den ersten Tanz um den Maibaum machen. Ein solches Geschenk hat noch kein König erhalten."

Amelie wurde feuerroth im Gesicht, als sie die Haube des armen Jakob wirklich tragen sollte. Sie fürchtete einen Blick in die Motive dieses Geschenkes und die Seele des armen Knaben zu werfen. Aber sie wagte nicht dem Onkel zu widersprechen. Desto heftiger aber widersprach Wilhelm; er sagte, seine Braut dürfe kein Geschenk von Bettlern annehmen; wenn sie eine neue Haube wolle, gäbe es andere Leute, die sich eine Ehre daraus machen, ihr ein solches Geschenk zu reichen, und dergleichen harte Worte. Petit Jean nahm eifrig die Partei des armen Jakob, der verlegen zwischen der streitenden Gruppe stand, und nicht wußte, wohin er seine Blicke richten sollte. Indessen beendete der Krämer bald das Gespräch; es blieb bei seiner Entscheidung und Amelie mußte das Geschenk behalten. Der arme Jakob mußte den ganzen Abend bei dem Krämer bleiben; dieser versprach ihm, ihn aus der Fabrik hinwegzunehmen und als Gehülfen in seinem Laden zu verwenden. Als der Knabe spät Abends seine Hütte erreichte, benetzte er wieder sein ärmliches Lager mit Thränen, aber diesmal waren es nicht die Thränen der Armuth, sondern die der Freude und Dankbarkeit. Wilhelm aber blieb aus Zorn und Aerger den größten Theil der Nacht im Wirthshause hinter dem Weinglase.

Am andern Morgen beschien die schönste Maisonne das liebliche Frankreich; die Vögel sangen einem herrlichen Tage das Morgenlied. Schon früh verließ der arme Jakob sein Lager; er ging in den Wald, er stieg auf Berg, um dort den grünen, aufblühenden Bäumen und den Felsen ein Glück zujubeln zu können, das er den Menschen nicht sagen durfte. In der abgezehrten Gestalt wohnte eine glühende Leidenschaft; der arme Jakob hatte den ganzen harten Winter hindurch Hunger und Kälte gedul-

det, um dieser Leidenschaft ein Opfer bringen zu können, und doch wußte er, daß er von der Geliebten nie etwas Anderes hören werde, als ein Wort des Mitleidens und des Bedauerns. Der arme Jakob!

Als der Mittag kam, stieg der Knabe auf einen Berg, von dem er den Festplatz überschauen konnte. Sein scharfes Auge entdeckte unter den Tänzerinnen bald Amelie; richtig, sie hatte die neue Haube aufgesetzt; Jakob konnte dies an dem Scharlachroth erkennen. Wer war glücklicher, wie der arme Jakob?

Das Fest verlief indessen nicht ganz ohne Störung. Wilhelm war sehr entrüstet über die Haubengeschichte, welche bald im ganzen Dorfe bekannt wurde, und der schönen Amelie manchen spöttischen Blick zuzog. Sie hörte rechts und links höhnische Bemerkungen über ihre neue Eroberung, und wi müssen es zu ihrer Ehre sagen, daß diese Worte sie nicht ihrethalben, sondern Jakob's wegen verdrossen. Sie hätte gern das Geschenk abgelegt, allein sie fürchtete ihren Oheim zu beleidigen, der Jakob's Edelsinn auf das Nachdrücklichste vertheidigte; auch dachte sie, Jakob würde es gewahr werden, wenn sie sich seines Geschenkes schäme. Wilhelm hätte gern mit irgend Jemanden Streit angefangen, bloß um seinem Zorne freie Luft zu verschaffen; er bekümmerte sich nicht viel um Amelie, und wenn Jakob zufällig hereingetreten wäre, so hätte es gewiß Streit gegeben.

Aber Jakob mischte sich gar nicht in das Fest; er wandelte den ganzen Tag im Walde umher, und feierte vielleicht den fröhlichsten Maiensonntag auf dem Boden Frankreichs. Jedoch sollte der Tag schlimm für ihn enden. Als er Abends in seine armselige Wohnung kam, und sich kaum zur Ruhe gelegt hatte, traten die Diener der öffentlichen Gewalt herein und verhafteten ihn. Es war vor einigen Wochen ein Diebstahl von mehreren hundert Franken in der Fabrik begangen worden, und die Polizei nahm von dem ungewöhnlichen Geschenke Jakob's Veranlassung, ihn dieses Diebstahls zu beschuldigen. Dieses Ereigniß erregte ein großes Aufsehen im Hause des alten Krämers; Amelie hätte fast geweint, Petit Jean war außer sich vor Aerger, und schwur hoch und theuer, daß der Knabe unschuldig sei; aber was war zu machen? Der arme Jakob war ohne Geld und ohne Fürsprache; er mußte ins Gefängniß wandern. Vor den Assisen gelang es dem Staatsanwalt, die Schuld Jakob's wahrscheinlich zu machen; die Jury konnte sich nicht erklären, woher Jakob die Summe Geldes, welche zum Ankauf seines Geschenkes nothwendig war, hergenommen habe; sie konnte auch die Absicht des Geschenkes nicht begreifen, da weder Jakob noch die Familie des Krämers etwas von einem Verhältniß zwischen Amelie und Jakob wissen wollten: so war es erklärlich, daß ein Verdikt auf Schuldig abgegeben und Jakob zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt wurde.

Dies Ereigniß entfremdete den guten, aber etwas leichtsinnigen und geldstolzen Wilhelm dem Hause des Krämers; er suchte wieder seine alten Ver-

gnügungen und Bekanntschaften auf, und Amalie saß allein, und fand Zeit genug, sich über das boshafte Gerede der Nachbarn zu ärgern.

Die französischen Gefängnisse waren damals, Dank den politischen Verfolgungen der Contrerevolution, überfüllt mit Gefangenen und so kam es, daß der arme Jakob in eine und dieselbe Zelle mit einem bekannten Republikaner, der auf den Junibarrikaden gefangen wurde, — wir wollen ihn Louis nennen, — eingesperrt wurde. Wahrscheinlich hatten die Kerkermeister diesem durch die Gesellschaft des armen und verlumpten Jakob, der ihnen geisteskrank zu sein schien, den Aufenthalt im Kerker doppelt qualvoll machen wollen. Es kam aber ganz anders. Louis war ein Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben und einem tiefen, leidenschaftlichen Gefühle; er war nicht nur dem Kopfe, sondern auch dem Herzen nach ein Republikaner; er war Republikaner, nicht nur nach der Mode der Ehrgeizigen und Schwätzer, sondern weil er ein Mensch war und als Mensch fühlte und dachte. Die Langeweile der Kerkerhaft führte Louis bald zu Gesprächen mit dem armen Jakob; dieser faßte Vertrauen zu seinem neuen Freunde, und unterhielt sich offener und freier mit ihm, als es sonst seine Blödigkeit zuzulassen pflegte. Jakob erzählte einfach die Geschichte seines Unglückes, und interessirte dadurch seinen Nachbarn auf das Lebhafteste. Es lag in den ungeschminkten Worten des Knaben so viel Wahrheit, daß Louis darüber erstaunte, wie man ein Schuldig über ihn aussprechen konnte. „In der That," dachte Louis, „nicht Huon, der seine Geliebte durch alle Gefahren der Welt hindurch rettete; nicht die alten Ritter der Fabel, die mit Drachen und Zauberern kämpften, um die Geliebte zu befreien, können diesem armen Burschen an die Seite gesetzt werden, der dem Hunger und der Kälte die Mittel entlehnt, um der Freundin ein Geschenk zu machen, für das er nicht einmal ein Wort des Dankes, viel weniger der Liebe erwarten darf." Die Aufopferungsfähigkeit des armen Burschen war gerade so groß, wie die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, ein Verhältniß, das wenige Leute würdigen und begreifen können.

Louis benützte die unendliche Langeweile des Kerkers dazu, den Schulunterricht, den der arme Jakob nur spärlich genossen hatte, fortzusetzen, und er bemerkte bald, daß der Verstand des Knaben seinen Bemühungen über Erwarten entgegenkam. Man findet oft, daß wenn der Geist des Menschen in der frühesten Jugend wenig beschäftigt und ausgebildet wird, derselbe sich im späteren Jünglingsalter mit überraschender Schnelligkeit und Lebhaftigkeit entwickelt. So war es auch mit Jakob. Bisher war er immer mit der geisttödtenden, menchanischen Fabrikarbeit beschäftigt gewesen; die Stille und Muße des Gefängnisses war für ihn eine große Verbesserung seiner früheren Lage; unter der liebreichen Pflege seines Freundes entfaltete sich eine Blüthe des Geistes nach der andern, und Louis sah bald ein, daß der Geist des Knaben eben so weit und tief reichte, wie seine Gefühle und Empfindungen. Er sprach mit ihm über die Bestimmung des Menschen,

über die Schäden der socialen Einrichtungen, über die freie, glückliche Zukunft der Menschheit, über alle jene liebenswürdigen Schwärmereien, welche am Ende zu jeder politischen Tugend nothwendig sind, wenn sie uns auch in den Kerker oder das Exil führen. Niemals fanden diese Worte eine solche Andacht und Begeisterung. Das Elend hatte den armen Knaben gelehrt, jedes Wort zu begreifen. Seine Augen flammten bei den Mittheilungen des Republikaners, und manchmal konnte er sich nicht enthalten, daß ein Thränenstrom ihm über die Wangen floß. Der arme Jakob, — er hatte früher niemals geahnt, daß Menschen glücklich sein können.

Die schnelle geistige Entwickelung brachte bei Jakob auch eine merkwürdige körperliche Umwandlung hervor. Das Selbstgefühl, das sich seiner bemächtigte, gab seinem Antlitze einen männlichen Ausdruck; sein Auge bekam Leben; seine Haltung wurde stolz und aufrecht; seine Worte bestimmter und fester. Die Blödigkeit verschwand immer mehr und mehr; er fühlte sich als Mensch, und dieses Gefühl gab ihm Muth und Selbstvertrauen.

Während auf diese Weise die beiden Gefangenen nützliche und zufriedene Tage verlebten, bereiteten sich draußen große Ereignisse vor. Die in den Junitage besiegte Republik rollte immer schneller und schneller dem Abgrunde zu, und man konnte ohne große Profetengabe ihrem endlichen Untergange entgegensehen. Die verhängnißvollen Dezembertage kamen, und erregten neue, heftige Convulsionen in dem kranken Staatskörper Frankreichs. Für unsere beiden Gefangenen war die Katastrophe in sofern günstig, daß sie die Thüre ihres Kerkers öffnete; Volksaufstände in den meisten Departements beantworteten die That des zweiten Dezembers; auch in der Stadt, in welcher Louis gefangen war, wurde das Volk Herr, und holte im Kampfe die gefangenen Republikaner aus den Kasematten. Daß Louis den armen Jakob nicht vergaß, kann man sich denken; beide vertauschten die Muße ihrer Gefangenschaft mit revolutionärer Thätigkeit, und wenige Stunden nach ihrer Befreiung sah man sie schon auf der Barrikade.

Was nun folgte, ist mit wenigen Worten zu erzählen. Jakob hielt sich wie ein Mann, und erwarb sich die höchste Achtung seines Gefährten. Es war ja dem armen Burschen gleich, was aus ihm werden sollte; es lebte nur ein Gedanke, nur ein Gefühl in seiner Brust, und vor diesem Gefühle veschwanden alle Gefahren des Momentes.

Man kämpfte mehrere Tage; man zog von Schlucht zu Schlucht, von Thal zu Thal; man kam auch in die Nähe der Hugenottendörfer; Petit Jean mit seinen braven Leuten vereinigte sich mit den Insurgenten; aber die Uebermacht der von allen Seiten heranrückenden Truppen machte alle Anstrengung zu Nichte, und nach einem Treffen, dem unter Andern auch der brave Petit Jean zum Opfer fiel, mußten sich die Insurgenten zerstreuen. Die Meisten geriethen durch die Furchtsamkeit des Landvolkes und die Ungunst des Klima's in Gefangenschaft; unter den Wenigen, die sich retten konnten, befanden sich auch unsere beiden Bekannten.

Wenige Wochen später war Louis mit dem armen Jakob in London in Sicherheit. Louis hatte seinen Gefährten in der letzten Zeit als einen braven und tapfern Mann kennen gelernt; die Beiden liebten sich, wie Brüder, und wenn Jakob mit Ehrerbietung zu dem reiferen und gebildeteren Manne hinaufsah, so konnte Louis es sich nicht verhehlen, daß in Jakob eine edle und unverfälschte Naturkraft verborgen sei. Louis und Jakob waren unzertrennlich, und schwuren sich jeden Tag, daß sie niemals von einander lassen wollten. Mit dem armen Jakob war in kurzer Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Aus dem Knaben war ein Mann geworden. Man hat die Revolutionen die Lokomotiven der Weltgeschichte genannt. Sie sind es nicht nur für die Geschichte der Menschheit, sie sind auch die Lokomotiven der einzelnen Individuen, welche sich in den Strudel der Revolutionen stürzen. Der Kampf für die Freiheit verleiht Würde und Selbstbewußtsein; die Gefahren stärken den Muth und kräftigen den Charakter.

Die fortwährenden Siege der Reaktion veranlaßten die beiden Freunde, sich in Amerika eine neue Heimath zu suchen. Louis machte sein bedeutendes Vermögen flüssig, und bald betraten die Beiden den Boden der neuen Welt. Hier sehen wir sie fern im Westen auf einer bequemen, freundlichen Farm, welche die silbernen Wellen des Michigan-See's bespülen, ein arbeitsames, ruhiges und glückliches Leben führen. Die freien Verhältnisse Amerika's, die Frische, Rührigkeit und Regsamkeit, welche überall dort herrscht, die Raschheit des Werdens und Strebens unterstützte die geistige und körperliche Entwickelung des armen Jakob bedeutend, und in kurzer Zeit stand er als ein so kräftiger, unabhängiger Mann da, wie nur jemals auf amerikanischem Boden gewachsen.

Nach wenigen Jahren raffte jedoch ein heißer Sommer und die Cholera Louis hinweg. Jakob war untröstlich über den Verlust; erst als sein Freund im Sarge lag, empfand er ganz, wie viel derselbe ihm gewesen war. Louis hatte ihn zum Menschen, zum Manne gemacht; er hatte ihm menschliche Bildung gegeben und die Liebe zur Freiheit in die Brust gepflanzt.

Nach Louis Tode wurde es Jakob auf seiner Farm, wo ihn Alles an den dahingeschiedenen Freund erinnerte, unerträglich. Er beschloß eine Reise nach Frankreich zu machen; ein amerikanischer Paß und ein bedeutendes Vermögen, welches ihm Louis hinterlassen hatte, erlaubten ihm, dies Vorhaben durchzusetzen.

Welche Gefühle bestürmten Jakob, als er wieder seine Heimath sah! Jeder Berg, jeder Baum, jede Hütte war ihm ein alter Bekannter; er hätte die Erde unter seinen Füßen küssen mögen. Langsam ging er weiter; kaum wagte er in das Dorf seiner Kindheit einzutreten. Es war Abend; die Sonne ging mit glühenden Farben unter; die Vesperglocke tönte durch das Thal; die Bauern gingen von ihren Feldern nach Hause; sie grußten den fremden, vornehmen Mann und schauten ihm neugierig nach. Jakob

wagte kaum weiter zu gehen; die Füße zitterten ihm, wie einem Fiebernden. Als endlich die Fabrikglocke tönte, die ihn so oft von seinem ärmlichen Lager weg in den Schnee und den Sturmwind geschleppt hatte, da konnte er es nicht mehr aushalten; er setzte sich unter einen Baum und reichliche Thränen entströmten seinem Auge. Doch bald raffte er sich wieder auf; die Fabrikarbeiter füllten bei ihrem Nachhausegehen die Straßen des Dorfes; die Holzschuhe klapperten auf den Steinen, und Gelächter und Gesang ertönten aus dem Munde der Arbeiter und Arbeiterinnen, deren Jugendmuth noch größer war, als das tägliche Elend. Jakob erkannte unter den Arbeitern noch viele der früheren Kameraden. Die Bevölkerung der Fabriken wechselt nicht so schnell; wen einmal die Armuth zu diesem Zufluchtsmittel verdammt hat, der bleibt demselben gewöhnlich sein ganzes Leben hindurch verfallen; schon das Mädchen wird in die Fabrik geschickt; als Jungfrau geht sie in die Fabrik; als Mutter muß sie dort das Brod für ihre Kinder verdienen, und selbst noch die Greisin wankt dahin, wo sie ihre Kinder demselben Elende preisgegeben sieht, welches ihr eigenes Leben vergiftet hat. Oft meinte Jakob, er müsse den Fritz, den Karl oder Peter, die früher ihn zum Gegenstand ihres Spottes gemacht hatten, anrufen; aber eine erklärliche Scheu hielt ihn zurück. Wie erschrack er aber, als er unter den Arbeiterinnen eine wohlbekannte Gestalt erblickte, eine Gestalt, die der Phantasie des Knaben als Engel vorgeschwebt, die ihn in den Kerker und weit übers Meer begleitet hatte. Doch wie hatte sich die schöne Amalie geändert! Das einst blühende Mädchen sah bleich und krank aus; die Rosen der Gesundheit waren von den Wangen verschwunden; man konnte den Augen ansehen, daß sie sich im Weinen geübt hatten; die Haltung war gebeugt und die Augen zur Erde gesenkt. Es war dem armen Mädchen schlecht gegangen. Nachdem ihr Vormund und Pflegevater, der brave Petit Jean, in der Dezember-Insurrektion gefallen, und das geringe Vermögen von den Gerichtskosten u. dergl. verschlungen war, sah sich Amelie ganz allein, ohne Hülfsmittel, ohne Freunde, ohne Schutz. Wilhelm, der immer noch eine leidenschaftliche Hinneigung zu seiner früheren Braut bewahrte, hätte sich, nachdem der erste Zorn vorüber war, gern ihr wieder genähert, aber sie blieb kalt und zurückhaltend gegen ihn. Auch war Wilhelm katholisch und Amelie eine Hugenottin, ein Unterschied, den man früher nicht beachtet hatte, der aber nach dem Staatsstreich, welcher den Jesuiten alle Vorrechte einräumte, die sie nur jemals im Mittelalter besessen, sich wieder in alle Verhältnisse des bürgerlichen und politischen Lebens einmischte. Amelie's Jugendbekanntinnen, welche früher so viel unter dem Uebergewicht ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit hatten leiden müssen, benutzten die traurigen Verhältnisse, in denen sich das Mädchen befand, um dem Spotte, der Eifersucht und der Rache freien Lauf zu lassen. Man glaubt immer noch den Erzählungen der Idyllendichter, welche das Dorfleben mit allen Li-

lien der Unschuld und allen Rosen der Tugend malen, aber wer das Landleben aus eigener Anschauung kennt, wird zugestehen, daß auf dem Lande alle die Fehler der Menschen, welche wir in dem Leben der großen Städte finden, vorhanden sind, nur kleiner, gemeiner und verächtlicher. Auch Amelie mußte diese Erfahrung machen; verlassen von aller Welt, blieb ihr zuletzt nichts mehr übrig, als in der Fabrik den spärlichen Unterhalt ihres Lebens zu suchen. Natürlich daß diese Veränderung ihrer Verhältnisse nachtheilig auf ihre Gesundheit einwirkte; sie mußte unter der Armuth und der geisttödtenden Arbeit noch mehr leiden, wie die Andern, weil sie an bessere Tage gewöhnt war.

Als Jakob das Mädchen vorüber gehen sah, errieth er gleich ihre Verhältnisse. Langsam ging er ihr nach; sie schritt bei den letzten Häusern des Dorfes vorbei; er faßte nicht den Muth, sie anzureden, obgleich Beide allein waren. Sie schlug den Weg zum nächsten Dorfe ein; Jakob folgte; es war ihm so ängstlich, daß ihn das Laub schreckte, das unter seinen Füßen rauschte. Endlich pochte Amelie an ein kleines Haus, das ein altes Mütterchen öffnete. Jakob nahm mit der Hand einen Trunk Wasser aus der Quelle, wusch sich die heiße Stirne und klopfte an die Hütte. Amelie machte auf; sie erkannte ihn nicht. Doch nur wenige Worte waren nothwendig, um ein Wiedersehen herbeizuführen, das die schönsten Ueberraschungen, welche die Dichter erfunden haben, übertraf.

Was sollen wir weiter erzählen? Die „schöne Amelie" verließ bald mit dem „armen Jakob" das Hugenottendorf. Schon die Reise durch das schöne Frankreich gab ihren Wangen die Rosen und ihren Augen den Glanz wieder. In Havre, wo die Beiden sich trauen ließen, prangte sie wieder in aller Fülle des bräutlichen Glückes. Während sie mit Stolz auf die männliche, kräftige Gestalt Jakob's blickte, sagte er ihr unzählige Male, daß er sie jetzt noch mehr verehre, noch höher schätze, noch inniger liebe, als zu den Zeiten, wo er der „arme Jakob" hieß.

Wer ein Bild eines glücklichen und zufriedenen Familienlebens sehen will, der suche am Ufer des silbernen Michigan Sees Jakob's Farm. Er findet dort einen braven, treuherzigen Mann, einen Republikaner von ächtem Schrot und Korn, der heute die Sclavenhalter und ihre Partei ebenso haßt, wie damals die Schergen des Staatsstreiches; er findet dort eine Frau, welche Schönheit mit Bescheidenheit, Freundlichkeit mit Würde vereinigt. Am ersten Maiensonntag ist auf dieser Farm immer ein Fest, an welchem die ganze Nachbarschaft rings umher Theil nimmt; das Haupt der Hausfrau schmückt eine prächtige Hugenottenhaube, die Ursache vieler vorübergehender Leiden und eines beständigen, unwandelbaren Glückes.

Unabhängige Presse.

Eine unabhängige Presse ist die größte Wohlthat für ein Land und die beste Garantie für die Freiheit und Civilisation des Volkes. Deshalb sollten die Freunde der Freiheit mit aller Eifersucht und Aengstlichkeit über die Unabhängigkeit der Presse wachen, und alle Gesetze und Gebräuche, welche die Presse zum Werkzeuge oder zur Dienerin irgend einer Partei, Korporation u. s. w. machen, abschaffen. Diese Gesetze und Gebräuche sind in Amerika in einer solchen Menge vorhanden, daß man nur selten, höchst selten noch ein unabhängiges Blatt sieht; die Administration zu Washington, die Gouverneure und Legislaturen der einzelnen Staaten, die Corporationen der Städte sind im Besitze vieler Mittel, die Presse in Abhängigkeit und Unterthänigkeit zu erhalten, und benutzen diese Mittel in einer so ausgedehnten Weise, daß die Presse dadurch fast ebenso abhängig gemacht wird, als durch die Preßgesetze der europäischen Monarchien. Die Hauptursache der Unredlichkeit, Inkonsequenz und Corruption der Presse liegt in den „Jobs," welche einzelnen Zeitungen von den öffentlichen Behörden überwiesen werden, in der Versorgung der Editoren mit fetten Aemtern, in der Begünstigung amtlicher Publikationen und Anzeigen u. dergl., wodurch einflußreiche Beamte die Presse patronisiren oder vielmehr demoralisiren. Der größte Theil der Zeitungen in Amerika, der englischen sowohl wie der deutschen, bekommt ansehnliche Subventionen von Corporations- oder Staatswegen durch den Druck von Gesetzen, durch Publikation amtlicher Berichte, der Brieflisten u. s. w., und manche Blätter könnten ohne solche indirekte Subventionen nicht bestehen. Dadurch werden sie den Behörden gegenüber verpflichtet und sind verhindert, eine durchaus unabhängige Haltung und freie Kritik nach allen Seiten hin zu verfolgen. Diejenigen Editoren ferner, welche nicht von der einen oder andern Seite her öffentliche Unterstützung bekommen, sind bei der ungemeinen Concurrenz, welche sich die verschiedenen Zeitungsgeschäfte machen, unfähig, sich auf gleiche Stufe mit den amtlich bevorzugten Zeitungen zu halten; sie gehen zu Grunde oder müssen mit geringeren materiellen Hülfsmitteln ein weniger gutes Blatt herausgeben. Diese Bemerkung bezieht sich auf alle Parteien, auf die demokratische Partei so gut, wie auf die der Whigs; jede Partei sucht im Falle des Sieges ihre Anhänger zu belohnen und die Belohnung trifft die Presse in einem Maße, welche mit der Wichtigkeit der von ihr geleisteten Dienste fast in Uebereinstimmung steht.

Vielleicht die Hälfte aller Vereinigten Staaten Beamten gehörte früher zum editoriellen Corps, und ein großer Theil derselben ist noch heute mit demselben in Verbindung. Wollte man die Summe, welche jährlich vom Congresse, den einzelnen Legislaturen und Staatsverwaltungen an die

Presse für Publikation der Gesetze u. s. w. ausgegeben wird, zusammenzählen, so würde gewiß ein Betrag herauskommen, größer, als das Budget der Vereinigten Staaten. Wir zweifeln daran, ab diese „Liberalität" der Presse wirklich von Nutzen sei. Die letzte Instanz des Volkswillens, die öffentliche Meinung, wird dadurch von politischen Parteien abhängig gemacht, und die freie und unabhängige Presse zum Vortheil der unfreien, bediensteten Presse ruinirt.

Wir glauben, daß das Publikum die Zeitungen erhalten und bezahlen solle, nicht die Staats- oder Stadtverwaltungen. Das Zeitungsgeschäft ist als merkantilisches Geschäft allen andern Geschäften gleichgestellt und die Produktion regulirt sich nach der Nachfrage. Alle künstlichen Mittel zur Verbreitung und Vergrößerung der Presse fallen immer zum Nachtheile derselben aus.

Freilich, man kann sagen, daß die Presse ebensogut ein Zweig der Volkserziehung, als die Schule und deßhalb zu öffentlichen Subventionen berechtigt sei. Dieser Grundsatz ist indessen sehr verfänglich, und würde dem Staate eine Macht über dasjenige Institut einräumen, welches die Handlungen desselben zu kritisiren berufen ist, über die freie Presse. Jedenfalls dürfte man die öffentliche Unterstützung des Staates nur der rein wissenschaftlichen Literatur zu Theil werden lassen, nicht aber auch der politischen.

Die Gesetze und Verordnungen des Staates müssen allerdings veröffentlicht werden, aber in den meisten Fällen finden die Zeitungen ein Interesse daran, dieselben zu publiziren, selbst, wenn sie keinen Cent dafür bekommen. Sie publiziren dieselben im Interesse ihres Publikums, nicht des Staates.

Wir geben unsere vollständige Befriedigung mit einer Bestimmung der Constitution des Staates Illinois zu erkennen, welche verbietet, irgend einen Cent für den Druck von Gesetzen, für öffentliche Druckarbeiten oder dergleichen zu bezahlen. Besser daß die die Presse arm ist, als abhängig.

Schlechte Zeiten für die Presse.

Der „American Liberal" zeigt die Verkleinerung seines Formates mit folgenden Worten an:

„Wir sind gezwungen, fur einige Wochen den American Liberal in diesem kleinen Formate erscheinen zu lassen. Die Ursachen davon sind leicht anzugeben; die Freunde dieses Blattes waren bis jetzt nicht so zahlreich, um uns allwöchentlich eine Ausgabe von 90 – 100 Dollar zu gestatten. Wir sagen dies, ohne daß uns die Röthe des Zornes oder der Scham in das Angesicht steigt. Wir schämen uns nicht, den wir haben das Bewußtsein, unsere Pflicht gethan zu haben. Wir zürnen nicht, denn wir legen nicht dem Publikum, sondern den Verhältnissen den größten Theil der Schuld bei. Die Geldverhältnisse sind wirklich der Art, daß die große Mehrzahl der Leute eben nur für das Nothwendigste sorgen kann, und daß unsere Zeitung eine Nothwendigkeit sei, diese Einsicht kann nicht von der Masse verlangt werden. Neben den Geldverhältnissen trat uns auch das nativistische Vorurtheil in den Weg, ein Vorurtheil, welches sich nicht nur auf die Nichtswisser-Logen bezieht, sondern in der Masse des amerikanischen Volkes Platz gefunden hat. Wir hätten dieses Vorurtheil mit anscheinend geringen Opfern versöhnen können; wenn wir in Bezug auf Sonntagsgesetze und Glaubenszwang, in Bezug auf Puritanismus und religiöse Hypokrisie uns mehr oder weniger neutral verhalten hätten, so würde die Verbreitung unseres Blattes unter den Amerikanern eine schnellere und größere gewesen sein.

Aber wir hätten durch ein solches Opfer unseren Anspruch auf Radikalismus und Konsequenz aufgegeben, und dieser Anspruch ist die einzige Rechtfertigung unseres Unternehmens. Wir wollen die Freiheit und Wahrheit nach allen Richtungen hin und in allen Gebieten des menschlichen Lebens vertreten, und dem Dogma, dem religiösen Sektendogma, wie dem politischen Parteidogma keinen Gehorsam beweisen. Dies ist unser Verbrechen; es ist das Verbrechen jedes unabhängigen und selbstständigen Menschen.

Wir sind von der Nothwendigkeit unseres Unternehmens so überzeugt, daß wir unter keinen Umständen von demselben ablassen werden. Wir hoffen, daß wir sehr bald wieder in unserem früheren Formate auftreten können; der Frühling und die Wiederbelebung des Handels wird auch wohl unserem Unternehmen einen neuen Aufschwung geben. Wir sehen in unserem kleinen und bescheidenen Formate übrigens eine Aufforderung an uns, dem Blatte eine vermehrte editorielle Aufmerksamkeit zuzuwenden, den schmalen Raum unserer Spalten mit der größten Sorgfalt zu füllen, die editoriellen Artikel kürzer und preciser zu fassen, überhaupt dem Blatte in der

Tiefe Das hinzuzufügen, was in der Breite genommen ist. Wir sehen weiter darin eine Aufforderung an das Publikum, welches von der Nützlichkeit eines Vermittelungsorganes zwischen der deutsch- und englisch-sprechenden Bevölkerung Amerika's überzeugt ist, diesem Blatte seine Theilnahme mit gesteigerter Lebhaftigkeit zuzuwenden. Für die Freunde unseres Blattes ist die jetzige ärmliche Ausstattung desselben ein Vorwurf, den sie schnell und bald von sich abwälzen müssen.

Den Hunker- und Know-Nothing-Blättern erlauben wir, die Verkleinerung unseres Formates zur Veranlassung neuer Angriffe und Schmähungen zu benützen.

Man möge uns bald in den Stand setzen, wieder im alten Formate zu erscheinen!"

Indem wir diese Ankündigung mittheilen, machen wir noch einmal unsere Freunde und die Freunde einer unabhängigen und radikalen Politik auf den „American Liberal" aufmerksam. Dieses Blatt ist in den Zeiten, wo das Nichtswisserthum die ganze Politik beherrscht, eine geeignete Waffe zur Vertheidigung der Interessen und Ueberzeugungen der deutsch-amerikanischen Bevölkerung. Wir haben das Blatt nur deshalb verkleinert, um es unter allen Umständen aufrecht halten zu können, und erlauben uns die Aufforderung an Diejenigen, welche der Ansicht sind, daß der „Liberal" seine Aufgabe wenigstens annähernd erfüllt, dem Blatte ihre Theilnahme zuzuwenden.

ERRATUM.

Pag. 114, Zeile von oben 4, anstatt: „Besser aus der Mode, statt aus der Welt," lies: „Besser aus der Welt, statt aus der Mode."

☞ Das nächste (März-) Heft erscheint am Ende dieses Monates. Die Bemerkungen auf dem Umschlage werden der Berücksichtigung anempfohlen.

Atlantis.

Neue Folge Band 2. Heft 3.	März, 1855.	Alte Folge Bd. 4. Nr. 78—81.

Was ist zu thun?

In den gegenwärtigen Verwirrungen der Politik können wir uns nicht oft genug diese Frage vorlegen. Niemals war es so nothwendig, treu und unerschütterlich an den Prinzipien festzuhalten, als jetzt; denn niemals war es so schwer. Um uns in dieser dunkeln und trüben Zeit einigermaßen über die amerikanische Politik orientiren zu können, ist es nothwendig, die Vogelperspective zu nehmen, die Verhältnisse im allgemeinen Zusammenhange, das Heute in Verbindung mit dem Gestern und dem Morgen zu betrachten, und die Kleinlichkeiten der Gegenwart eben als kleine und vorübergehende Dinge zu behandeln. Wenn es jemals nothwendig war, guten Humor zu haben, so ist es jetzt, wo die ernsthaftesten Dinge zu Satiren werden und die ehrwürgen Zügen der Weltgeschichte sich zu Frazzen und Carrikaturen verzerren. Wir wollen den Sturm von Shakespeare lesen und uns an den Geberden des plumpen Caliban ergötzen; dann werden wir uns nicht mehr über die Nichtswisser und die fanatischen Pfaffen von Massachussets ärgern. Gewiß, die Sache ist mehr zum Lachen, als zum Weinen. Wie Manchem begegnet man in diesen Tagen, der nicht über den Rand des Hohlweges hinwegsehen kann, in welchem sich die Weltgeschichte festgefahren hat, und der klagt und jammert, weil ihn von allen Seiten der Schmutz der vorüberrollenden Ereignisse trifft. Wie mancher unglückliche Zeitungsschreiber sitzt dumm und verlegen in seinen „Sanctum“,—das Wort ist gebildet, wie lucus a non lucendo, — und weiß nicht, worüber und was er schreiben soll. Hier Hunker, dort Nichtswisser, hier Sclavenfänger, dort Temperenzler — freilich, da muß ihm das Leben sauer werden, zumal wenn die rückständigen Abonnenten nicht bezahlen. Man könnte an die Spitze unserer deutschen Zeitungen in Amerika das alte Lied setzen: „Feinde ringsum!“ Die Nichtswisserei ist epidemisch geworden; sie steckt auch die Politiker und Zeitungsschreiber an, und gar mancher editorielle Artikel verhungert, wie Buridan's Esel, zwischen zwei Heubündeln.

> Ist denn gar kein Weg,
> Ist denn gar kein Steg,
> Der uns führt aus dieser Lumperei?

Die Politik in Amerika wird immer mehr und mehr königlich preußisch; sie schwankt zwischen den Extremen weiß und schwarz, und es ist zu fürchten,

daß die beiden Farben in der allgemeinen Ueberschwemmung des Temperenzfanatismus zu einem unangenehmen Eselsgrau zusammenlaufen. Hier Welf, hier Waiblingen; hier prügelt man die Weißen, dort die Schwarzen; man mag wählen, wie man will, es gibt immer Prügel. Wie schwierig ist es für den Redacteur eines „Fortschritt"-Blattes, diesen sehr tugendhaften, gesinnungstüchtigen Mann, über die Stadtwahl zu schreiben! Hunker, auf der einen, Temperenzler auf der andern Seite, — was ist zu machen? Für die Hunker zu schreiben, geht doch nicht, denn ein Hunker ist ihm noch ein furchtbareres Wesen, als der Ritter Blaubart oder der Knecht Ruprecht oder der Struwelpeter. Und für die Temperenzler zu schreiben, dies hieße alle Wirthe und Grocerieкeeper von seiner Abonnentenliste streichen. Der Mann kann krank werden aus Mangel eines geeigneten Candidaten. Der einzige Rath ist am Ende, um die Candidaten zu würfeln, oder Karten darum zu spielen. Dies wäre immer noch nicht so arg, als wenn zwei Lieutinants um die Vaterschaft eines unehelichen Kindes Karten spielen. Etwas Legitimes wird in beiden Fällen nicht herauskommen. Ach! wären wir doch noch in den alten ruhigen Zeiten, wo nur von Demokraten und Whigs die Rede war! Wie leicht war es damals, gesinnungtüchtig und consequent zu sein. Die Demokraten machten die Whigs, die Whigs die Demokraten schlecht; es ging die ganze Politik nach der alten klassischen Melodie: Eduard und Kunigunde, und man konnte die Artikel, welche zur Wahl Polk's geschrieben waren, bei der Wahl von Pierce wieder prächtig benützen. Jedoch, die schönen Tage von Aranjuez sind jetzt vorüber. Ueberall Fusion, Differenz, Confusion, wie weiland zwischen Bourbonen und Orleans, zwischen Guizot und Thiers, und das unglückliche Volk weiß gar nicht mehr, welchen rechtmäßigen Herrn es über sich hat.

Am bequemsten unter Allen haben es noch die Hunkerredakteure; sie nähren sich von dem trüben Satze, der von der Know nothing Bettelsuppe zurückbleibt, und fuhlen sich ganz behaglich bei dieser Kost. Die Nichtswisserglocke wird geläutet und macht einen furchtbaren Lärm. Aber die Hunker verhalten sich zum Nativismus, wie die Pfaffen zur Erbsünde; sie bekämpfen ein Uebel, das sie selbst erfunden haben. Wären die Europäer in Amerika Männer gewesen, vollwichtige, ausgewachsene Männer, wie es zu erwarten ist, wenn man eine Geschichte von zwei tausend Jahren hinter sich hat, Männer die dem unreifen, ungebildeten Volke der Wildniß den Weg zeigen könnten, dann wäre nie ein Nichtswisserthum entstanden. Aber statt die Avantgarde der Civilisation zu bilden, hingen sie sich als träge und plumpe Masse an den Schweif der Parteien an, und ihre Stimmen wurden gezählt, nicht gewogen. Der Mangel an geistiger Selbstständigkeit und Energie, das Nachbeten der Dogmen und das Nachlaufen der Parteien, die Selbsterniedrigung zur zweiten Rolle in der Politik: Alles dies, was wir mit dem häßlichen Worte „Hunkerthum" bezeichnen, ist die Rechtfertigung für den Nativismus; dies ist die Basis, auf welchen die Nichtswisser-

legen errichtet sind. Wollten wir aus Abneigung oder gar aus Furcht vor Uebergriffen desselben wieder auf die alte Basis zurückfallen, wieder in den alten Schlamm sinken, so würden wir gerade den Nativismus rechtfertigen und ermuthigen.

Unsere Pflicht ist einfach und deutlich. Vorwärts heißt die Losung, vorwärts mit allen Mitteln, welche uns die Civilisation Europa's zur Verfügung stellt. Mehr als jemals muß gerade jetzt unsere Abneigung gegen die Sclaverei entschieden und consequent ausgedrückt werden, wo die Antisclaverei-Agitation mit so vielem Humbug und so großen Lächerlichkeiten vermischt ist. Zeigen wir, daß wir der Sache treuer sind, als jene Puritaner in Massachussets und das nativistische Gesindel. Niemals sollte unsere Liebe zu den freien Institutionen, unsere Theilnahme, unsere Wachsamkeit für dieselbe größer gewesen sein, als in der gegenwärtigen Kathastrophe, wo man uns der Theilnahme an diesen Institutionen berauben will. Wir haben gar kein anderes Mittel, als die Freiheit, keine andere Waffen, als das Recht dem Nativismus entgegenzustellen. Zertrümmern wir nicht unseren eigenen Schild; machen wir nicht unsere eigene Waffe stumpf! Wir müssen viel zu stolz sein, als daß die Lächerlichkeit und Nichtswürdigkeit der Nativisten uns in unseren Bestrebungen irre machen, uns von der geraden Bahn ablenken könnten. Wir müssen den Amerikanern zeigen, daß wir Männer, unabhängige, denkende Männer sind. Wir müssen ihren schlechten Maßregeln unsere guten Grundsätze entgegenhalten. Wir müssen ihnen die Superiorität unseres Charakters und unserer Bildung zeigen; dies ist eine Verpflichtung, die wir von Europa mit herübergebracht haben.

Nichts könnte den Nativismus mehr rechtfertigen, als wenn wir jetzt zweifelnd hin und her schwankten, als wollten wir feierlich gegebenen Versprechungen und deutlich erkannten Wahrheiten untreu werden. Wir haben einmal den Kampf gegen die Sclaerei und deren Propaganda aufgenommen; wir haben mit der großen Mehrzahl der nördlichen Bevölkerung eingesehen, daß die Sclaverei der Brennpunkt der amerkanischen Politik ist. Kann uns irgend ein Ereigniß der Welt in dieser Erkenntniß irre machen? Gewiß, am allerwenigsten die Nichtswisserkomödie, eine Demonstration, welche mehr, wie alle andere Ermahnungen und Aufmunterungen unser Selbstgefühl steigern und unsere Energie stacheln sollte.

Ja, nicht einen Schritt dürfen wir von der betretenen Bahn abweichen. Irgend eine Inconsequenz in diesem Momente würde alle Schleusen der Verfolgung gegen uns öffnen. Wir müssen dem Eigensinn der Amerkaner einen andern Eigensinn engegenstellen, den Eigensinn der Ueberzeugung, den Starrsinn der Wahrheit, die Unbeugsamkeit des Characters.

Es wäre allerdings leicht, der Freesoilpartie anzugehören, wenn sie als eine fest organisirte, freisinnige Partei, frei von allen puritanischen, temperenzlerischen und nativistischen Elementen uns zum Beitritte einlüde. Es ist sehr

leicht, zu segeln bei günstigem Winde. Aber erst beim Sturme zeigt sich die Festigkeit des Schiffes und Güte des Steuermannes; erst bei widrigem Winde kann man die Tüchtigkeit des Fahrzeuges prüfen. Und der Wind weht jetzt widerwärtig genug, das wird wohl Niemand bezweifeln.

Wir leben nicht nur für einen Tag; wir wirken nicht bloß für die nächste Wahl. Seien wir offen und gestehen es uns ein: sowohl in Europa, wie in Amerika gehören wir der Zukunft, nicht der Gegenwart an; in die Zukunft reichen unsere Gedanken und Bestrebungen; die Gegenwart bietet ihnen nur Widerstand, aber keine Erfüllung. Warum also sollten wir der Gegenwart Conzessionen machen, da sie uns keine macht? Warum sollten wir uns durch die gegenwärtigen Stürme aus unserer Bahn schleudern lassen; wir könnten ja im schlimmsten Falle durch unsere Inconsequenz nicht einmal den Sturm besänftigen.

Diese Zukunft wird kommen; jeder Zweifel daran wäre eine Beleidigung gegen die Majestät der Menschheit. In Europa wüthet die Reaktion und der Krieg; wollte ein Republikaner in Deutschland, Frankreich oder Italien zur Zeit irgend einen momentanen und lokalen Vortheil erringen, einen Putsch machen, Barrikaden bauen u. s. w., so würde man ihn entweder für einen Tollhäusler oder einen bestochenen Agenten der Polizei halten. Die Demokraten in Europa verzichten auf ihren Antheil an den Ereignissen der Gegenwart; sie wollen sich die Aussicht auf die Zukunft nicht schmälern und trüben. Sie unterwerfen sich weder dem Kaiser von Frankreich aus Russenhaß, noch wollen sie aus Sehnsucht nach einem einigen Deutschland dem Habsburger die deutsche Kaiserkrone aufsetzen. Sie wissen, daß sie mit solchen Zugeständnissen doch nichts Anderes erreichen, als die Gelegenheit, sich zu kompromittiren und in der öffentlichen Meinung zu ruiniren. Ihre abwartende Haltung ist durchaus nicht mit jenem passiven Widerstand zu vergleichen, der 1849 von den parlamentarischen Versammlungen Deuschlands proklamirt wurde. Passivität in dem Momente, wo der Krieg in voller Schwebe ist, wird mit Recht Feigheit genannt. Wir wissen einfach, daß unsere Zeit noch nicht gekommen ist, daß wir, wenn wir die Früchte der Gegenwart pflücken wollen, die Erndte der Zukunft zerstören. Dies gilt für Amerika, wie für Europa. Was haben wir davon, wenn wir durch eine Verbindung mit den Irländern und Hunkern irgend eine Anti-Nichtswisser-Wahl durchsetzen? Besiegen wir dadurch den Nativismus? Kommen wir dadurch unserem Ziele einen Schritt näher? Realisiren wir dadurch unsere Grundsätze? Ist dies ein Benehmen, das von Verstand, Klugheit und Ehrgefühl zeugt? Dürfen wir den Nichtswisserlogen einen solchen Einfluß auf unsere politischen Ueberzeugungen gestatten, daß wir den wesentlichsten Grundsätzen und den feierlichsten Erklärungen untreu werden? Wollen auch wir in den Fehler der Amerikaner fallen, daß wir uns von der wechselnden Fluth der öffentlichen Meinung hin und

her werfen lassen; wollen wir den Thorheiten der Volkslaune das Recht geben, unsere Ansichten und unsere Handlungsweise zu bestimmen? In der That, wir glauben, wenn irgend Etwas den vorüberstürmenden Wogen der Volksleidenschaft fest und unerschütterlich entgegentreten muß, so ist es das deutsche Element der V. r. Staaten. Denn die Deutschen bleiben von vielen Veranlassungen und Verführungen verschont, welche die Amerikaner und Irländer von dem geraden Wege der prinzipiellen Politik abziehen; der Deutsche hat in der Regel mehr ein prinzipielles Interesse an der Politik, als ein materielles; er ist mehr den Grundsätzen ergeben, als von den Maßregeln abhängig. Wie überhaupt die beste Praxis in der Befolgung der besten Theorie besteht, so sind wir Deutsche gerade am ersten und besten dazu befähigt, diese Wahrheit zu realisiren. Die Amerikaner haben bei ihren politischen Bestrebungen immer nur die nächste Wahl im Auge; die Deutschen aber sollten die Gründlichkeit ihrer Bildung und die Tragweite ihrer Intelligenz dadurch beweisen, daß sie für ein übersichtliches und organisches System von Reformen arbeiten, für eine Kette des Fortschrittes, in welcher ein Glied mit dem andern durch einen logischen Schluß zusammenhängt und jeder Fortschritt auf einen neuen Fortschritt hindeutet. Es ist uns nicht um irgend eine einzelne Maßregel, um irgend einen vorübergehenden Wahlsieg zu thun, sondern um ein wahrhaft demokratisches System der Staatverfassung, um eine allseitige und durchgreifende Organisation der bürgerlichen Gesellschaft auf dem Boden des Rechtes und der Freiheit.

Wenn wir von diesem allgemeinen und unabhängigen Standpunkte aus unsere politischen Pflichten betrachten, so werden vorübergehende Verirrungen der öffentlichen Meinung unsere Bestrebungen nicht ändern und unser politisches System nicht zertrümmern.

Die Absetzung Loring's.

Die Absetzung des Richters Loring zu Boston wird gegenwärtig vor der Comite der Gesetzgebung von Massachussets verhandelt. Der Thatbestand ist bekannt. Loring hatte bei der Einfangung des flüchtigen Sklaven Anthony Burns mitgewirkt und das Sklavenfanggesetz für konstitutionell erklärt; außerdem sollte er sich noch eine Menge von Formfehlern haben zu Schulden kommen lassen. Dies kostete Herrn Loring schon seine Professur am Harvard College; jetzt will man ihm auch sein Richteramt nehmen. So sehr wir das Sklavenauslieferungsgesetz und Alle, welche dasselbe unterstützen, verachten; so sehr wir mit der in Massachussets verbreiteten Ansicht, daß jeder Anhänger des Sklavenauslieferungsgesetzes unter dem allgemei-

nen Banne stehe, übereinstimmen: so bedauern wir doch den vorliegenden Fall und halten ihn für einen großen und gefährlichen politischen Fehler. Es ist damit ein Gebiet betreten, welches dem Parteigeiste, dem politischen Fanatismus immer verschlossen bleiben sollte. Die richterliche Gewalt steht über den Parteien; sie ist unabhangig von Parteien; sie darf nichts von Parteien wissen; der Richter darf nichts Anderes, als das positive Recht und sein Gewissen fragen. Will man die richterliche Gewalt, gleich der administrativen oder der legislativen, von Parteien abhängig machen, so verschwindet das Recht und die unparteiische Justizpflege. Die dringendsten Veranlassungen, die größten Aufreizungen zum Fanatismus müssen vor dem Richterstuhle in Nichts verschwinden; selbst ein gerechtfertigter Haß, eine begründete Abneigung hat hier jeden Anspruch auf Geltendmachung verloren. Wir unserntheils würden in keinem Falle für einen Richter stimmen, der das infame Sklavenauslieferungsgesetz für konstitutionell hielte, aber, wäre ein solcher Beamte erwählt, so würden wir uns fragen: Ist es für die Freiheit des Volkes gefährlicher, einen ungerechten Richter im Amte zu lassen oder die Unabhängigkeit des Richterstandes selbst anzugreifen? Wir würden antworten müssen, daß das Letztere gefährlicher sei. Wir geben zu, daß ein Richter, der einen schuldlosen Menschen in die Sklaverei schicken kann, durchaus nicht die moralischen Eigenschaften und die gewissenhaften Ueberzeugungen besitzt, welche zum Richteramte nothwendig sind, aber auf der andern Seite möge man uns auch zugeben, daß wenn ein Richter wegen einer inkonstitutionellen Entscheidung, d. h. wegen einer Entscheidung, welche das Volk für inkonstitutionell hält, abgesetzt werden kann, daß dann die Frage über die Konstitutionalität der Gesetze nicht mehr von den Gerichtshöfen, sondern von dem Volke und den Parteien und Majoritäten geprüft und beantwortet wird; daß dann von einer eigentlichen richterlichen Gewalt nicht mehr die Rede sein kann.

Die Gesetze bestimmen, daß das Richteramt vor Beendigung des Termines nur im Falle eines offenbaren Verbrechens kassirt werden dürfe, und die Bestimmung Verbrechen darf gewiß nicht im Sinne irgend einer politischen Partei, irgend einer momentanen Majorität erklärt werden, sondern bezieht sich nur auf die sogenannten gemeinen Verbrechen, Raub, Mord, Diebstahl, Bestechung u. s. w. Die Auslieferung eines nach den Gesetzen des Staates Massachussets freien Mannes in die Sklaverei ist nun allerdings ein Verbrechen, und zwar ein Capital-Verbrechen, aber ist Richter Loring dafür verantwortlich zu machen? Ist nicht die Gesetzgebung der Union, ist nicht ein zweideutiger Paragraph in der Verfassung, ist nicht die Supreme-Court der Ver. Staaten, ist nicht endlich selbst die Majorität des amerikanischen Volkes dafür verantwortlich?

Wenn die politischen Parteien sich einmal in die Rechtspflege mischen, dann hört die regelmäßige Ordnung der Dinge auf, die friedliche konstitu-

tionelle, normale Beschaffenheit des Staates. Dann befinden wir uns im Zustande der Revolution, d. h. in demjenigen Zustande, wo zwei Parteien den Krieg bis auf Leben und Tod, den Vernichtungskrieg des Fanatismus führen. Dann müssen wir Revolutionstribunale und Schaffote bauen und die Fouquier Tinville's sind an der Zeit. Es ist möglich, daß bei der tyrannischen Unverschämtheit, mit der die Sklavenhalter ihre Majorität im Congresse und die Herrschaft des Dollars ausbeuten, mit welcher sie die freien Ansichten der nördlichen Staaten verhöhnen und beleidigen, — es ist möglich, daß bald ein solcher revolutionärer Zustand eintritt; wir unsererseits würden ihn kaum bedauern, weil nur ein Gewittersturm die verdorbene Luft der amerikanischen Politik reinigen kann. Aber bis dahin, daß der offene Krieg, d. i. der Krieg der Waffen und der Gewalt, erklärt ist, glauben wir, auf konstitutionellem Boden stehen bleiben und die Unabhängigkeit des Richterstandes wahren zu müssen.

Ein Nichtswisser-Bild aus Massachussets.

Die Zeitungen berichten, daß Anthony Burns, der Neger, welcher bekanntlich in Boston eingefangen und später durch freiwillige Subscription losgekauft wurde, gegenwärtig in Boston zu 25 Cents Eintrittsgeld öffentlich ausgestellt wird. Das Faktum ist zu charakteristisch für die Zustände und Sitten dieses Landes, als daß wir dasselbe mit Stillschweigen übergehen könnten.

Als die Jagd auf Burns gemacht wurde, befand sich die Bevölkerung von Amerika in großer Aufregung. Die Nebraskabill war gerade passirt und hatte die Treulosigkeit und den Verrath der Sklavenhalterpartei in das hellste Licht gestellt. Der Bruch des Missouri-Kompromisses öffnete dem Volke die Augen über die Zukunft, über die Verewigung und Nationalisirung der Sklaverei. Die Bevölkerung des Nordens war mit Recht empört über eine solche Gewaltthat und aller Orten bereitete man Widerstand gegen dieselbe vor. Am Erbittertsten zeigte sich die öffentliche Meinung in Massachussets; wenn man den Aeußerungen der dortigen Zeitungen und Meetings nachgehen wollte, so hätte man wenigstens eine Revolution erwarten sollen. Der Süden aber kannte seine Leute. Er wollte dem besiegten Norden noch einen letzten Fußtritt geben, um zu zeigen, wie wenig er ihn fürchte. Gerade Boston wurde ausgesucht zum Schauplatz der Beschimpfung und Verhöhnung, mit welcher der Süden den Sieg der Nebraska-Bill feierte. Gerade Boston, welches so fürchterliche abolitionistische Reden gehalten hatte, sollte die Ohrfeige erhalten, welche der

Süden dem Norden zugedacht hatte. Gerade Boston wurde zum Jagdgrunde für flüchtige Sklaven gemacht. Was war die Folge? Erhob sich der Sturm des Volkszornes, erhob sich die Fluth des allgemeinen Unwillens gegen diese unerhörte Beleidigung? Nein; feige und widerstandlos ließ die große und volkreiche Stadt den Neger aus ihrer Mitte in die Sklaverei zurückbringen. In der That, wenn ein ähnlicher Fall irgendwo in Europa passirt wäre, man hätte eher Ströme Blutes vergossen, eher die halbe Stadt in Brand aufgeben lassen, ehe zu dieser unerhörten Gemeinheit sich verstanden. Gewiß, 1848 und 1849 hat man in Deutschland und Frankreich wegen viel geringerer Veranlassung Barrikaden gebaut, als diese war. Die Auslieferung des Anthony Burns war eine Feigheit, die beispiellos in der Geschichte ist, und die den Süden zu jeglicher Gewaltthat gegen die herz- und muthlosen Teiggesichter des Nordens anreizen wird.

Die Komödie ist aber noch nicht zu Ende. Die Leute, welche Burns ausgeliefert haben, Richter Loring an der Spitze, machen eine Subscription; sie wissen, daß in Amerika der Dollar mehr gilt, als Ehre und Rechtsgefühl; Burns wird losgekauft, und nun geht der Humbug in seiner ganzen ekelhaften Gestalt vor sich. Dem Neger wird — wahrscheinlich von einem jener puritanischen Pfaffen von Massachussets — eine weinerliche, jämmerliche, pietistische Rede eingelernt, die er nun bei öffentlichen Schaustellungen für 25 Cent vorleiern muß. Bei der ersten Vorstellung haben sich über 1000 Personen eingefunden. Barnum wollte für 500 Dollars den Neger für sein Museum ankaufen, aber die Leute in Boston sind viel smarter, wie Barnum. Es wird Geld, viel Geld mit dem Neger gemacht.

In der That, wenn irgend etwas in der Welt im Stande wäre, uns von unsern Grundsätzen abzulenken und uns die Agitation gegen Sklaverei zu verleiden, so ist es das feige und ekelhafte Treiben dieser Leute in Massachussets. Jedes Wort in ihrem Munde ist Lüge und Heuchelei; jede Faser ihrer öden, leeren Seele hängt am Dollar. Der Süden hat keine bessere Unterstützung seines schändlichen Institutes, als die feigen, heuchlerischen Puritaner von Massachussets, die keine Spur von männlicher Kraft und Würde an sich zeigen, die mit ihrer religiösen Heuchelei nur den Golddurst verdecken, welcher das einzige Motiv ihrer Handlungen ist. Wie haben diese Leute schon so oft sich dem Süden verkauft? Everett, Webster, der Verfasser des Sklavenfanggesetzes, endlich Wilson: dies sind die Vertreter Boston's im Senate, und Gardner ist ihr Gouvernör. Diesen Leuten erlauben wir gern, daß sie Nichtswisser sind; es liegt mehr, wie der Ozean, zwischen uns und ihnen.

Was ist Schönheit?

Die Griechen bezeichneten ihn ihrer ästhetischen und philosophischen Denkweise den Charakter des edlen und freien Menschen, des idealen Menschen, mit den beiden Prädikaten: gut und schön. Der Inbegriff sämmtlicher moralischer Eigenschaften des Menschen, der Begriff der Tugend, war in den drei Worten: gut, schön, wahr ausgedrückt. Diese Prädikaten haben eine innere Uebereinstimmung; sie drucken gewissermaßen nur verschiedene Seiten einer und derselben Sache aus. Die Wahrheit ist die Uebereinstimmung des denkenden Menschen mit dem gedachten Gegenstande, die Identität zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Idee und Wirklichkeit. Das Gute beruht in der Uebereinstimmung zwischen Mittel und Zweck. Die Schönheit endlich besteht in der Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt. Jedes dieser Verhältnisse enthält also zwei Seiten, und man kann von Wahrheit und Schönheit nur dann sprechen, wenn die beiden Seiten des Verhältnisses gleicherweise berucksichtigt und in Uebereinstimmung mit einander gefunden werden. Das erste Resultat, welches wir aus dieser Erkenntniß gewinnen, ist. daß die Schönheit nicht nur eine Eigenschaft der Form sei, sondern daß auf den Inhalt eben so viel ankomme. Dieses ist der wichtigste Grundsatz der Aesthetik. Die Schönheit ist nicht nur eine äußerliche Sache, sondern vielleicht die innerlichste Eigenschaft unter allen; die Seele eines Menschen, eines Kunstwerkes, eines Gedichtes äußert sich nur in der schönen Form, und ohne diese schöne Seele, ohne den ideellen Kern wird niemals irgend eine Form das Prädikat der Schönheit verdienen. Der Begriff der Schönheit muß nach eben denselben Regeln entwickelt werden, wie der Begriff Leben und Lebenskraft; er ist eine Reflexionsbestimmung, die man durchaus nicht abstrakt und einseitig behandeln darf. Nichts ist z. B. unschöner, als wenn man eine wirklich schöne Form kopirt, und den ideellen Gehalt darin hinwegläßt. Je schöner das Original war, desto häßlicher wird uns die Kopie erscheinen. In Amerika, wo die Kunst gewöhnlich nur in Aeußerlichkeiten und in geistlosen Kopien besteht, kann man diese Bemerkungen vielfach bewahrheitet finden; die Architektur namentlich zeigt uns Formen ohne Leben und Idee, und trotz allem Luxus des Marmors und der Säulen finden wir die Schönheit und den guten Geschmack nur in einzelnen seltenen Ausnahmen.

Der Inhalt der Schönheit ist durch die Natur gegeben, die Form durch den Geist. Wo Natur und Geist sich begegnen, entsteht die Schönheit. Man wird also von etwas rein Natürlichem nicht sagen können, daß es schön sei. Nehmen wir eine pittoreske Wildniß an! Felsen thurmen sich über Felsen; der hellglänzende Gletscher erhebt sich an dem Rande sammetgruner Matten; in dem Abgrunde des Gebirges liegt ein tiefer,

stiller See, und in prächtigen Cascaden stürzt der Wasserfall von den Felsen zum See hinunter. Werden wir diese Wildniß schön nennen?

Gewiß, sobald die Seele des Menschen davon ergriffen wird, sobald dessen künstlerisches und poetisches Gefühl sich damit beschäftigt, sobald der Gedanke des Menschen über die Wildniß fliegt und dieselbe belebt und vergeistigt. Die Natur ist nur dann schön, wenn Menschen da sind, die ihre Schönheit zu genießen wissen. Die Nachtigallen singen nicht im Walde, sondern nur in der Nähe der Menschen, die sich an ihren Liedern freuen; im Urwalde duften und blühen die Blumen nicht so schön, wie im sorgsam gepflegten Garten. Deshalb haben sich die Naturschönheiten in Amerika erst spärlich und in leisen Anfängen enthüllt, und die Pracht unserer Seen und Ströme muß noch immer den Rhein- und Schweizergegenden nachstehen. Deshalb zeigt sich, daß die Natur gerade dort in der ganzen Fülle ihrer Schönheit und Poesie sich zeigt, wo der Genius des Menschengeschlechtes große Triumphe gefeiert; die ewige Roma, die Ufer des Leman-See's sind vorzugsweise Gegenstände der Bewunderung der Naturfreunde. Man lege den Genfer-See mit seinen reizenden Gestaden, mit der Kette des Montblanc, mit seinen Rebenhügeln und seinem glänzenden Farbenspiele in die Wildnisse der Felsengebirge; er wird den größten Theil seines Reizes und seiner Anmuth verlieren. Die größte Schönheit des Leman-Thales ist nicht das Eis des Montblanc oder das Wasser des See's, sondern die Erinnerung an Voltaire und Rousseau, an Göthe und Byron; die Poesie, welche über dem Thale schwebt, die Weihe des Genius, welche diese Stätte geheiligt hat. Wie oft sind unbedeutende und unscheinbare Orte durch die Poesie des Dichters zu berühmten Naturschönheiten geweiht worden! Das Thal bei Wetzlar z. B., der Brunnen, die Lindenbäume, das friedliche Dorf, wo Werther's Roman spielt, ist der Gegenstand allgemeiner Verehrung, und man sieht Hunderte von Abbildungen davon; aber ohne den Genius von Göthe würden wenige Leute der gleichgültigen Stelle gedenken. Noch mehr, wie bei den Schönheiten der Natur, ist dies bei den Menschen der Fall. Man wird niemals einen geistlosen Menschen schön nennen können. Es ist wirklich peinlich und quälend, wenn man bei einer Dame regelmäßige Gesichtszüge, gesunde Farbe, normalen Wuchs, helle Augen, rosige Lippen, kurz alle natürlichen Vorbedingungen der Schönheit findet, aber das Ganze nicht mit Geist und Empfindung beseelt ist, und aus den hellen, klaren Augen uns mehr oder minder eine Abwesenheit des Geistes und Gemüthes entgegenstarrt. Wir empfinden Grauen bei einem solchen Anblick; wir ängstigen uns und können uns kaum zu der milderen Empfindung des Mitleidens verstehen: Aber auf der anderen Seite finden wir auch, daß der Geist den Körper veredelt und verschönt, daß ein unregelmäßiges Antlitz durch die Thätigkeit eines hellen und klaren Verstandes oder durch die Aeußerung einer großen, erhebenden Leidenschaft verschönt wird Immer gehört zur Schönheit des Menschen eine Vereinigung geistiger

und körperlicher Eigenschaften, und man wird einen Voltaire trotz seines überwiegenden Geistes wohl keinen schönen Mann genannt haben; aber es kommt hierbei auf die geistigen Eigenschaften mehr an, wie auf die körperlichen, schon deshalb, weil eben in den geistigen Eigenschaften sich alle Kräfte und Thätigkeiten des Körpers concentriren und der Geist auf den Körper einen wesentlichen und überwiegenden Einfluß ausübt. Man kann eher einen häßlichen, aber geistvollen Menschen schön nennen, als ein wohl geformtes Antlitz, in welchem keine Gedanken und Empfindungen leben.

Die Dichter mögen die Schönheit der Natur noch so sehr preisen; wir können dem bloß Natürlichen nicht das Prädikat der Schönheit beilegen. Die Natur erhält erst durch den Kontakt des Geistes Form und Leben. Es gehört schon eine vorgeschrittene Bildungsstufe dazu, um die Schönheiten der Natur zu entdecken. Die alten Dichter, Homer, Hesiodus z. B. erzählen uns gar nichts von den Schönheiten der Natur. Die Odyssee spielt in den reizendsten Gegenden Europa's, und der Dichter derselben hätte tausend Veranlassungen gehabt, ausführliche Schilderungen der natürlichen Scenerien zu machen; aber Homer ergeht sich nicht in solchen Schilderungen; das Morgenroth wird von ihm nur erwähnt, um die Zeit zu bezeichnen, während ein späterer Dichter dasselbe gewiß zur Ausschmückung seines Gedichtes benutzt haben würde. Wie anders benützt z. B. ein moderner Dichter, Byron, die Scenerien der Natur! Welch' ein Unterschied zwischen den Darstellungsart des Byron und des Homer! Die Leute zu Homer's Zeiten waren noch zu natürlich, um die Natur schön finden zu können; sie bildeten noch keinen Gegensatz zu der Natur; sie lebten in zu innigem Einklange mit der Natur, als daß sie dieselbe in Gedichten hätten feiern können. Je mehr der Mensch sich von der Natur trennt, je mehr er in dem Reiche der Gedanken und Ideen lebt, desto schärferes Auge und lebhaftere Empfänglichkeit besitzt er für die Schönheiten der Natur. Faust, der in dem „verwünschten, dumpfen Mauerloch" hinter seinen Büchern und Geräthschaften sitzt, blickt mit inniger Sehnsucht in die Mondscheinlandschaft hinaus; er genießt am Ostersonntag mit vollem Behagen die Frühlingsluft und hat ein Auge für jede Schönheit der Landschaft, für jedes Zeichen des herrannahenden Frühlings. Man findet, daß Diejenigen, welche am meisten in und mit der Natur leben, am wenigsten Sinn für die Schönheit derselben haben; der Bauer geht am schönen Sommerabend stumpf und gleichgültig neben seinem Pfluge her. Nur dem geistigen Menschen offenbart sich die Poesie der Natur, denn nur wo Geist ist, ist Schönheit.

Aber das rein Geistige an und für sich ist ebensowenig schön zu nennen, als das unmittelbar Natürliche. Einem philosophischen Systeme z. B. wird man wohl schwerlich die Bezeichnung schön geben dürfen. Von schönen Ideen spricht man nur in einem uneigentlichen Sinne. Nur erst, wenn die Gedanken eine künstlerische Form gewinnen, sind sie schön zu

nennen. Gedanken können gerade so gut, wie natürliche Gegenstände das Material der Kunst, das Subjekt der Schönheit bilden; man kann die Gedanken ebenso gut meißeln, wie den Marmor, und ihm eine ebenso harmonische und edle Gestalt geben. Es kommt hier Alles auf die Behandlung an. Göthe z. B. hat den einfachsten Stoff in „Hermann und Dorothea" zu einem der bedeutendsten Kunstwerke gestaltet, während in Hegel's Logik die Fülle der aufeinandergeschichteten Gedanken nicht gerade mit dem Prädikate der Schönheit bezeichnet werden kann, obwohl sie in vieler Beziehung auch ein Kunstwerk zu nennen ist

Wenn auch ohne Gedanken nichts in der Welt schön zu nennen ist, so ist doch die eigentliche Gedankenwelt nicht das Reich der Schönheit. Indem das Christenthum die körperliche und sinnliche Götterwelt der Griechen vergeistigte, zerstörte es das Reich der antiken Kunst und Schönheit. An die Stelle des Marmors und der Farben setzte es abstrakte Gedanken, Schemen, Gespenster ohne Fleisch und Blut, Ideen, welchen die Form und Gestaltung, die künstliche Vollendung fehlt. Daher der Rückschritt in der künstlerischen Bildung, wozu das Christenthum die Menschheit gezwungen hat, daher die Freudlosigkeit und Geschmacklosigkeit des finstern Mittelalters. Die Blüthen der mittelalterlichen Kunst, die Gemälde eines Raphael, Rubens können nicht dem Christenthum und dem Katholizismus vindizirt werden; der ganze Charakter dieser Kunstwerke widerspricht dem Charakter des Christenthumes; es ist keine abstrakte Idee, sondern volle, lebendige Natürlichkeit darin ausgedrückt. Trotzdem war aber immer noch der Katholizismus der Kunst mehr zugänglich, und mehr mit der Schönheit verwandt, als der Protestantismus mit seinen abstrakten, formlosen, schattenhaften Ideen. Der Protestantismus ist eine direkte Protestation gegen die Kunst; er ist eine totale Negation der Schönheit; er ist die häßlichste, unpoetischste Religion, welche jemals das Menschengeschlecht unglücklich gemacht hat. Man muß nur in eine protestantische Kirche eintreten, die schmucklosen, weißen Wände, die nüchternen, farbenlosen Fenster, den einfachen, schwarzen Altar ansehen, um sich recht von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Man muß nur einen New-England-Puritaner mit seinem fanatischen Temperenzwahnsinn betrachten, um einen heftigen Widerwillen gegen diese form- und poesielose Religion zu empfinden. Von Schönheit, von Freude, von Genuß ist bei diesen Sekten- und Porkleuten nicht die Rede; selbst aus dem menschlichen Antlitz, dem eigentlichen Sitze menschlicher Schönheit und Würde, ist alle Schönheit verbannt, und die blassen, mageren Gesichter, die spitze, hagere Nase, die knöchernen Wangen: Alles dies deutet uns an, daß hier das Reich der Poesie und die Macht der Schönheit ihre Grenze erreicht hat.

Wir halten es für eine Pflicht, daß der Mensch schön sei. Er muß aus demselben Grunde und demselben Rechte schön sein, wie klug, verständig, tapfer u. dgl. Die genaue Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt,

die Identität zwischen Körper und Seele macht dies nothwendig. Die Schönheit des Menschen ist die Vollendung seines Organismus, die harmonische Ausbildung aller Kräfte und Theile des menschlichen Körpers, der leibliche Ausdruck eines gesunden geistigen Wesens. Je mehr Geist, desto größere Schönheit. Deßhalb sehen wir unter den wilden Völkern keine Schönheiten; man mag noch so viel von den Reizen der Georgierinnen und Kaukasierinnen sprechen, wir können nicht von der Ansicht lassen, daß im abendländischen Europa die Schönheit allgemeiner und verbreiteter ist, als in den wilden Gebirgen des Kaukasus.

Nichts kann falscher sein, als daß man sagt, die Civilisation ruinire die die Kraft und Schönheit des menschlichen Körpers. Die Geschichte gibt Tausende von Andeutungen, welche das Gegentheil beweisen. Die Menschen sind noch jedes Jahrhundert größer, besser, kräftiger, schöner geworden. Die Bildung ist die Schwester der Schönheit und nicht die Feindin derselben.

Man nennt im Allgemeinen die Frauen das „schöne Geschlecht". Nach unserer Theorie von der Identität zwischen Körper und Seele liegt darin ein größeres Kompliment, als die Frauen wohl zu beanspruchen wagen. Mit der größeren Schönheit wäre ihnen auch mehr Geist, mehr Kraft, höhere ideelle Eigenschaften zugesprochen, als den Männern. Dies widerspricht den Thatsachen und der Erfahrung. Die Redensarten vom schönen Geschlechte scheinen eben nur Redensarten zu sein. Schon die alten Griechen gaben dem männlichen Körper den Vorzug der Schönheit. ein Apollo, ein Antinous, ein Adonis repräsentirten das Ideal der Schönheit; Aphrodite ist die Göttin der Liebe, Pallas die Göttin der Wahrheit &c. Aber Apollo ist der Gott der Schönheit, der geistigen und körperlichen Schönheit, das Ideal des Menschengeschlechtes; die ganze Religion, Kunst und Poesie der Griechen vereinigte sich um den Apollo, und dieser ist der treueste und wahrste Repräsentant des griechischen Volksgeistes.

Die Schönheit beruht vorzugsweise auf einer Harmonie der einzelnen Theile, so in geistiger, wie in körperlicher Beziehung. Gerade in dieser Harmonie, in dieser allseitigen und allgemeinen Uebereinstimmung aller Theile, in der Ordnung und dem Gleichmaße zwischen dem Ganzen und den Theilen besteht die Schönheit. Nicht könnte fehlerhafter sein, als eine Addition verschiedener schöner Eigenschaften für Schönheit auszugeben. Ovid hat bekanntlich ein Verzeichniß aller der Eigenschaften angegeben, welche eine Frau haben muß, um schön zu sein, aber diese Aufzählung kann eher als ein Scherz, wie vom ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet werden. Wollte ein Künstler bei Anfertigung einer Statue alle schönen Eigenschaften und Theile von verschiedenen schönen Gestalten, Bildern u. s. w. zusammenstellen, von dem Apollo die Stirn, von der Aphrodite den Mund, von der Hebe die Hand, von dem Einen Dieses, von dem Andern Jenes nehmen, so würde er eher ein Monstrum, als ein Kunstwerk bilden. Dem

Kunstwerk, überhaupt dem Schönen, muß Ein Gedanke zu Grunde liegen; Einheit der Idee ist die erste Grundbedingung desselben. Nicht ein kleiner Mund oder eine feine Hand bildet die Schönheit, sondern eine schöne Seele, die in einem entsprechenden Körper ihren Ausdruck findet. Deshalb kann man keine allgemeinen Eigenschaften der Schönheit aufstellen; die Schönheit ist individuell, und von dem jedesmaligen Charakter des Menschen, des Bildes, des Kunstwerkes u. s. w. abhängig. Ein Mann wird eine andere Schönheit haben, als eine Frau; der Philosoph wird einen andern Ausdruck im Antlitze tragen, als der Poet; in den verschiedensten Formen wird immer dann Schönheit vorhanden sein, wenn der Charakter und die Seele treu und wahr sich darin ausspricht.

Hier liegt die Frage nahe, kann man auch das Häßliche schön darstellen? Ohne Zweifel. Mehr noch, wie die Plastik beschäftigt sich die Poesie mit häßlichen Objekten, ja, es scheint, die Schönheit mehr an dem Häßlichen, als an dem Schönen selbst hervorzutreten, in ähnlicher Weise, wie man die Tugend am Besten an dem Verbrechen kennen lernen kann. Ein schrecklicher, fast ekelhafter Gegenstand, Laokoon in der Gewalt der Schlange, ist zum Vorwurf des schönsten Kunstwerkes der Welt und der besten Kunstkritik, welche jemals geschrieben ist, ausgewählt worden. Der rasende Ajar begeisterte die Phantasie eines Sophokles und sogar aus einem Thersites konnte Homer eine künstlerische Figur machen. Wenn das Häßliche getreu der Natur, aber gemäßigt und gemildert durch die Kunst dargestellt wird, so kann man es schön nennen. Das gerade ist der Zauber der Kunst, daß unter ihren Händen selbst die Gewöhnlichkeiten des Lebens sich veredeln, daß selbst das Häßliche in anmuthigen und gefälligen Formen erscheint. Lessing hat in seinem Laokoon gezeigt, wie die verschiedenen Kunstgattungen in der Behandlung des Häßlichen und Schrecklichen sich von einander unterscheiden und dadurch die verschiedenen Kunstgebiete mit deutlichen und festen Grenzen umgeben.

Das Gebiet des Schönen ist die Kunst. Denn die Kunst ist die innigste Vereinigung der Natur mit dem Geiste, die Verkörperung der Idee, die Vermählung der Materie mit dem Gedanken. Die Kunst ist das in der That und Wirklichkeit, was die Religion im abstrakten Dogma ist; die Vereinigung des Ideales mit der Wirklichkeit. Deshalb kann auch nur die Kunst die religiöse Sehnsucht des Menschen befriedigen; nur die Kunst kann die Versprechungen erfüllen, welche die Religion gegeben hat. Die Vermenschlichung Gottes, die Vergeistigung der Welt, die Wiedergeburt des Menschen im Geiste: alle diese Forderungen und Glaubenssätze der Religion werden von der Kunst realisirt, und nur der Kunst kann es gelingen, die Sehnsucht nach dem Unendlichen und Idealen zu befriedigen. Niemals wird das religiöse Gefühl aus der Welt verschwinden, bevor nicht überall der Tempel der Kunst erbaut ist; nur die Kunst kann die Religion verdrängen und die Priester und Sekten überflüssig machen. Die Kunst reicht in

dieser Beziehung den Naturwissenschaften die Hand; die Erkenntniß der Natur verbannt den Gott aus den Köpfen der Menschen und die Kunst füllt die Leere im Herzen desselben aus, welche durch den Verfall der Religion entstanden war; die Kunst ist deshalb ein nothwendiges Gegengewicht gegen die moderne atheistische Bildung, damit die Menschen nicht in Herz- und Gemüthlosigkeit versinken.

Die Kunst umfaßt ein weites, unbegrenztes Gebiet, für das es noch kein Jenseits und keine Schranken gibt. Sie bezieht sich nicht nur auf Reime und Töne, auf Farben und Marmor, sondern auf alle Gegegenstände des menschlichen Denkens und Strebens. Der Mensch ist darauf angewiesen und dazu befähigt, sich selbst, sein Leben, die bürgerlichen Gesellschaft, den Staat zu einem Kunstwerke zu machen, und überall die Harmonie, die Uebereinstimmung der Theile unter einander und mit dem Ganzen herzustellen, welche den Character des Kunstwerkes ausmacht. Der Mensch soll nicht in seiner Naturbestimmtheit, in seiner unmittelbaren Natürlichkeit fortleben, sondern er soll vergeistigt, idealisirt, er soll sein eigenes Ideal werden. Er soll zu der Schönheit des Geistes und Körpers streben, d. h. zu einer vollendeten Organisation, zu einer harmonischen Ausbildung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Nichts ist unschöner, als wenn ein Mensch eine besondere Kraft einseitig auf Kosten der übrigen Kräfte entwickelt. Leider zwingt die Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens die meisten Leute zu einer solchen Mißgestaltung ihres Geistes. Der Beruf verschlingt alle anderen Interessen und Fähigkeiten der Menschen und zerstört das Gleichgewicht zwischen seinen körperlichen und geistigen Kräften. Der einseitige Jurist, Militär, der Arzt, der handwerksmäßig seine Kunst übt, der Kaufmann, der nicht nur seinen Verstand, sondern auch seine Phantasie in das Waarengewölbe einsperrt: alle diese unglücklichen Geschöpfe haben keinen regelmäßige, allseitige, harmonische Ausbildung, welche das Wesen des Organismus und die Bedingung der Schönheit ist. Diese Einseitigkeit ist das größte Opfer, welches ein Mensch seinem Berufe bringen kann; sie zerstört das Glück und die Schönheit des menschlichen Lebens.

Auch der Staat und die bürgerliche Gesellschaft soll nach dem Vorbilde des einzelnen Menschen ein Kunstwerk sein und den Character desselbee repräsentiren. Der Staat soll, wie die Welt, ein Kosmos sein, d. h. ein wohlgeordnetes, organisches Ganze, das nach allen Seiten hin und in allen Theilen gleichmäßig entwickelt ist. Der Staat ist nicht bloß eine Verwaltungsmaschine, nicht bloß eine Polizeianstalt, wie man namentlich in dem monarchischen Europa denselben betrachtet, sondern ein lebendiger Organismus mit universeller und umfassender Wirksamkeit. Er soll sich um Alles kümmern, das der allgemeinen Theilnahme und Beachtung werth ist; jede Aeußerung des menschlichen Lebens soll in ihm repräsentirt sein. Kunst, Wissenschaft, Poesie gehören ebenso in den Bereich des Staates, wie Recht, Freiheit und Sittlichkeit. Das Staatsleben der alten Griechen ist in dieser

Beziehung immer noch das unerreichte Vorbild der Gegenwart, namentlich in Amerika, wo man den Staat nur als eine große Maschine betrachtet, bestimmt, die Steuern zu erheben und auszugeben.

Wenn man den Staat in dieser umfassenden und allgemeinen Weise auffaßt, dann werden auch die politischen Bestrebungen Ordnung, Uebereinstimmung und Klarheit gewinnen. Auch in der Politik kann man die Schönheit und Würde des Geistes zeigen, wenn man seine politischen Ueberzeugungen zu einem übersichtlichen Systeme ordnet, und jeder wichtigen Frage ein gleiches Maaß von Interesse und Aufmerksamkeit zuwendet. Es gibt eine Aesthetik in der Politik, die jedem Fanatismus entgegentritt, ein Schönheitsgefühl, welches verhindert, daß wir allzu leidenschaftlich nur Einer Grille und Einem Phantome nachlaufen. Die Aesthetik der Politik sollte gerade in Amerika verbreitet werden, weil hier am meisten der häßliche Gebrauch vorwaltet, immer nur auf einer einzigen Seite der Politik herumzureiten, und immer nur für eine einzige Frage zu agitiren.

Ordnung, Ruhe und Klarheit, dies sind die Grundbedingungen der Freiheit, wie der Schönheit und ohne sie ist keine Harmonie, keine Würde und Poesie im menschlichen Leben vorhanden. Die Ereignisse, welche in diesem Jahrhundert vom Dampfe getrieben zu sein scheinen, rollen rasch an uns vorüber und oft können wir den rothen Faden, der sie mit einander verbindet, nicht sehen. Wenn wir nun nicht in den gewöhnlichen Fehler fallen wollen, an dem heutzutage alle Verhältnisse leiden, daß unsere Ansichten und Ueberzeugungen nur bewegliche und veränderliche Abdrücke der schnell dahinschreitenden Ereignisse sind: dann müssen wir in uns den Halt gegen die Erscheinungen des Lebens suchen, und diesen Halt finden wir nur in unerschütterlicher Treue gegen uns selbst, in der Herrschaft, welche wir der Erkenntniß über die Leidenschaften, der persönlichen Ueberzeugung über die öffentlichen Meinung einräumen.

Wir müssen uns selbst in dem Strudel der Ereignisse nicht verlieren; wir müssen immer consequent und aufmerksam an unserer eigenen Bildung und Entwickelung arbeiten; wir müssen immer daran denken, daß wir selbst das Ziel unseres Lebens bilden, daß wir den Meißel und den Griffel in der Hand haben, um aus uns selbst ein harmonisches Kunstwerk zu machen. Schön, wahr und gut, wie die alten Griechen, können auch wir sein; ja, in einem noch größeren Grade, als diese, weil uns viel mehr Mittel der Kunst und der Wissenschaft zu Gebote stehen, als den alten Völkern; nur müssen wir nicht über den Stürmen des äußern Lebens und in dem Wirrwarr der Ereignisse uns selbst vergessen. Arbeiten wir zunächst eifrig und energisch an der Schönheit und dem Glücke unseres eigenen Daseins; dann nützen wir der bürgerlichen Gesellschaft mehr, als durch alle socialen Theorien und Schwärmereien. Denn das Glück der Menschheit besteht nur aus dem Glücke der einzelnen Individuen, und alle Schönheit der Natur und der Kunst existirt für uns nicht, wenn wir nicht in uns selbst den Tempel der Schönheit aufbauen.

Der Tod des Kaisers von Rußland.

Unsere Zeit scheint nun einmal unfähig zu sein, etwas Entscheidendes hervorzubringen. Nach den großen Vorbereitungen zum Kriege und den großen Verlusten schien es unmöglich, auf diplomatischem Wege den europäischen Kampf zu beenden. Man erwartete für den Frühling einen allgemeinen Krieg, nicht nur in der Krim, sondern auch an der Donau, am Rhein und der Ostsee, vielleicht in Polen und Ungarn. Die Menschheit freute sich auf diese große Katastrophe, welche Europa die Freiheit wiederzugeben bestimmt war. Alle diese Hoffnungen scheinen jetzt wieder verschwunden. Der Hebel des Krieges ist zertrümmert; die Seele des Kampfes ist todt. Die Nachricht von dem Tode des Czaaren wird Europa beruhigen, und der Frühling voraussichtlich einen schimpflichen Frieden bringen, einen Frieden ohne Bürgschaften für die Zukunft, ohne Genugthuung für die Vergangenheit, einen Frieden, der den permanenten Keim zu neuen Kriegen in sich trägt, der durch ungeheuere Armeen aufrecht erhalten werden muß, und dessen einziges Resultat die Unterdrückung der Volksfreiheit ist.

England mag sich über den Tod seines mächtigen Feindes freuen. Es stand am Rande des Abgrundes; seine Armee war vor Sebastopol vernichtet, und es konnte ebensowenig eine neue Armee in der Krim, als ein neues Parlament in London bilden. Die Hülflosigkeit dieses stolzen Reiches war Europa kein Geheimniß mehr; die englichen Soldaten in der Krim lebten nur noch von der Gnade der Franzosen; die Söldner von Deutschland und der Schweiz wollten sich nicht einfinden; die Majoritäten des Unterhauses waren nicht verlässig genug, um eine entschiedene und consequente Politik darauf zu bauen. Die englische Constitution, bisher das Ideal aller constitutionellen Staatsmänner, zeigt sich eben so unfähig, wie die englische Armee: kurzum, es war keine Möglichkeit vorhanden, den Krieg fortzuführen und deßhalb auch keine Möglichkeit zu einem wenigstens scheinbar anständigen Frieden.

In dieser Lage konnte England nichts anderes thun, als durch ein unerwartetes und unberechenbares Ereigniß den Stand der Dinge verändern. Der Kaiser von Rußland, von dessen Abdankung man früher in London so viel gesprochen hatte, mußte sterben. Natürlich erklärt Lord Clarendon im Oberhause und Palmerston im Unterhause, daß der Tod des Czaaren ein natürlicher gewesen sei; bei der bekannten Treue und Ehrlichkeit der britischen Politik ist auch gar nichts Anderes vorauszusetzen.

Custine sagt in seinem Buche über Rußland: „Die Constitution Rußlands ist der Absolutismus, gemäßigt durch den Meuchelmord." Wenige der russischen Autokraten sind eines natürlichen Todes gestorben, und lange schon

wunderte sich Europa darüber, daß dem Kaiser Nicolaus nichts „Menschliches“ begegnet sei. Sein Bruder und Vorgänger, der Kaiser Alexander, der Stifter der heiligen Alliance, starb 1825 zu Tangarog am Asovischen Meere, und die Geschichtsschreiber sagen von ihm, daß er schon zehn Jahre zu lange gelebt habe. Als Nicolaus sein fünf nnd zwanzigstes Regierungsjahr ohne Gift und Dolch zurückgelegt hatte, wunderte man sich allgemein. Jetzt endlich, in dieser drohenden, gefährlichen Katastrophe, ereilt ihn die Nemesis.

Die russische Politik ist von einer unbarmherzigen und rücksichtslosen Entschiedenheit. Selbst die Person des Kaisers ist nur ein Werkzeug in den Händen der Politik, und man wirft das Werkzeug fort, wenn es unbrauchbar g worden ist. Als Alexander sein Werk gethan hatte, als Napoleon besiegt und die heilige Alliance gegründet war. da war für den greisen Herrscher Nichts mehr zu leisten. Er wurde sichtlich alt und matt; man konnte ihn an der Spitze des gewaltigen Staatsgebändes nicht mehr brauchen; er starb. Wie weit Nicolans an dem Tode seines Vorgängers betheiligt war, schwebt noch im Dunkeln und wird wahrscheinlich auch niemals enthüllt werden. Zwischen dem erledigten Throne und der Person des Nicolaus stand der Prinz Constantin, der älteste Bruder des Alexanders, Vicekönig von Polen. Seit Paul I gilt nemlich in Rußland das Recht der Erstgeburt, während früher dem jedemaligen Kaiser die Wahl seines Nachfolgers selbst außerhalb der kaiserlichen Familie frei stand. Freilich wird das Recht der Erstgeburt niemals ohne Ausnahmen und Modifikationen angewendet. Constantin, von Gestalt und Sitten ein tartarischer Barzar, verkaufte für eine junge Polin, Jeanne Gudinska, sein Erstgeburtsrecht; der Kaiser bewilligte die Heirath, und Constantin stellte eine Verzichtleistung auf die Krone aus. Als Alexander starb, befand sich Nicolaus in Petersburg, Constantin in Warschau. Es ereignete sich jetzt ein seltsames und unerhörtes Schauspiel; Keiner der beiden Brüder wollte die Krone haben, und jeder schwur dem Andern den Eid des Gehorsams. Drei Wochen lang flogen die Kurriere zwischen Warschau und Petersburg hin und her, bis daß endlich eine Revolution zu einer Beendigung der Katastrophe nöthigte. In Petersburg brach unter den Garden eine Verschwörung aus, die besonders unter den niedern Offizieren und Unteroffizieren Anhang hatte; unter dem Rufe: Constantin und die Constitution stürmte man den Winterpalast und andere kaiserliche Schlösser.

Wenige Stunden mußten über den Thron entscheiden. Der Aufstand griff immer mehr um sich, und der Ruf „Constantin und die Constitution“ wurde immer allgemeiner. Nicolaus schickte seine alten Generäle, namentlich den unter den Soldaten sehr beliebten Milorodovig, den „Murat Rußlands,“ den Insurgenten entgegen; die Antwort auf dessen Anrede war, daß man ihn vom Pferde herunterschoß. Der Patriarch von Petersburg wurde

ausgelacht. Da sprengte Nicolaus selbst an der Spitze der Generalität heran. Nieder auf die Knie! rief Nicolaus den Meuterern zu. So mächtig war seine Stimme, daß die Insurgenten wie bezaubert von einem Dämon auf die Knie sanken. In demselben Augenblick feuerte der Erzherzog Michael selbst eine Kanone auf die Insurgenten ab, die übrige Artillerie folgte seinem Beispiele; das Blutbad wurde allgemein, und Nicolaus war Kaiser.

Seine Regierung war fortwährend mit blutigen Kriegen angefüllt; der Krieg gegen die Polen — 1831 — verrieth seine Grausamkeit und schrieb seinen Namen in das Buch der blutgierigsten Tyrannen ein. Die Kriege gegen die Türkei, gegen die Tscherkessen, endlich gegen Ungarn erhielten das russische Heer immer im Kriegszustande. Militärverschwörungen brachen in verschiedenen Provinzen aus und wurden mit einer barbarischen Strenge unterdrückt. Die innere Politik des Czaaren wurde selbst von seinen Feinden mehr gerühmt, als seine auswärtige; er suchte die Selbstständigkeit der hohen Aristokratie zu brechen und den leibeigenen Bauern einen menschlichen Zustand zu verschaffen. Uebrigens gelang es ihm nicht, der sprüchwörtlich gewordenen Corruption der russischen Büreaukratie zu steuern. Die glänzendste Seite seiner Regierung ist offenbar die diplomatische. Bis zur letzten Zeit beherrschte die russische Diplomatie die Höfe Europa's.

Es ist sehr viel über die Persönlichkeit des Kaisers von Rußland geschrieben, und man kann sich bei der Stellung dieses Mannes denken, daß das Urtheil auf die verschiedenste Weise ausfallen und die größten Gegensätze in sich enthalten mußte. Es geht über die Grenzen der menschlichen Natur hinaus, eine solche Stellung inne zu haben, wie die des Kaisers von Rußland ist, eine Stellung ohne Maaß und Schranken, eine unbegrenzte Macht ohne entsprechende Verantwortlichkeit, eine legitime, anerkannte und stetige Gewalt, die früher nur von vorübergehenden Eroberern, von einem Attila, Karl dem Großen oder Napoleon eingenommen wurde. Die Menge sah in einem solchen Menschen entweder einen Gott oder einen Teufel, je nachdem sie Wohlthaten oder Grausamkeiten von ihm erhalten hatte. So kommt es, daß die Schilderungen dieser Persönlichkeit entweder ganz weiß oder ganz schwarz gehalten sind. Wenn man auch begreift, weshalb das europäische Urtheil über den Czaaren befangen und einseitig ist, so sollte man doch voraussetzen, daß in Amerika, in einer von dem Czaaren unabhängigen Republik, über eine solche Persönlichkeit in einer neutralen und vorurtheilsfreien Weise geurtheilt werden müßte. Aber gerade in Amerika wird der Czaar am meisten gepriesen und vergöttert; ja, es scheint, daß das republikanische Selbstgefühl der Amerikaner mit unverleugneter Vorliebe auf den Henker von Polen und Ungarn hinblickt. Es scheint, daß die Amerikaner in der Gewaltthätigkeit und Eroberungssucht der russischen Politik ein Beispiel für sich selbst erblicken; Cuba steht ungefähr in demselben Verhältnisse zu Amerika, wie die Türkei zu Rußland. Dem sei wie

ihm wolle, nicht nur in den Hallen des Bundesstaates streut das amerikanische Volk dem Czaaren Weihrauch; nein, die gesammte amerikanische Presse, selbst die antirussische, läßt der Person des Czaaren alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren und hat für die guten Seiten seines Charakters mehr Auge, als für die zahllosen Schlechtigkeiten, welche er sich hat zu Schulden kommen lassen.

Die Schilderungen, welche Gurowski, Golowin, Custine u. A. von der Persönlichkeit des Kaisers von Rußland gemacht haben, stimmen trotzdem daß sie in vielen Punkten differiren, doch darin überein, daß der Czaar nicht der Halbgott gewesen sei, für den man ihn allgemein ausgibt. Allerdings unterschied er sich vortheilhaft von den andern europäischen Potentaten, diesen körperlich und geistig herabgekommenen Menschen; aber neben Aufwallungen von Zorn und Leidenschaft, die ihm momentan den Charakter eines Helden gaben, zeigten sich auch viele Zeichen der Unschlüssigkeit und Muthlosigkeit. Zu einem Helden gehören andere Eigenschaften, als welche Nikolaus besaß. Ein Held muß persönlichen Muth zeigen und selbst auf dem Schlachtfelde erscheinen. Ein Held darf nicht vom Verrathe den Sieg erkaufen, wie Nikolaus es in Ungarn that. Ein Held ist nicht grausam, sondern großmüthig gegen besiegte Feinde, und dies war Nikolaus niemals.

Man kann den Kaiser von Rußland keinen Feldherrn nennen, denn er hat in keiner Schlacht selbst kommandirt, aber wer ihn bei der Parade sah, der konnte seine Vorliebe für guten Parademarsch und blanke Knöpfe bewundern. Seine ganze innere Politik bestand darin, den religiösen Fanatismus rege zu erhalten; seine auswärtige Politik in der Verfolgung des Testamentes Peters des Großen und der Regierungskunst Katharina's II. Seine Erfolge in Dänemark, Schweden, vornehmlich in Deutschland sind mehr der Schwäche und Erbärmlichkeit der Westmächte zuzuschreiben, wie russischer Macht. Als 1848 im westlichen Europa allüberall die Revolution losbrach, hielt sich der Czaar feige zurück; er wagte nicht dem Feinde in offener, ehrlicher Schlacht entgegenzutreten. Aber er ließ sein Gold zu Wien, Berlin und Paris spielen; — kurz nach der Junischlacht sah man viel russisches Gold in Paris, — und als die Revolution theils durch Verrath, theils durch Unfähigkeit der Doktrinäre, ermattet und erlahmt war, da warf der Czaar 300,000 Soldaten auf den bereits sterbenden Löwen der Revolution, und konnte doch nur dem Verrathe den Sieg verdanken. Wo ist hier Heroismus! Wo sind hier große Eigenschaften? Wenn der Kaiser Nikolaus nur den zehnten Theil der geistigen und moralischen Eigenschaften, der politischen und militärischen Kenntnisse besessen hätte, welche seine Verehrer ihm nachrühmen: fürwahr, er würde seine Stelle an der Spitze von sechzig Millionen Menschen anders benutzt haben, als er gethan. Denn welches sind die Früchte seiner Regierung! Weder ist Englands Einfluß in Asien gebrochen, noch sind die Tscherkessen besiegt, noch weht die russische Fahne

über Constantinopel. Im Gegentheil, der russische Einfluß ist unter der Regierung des verstorbenen Kaisers sehr vermindert worden. Die heilige Allianz zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland ist gesprengt; Oesterreich ist im offenen Kriege mit Rußland, Preußen, der treueste Verbündete Rußlands, ist gerade durch Rußland aus seiner Stellung als Großmacht hinausgedrängt worden; Rußland steht isolirt; seine Politik ist enthüllt; seine Gefährlichkeit den europäischen Mächten nicht mehr ein Geheimniß. Gewiß, das Todtengericht der Weltgeschichte und die Zukunft Rußlands wird anders über Nikolaus urtheilen, als die Zeitungen beider Welttheile.

Den größten Theil an der Größe des Kaisers Nicolaus hat offenbar seine große Gestalt. Er war eine hohe, majestätische Figur, die übrigens ebensogut für einen Unteroffizier in einem Garderegiment paßte, als für einen Kaiser. Wenn er in Berlin neben dem Könige von Preußen erschien, so verschwand die gutmüthige, plumpe und unbedeutende Figur des weinseligen Königs vor der finstern, majestätischen, militäirischen Haltung des Kaisers. Der slavische Typus des Kaisers kam nicht sehr zum Vorschein; seine Mutter war eine würtembergische Prinzessin; sein Gesicht war wohlgeformt und hatte einen strengen, regelmäßigen Ausdruck, der Ehrfurcht zu gebieten gewohnt war. Im Ganzen unterstützte seine Gestalt den Respekt, den die Russen vor ihm hatten; man sah ihm die Gewohnheit des Herrschens an, und zugleich seinen rauhen, finstern Character.

Es liegt in den Umständen des Momentes, in der gegenwärtigen Katastrophe, daß der Tod des Kaisers ein Ereigniß von erschütternder Bedeutung ist. Wahrscheinlich wird der Zweck dieses unfreiwilligen Todes erreicht; die Westmächte, namentlich England werden von einem Kriege erlöst, den sie zu führen weder den Willen, noch die Kraft hatten. Der Thronfolger Alexandrowitch soll in seinem zerrütteten Gesundheitszustande und in seiner moralischen Versunkenheit nicht die Energie haben, den Krieg fortzuführen, und so wird er sich allen Voraussagen nach der deutschen Partei in Rußland, an deren Spitze Nesselrode, Meyendorf, Lüders u. s. w. stehen, anschließen, und die Altrussen, die Mentschikoffs, Gortschakoffs u. s. w. werden für den Augenblick das Feld räumen müssen. Doch Alles dies ist in's Ungefähre prof. zeit; ein Thronwechsel pflegt in Rußland nicht ohne Emeuten und Palastrevolutionen vor sich zu gehen, und es ist nicht unmöglich, daß, statt des allgemeinen Rückganges zum Frieden und in die alten Zustände, neue Erschütterungen und Verwickelungen diesem Ereignisse entspringen.

Das Veto.

Die Häufigkeit und die Art und Weise, in welcher der Präsident sein constitutionelles Recht des Veto während des letzten Kongresses gebrauchte, ist charakteristisch für die amerikanische Politik. Wir sehen mitten in einer Republik Akte monarchischer Gewalt ausgeführt, die kaum in Europa möglich wären, Akte, die einen europäischen Thron umzustürzen im Stande sind. Das Veto, das die Krone von England seit fast einem Jahrhundert nicht mehr anzuwenden wagt, das nur noch dem Scheine und dem Buchstaben nach in der englischen Verfassung steht, aber aus der englischen Politik längst verschwunden ist, wird in der Politik Amerika's fast zu einer stehenden Regel. Die Geschichte des letzten Kongresses zeigt uns außerordentliche Beispiele von der Ausübung dieser Gewalt; die wichtigsten Gesetze sind durch das Veto getödtet, und, was das Auffallendste bei der Sache ist, das Volk der Ver. Staaten scheint über dieses Verfahren kaum in Verwunderung und Unruhe zu geratnen. Das Veto ist eine monarchische Gewalt; in allen constitutionell monarchischen Staaten existirt es unter gewissen Beschränkungen und Bestimmungen. Auch die Constitution der Ver. Staaten, die in vieler Beziehung an die Formen der englischen Verfassung erinnert, hat das Veto, aber dasselbe existirte lange Zeit nur auf dem Papiere. Jackson benützte sein Vetorecht und kassirte die Bankbill; dies Ereigniß rief im ganzen Lande eine bedeutende Aufregung hervor, aber die große Masse des Volkes stand hinter dieser Maßregel und so ging die gefährliche Katastrophe ohne schlimme Folgen vorüber. Das Veto ist immer eine exceptionelle, ungewöhnliche Gewalt; es ist eine Suspension der legislativen Volksmachten, eine indirekte Aufhebung der Volkssouveränität. Es ist deshalb immer eine gefährliche Operation, diese Gewalt anzuwenden; man verräth dadurch ein großes Mißtrauen gegen die gesetzgebende Versammlung und indirekt auch gegen das Volk, welches diese Versammlung gewählt hat. Die Verfassung hat dies Veto deshalb auch nur für die nothwendigsten und außerordentlichsten Fälle festgesetzt. Während des letzten Kongresses dagegen wurde das Veto auf die Tagesordnung gesetzt; es wurde zur regelmäßigen Gewohnheit, das Veto anzuwenden, und wenn man dem Präsidenten gewisse Gesetze in das Haus schickte, hatte man schon von vornherein die Vermuthung, daß sie unter seinem Veto erliegen würden. Dies ist um so auffallender, weil die Majoritäten beider Häuser des Kongresses zu derselben Partei gehören, welche den Präsidenten erwählt hat, und also die größte Einstimmigkeit bei allen Maßregeln und Gesetzen zu erwarten war.

Der Hauptgrund, weshalb die Vetogewalt eine so häufige Anwendung gefunden hat, ist die beispiellose Corruption in Washington. Der drei und dreißigste Kongreß war der schlechteste und corrupteste Kongreß, der sich je-

mals im Kapitole versammelt hat; er ist der Baltimore Platform würdig, auf welche hin er gewählt wurde. Politiker, welche auf die feierliche Verpflichtung hin erwählt werden, die Sklaverei zu unterstützen, sind gewiß zu manchen Dingen fähig, die sich nicht zu der Würde eines Gesetzgebers passen. Geld ist in Amerika die erste Macht, und dies weiß man im Kapitole zu Washington gerade so gut, wie anderswo. Nur sind die Mittel zur Bestechung dort größer, als irgendwo sonst in der Welt. Es handelt sich hier gleich um große Summen, um zehn Millionen Dollars für Santa Anna, um jährliche 880,000 Dollars für Collins, um eilf Millionen Acker Land für Spekulanten, und von solchen Summen sind selbst die Abfälle, welche in die Taschen der Gesetzgeber fallen, beträchtlich. Die einzige Waffe, welche man bis jetzt dieser Corruption entgegensetzen konnte, ist das Veto.

Man mag noch so unzufrieden über die politische Haltung von Franklin Pierce sein, dies wird man doch immer zugeben, daß die Bestechung durch Geld sich noch nicht dem weißen Hause genähert hat. Die amerikanischen Präsidenten dienen den Parteiinteressen mehr, wie es sich mit ihrer hohen Stellung verträgt; sie opfern auch wohl dem persönlichen Ehrgeize einen Theil ihrer Unabhängigkeit, aber sie haben sich noch nie dem Verdachte der Verkäuflichkeit blosgestellt; sie sind immer noch arm aus dem weißen Hause herausgegangen. Daher fallen viele Bills, die im Senate und Kongresse erweislich erkauft, mit Geld erkauft sind, durch das Veto eines unbestechlichen, uneigennützigen Präsidenten. So traf das Veto des Präsidenten die Collins-Bill, und diesem Veto folgte der aufrichtige Dank des amerikanischen Volkes.

So sehr wir auch diese und andere Handlungen des Präsidenten billigen, so können wir doch nicht umhin, in der Ausübung der Vetogewalt während des letzten Kongresses große und unverständliche Inconsequenzen zu finden, Inconsequenzen, welche man sich nicht anders erklären kann, als durch die Dienstbarkeit der demokratischen Partei und des Präsidenten gegen die Interessen des Südens und gegen die Sklaverei. Jede Bewilligung zu Gunsten des Sudens wurde bestätigt; westliche und nördliche Bewilligungen erlitten aber wesentliche Verluste durch das Veto. Die Bill fur innere Verbesserungen wurde mit dem Veto belegt, weil sie sich hauptsächlich auf die funf westlichen Seen bezog; aber dem Santa Anna gab man zehn Millionen für eine Wüste, durch welche der Süden die Pacificbahn fuhren will. Um dem großen Beispiel ein kleines hinzuzufügen, die Bill für Verbesserungen des Savanahflusses erhielt die Bestätigung des Präsidenten; die Bill fur Ratifikationen des St. Clair u. St. Mary Flusses, an der Kuste von Michigan, wurde nicht unterzeichnet. Die Irrenlandbill wurde mit dem Veto belegt, aber die Land Bounty Bill, die größte Landverschleuderung und Spekulanten-Bereicherung, welche jemals den Kongreß passirt hat, fand die Genehmigung von Franklin Pierce. Welch eine Inconsequenz liegt in diesem Verfahren!

Wir haben auf diese Beispiele nur aufmerksam zu machen, um zu zeigen, wie sehr die Amerikaner noch in den Anfängen der republikanischen Politik stecken, und wie viele Anklänge an die monarchische Staatsform noch durch den republikanischen Lärm hindurchtönen. Statt sich deshalb mit dem Amerikanerthum und dieser großen Republik zu brüsten und andere Völker zu verachten, welche nicht so glucklich sind, eine republikanische Verfassung zu besitzen, wäre es wohl besser, die republikanischen Grundsätze der Constitution sorgsam zu bewahren und eifrig im praktischen Leben geltend zu machen, so daß keine monarchischen Gewaltmaßregeln mehr notwendig sind, um das Land und dessen Interessen gegen die Verkäuflichkeit der Gesetzgeber zu beschutzen.

Ein Sonnenuntergang.

Wir hatten vor einigen Tagen Gelegenheit, ein prächtiges Schauspiel der Natur zu sehen. Man spricht so oft davon, daß der poetische Reiz, der die Thäler der Schweiz und die Ufer des Rheines umschwebt, den Naturscenen Amerika's fehle, und es ist auch nicht zu läugnen, daß die Schönheit und Harmonie der Natur oft durch das Wuste, Maaßlose, Unbegrenzte, das allen amerikanischen Verhältnissen zu Grunde zu liegen scheint, zerstört und beeinträchtigt wird. Nichts ist so sehr an seine Schranken gebunden, wie die Schönheit; sie stellt die Unendlichkeit im engen Rahmen und in fest abgeschlossener Form dar. Aber die Weite des Landes, die Größe der Ströme und Seen, das Gigantische aller naturlichen Verhältnisse, welches wir in Amerika finden, scheint uns dann erst ein Gegenstand der Poesie werden zu können, wenn das Menschengeschlecht eben so gigantisch sich entwickelt hat, wie die Natur, so daß die Natur uberall von dem Geiste des Menschen durchweht und belebt wird. Der Fall des Niagara, dieses beruhmteste Naturschauspiel der neuen Welt, setzt uns Anfangs durch seine Wildheit und Großartigkeit mehr in Erstaunen, als in Entzucken, und wir gewinnen die Scene erst dann wirklich lieb, wenn wir sie in ihren Details und Einzelheiten betrachten. Um die Schönheit zu genießen, dazu gehört eine gewisse Ruhe und Behaglichkeit des Gemuthes, welche von dem Brausen und Donnern des Stromes und bei dem Anblick in die schwindelnde Tiefe sich in Unruhe und und Aufregung verwandelt.

Einer jener schönen Frühlingsabende, die uns selbst in diesem rauhen und exzentrischen Lande die Poesie der Natur empfinden lassen, lockte uns hinaus an das Ufer des Sees. Dem Sturme, der noch den vorigen Tag gewuthet hatte, war eine tiefe, stille Ruhe gefolgt, und die Wellen des

Seees lagen glatt, wie ein Spiegel, im Glanze der Abendsonne da. Von den beiden Landspitzen aus, die rechts und links sich in den See erstrecken, breitete sich ein weiter Gürtel von Eis um die Wasserfläche; wer es nicht wußte, hätte die Hügel und Berge, die das durch den letzten Sturm zertrümmerte Eis bildete, für die gegenüberliegende Küste halten müssen. Es war ein prächtiger Anblick, als die Sonne unterging und die große Wasserfläche mit rosigem Lichte überstrahlte. In blendender Weiße hob sich das Eis aus den farbenglühenden Wellen hervor; der Anblick war nur mit den Gletschern der Schweiz zu vergleichen. Die sonderbarsten Formationen bildeten die unregelmäßig zusammengehäuften Eismassen; man glaubte Berge, Wälder und Städte zu sehen, und die Phantasie konnte sich in ein Land der Wunder und Zauber hineinträumen. Wo das Eis Lücken hatte, da konnte man silberne Ströme und kleine Seeen erblicken, die in anmuthiger Abwechslung zwischen den Hügeln und Gebirgen lagen. Es war ein Anblick, ähnlich, wie auf dem Rigi, wenn man das hügelige Land der nördlichen Schweiz mit seinen Bergen, Wäldern und kleinen Seeen überblickt. Nur var war diese Eislandschaft mehr geisterhaft, als natürlich. Es lag etwas Gespensterhaftes darin, diese ruhige, ernste Landschaft zu sehen, deren Leben, Gluth und Farbe nur durch den schnellverschwindenden Kuß der untergehenden Sonne hervorgebracht war.

Jeden Augenblick veränderte sich das Farbenspiel dieser seltsamen Landschaft. Dort, wo das Eis im Schatten lag, zeigte es sich in jener dunkeln, tiefen Bläue, welche die schweizerischen Thäler im Sommerabende bedeckt, während es in der Mitte des Halbkreises in glühender Farbenpracht strahlte und fern im Osten in glänzender, blendender Weiße sich gegen die purpurnen Wellen abzeichnete. Drüber lag ein klarer, wolkenloser Himmel, der in den verschiedensten Farben, vom lichtesten Roth bis zum dunkelsten Violet spielte, und an dem sich nur erst blaß und schüchtern einzelne kleine Sterne hervorwagten.

Gewiß, wer in diesem kalten, harten Lande noch wagt, „den Hypogryphen zu satteln zum Ritt in das alte, romantische Land," der konnte sich diese zauberische Eislandschaft zum Schauplatze seiner Träume und Phantasien wählen. Welch ein seltsames Volk mußte auf jenen Hügeln, auf jenen Inseln leben, Leute mit ätherischen Körpern, feenhafte, verzauberte Menschen, deren Nahrung nichts wie ein leichter, flüchtiger Sonnenstrahl ist. Welche zarten, feinen Frauen müssen dort in den prächtigen Eispalästen wohnen; sie schmücken sich mit dem Golde des Abendrothes und dem silbernen Glanze des Mondscheins. Titania ist die Königin der feenhaften Insel, und noch heute werden dort jene Sommernachtsträume geträumt, von denen uns einst Shakespeare erzählte.

Dort, auf dem Felsen, unmittelbar am Ufer des See's, saß ein armes, altes Negerweib, das Auge unverwandt auf das glänzende Schauspiel gerichtet. Ihr häßliches Antlitz zeigte keine Spuren der Freude oder

der Aufregung; stumm und unbeweglich blickte sie in die Ferne; nur dann und wann schien eine Thräne über die braunen Wangen zu fließen. Was das arme Weib wohl denken mochte? Hatte sie vielleicht hinter diesen Eismassen, fern in Canada, einen Sohn, welcher der Sklaverei entflohen, dort sein mühsames und armes Leben verbrachte? Oder schien ihr das trügerische Schauspiel des Eises ein Bild jener kalten, frostigen Heimath zu sein, den ihr Methodistenprediger als den Lohn irdischer Sklaverei anpries? Oder flogen ihre Gedanken von jenen Eismassen hinweg zu dem ewigen Sommer des Südens, zu den sonnigen Plantagen Alabama's, wo sie ihre Kindheit verlebte?

Am andern Tage hatte Sturm und Sonnenschein die zauberische Landschaft verweht und zertrümmert. Es ist seltsam, daß die Traumbilder unserer Phantasie nicht nur durch die Stürme des Lebens, sondern auch durch dessen klaren, warmen Sonnenschein vernichtet werden.

Corruption.

Herr Rösler von der „Quincy Tribune" hielt gestern in hiesiger Stadt einen Vortrag über dieses Thema. Solche Vorträge haben immer etwas Anregendes und sind auch wir dadurch zur Behandlung dieses Gegenstandes veranlaßt worden. Wir wollen uns indessen nicht in der Aufzählung einzelner politischer Gaunergeschichten ergehen, — man könnte damit ganze Bibliotheken anfüllen; — sondern das Wesen und die Eigenschaften der Corruption im Allgemeinen entwickeln, und die Einflüsse derselben im politischen, socialen, religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Leben verfolgen. Die Corruption ist leider in Amerika ein universelles Thema, das uns überall, auf der Höhe, wie in der Tiefe des menschlichen Lebens begegnet, das in der Hütte, wie in den Palästen wohnt, das die Staatsmänner in die Hallen des Kapitoles und den Bettler bis an die Schwelle des öffentlichen Hospitales begleitet, das nicht nur in den Buden der Wechsler und Geldverleiher, sondern auch in dem einsamen Arbeitszimmer des Philosophen und des Künstlers herrscht.

Corruption ist im Allgemeinen als die Herrschaft des Geldes über den Charakter des Menschen zu bezeichnen. Zur Corruption gehört eine Bestechung durch Geld; die Verführungen des Ehrgeizes, der Herrschsucht, der Eifersucht und anderer Leidenschaften sind in diesem Worte nicht enthalten. Die Herrschaft des Geldes über die Grundsätze ist Corruption. Sie ist verwandt mit der Prostitution; sie ist gewissermaßen eine verallgemeinerte Prostitution, die auf alle Verhältnisse des menschlichen Lebens angewendet wird. Wie die gesunkene Dirne ihren Körper für Geld Preis gibt, so ver-

kauft der corrumpirte Staatsmann seine Grundsätze und seine Ehre für Geld; man kann dies eine geistige Prostitution nennen, welche weit gefährlicher, verderblicher, allgemeiner ist, als die körperliche. Die große Macht, welche das Geld in Amerika besitzt, die Achtung, welche dem Reichthum nachfolgt, der moralische Heiligenschein, mit welchem er umgeben ist, hat hier das Gift der Corruption in alle Kanäle des öffentlichen und privaten Lebens geschüttet, und wir können in den versunkensten Zeiten der Weltgeschichte, wir können zur Zeit, als das Volk: panem et circenses! (Brod und Schauspiele!) ausrief; wir können selbst zur Zeit des Faustrechtes kein so corrumpirtes Geschlecht entdecken, als in unserem aufgeklärten und civilisirten Jahrhundert, und besonders auf der republikanischen Sonnenseite der Menschheit. In Europa hat das Gift der Corruption blos die privilegirten Klassen der Menschheit angesteckt; die Masse des Volkes ist im Allgemeinen noch davon verschont geblieben. In Amerika dagegen erstreckt sich der republikanische Grundsatz der Gleichheit auch auf das Gebiet der Corruption; diese durchdringt alle Schichten der Menschheit, und wenn die Großen und Mächtigen ihr zum Opfer fallen, so beugen sich auch die Kleinen und Niedrigen unter sie; wenn der reiche Senator in Washington Tausende von Dollars nimmt, so läßt sich der arme Irländer durch einen Trunk Whiskey bestechen.

Die Allmacht des Geldes ist nicht der einzige Grund der Corruption; der Mangel an Grundsätzen, an Charakter, an festen Ueberzeugungen hat vielleicht eben so viel zur Verallgemeinerung der Corruption beigetragen, wie der Dollar. Wenn der Mensch nicht in sich selbst eine feste Burg von Ansichten und Ueberzeugungen aufbaut, ist er nicht im Stande, sich gegen die Einflüsse des Geldes zu vertheidigen. Hier in Amerika, wo die öffentliche Meinung von einem Fanatismus zum andern schwankt, wo keine philosophische Basis der politischen Anschauungen existirt, wo sich die Wahrheit und Gerechtigkeit noch kein festes, dauerndes System gebildet hat, wo man sich mehr mit Experimenten, als mit Grundsätzen beschäftigt: hier ist es dem Dollar leicht, die Gewissen und Handlungen der Menschen zu beherrschen; hier ist der Corruption ein weites, unabsehbares Feld eröffnet.

Mit Gesetzen, Strafen und Verboten wird man gewiß niemals die Corruption besiegen. Das einzige Mittel dazu ist, das Selbstgefühl, das Selbstbewußtsein des Menschen zu stärken, jenen republikanischen Stolz und Trotz in ihm zu erregen, der sich nicht unter fremde Macht beugen will; durch tüchtige, wissenschaftliche Bildung dem Menschen Halt und Sicherheit zu geben, durch Kräftigung der öffentlichen Moral, durch Reinigung der allgemeinen Meinung die Corruption der Verachtung des Volkes zu überliefern.

Die Ursache der Corruption ist nicht das Geld, sondern die Leere und Oberflächlichkeit der modernen Erziehung, die geistige Armuth der Men-

schen, der Mangel an Grundsätzen und Prinzipien, die Veränderlichkeit der öffentlichen Meinung, die Prinziplosigkeit in der Politik.

Es ist immer traurig, wenn der Mensch von dem geraden Wege der Ehre und der Pflicht, d. h. von dem Wege, den die eigene Ueberzeugung vorschreibt, von dem Wege der Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung abgelenkt wird; am allertraurigsten ist es aber, wenn das Geld der Magnet war, der ihn ablenkte. Die Verirrungen der Leidenschaften haben immer noch einen Funken edlen Sinnes und moralischer Kraft in sich; der Stolz, der Ehrgeiz kommt oft in Conflikt mit der Pflicht, und wenn die Pflicht dadurch verletzt wird, so entsteht eine Katastrophe, die oft von tragischer Bedeutung ist, aber die sich noch immer auf dem Gebiete menschlicher Empfindungen und Gedanken hält. Der Mensch ist in diesem Falle immer noch Mensch, wenn auch ein gesunkener und unglücklicher; er hat immer noch Anspruch auf unsere Achtung und Theilnahme. Aber wer dem schnöden Gelde seine Pflicht und seine Ehre opfern kann, der hat jede Spur menschlicher Ehre und Würde abgelegt, und der letzte Faden, der ihn mit der Menschheit zusammenknüpfte, ist zerrissen.

Die Corruption ist so alt, wie das Geld; nein, viel älter, so alt, wie das Menschengeschlecht selbst. Schon Eva bestach mit dem Apfel den Stammvater der Menschheit. Schon Danae wurde im grauen Alterthume von dem Goldregen des Zeus überschüttet. Der Orient mit seinen aufgehäuften Schätzen, dem Erbtheile der Despotie, war die Quelle der Corruption, durch welche selbst edle und tugendhafte Völker, wie die Griechen und Römer, vergiftet wurden. Als der Orient in den Besitz Roms kam und die römischen Proconsulen die Reichthümer Indiens und Kleinasiens in die ewige Stadt schleppten; da nahm die Corruption in einer fürchterlichen Progression zu, und schon ein Jugurtha konnte seinen Verdammungsspruch ausrufen. Die Corruption ruinirte das mächtigste und größte Reich der Erde, und es werden noch viele Völker an der Krankheit sterben, welche die römische Republik zu Grunde richtete. Im Mittelalter war die katholische Hierarchie die eigentliche Trägerin und Pflegerin der Corruption, sie setzte sich in den Besitz ungeheuerer Reichthümer in allen Ländern Europa's und beherrschte mit dem Gelde und durch den Beichtstuhl die Fürsten der Erde. Als in neuerer Zeit durch die ungeheure Anhäufung des Kapitals, durch den Dampf, die große Industrie, die Massenarbeit, das Geld zur ersten Macht der Welt erhoben wurde, mußte natürlich auch die Corruption das erste Mittel zur Herrschaft werden. In Europa ist die Corruption organisirt in der Börse, welche in dem modernen Leben dieselbe Stelle einnimmt, wie die päbstliche Hierarchie im Mittelalter. Die Börse ist der Sammelplatz aller Geldinteressen der Welt, der Stapelplatz für das große Kapital, welches von hier aus alle Verhältnisse des menschlichen Lebens und namentlich die Politik beherrscht. Vermittelst der Staatspapiere, welche den größten Theil des Werthes des europäischen Eigenthumes ausdrücken, ist die Politik von

der Börse abhängig, und die Bedeutung eines politischen Ereignisses wird nach dem Einflusse, den dasselbe auf das Steigen und Fallen der Börsecourse ausübt, gemessen. Man fragt in der europäischen Politik nicht mehr nach den Interessen der Völker, nicht mehr nach den Forderungen des Rechtes und den Grundsätzen der Freiheit, sondern noch dem Stande der Course, und dieser ist der offizielle und faktische Maßstab der politischen Ereignisse. Als Polen im Jahre 1831 unterging, und das Herz der Menschheit aus tausend Wunden blutete, stiegen die Course und großer Jubel war auf den Börsen. Als die Februarrevolution 1848 ausbrach, fand ein großes Sinken der Fonds statt, und man konnte an dieser Thatsache schon sehen, daß die Republik in Frankreich nicht auf festen Füßen stand. Aber als die Junischlacht geschlagen wurde und zehntausend französische Arbeiter, die Elite der republikanischen Partei in Frankreich, auf dem Pflaster von Paris lagen, da jubelte die Börse und die Papiere von Oesterreich, Rußland, und Frankreich stiegen unglaublich rasch. Die Auflösung der Parlamente von Wien, Berlin, Frankfurt, das Bombardement von Rom, die Niederlage des heldenmüthigen Ungarvolkes — alle diese traurigen und beklagenswerthen Ereignisse trieben die Course der Börsenpapiere in die Höhe und man kann wohl sagen, daß in diesem Jahrhundert keine Schandthat begangen, kein Völker- und Freiheitsmord verübt worden ist, worüber die Börse nicht gejubelt und woraus sie keinen Vortheil gezogen hätte. Je niedriger die Aktien der Völker stehen, je geringer der Cours der Freiheit ist, desto höher stehen die Aktien der europäischen Staatsbanken, desto höher ist der Börsencours. Dies Verhältniß wirkt auf alle Klassen des Volkes zurück; der Wohlstand jedes Einzelnen, des reichsten Großhändlers, wie des armen Fabrikarbeiters ist von dem Stand der Staatspapiere abhängig. Alle Geschäfte der Industrie und des Handels reguliren sich nach diesem Verhältniß. Deshalb ist die Börse die festeste Stütze des Status quo in Europa und der größte Halt des Absolutismus. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die despotischen Staaten Europa's nicht mehr existiren würden, wenn sie nicht diese ungeheure Menge von Schulden aufgehäuft hätten. Durch jedes neue Anleihen wird das Interesse des Volkes und vorzüglich der besitzenden Klassen an den bestehenden Zustand der Dinge gefesselt; jede neue Million, die ein Volk für die Verschwendung des Hofes oder für das Blutbad in der Krim bezahlt, ist eine neue Fessel, womit dasselbe an die Tyrannei gekettet ist. Als Louis Napoleon den Staatsstreich des zweiten Dezember machte, stiegen die Course und dies war das sicherste Zeichen, daß das verwegene Unternehmen geglückt war. Als Oesterreich unter seinen schweren Kämpfen mit Ungarn litt und sein Credit überall in Europa so sehr darnieder lag, daß Kossuthnoten lieber angenommen wurden, als Kaisernoten: da traten die deutschen, holländischen und englischen Geldmächte zusammen und beschlossen, daß man in Anbetracht der großen Schuldenmenge, welche Oesterreich in Amsterdam, Frankfurt und London zu-

sammengehäuft hatte, noch weitere Millionen dem bedrängten Staate leihen müsse, um ihn vor einem Bankerott zu bewahren. Offenbar ist Oesterreich aus seinen letzten Calamitäten nur durch seine enorme Schuldenmasse gerettet worden, und alle europäischen Staaten halten sich nur noch aufrecht auf dieser morschen und bedenklichen Grundlage. Dies ist eine Corruption im Ganzen und Großen, welche niemals früher die Welt gesehen hat und niemals später sehen wird. Es ist eine unfreiwillige, unvermeidliche Erscheinung. Es werden dadurch nicht nur die Politiker von Fach, die Minister, Diplomaten und Gesetzgeber an die Krippe des Staatschatzes gefesselt, sondern die Masse des Volkes, die industriellen und commerciellen Geschäfte; das Geld des Reichen und das Brod des Armen wird von dem Bestande des Staates und von dessen Credit abhängig gemacht. Daher die allgemeine politische Demoralisation und Feigheit, welche wir in Europa finden; daher die Niederlage der Freiheit, daher die allgemeine Dienstbarkeit des Höchsten, wie des Niedersten. Es läßt sich daher niemals Ehrlichkeit in der Politik, Freiheit und Unabhängigkeit herstellen, wenn nicht das ganze Schuldensystem der europäischen Staaten aufgehoben und das Eigenthum, die materielle Selbstständigkeit der einzelnen Bürger von den Finanzverhältnissen des Staates frei gemacht wird.

Was die Börse und das Staatsschuldensystem in Europa, das ist das Parteiwesen und die Parteiorganisation in Amerika. Wir wissen wohl, daß in einem freien politischen Leben Parteien sein müssen, und daß nur durch das Gegengewicht der Parteien ein gesundes, regelmäßiges Volksleben entstehen kann. Aber die Parteien müssen durch Grundsätze, nicht durch die Corruption zusammengehalten werden. In Amerika herrscht gegenwärtig der Grundsatz, dem Sieger gehört die Beute; die Aemter machen die Partei; das Band, welches die Mitglieder der Partei zusammenhält, wird durch die Aussicht auf Aemter und Beute gebildet. Der Gebrauch, daß nur Mitglieder der herrschenden Partei Antheil an der Beute haben, daß der Anspruch auf Aemter sich nicht nach der Fähigkeit zu denselben richtet, sondern nach den Diensten, welche der Partei geleistet worden sind und nach dem Einflusse in der Partei: dieser Gebrauch ruinirt die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit der Parteien und ist die fruchtbare Quelle der Corruption. Wir wissen wohl, daß eine Administration solche Beamten haben muß, welche im Allgemeinen mit der politischen Richtung derselben übereinstimmen, aber dies bezieht sich nur auf die eigentlich politischen Stellen, auf die Minister- und Gesandtenposten, nicht auf die ganze Masse der untergeordneten Verwaltungsbeamten, auf das Heer der Posthalter und Hafenkollektoren, bei deren Wahl man gar nicht auf die Partei Rücksicht zu nehmen braucht. Es hat sich unter dieser ämterjägerischen Parteiorganisation eine vollständige Bürokratie gebildet, die in mancher Beziehung die Bürokratie in Frankreich und Preußen an Gefährlichkeit und Gemeinschädlichkeit noch übertrifft, weil in den monarchischen Staaten Europa's die Bürokratie ein abgeschlos-

sener, priviligirter Stand ist, eine gelehrte Kaste, welche sich abgesondert und isolirt dem Volke gegenuber stellt, in Amerika dagegen die Beamten aus der Masse des Volkes hervorgehen und in dieselbe zuruckkehren, und also die ganze Masse des Volkes von der Corruption überschüttet wird.

Die Aemter bilden das eigentliche Gewebe der amerikanischen Politik; vom Präsidenten der Ver. Staaten bis zum Nachtwächter und Constabler herunter erstreckt sich eine Kette von gegenseitigen Verbindlichkeiten und Abhängigkeiten, eine Gliederung der Corruption und der Bestechung, welche bei den Wahlen alle Mittel und Waffen anwendet, um der Partei zum Siege zu verhelfen. Diese Taktik ist den beiden großen Parteien dieses Landes gemeinsam, und leider läßt sich mit der größten Bestimmtheit behaupten, daß auch die dritte Partei denselben bürokratischen Mechanismus anwenden wird, sobald sie einmal zur Herrschaft gelangt. Doch scheint die demokratische Partei speciell fur diesen Mißbrauch verantwortlich zu sein, denn sie hat vorzugsweise denselben eingeführt, und wendet denselben mit der größten Rucksichtslosigkeit an. Herr Rösler bemerkte in seinem Vortrage, daß Aaron Burr der Urheber dieser Parteiorganisation nach den Grundsätzen der Beutevertheilung sei, und allerdings paßt der Charakter und das Leben dieses Verräthers ganz zu dem jetzigen Systeme der Corruption und Bestechung. Im Allgemeinen nimmt man Jacson als den Vater der gegenwärtigen Parteiorganisation an; er setzte den Einfluß der Aemter dem Einflusse der Kapitalisten entgegen, und wirkte mit der Corruption durch die öffentlichen Gelder der Corruption der großen Geldmächte, welche damals durch eine Nationalbank ihre Herrschaft verewigen wollten, entgegen. Ob dieses Mittel ein erlaubtes und zweckmäßiges war, muß sehr bezweifelt werden; wir sehen zur Zeit, daß die Herrschaft der Bürokratie, daß die Armee der Postmeister, Ver. Staaten Commissäre, der Indianer- und Land-Agenten, der Hafenkollektoren über das ganze Land ausgedehnt ist, und daß sie sich mit dem Einflusse der großen Geldaristokratie des Ostens verbunden hat, um die Wahlen und die Gesetzgebungen zu beherrschen. Wie das Manöver spielt, wie die Drähte gezogen und die Einflüsse verwendet werden: dies kann man jeden Augenblick sehen, und wir glauben, daß es nicht nothwendig sei, in das Meer des Schmutzes hineinzugreifen, um pikante und bezeichnende Anekdoten zu finden.

Der Galphin- und Gardiner-Schwindel, die Bestechung Webster's durch die Leute in Wall- und Statestreet in New-York und Boston, die Collins-Steamer- und Colt's Revolver-Patent-Bill im letzten Kongresse, vor Allem der großartige Betrug der Nebraska-Bill sind noch im lebhaften Angedenken des Volkes. Washington ist der eigentliche Sammelplatz der Corruption; hier strömen alle unreinen Einflusse zusammen; die Schilderungen des dortigen Lebens überbieten Alles, was man von der Demoralisation der europäischen Höfe sagen mag. Es ist zu viel Geld von den Gesetzgebern und dem Cabinet in Washington abhängig; eine Armee von 50

bis 60,000 Beamten wird von Washington aus besoldet und über das ganze Land geschickt und die wichtigsten Gesetze, welche ungemeine Interessen und die bedeutendsten Geld- und Landverwilligungen in sich schließen, hängen von dem Belieben der Congreßmitglieder und Senatoren ab. In dem monarchischen Europa sind auch die Geldinteressen des Landes centralisirt, aber es ist offenbar, daß dort nicht ein solcher Mißbrauch und eine solche Bestechung zu fürchten ist, als in einer Republik. Denn der König und seine Räthe sind der Verführung durch ihre gesellschaftliche Stellung und durch ihren Reichthum entrückt; die Minister gehören gewöhnlich dem hohen Adel an, der an und für sich reich genug ist, und die Krone hat Reichthümer genug, um der Bestechung nicht zugänglich zu sein. Aber in Amerika, wo der Beamte und Gesetzgeber bald wieder in den Privatstand zurücktritt und durch seinen Aufenthalt in Washington vielleicht sein Berufsgeschäft daheim zerstört, will man die Gelegenheit benutzen, sich für etwaige Verluste zu entschädigen und für die Zukunft zu sorgen. Fast jeder Congreßmann treibt daher neben seinen Berufsgeschäften irgend eine Art von Spekulation, bei welcher seine offizielle Stellung ihm von Nutzen ist; Manche aber ziehen die direkte Bestechung dieser indirekten Geldmacherei vor. Um gerecht zu sein, müssen wir bemerken, daß die Bestechung durch Geld bis jetzt noch nicht die Schwelle des weißen Hauses überschritten hat; die Präsidenten der Ver. Staaten sind noch niemals von dem Vorwurfe der gemeinen Bestechung getroffen worden. Sie haben manchmal ihrem Ehrgeize und sehr häufig ihrer Partei einen Theil ihrer Pflicht zum Opfer gebracht, aber man kann von Keinem sagen, daß er durch den Klang des Geldes von seiner Pflicht abgelenkt worden wäre. Dies ist eine rühmenswerthe Ausnahme von der allgemeinen Regel. Aber Mitglieder des Cabinetes und des Senates sind oft von der öffentlichen Meinung der Corruption beschuldigt und überführt worden, und der Congreß ist der eigentliche Tummelplatz der Verkäuflichkeit und Bestechlichkeit. Das Medium dieses gemeinen Handels ist die sogenannte Lobby, ein Haufen von Agenten und Zwischenträgern, welche jedes Mittel benutzen, um irgend ein Gesetz, für das sie werben, durchzusetzen. Nicht nur die Habsucht, sondern die gemeinsten Verführungen der Trunksucht und Wollust werden von der Lobby zur Corruption angewendet, und man erzählt darüber Dinge, welche sich nicht füglich öffentlich wieder sagen lassen. Einen großen Theil der Schuld an der Corruption in Washington trägt auch das diplomatische Corps, welches alle Laster und Verschwendungen der europäischen Höfe in die republikanische Hauptstadt hineinträgt.

Wie in Washington, so geht es in allen Legislaturen zu; dieselben Verführungen, dieselben Kniffe und Mittel, um Stimmen zu kaufen, dieselbe Offenheit und Schamlosigkeit der Corruption. Die Legislaturen der einzelnen Staaten sind zu viel mit lokalen Verwilligungen behelligt, als daß sie tugendhaft und unbestechlich sein könnten. Die Gesetzgeber werden von ihren Mitbürgern in den meisten Fällen nicht gewählt, um irgend ein allge-

meines Gesetz durchzusetzen, um die Prinzipien der Freiheit und des Rechtes zu vertreten, sondern um irgend eine lokale Verwilligung durchzusetzen, um eine Brücke zu bauen oder eine Eisenbahn chartern zu lassen. Um diesen Zweck zu erreichen, ist es nothwendig, in allgemeinen Fragen oft nachzugeben und seine Stimme einer mächtigen Partei zu verkaufen, die dafür verspricht, bei der Durchsetzung der lokalen Verwilligung thätig zu sein. Der Grundsatz: „Eine Hand wäscht die andere," gilt hier überall, und dieser Grundsatz ist in der Politik von der größten Wichtigkeit. Die Politik wird überhaupt in Amerika vollständig als ein Handel betrachtet; man tauscht eine politische Frage gegen die andere ein, und die höchsten und wichtigsten Interessen des Landes haben ihren Marktpreis. Kapp bemerkt ganz richtig in seiner Geschichte der Sklavenfrage, daß, ebenso wie Cüstine von Rußland und der russischen Verfassung sagt: c'est l'absolutisme tempere par l'assassinat (sie ist der Absolutismus, gemäßigt durch den Meuchelmord), man von der amerikanischen Verfassung sagen könnte: c'est la democratie temperee par corruption (die Demokratie, gemäßigt durch Corruption.)

Nicht nur die Politik des Landes ist mit Corruption überdeckt; alle Verhältnisse sind davon überfluthet und sogar die öffentliche Meinung, diese allgemeinste Gewalt im Volke, der letzte Richterstuhl der Ereignisse, läßt sich durch die Macht des Goldes verblenden. Es ist traurig, daß reich und geachtet in Amerika gleichbedeutende Worte sind. Die größten Verbrechen werden dem reichen Mann verziehen, und wenn die Presse auch für einen Moment über den Fall eines Ward, Schuyler rc. entrüstet ist, so rollen doch die Wogen der Vergessenheit bald über ein solches Ereigniß, und die öffentliche Meinung wird unangenehm dadurch berührt, wenn man dasselbe der Vergessenheit wieder entreißen will.

Je strenger man in Amerika an der Organisation der Partei festhält, desto weniger achtsam ist man auf die Grundsätze derselben; wir sehen, daß die einzelnen Parteien und Staatsmänner ihre Grundsätze mit der größten Leichtigkeit wechseln, wie es das zufällige momentane Wahlbedürfniß gerade verlangt. Die Whigs sind heute ganz andere Leute, als zur Zeit der Baltimore-Platform und Fillmore's, und es ist unschwer vorauszusehen, daß sie, sobald sie wieder die Zügel der Regierung in den Händen haben, von ihren jetzigen Bestrebungen einen guten Theil ablassen werden. Die Demokraten standen bei der Wahl von Franklin Pierce auf einem ganz andern Standpunkte in Bezug auf die Sclavenfrage, wie zu den Zeiten der Nebraskabill. Wie die Parteien, so die einzelnen Staatsmänner und Politiker. Selten finden wir einen Mann, der sich während seiner ganzen politischen Laufbahn consequent geblieben wäre, der niemals Zugeständnisse an die Gegenpartei, Verträge und Compromisse mit entgegengesetzten Grundsätzen gemacht hätte. Wer sich auf diesen Tauschhandel der Stimmen am besten versteht, der ist der beste Politiker. Dieser Tauschhandel zwischen der Moral und dem Vortheile, zwischen dem Prinzipe und der Gelegenheit, zwi-

schen dem Rechte und der Klugheit findet in allen Kreisen des amerikanischen Lebens statt. Man sieht hier nicht die alten Römer mit ihren eisernen Herzen und Stirnen, welche niemals von dem einmal betretenen Wege abgingen; in Amerika ist man nur allzunachgiebig und gefällig, und man bemerkt eine große Freigebigkeit der Grundsätze. „Er macht Geld", dies ist das günstigste Urtheil, welches man hier uber seinen Nebenmenschen fällen kann, und es ist selbstverständlich, daß man mit diesem Urtheil manche kleinen Schwächen zudeckt und beschönigt. Die Kirche ist die vermittelnde Macht zwischen der strengen Moral und den Schwächen der Menschen. Die Religion wirft den Mantel der christlichen Liebe über die moralischen Blößen der Menschen; die Gnade Gottes ist ohne Grenzen, weßhalb sollten die Menschen strenge richten? Es scheint uns an der Zeit zu sein, einmal die Moralität und Sittlichkeit des religiösen Gefühles zu untersuchen; wir finden vielleicht gerade in diesem religiösen Gefühle die größte Corruption. Es ist sehr bequem, sich auf die Gnade Gottes zu verlassen, anstatt an der Ausbildung seines Characters zu arbeiten. Dem religiösen Menschen genügt ein Moment der Empfindung, der Reue und Buße, um sich von seinen Fehlern frei zu wissen, während der unglückliche Mensch, dem diese Selbsttäuschung nicht möglich ist, ernste und kräftige Anstrengungen machen muß, um die Fehler aus seinem Character und die Erinnerung daran aus dem Gedächtnisse zu verbannen. Wer nicht auf die göttliche Gnade, sondern nur auf seinen eigenen Willen und seine eigene Kraft angewiesen ist, der hat freilich unablässig auf sich selbst zu achten, unablässig seine Empfindungen und Leidenschäften zu bewachen, um nicht in Characterlosigkeit zu versinken; aber das Schönpflästerchen der Frömmigkeit hilft über alle diese Schwierigkeiten hinweg. Am bequemsten haben es die Katholiken; sie werden von ihren Fehlern durch das unfehlbare Wort ihres Priesters absolvirt; sie können sogar Brief und Siegel fur ihre Frömmigkeit vorweisen. Bei den Protestanten muß sich jeder selbst die Absolution sprechen, und wer wird es den Leuten verdenken, daß sie damit keine großen Schwierigkeiten machen?

Religiosität und Reichthum sind in Amerika die Bestandtheile der Moral. Die Corruption, welche in der Politik eine offene und eingestandene Thatsache ist, wird durch die Religion zu einer innerlichen und geheimen Sache gemacht; der Mensch korrumpirt sich selbst; er ist in einer fortwährenden Selbstbestechung und Selbstverführung begriffen. Deßhalb wird man immer finden, daß je lockerer die Moral, je unsicherer der Character, desto größer die Frömmigkeit ist. Der neapolitanische Bandit betet seinen Rosenkranz, wenn er eine Mordthat begangen hat; die Monarchen in Europa, deren Purpur mit dem Blute ihrer Völker getränkt ist, sind wahre Musterbilder der Frömmigkeit, und in Amerika hat der betrügerische Banquier, der seinen Reichthum durch eine Reihe von Bankerotten zusammengehäuft hat, gewiß den theuersten Stuhl in der Kirche gepachtet.

Die religiöse Corruption ist viel gefährlicher, als die politische, eben weil sie nicht nur die Handlungen, sondern selbst die Empfindungen und den Charakter der Menschen vergiftet. Wir leben heute noch in Tetzel's Zeit; auch noch heute kaufen wir Ablaßzettel für unsere Sünden. Jeder Cent, den wir für Kirchen und Priester bezahlen, fällt in die Taschen des Ablaßkrämers; wir erkaufen uns damit Anspruch auf Frömmigkeit und Vergebung unserer Sünden.

Diese Corruption wirkt nach allen Richtungen des socialen Lebens; man kann wohl sagen, daß selbst die heiligsten und geweihtesten Verhältnisse des Lebens, daß selbst die der Freundschaft und Liebe geheiligten Stellen von den Fluthen der Corruption überschwemmt werden. Welch ein Sammelplatz der Corruption z. B. ist die Ehe? Ist nicht unter hundert in neun und neunzig Fällen die Ehe durch pekuniäre Verhältnisse geschlossen? hält man es nicht für eine staunenswerthe Seltenheit, wenn irgend einmal von der allgemeinen Regel eine Ausnahme gemacht wird? Die Familienbande werden hauptsächlich durch pekuniäre Interessen zusammen gehalten, und was man von Liebe und Pietät spricht, ist zum größten Theile auf Rechnung des Dollars zu schreiben.

Am Traurigsten nimmt sich die Corruption auf dem wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiete aus. Um die Corruption in der Wissenschaft so recht an der Quelle zu studiren, muß man zu den deutschen Universitäten gehen. Jeder Grundsatz der Wissenschaft, jede historische oder philosophische Wahrheit beugt sich unter die Herrschaft der Mächtigen; ein Brodneid, eine Sucht nach Geld, Orden und Titeln herrscht unter den Vertretern der Wissenschaft, welche den Grundsatz Lügen straft, daß wissenschaftliche Bildung die beste Basis des Charakters sei. Auch in Amerika, wo noch kaum von Wissenschaft die Rede ist, sind die Anfänge der Wissenschaft mit Corruption überladen; ein Bancroft verfälscht die Geschichte seines Heimathstaates wegen einer Professur; ein Agassiz verstümmelt die Racentheorie zum Besten der Sklavenhalter; die Bibel ist in den meisten Fällen das Joch, worunter sich die Wissenschaft beugen muß, und selbst die Kunst huldigt dem Dollar und dem gemeinen Geschmacke eines halb rohen Publikums. Jedes Conzert, jede Theatervorstellung ist uns ein Beweis für die allgemeine Corruption; man schmeichelt den gewöhnlichsten Neigungen der Masse, um dieselbe auszubeuten. Welch eine widerliche Laufbahn hat z. B. die berühmte Jenny Lind in Amerika zurückgelegt! Dies war nicht Corruption, — nein, es war Prostitution der Kunst zu nennen. So fällt selbst der Ruhm und das Talent dem Dollar zum Opfer, und die wunderbaren Melodien eines Mozart und Beethoven werden zu eben so gemeinen Zwecken angewendet, wie die gebräuchlichen Negerfarcen und Affentänze.

Wann kommt einmal wieder der Mann, der, wie Christus, die Wechsler mit ihrem Gelde aus dem Tempel hinauswirft, aus dem Tempel der Kunst und Wissenschaft, aus den Hallen des Kapitoles, aus der öffentlichen

Meinung, aus der Liebe und aus der Freundschaft, aus allen menschlichen Verhältnissen, die von dem Schlamme der Corruption überdeckt sind? Es wäre in der That an der Zeit. Jetzt ist die ganze Welt käuflich, und es ist vielleicht nur ihrer Schlechtigkeit und Verächtlichkeit zuzuschreiben, daß sie noch keinen Käufer gefunden hat.

Eine deutsche Hochschule.

Wir entnehmen dem „Anzeiger des Westens" folgenden Bericht über eine neue Hochschule für die Heilkunde und Naturwissenschaften.

* * *

Durch einen Akt der Missouri Legislatur wurden Herren:

L. A. Benoist, William Bennett, Taylor Blow, John M. Cochrane, Franklin A. Dick, Benjamin Farrar, John Hogan, William Palm, Isaac A. Sturgeon und James Wilson für sich und ihre Nachfolger unter dem Titel: „St. Louis Collegium für Heilkunde und Naturwissenschaft" inkorporirt. Das Collegium soll für 50 Jahre unter diesem Namen bestehen und alle Rechte sonstiger Corporationen haben. Nach § 3 der Incorporations-Akte ernennt das Collegium der Trustees die Mitglieder der Fakultät. Nach § 4 sollen nur Männer, welche sich durch ihre wissenschaftlichen Schriften oder sonstigen Leistungen in dem Heilfache ausgezeichnet haben, zu Lehrern angestellt werden. Nach § 5 werden jedes Jahr zwei Course stattfinden; ein Sommercours und ein Wintercours, welche zusammen 8 Monate währen sollen. Die Anzahl der Vorlesungen wird von den Professoren bestimmt. Nach § 6 müssen alle Studirende, welche sich um den Doktor Grad bewerben, vier Course gehört haben, oder beziehungsweise zwei Course in dieser und zwei Course in einer andern Lehranstalt. Nach § 5 muß die der Verleihung des Doktorgrades vorausgehende Prüfung öffentlich sein, ebenso die Vertheidigung der von dem Candidaten aufzustellenden Thesen. Nach § 10 sind die Trustees ermächtigt, wenn sie es für zweckmäßig erachten, ein Hospital zu gründen, welches Verbindung mit der Hochschule und unter der Leitung ihrer Professoren stehen soll.

Gemäß den Bestimmungen des vorstehenden Charters versammelten sich am 17. März die Mitglieder der neuen Corporation, um die Wahlen für das Collegium der Trustees zu treffen. Hr. William Palm wurde zum Präsidenten, Hr. Dick zum Sekretär und Herr B. Farrar zum Schatzmeister erwählt.

Nachdem sich so das Collegium der Trustees organisirt hatte, wurde zur Wahl der Professoren geschritten, welche auf die folgende Männer fiel:

D. M. Cooper M. D. Professor der Chirurgischen Anatomie und Operations-Lehre.

A. Hammer M. D. Professor der Chirurgie und Augenheilkunde und Direktor der chirurgischen Klinik.

J. Hamernik M. D. (bisheriger Professor der medizinischen Klinik, Primär-Arzt und Dozent der Krankheiten der Brustorgane an der Universität in Prag) Professer der innern Heilkunde und Direkter der medezinischen Klinik.

J. Planer M. D. (bisheriger erster Assistent von Professer Rokitanzky und Dozent der pathologischen Anatomie an der Universität in Wien) Professor der pathologischen Anatomie, der Chemie und Mikroskopie.

Nachdem diese seit längerer Zeit projektirte und mit Energie und Ausdauer betriebene Unternehmung soweit vorgeschritten ist, daß sie in Bälde ins Leben treten kann, erachten wir es für unsere Pflicht, einige Worte über den Geist, welchem diese Anstalt ihr Entstehen verdankt und ihre Theilnehmer und Lehrer hinzuzufügen.

Die Gründung dieser Anstalt wird jeder Gebildete mit Freuden begrüßen. Der Charter beweist, daß es den Professoren Ernst ist mit dem Fortschritt und daß sie dem bisher in Amerika üblichen Systeme der Doktermacherei, über welches Jedermann klagte und gegen welches Niemand einschreiten wollte, einen Damm entgegenzusetzen gedenken, um dem Publikum eine Garantie gegen unbefugte Eindringlinge zu gewähren. Es verdient unter den gegenwärtigen Verhältnissen rühmend erwähnt zu werden, daß alle Trustees der Anstalt, mit Ausnahme von Herrn Palm, geborene Amerikaner sind, während fast alle Lehrer Ausländer sind. Es gibt doch auch noch in Amerika Männer, welche der Wissenschaft ihre Anerkennung und Unterstützung zu Theil werden lassen, auch wenn sie nicht „auf dem Gute geboren" ist. Für die Tüchtigkeit der neuen Anstalt bürgen die Namen der erwählten Professoren.

Hr. D. Cooper hat in Amerika seine ersten medizinischen Studien gemacht, aber nachträglich einige Jahre zu seiner weiteren Ausbildung an wissenschaftlichen Anstalten in Europa zugebracht. Er ist ein sehr gebildeter und talentvoller Arzt und besitzt neben seinen medizinischen Kenntnissen eine gediegene allgemeine Bildung.

Hr. Hammer ist den Deutschen als wissenschaftlich gebildeter und talentvoller Arzt zu vortheilhaft bekannt, als daß wir nöthig hätten, etwas Besonderes zu seinem Lobe hinzuzufügen. Wir bemerken nur das, daß er der Gründer dieser Anstalt ist. Zu diesem Zwecke unternahm er seine mit vielen Opfern und Mühen verbundene Reise nach Europa. Nachdem er hier Jahre hindurch in Schrift und Wort die Unzulänglichkeit der hiesigen me-

dizinischen Anstalten nachgewiesen und fruchtlos für eine Reform gekämpft, entschloß er sich, selbst praktisch Hand ans Werk zu legen. Er hat sich mit dieser Unternehmung den gerechtesten Anspruch auf die Anerkennung und die Sympathien aller gebildeten Deutschen erworben. Als ein Beweis, welches Vertrauen in Europa auf seine wissenschaftliche Tüchtigkeit gesetzt wurde, mag die Thatsache dienen, daß es ihm gelungen ist, die nachfolgenden Männer von großem europäischem Rufe für das Unternehmen zu gewinnen.

Professor Dr. Hamernik war bisher kaiserl. königl. öffentl. Professor der medizinischen Klinik 2c. an der Universität in Prag und vertauscht die böhmischen Wälder mit den Ufern des Mississippi, weil die östreichische Luft anfängt ihm zu schwül zu werden. Es gibt keinen deutschen Arzt, der den Namen Hamernik nicht kennt. Er hat sich berühmt gemacht durch seine zahlreichen klassischen Schriften, weit mehr aber noch durch seinen klaren, eindringlichen und praktisch unübertrefflichen klinischen Unterricht. Er war die Zierde der Prager Universität, und sein Name war es hauptsächlich, wenn nicht allein, der Studenten und Aerzte aus allen Theilen Deutschlands und fremden Ländern in Prag versammelte. Was Skoda für Wien ist, war Hamernik für Prag. Beide sind die größten Autoritäten in Brustkrankheiten. — Wir hofften und sind dessen gewiß, daß er ein ebenso starker Magnet für die amerikanische studirende Jugend in St. Louis sein wird, wie er es in Prag für die Europäer war.

Dr. Planer war bisher der erste Assistent des der ganzen wissenschaftlichen Welt bekannten Professor Rokitanzki und zugleich Dozent der pathologischen Anatomie an der Universität in Wien. Obgleich noch ein verhältnißmäßig junger Mann, war er doch der Liebling von Rokitanzky und zwar deßhalb, weil er nicht nur Ausgezeichnetes geleistet hat und noch leistet in dem speziellen Fache seines Meisters, sondern außerdem noch die ausgezeichnetsten Kenntnisse in allen übrigen Zweigen der Naturwissenschaft in sich vereinigt. Er ist nicht blos ein tüchtiger Anatom und pathologischer Anatom, sondern ein ebenso ausgezeichneter Chemiker, Physiker, Phyylolog und Mikroskopiker.

Wir wünschen diesem Unternehmen, in welchem wir eine Epoche machende Erscheinung erblicken, den besten Erfolg. Der Anfang wird schwer sein; aber mit der Energie, mit welcher die ersten und größten Schwierigkeiten überwunden wurden, kann es dem Gelingen nicht fehlen und wird St. Louis eine Lehranstalt erhalten werden, auf welche unsere Stadt und der ganze Westen stolz sein kann.

* * *

Die Errichtung der Anstalt ist in den Tagen des nativistischen Stolzes und Fremdenhasses ein großer Sieg, und dieser Sieg wird den Deutschen mehr nützen, als wenn sie eine Wahlschlacht gewonnen hätten. Die Zu-

sammensetzung der neuen Hochschule ist der Art, daß sie mit Recht als ein **deutsches** Institut angesehen werden kann. Wir freuen uns nicht deshalb darüber, weil unsere nationale Eitelkeit dadurch gekitzelt wird, sondern weil wir wissen, daß dieses Institut eben deshalb, weil der deutsche Einfluß vorwiegt, einen wirklich wissenschaftlichen Charakter haben wird. Man möge uns erlauben, in dieser medizinischen Anstalt nur den Anfang zur Realisirung eines längst ausgesprochenen Wunsches zu sehen, den Anfang zu einer deutsch-amerikanischen Universität, einer Universität, nach dem Vorbilde der großen Hochschulen in Deutschland, nur geläutert und veredelt durch die religiöse und politische Freiheit Amerika's. St. Louis, diese große, reiche Stadt, mit ihrer einflußreichen und intelligenten deutschen Bevölkerung, ist gewiß im Stande, diesen Wunsch zu realisiren, sobald derselbe klar und deutlich in das Bewußtsein der dortigen Bevölkerung getreten ist. Was wir überhaupt Gutes in Amerika in der nächsten Zeit hoffen dürfen, das muß vom Westen kommen. Der Süden hat nur einen Lieblingsgedanken und dieser ist auf die Ausbreitung der Sklaverei gerichtet; der Osten verfolgt einseitig seine Handelsinteressen; der Norden, die Neu-England-Staaten, sind zu fest mit den Fesseln des puritanischen Fanatismus gebunden, als daß Wissenschaft und Kunst sich frei und rein entwickeln könnte. Es bleibt uns also nur der Westen für unsere Wünsche; der Westen muß diesem Lande eine freie und unabhängige Politik zurückgeben; im Westen muß sich das massenhaft verbreitete europäische Element in das amerikanische Leben hineinarbeiten; hier sind die Verhältnisse noch flüssig und biegsam; ein entschiedener Wille und ein bedeutendes Streben kann sich diesen Verhältnissen leicht einprägen. Die Rührigkeit und Thätigkeit, welche in den westlichen Staaten herrscht, die Raschheit der Entwickelung, welche wir überall bemerken, gibt allen Unternehmungen Schwungkraft, und man kann von den kleinsten Anfängen große Resultate erwarten, wenn diese Anfänge auf einem wirklichen Bedürfnisse beruhen und in verständigen Händen sind. Und dies kann man gewiß von dem vorliegenden Unternehmen sagen. Die Prager und Wiener Schule, welcher die Lehrer der neuen Hochschule entnommen sind, ist bekanntlich die beste medizinische Schule der Welt, und die Prager Vierteljahrschrift bildet die Spitze der gesammten medizinischen Literatur in Deutschland. In dieser Fakultät also wird die neue Hochschule etwas Spezielles leisten, und hoffentlich einen Kern bilden, an den sich die andern wissenschaftlichen Zweige allmählig und in Uebereinstimmung mit den entstehenden Bedürfnissen anschließen können. Wie die Naturwissenschaften überhaupt die Avantgarde der modernen Bildung sind, so gebührt ihnen auch hier der Vortritt, aber die andern Wissenschaften müssen folgen, sonst kommen die Naturwissenschaften selbst in Gefahr, einseitig und handwerksmäßig zu werden. Die Erweiterung dieser medizinischen Fakultät zu einer eigentlichen Hochschule braucht ja nicht mit einem Male durchgesetzt zu werden; man kann, je nachdem es die Verhältnisse erlauben und die

Bedürfnisse verlangen, einen Lehrstuhl nach dem andern errichten, und wir haben bei der Raschheit, mit welcher sich in Amerika Alles entwickelt, nicht den geringsten Zweifel, daß bald eine tüchtige deutsche Universität alle anderen amerikanischen Unterrichtsanstalten in den Schatten stellt. Die Medizin ist eine Wissenschaft, welche in alle anderen Wissenschaften hineinreicht; die sich sowohl um die höchsten Ideen der Philosophie, als um die subtilsten Berechnungen der Mathematiker kummern muß; die den Beistand vieler andern Wissenschaften nothwendig hat, und gewissermaßen das Centrum eines großen wissenschaftlichen Kreises bildet. Nirgend sonst, weder in den Gerichtshöfen, noch in den Hallen des Kapitoles, verbindet sich ferner die Wissenschaft so innig mit dem Leben, als in der Medizin, und dies gibt gerade in diesem praktischen Lande, wo Alles sich auf das nächste Bedürfniß bezieht, der Arznei-Wissenschaft ihre hervorragende Bedeutung. Fast alle sogenannten Universitäten dieses Landes wenden der Medizin ihre hauptsächlichsten Hülfsmittel zu, und wenn trotzdem in diesem Zweige so wenig geleistet wird, so verräth dieses den Mangel an wissenschaftlichem Sinne und Streben überhaupt, welchen man durch Importation von wissenschaftlichen Kräften aus Europa mildern muß.

Wir wollen sehen, ob und wie unsere Hoffnungen sich realisiren. Wir glauben, das Bedürfniß einer Hochschule nach deutschem Muster ist unendlich viel größer, als alle Schwierigkeiten, welche solchem Unternehmen entgegenstehen. Dieses Bedürfniß herrscht nicht nur in Amerika, sondern wird selbst in Europa, selbst in Deutschland empfunden. Die politische Stickluft, welche dort herrscht, tödtet das wissenschaftliche Leben; man erlaubt einzelnen Zweigen der Wissenschaft, sich bis zu einem gewissen Grade zu entwickeln, aber die Harmonie, der Zusammenhang zwischen den einzelnen Wissenschaften fehlt, und in den meisten Fällen ist auch nicht erlaubt, die letzten Consequenzen der Wissenschaft zu ziehen. Man gestattet z. B., daß die Wissenschaft der Logik gelehrt werde, aber es ist verboten, sie auf die religiöse Dogmatik anzuwenden. Es sind Lehrstühle für die Wissenschaft der Statistik eingerichtet, aber man darf die Statistik nicht auf die Politik und die Gesetzgebungslehre anwenden. Die Philosophie ist verboten, die Geschichte ist kastrirt, und in neuerer Zeit sogar sind die Naturwissenschaften unter Polizeiaufsicht gestellt worden. Die naturwissenschaftlichen Werke von Vogt sind verboten, und Moleschott ist von seinem Katheder verdrängt worden. Wäre es nun nicht möglich, der verbannten Wissenschaft hier in dieser Republik ein Asyl anzuweisen? Bisher hat man sich noch keine große Mühe gegeben; im Gegentheile, die Gelehrten vom Harvard und Cambridge College leben in einem pfäffischen Zwange, der an die russischen Universitäten, welche unter der Herrschaft militärischer Commandeure stehen, erinnert; die Wissenschaft in Amerika hat sich zur Magd der Priester und Sklavenhalter herabgewürdigt. Aber wie gesagt, wir hoffen, daß der Westen einen freieren Spielraum bietet, als der steife, aristokratische Osten. Wie

herrlich wäre es, wenn Amerika das Beispiel der kleinen Schweiz nachahmen und seine Lehranstalten durch die wissenschaftlichen Kräfte, welche der Despotismus aus Deutschland vertrieben hat, bereichern wollte! Feuerbach, der Philosoph, Vogt, Moleschott, Fröbel, mehrere Juristen von Ruf, Historiker, wie Hagen, Theologen, wie Wislicenus, könnten für die amerikanischen Hochschulen von unersetzlichem Nutzen sein, und selbst Freund Bayrhofer aus Marburg dürfte wohl etwas Anderes zu thun bekommen, als in Wisconsin Land zu klären und zu pflügen. Sollte ein Gedanke von so nahe liegender und großer Bedeutung nicht realisirt werden können? Um irgend eine materielle Unternehmung, Eisenbahnen, Kanäle u. s. w. durchzuführen, sind sofort die Mittel vorhanden, und ein Unternehmen, das eine neue Periode in der amerikanischen Civilisation machen würde, sollte nicht die nöthige Unterstützung finden?

Uns scheint es am Besten, wenn auf einer solchen Universität die deutsche Sprache neben der englischen gesprochen wird, etwa in ähnlicher Weise, wie früher auf den deutschen Universitäten die lateinische Sprache neben der deutschen gesprochen wurde. Die deutsche Sprache ist die eigentliche Sprache der Wissenschaft und sollte an keiner wissenschaftlichen Anstalt fehlen. Nicht nur die Philosophie, sondern auch bedeutende Zweige der Naturwissenschaften, wie Geologie, Mineralogie, können ohne die deutsche Sprache nicht leben, und schon deshalb, abgesehen von der großen Zahl der Deutschen, welche sich hier in den Schooß der alma mater zurücksehnen, sollte die deutsche Sprache nicht von der deutsch-amerikanischen Hochschule verdrängt werden.

Nun, der Anfang ist gemacht, und wir wollen sehen, wo sich unsere Ideen zuerst realisiren, in Ann Arbor, Michigan, oder in St. Louis. Trotz aller Verdrießlichkeiten und Verstimmungen des socialen und politischen Lebens können wir doch nur mit dem Gefühle der Befriedigung und des Behagens auf solche Unternehmungen hinblicken, wie sie in den genannten Städten existiren. Wir sehen darin einen großen Fortschritt, der uns eine genügende Garantie für die Zukunft gibt.

Wir möchten am Schlusse noch einen Wink hinzufügen. Es ist schon mehrmals der Versuch gemacht worden, eine deutsche medizinische Zeitschrift in Amerika herauszugeben. Privatleute, einzelne praktische Aerzte sind selbstredend kaum zu einem solchen Unternehmen fähig, denn eine solche Zeitung muß sich immer auf Beobachtungen und Erfahrungen in dem anatomischen Theater und in der Klinik stützen können. Aber die neue Fakultät in St. Louis scheint im Stande zu sein, dies Projekt zu realisiren; die Namen und die Verhältnisse bürgen dafur. Bei der fortwährenden Verbesserung, welche mit der Bildung und dem Charakter der deutschen Bevölkerung in Amerika vor sich geht, ist nicht zu zweifeln, daß eine solche gediegene naturwissenschaftlich-medizinische Zeitschrift selbst außerhalb der Zunft ein

Publikum findet. Man könnte vielleicht auch der deutschen Zeitung eine englische Ausgabe beifügen. Wir empfehlen diesen Vorschlag der Berücksichtigung.

Fanatismus.

Wir haben in einer früheren Nummer der Atlantis den Radicalismus behandelt, und glauben, auch das Gegentheil desselben, den Fanatismus, einer kurzen Besprechung unterwerfen zu müssen. Denn der Fanatismus ist eine sehr gebräuchliche Erscheinung in Amerika, und wir können uns viele Züge des amerikanischen Volkscharacters nicht erklären, wenn wir nicht das Wesen und die Eigenthümlichkeit jenes finstern, gewaltthäterischen Dämons kennen, den man mit dem Namen Fanatismus bezeichnet. Wenn wir den Fanatismus das Gegentheil des Radicalismus nennen, so haben wir damit schon den allgemeinsten Character desselben bezeichnet. Der Radicalismus beruht auf einer inneren, freiwilligen, selbstständigen Ueberzeugung, er ist das Produkt der geistigen Thätigkeit des Menschen, das Resultat eines klaren und bestimmten Denkens. Der Fanatismus dagegen hat zur Basis das Vorurtheil und den Aberglauben; er ist das Produkt entweder der blinden, gedankenlosen Gewohnheit, oder einer raschen, fieberhaften Aufregung der Phantasie. Der Radicalismus enthält ein System von zusammenhängenden Gedanken, die alle in einem Centrum zusammenlaufen und alle durch eine Perepherie begrenzt werden; er bildet ein harmonisches, abgeschlossenes Ganze von Bestrebungen, die, ob sie auch nach den verschiedensten Richtungen hinausstrahlen, doch in demselben Grunde wurzeln und und nach demselben Ziele reichen. Der Fanatismus dagegen verfolgt einen einseitigen, abstrakten, isolirten Gedanken, irgend eine Maßregel, eine Tendenz, eine Caprice zufälliger und gleichgültiger Art, die mit um so größerer Leidenschaftlichkeit verfolgt wird, je einseitiger und abstrakter sie ist. Während der Radicalismus dem Geiste Klarheit, dem Gemüthe Ruhe und Besonnenheit, dem Charakter Festigkeit und Unerschütterlichkeit gibt, wirft der Fanatismus den Menschen in einen stürmische, fieberhafte Stimmung hinein, wo die Gedanken an der Schwelle des Wahnsinnes stehen, und das Gemüth und der Character von den wechselnden Launen des Momentes beherrscht werden. Der Radialismus ist, obwohl sein nächster Zweck oft ein negativer und destruktiver ist, immer produktiv und schöpferisch; er hat neue Perioden der Geschichte, neue Formen der Staaten geschaffen; die Keime der Zukunft sind in seinem Schooße enthalten. Aber der Fanatismus ist immer, wenn er auch irgend einen positiven Zweck sich vorgesetzt hat, von zerstörender und vernichtender Gewalt; wo der Fanatismus hin-

schreitet, läßt er Trümmer zurück. Die Geschichte des Radicalismus ist eine natürliche, regelmäßige Entwickelung; die Geschichte des Fanatismus wird durch rasche, hastige, leidenschaftliche Sprünge von einen Extreme in das andere gebildet. Freilich, auch der radikale Mensch verändert sich, und er muß dieses thun, denn radical heißt progressiv und entwickelungsfähig. Aber seine Ideen verändern sich auf eine logische, konsequente Weise, und das einzige Mittel, welches diese Veränderung hervorbringt, ist die Ueberzeugung. Der Fanatismus dagegen zeigt Extreme, welche ohne Vermittelung und Zusammenhang aufeinander folgen; aus einem Saulus wird in einem Momente ein Paulus; die Renegaten und Apostaten sind überall die größten Fanatiker. Der Radikalismus ist eine Sache des Verstandes; seine Basis ist das Wissen, seine Waffe die Erkenntniß; der Fanatismus ist eine Sache des Herzens, seine Grundlage ist der Glaube, seine Waffe die Leidenschaft. Allerdings, nichts Großes in der Welt ist ohne Leidenschaft durchgesetzt worden, und auch der radikale Mensch wird von der Flamme der Leidenschaft durchglüht. E i n M e n s ch o h n e L e i d e n s ch a f t i s t i m m e r a u ch e i n M e n s ch o h n e U e b e r z e u g u n g, o h n e M u t h, o h n e C h a r a k t e r. Aber die Leidenschaft des Radikalismus ist eine ruhige, klare Flamme, die den Kopf des Menschen erleuchtet und sein Herz erwärmt; die Flamme der fanatischen Leidenschaft dagegen ist von Rauchwolken umdüstert und wird vom Sturme hin- und hergeweht. Der Radikalismus endlich ist eine Quelle des höchsten und reinsten Glückes, weil er dem Menschen Einheit mit sich selbst, Festigkeit seiner Ueberzeugungen, Sicherheit seiner Handlungen gibt; der Fanatismus dagegen macht den Menschen grenzenlos unglücklich, indem er seinen Willen, seine Handlungen und Ueberzeugungen, überhaupt sein ganzes Selbst von der veränderlichen Laune einer einseitigen Leidenschaft abhängig macht.

Man verzeihe uns diese vielleicht etwas zu lang ausgeführte Parallele. Wir denken, daß man nicht dringend genug auf den Gegensatz zwischen Radikalismus und Fanatismus aufmerksam machen könne, denn alltäglich werden beide miteinander verwechselt, und aus dieser Verwechselung entstehen die größten Verwirrungen der Urtheile über Personen und Parteien. Namentlich in Amerika, wo der Fanatismus sich überall und speziell in die Politik eindrängt, gibt sich derselbe oft für Radikalismus aus, und der größte Theil der Vorwürfe, mit dem man die radikalen Männer und Parteien belastet hat, sind auf Rechnung einzelner Fanatiker zu stellen, die sich als Esel in die Löwenhaut des Radikalismus stecken.

Die Geschichte des Fanatismus ist so alt, wie die Geschichte des Menschengeschlechtes; den Höhepunkt hat derselbe jedoch im Mittelalter erreicht. Im Alterthume finden wir bei den leidenschaftlichen orientalischen Völkern und vorzüglich bei den Juden stark ausgeprägten Fanatismus; der starre, hartnäckige Charakter, die orthodoxe Anschauungsweise des jüdischen Volkes, das sich einen Gott bildete, welcher die Sünden der Väter bis in das dritte

und vierte Glied rächt, paßte zu einem Fanatismus, dem Abraham seinen einzigen Sohn opfern wollte. Die Juden hatten auch ihr Mittelalter, jene Zeit der Helden und Propheten, welche Kreuzzuge gegen die Ungläubigen unternahmen, und den Gott Zebaoth mit dem Gotte Baal kämpfen ließen. Noch heute zeigt der judische Typus Spuren von diesem alten, strengen Fanatismus, durch den das „auserwählte Volk" Gottes sich in seiner Bluthezeit auszeichnete.

Das griechische Volk blieb mehr, wie jedes andere Volk der Weltgeschichte, vom Fanatismus verschont. Die Natur des hellenischen Volkes war zu harmonisch und allseitig ausgebildet, als daß sich Ecken und Einseitigkeiten des Charakters hätten bilden können. Die Griechen waren zu schön, als daß die Züge des Antlitzes und die Züge der Seele sich zum fanatischen Ausdrucke hätten verzerren können. Denn der Fanatismus ist immer und in jedem Falle unschön; das Ueberwiegen einer einseitigen Leidenschaft uber alle alle anderen Bestrebungen und Gedanken nimmt alle Ruhe, Wurde und Harmonie aus dem menschlichen Charakter und Antlitze hinweg, und damit auch allen Adel und alle Schönheit. Nicht Achilles, sondern Thersites wird von Homer als ein Fanatiker geschildert. Plato, Aristoteles, Perikles, Sophokles sind Beispiele harmonischer, allseitig ausgebildeter Menschen; die Grundsätze, die Handlungen, die Verse dieser Männer sind nicht von einem leidenschaftlichen, unruhigen Drange diktirt, folgen keiner gewaltsamen Bewegung des Gemüthes, sondern sind Produkte einer reifen, harmonischen Weltanschauung, wie wir sie selbst heute in diesem aufgeklärten Jahrhundert kaum finden.

Auch dem römischen Volke ist kein eigentlicher Fanatismus zuzuschreiben. Allerdings war der römische Volks-Charakter in den ersten Zeiten der Republik schroff und hart, und die Römer verfolgten auf eine consequente und rücksichtslose Weise ihre Politik der Gewaltthätigkeit und der Eroberung. Aber es herrschte bei ihnen mehr Patriotismus, wie Fanatismus; ihre Handlungen waren mehr eine Folge der Verhältnisse, eine geschichtliche Nothwendigkeit, die Erfullung einer historischen Mission, als die Aeußerungen eines religiösen oder politischen Fanatismus. Erst in den späteren Zeiten der Republik bildete sich ein Fanatismus der Aristokratie, ein conservativer, reaktionärer Fanatismus, der in Sulla sich in seiner gewaltthätigsten, blutgierigsten Form zeigte, in Cato dagegen eine antike, tragische Haltung annahm, und in Brutus an die schönsten Zeiten der alten Republik erinnerte. Doch ist der Mörder Cäsar's eigentlich kein Fanatiker zu nennen, denn er wurde nicht durch Leidenschaft zu der That bestimmt, sondern durch Ueberzeugung und Prinzip; seine That war sogar der Stimme der Leidenschaft und allen natürlichen Gefuhlen entgegen. Cato's „Ceterum censeo" ist schon eher mit dem Namen Fanatismus zu bezeichnen, wegen der einseitigen Hartnäckigkeit und dem Starrsinn, mit welchem ein bestimmtes und vereinzeltes Thema immer in den Vordergrund gedrängt wurde. Von

religiösem Fanatismus waren die Römer fast ganz frei; ihre Leidenschaften waren vorwiegend politischer Natur.

Das Christenthum, speziell das Mittelalter, bildet die Blüthezeit des Fanatismus, obgleich der Urheber desselben gewiß nicht als ein Fanatiker bezeichnet werden darf. Das Bild von Christus, wie es uns in der Mythe der Evangelien geschildert ist, weicht ganz von dem Fanatismus ab, den seine Nachfolger und Anhänger bewiesen haben, von dem Fanatismus eines Paulus, eines Gregor VII eines Loyola. Christus war ein milder, versöhnlicher Mensch, der mit aller Entschiedenheit seines Bestrebens, mit aller Energie seines Charakters immer Humanität und Menschenliebe verband, welcher bei allem Heroismus der Leidenschaft niemals das Gleichgeseiner Seele und die Ruhe seines Gemüthes verlor. In dieser Beziehung sind dem berühmten Stifter des Christenthumes vielleicht nur zwei Männer der Weltgeschichte zu vergleichen: Socrates und Göthe. Das direkte Gegentheil von ihm ist Muhamed, das speziellste und bezeichnetste Exemplar des Fanatismus, der alle nationalen und religiösen Hebel des Fanatismus vortrefflich zu seinen Zwecken zu gebrauchen wußte. Die Zeit der muhamedanischen Eroberungen können in dieser Beziehung dem Zeitalter der Kreuzzüge und der Inquisition ebenbürtig an die Seite gesetzt werden. Die allgemeinste Herrschaft des Fanatismus war um das elfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundet; zu derselben Zeit wurden von dem religiösen Fanantismus, Tausende von Menschen in die öden Wüsteneien des Orientes, Tausende in das Kloster, Tausende auf den Scheiterhaufen; alle Verhältnisse des Lebens, alle Empfindungen des Gemüthes: selbst die zartesten, edelsten und mildesten die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, waren entflammt von dem unreinen Feuer des Fanatismus, und im wilden Turniere brach man nicht nur die Lanzen, sondern auch die Schädel zum Ruhme der Geliebten. Dieser Fanatismus zeigte sich romanisch in der Ritterwelt, poetisch in der damaligen Literatur, pedantisch in den Kämpfen der Scholastiker und Theologen, in den spitzfindigen Untersuchungen der Realisten und Nominalisten, tyrannisch in deu politischen Kriegen, grausam und blutgierig in der Inquisition. Offenbar ist das fanatische Mittelalter die finsterste und unglucklichste Zeit, welche jemals die Menschheit erlebt hat, und es schaudert dem denkenden und fühlenden Menschen, wenn er sich in diese Zeit der Rohheit und der Barbarei zurückversetzt. Möge die Erinnerung an das Mittelalter und die letzten Reste desselben im politischeu und religiösen Leben bald aus der Gegenwart verschwinden!

Selbst die Reformation trug in ihren ersten Anfängen den Stempel des Fanatismus, der eigentlich doch das spezielle Kennzeichen des Katholizismus war. Die ersten Anfänge der Reformation bestanden in jenen fanatischen Sekten der Flagellanten, der Albigenser, Waldenser u. s. w., die an die Stelle des mönchischen Fanatismus eine fanatische Selbstpeinigung setzten. Am Ausgezeichnetsten treten in dieser Beziehung die Hussiten her-

vor, deren Glaubenseifer und Nationalgefühl einen Fanatismus verursachte, der vielleicht nur an dem Muhamedanismus und den Kreuzzugen einen Nebenbuhler findet.

In England zeigte sich der Protestantismus unter Cromwell in einem engen und pedantischen Fanatismus, der noch heute in den Neu-England Staaten und in den Reihen der puritanischen Temperenzler eine nicht zeitgemäße Wiederholung findet.

In der ersten französischen Revolution finden wir ein Element, welches wir fast den Fanatismus der Freiheit und Vernunft nennen könnten, wenn es überhaupt jemals möglich wäre, daß die Freiheit und Vernunft den Charakter des Fanatismus annehmen könnte. Die glühenden Jünglinge des Südens, die Girondisten, die bleichen, verhungernden Proletarier von Paris, die Jakobiner, diese donnernden, gewaltigen Danton's, die furchtbaren, dämonischen Marat's: dies waren allerdings Fanatiker; sie waren glühende, verheerende Lava, die dem tobenden Vulkane entstiegen. Aber Unrecht scheint es mir, wenn man Robespierre einen Fanatiker nennt. Dieser berechnende, konsequente, radikale Kopf scheint eher der Mathematiker und Logiker der Revolution genannt werden zu müssen, als ihr Fanatiker.

Der praktische Charakter der modernen Zeit, das vorwiegende Bedürfniß des Nützlichen und Nothwendigen, die Entschleierung des Magischen, des Wunders und des Geheimnisses durch die Wissenschaft: Alles dies hat den Fanatismus in den Hintergrund gedrängt, und wo man denselben heute noch findet, hat er nur eine vorübergehende, lokale und partielle Bedeutung. Wir dürfen uns deshalb durch die vielfältigen Aeußerungen des Fanatismus, die wir namentlich in Amerika auf politischem und religiösem Gebiete finden, nicht verwirren und beängstigen lassen; der Fanatismus, wie die Romantik, bilden heutzutage einen Anachronismus, der keinen gefährlichen Charakter mehr annehmen kann. Wir sehen deshalb auch, wie ein Gespenst des Fanatismus nach dem andern verschwindet, eine romantische Thorheit der andern in das Grab nachfolgt.

Der eigentliche Hauptsitz des Fanatismus ist allerdings noch heute, wie vor 6000 Jahren, das Priesterthum und die Religion; hier findet man noch das Mittelalter anscheinend in seiner vollen Blüthe, aber sieht man genauer nach, so findet man, daß dieser Fanatismus nur als Schminke auf die Wangen gelegt ist, nicht aber mehr als Fieber im Herzen wüthet. Der Fanatismus unserer heutigen Priester, der katholischen, wie der puritanischen, verhält sich zu dem Fanatismus des Mittelalters ungefähr, wie der Pater Oertel zu einem Peter von Amiens, oder der ehrenwerthe Ritter Don Quixote zu Gottfried von Bouillon, oder das heutige habsburgische Kaiserhaus zu den Heldengestalten der Hohenstaufen. Der Fanatismus ist matt und schaal geworden; wenn man ihn genauer untersucht, findet man keine allgemeine Idee, kein religiöses oder nationales oder politisches Streben dahinter, sondern nur die Liebe zum allmächtigen Dollar. Höchstens die

halb verwilderten Völker der Steppe, die slavischen Nationen, die Russen, Polen, Magyaren besitzen noch nationalen und politischen Fanatismus; auch die romanischen Nationen tragen noch Spuren von der Romantik und dem Fanatismus des Mittelalters an sich; am meisten aber ist von demselben der Deutsche entfernt. Schon das Temperament des Deutschen ist dem Fanatismus nicht zugänglich; er besitzt ein Phlegma, das die heftigen Gemüthsbewegungen des Fanatismus nicht zuläßt; eine gewisse Passivität und Indifferenz verhindert ihn nicht nur an fanatischer Leidenschaftlichkeit, sondern leider auch oft an der Begeisterung für große und edle Bestrebungen; die Handlungen werden allzuhäufig „von des Gedankens Blässe angekränkelt." Nur in Amerika scheint der Fanatismus, diese bei jungen, unentwickelten Völkern heimische Krankheit, noch epidemisch zu sein; die öffentliche Meinung ist hier immer in einer gereizten und leidenschaftlichen Stimmung, welche oft zu Aufwallungen und Explosionen führt, die an die tollsten Zeiten des mittelalterlichen Fanatismus erinnern.

Fast jede politische Agitation befindet sich hier im Anfange ihres Entstehens im Stadium des Fanatismus; nach und nach legt sich aber derselbe und die Agitation nimmt ihren ruhigen und natürlichen Verlauf. Selbst die schönsten und reinsten Bestrebungen, welche jemals auf dem Boden der amerikanischen Politik entstanden, sind von der Flamme des Fanatismus versengt worden; wir wollen nur an den fanatischen Abolitionismus in Massachussets erinnern. Dazu gesellt sich nun der Temperenz-Wahnsinn, der sogar durch fanatische Leidenschaftlichkeit das schöne Geschlecht verunstaltet; der nativistische Fanatismus, der in seinen letzten Erscheinungen an das Zeitalter des Faustrechtes erinnert; die verschiedenen Arten von religiösem Fanatismus; der Fanatismus der politischen Parteien, welche während der Zeit vor den großen Wahlen mit einer wahren Berserkerwuth gegen einander toben. Alles dies muß uns veranlassen, Amerika als das Land des Fanatismus zu betrachten. Aber der Fanatismus scheint mehr Mittel zum Zwecke, mehr eine künstlich vorbereitete und angelegte Methode zu sein, als eine natürliche, unmittelbare Bewegung des Gemüthes. Im Lande Barnums scheint selbst der Fanatismus nur Humbug zu sein. Man mag vor der Wahl noch so viel toben und lärmen; nach der Wahl ist Alles ruhig und still, und wollte man irgend Jemanden nach dem Tage der Wahl von den alten Parteistreitigkeiten erzählen, so würde er uns verwundert und unwillig anhören. Dieser schnelle Wechsel zwischen Ebbe und Sturm, der uns bei unserem ersten Eintritte in Amerika merkwürdig überrascht, deutet uns an, daß in dem Fanatismus der öffentlichen Meinung viele künstliche Elemente sind, die zur Agitation und zur Erregung der Leidenschaften benützt werden; der amerikanische Fanatismus ist ein Strohfeuer, oft nur nur dazu bestimmt, den Aemterjägern den Weg zu einem Amte zu zeigen; eine gemachte, erdichtete Geschichte, von welcher die große Masse des Volkes

selbst nichts weiß. Dieser erheuchelte und berechnende Fanatismus ist allerdings ebenso schädlich, wie der wirkliche Fanatismus; er verwirrt die öffentliche Meinung und hat eine krankhafte Einseitigkeit der Ansichten zur Folge. Wie schädlich hat zum Beispiel der Temperenz-Fanatismus gewirkt! Anstatt eine Verbesserung der öffentlichen Moral hervorzubringen, hat dieser Fanatismus der Unmäßigkeit und Gesetzlosigkeit Vorschub geleistet und die Politik nach allen Seiten hin corrumpirt. Ebenso wirkte der Abolitionismus, wo er in fanatischer Form hervortrat,— der methodistische Uncle Tom's Abolitionismus, der puritanische Nativismus der Neu-England Staaten,— gerade den starren und unbeugsamen Anhängern der Sklav.rei in die Hände, und störte sehr die Bestrebungeu der unabhängigen und unparteiischen Fortschrittspartei.

Es ist überhaupt die Eigenschaft des Fanatismus, das Gegentheil davon zu erreichen, was er bezweckt; der Fanatismus der Jesuiten zerstörte die Weltherrschaft Roms; der Fanatismus der Südrechtsmänner, der das Sklavenfanggesetz, die Nebraskabill u. s. w. durchgesetzt hat und sich jetzt mit Flibustierexpeditionen gegen Cuba beschäftigt, arbeitet trefflich an der endlichen Vernichtung der Negersklaverei. Es werden zu viel Leidenschaften in dem Fanatismus aufgebraucht, als daß derselbe von langer Dauer und nachhaltiger Wirkung sein könnte. Wenn man eine Sache ruiniren will, muß man sie nur den Fanatikern in die Hände spielen.

Es ist natürlich, daß gerade in der Politik sich ein großer Fanatismus äußert, weil hier vielfache und wichtige Interessen zusammentreffen, und es in der Absicht der klugen Politiker liegt, die Interessen des Volkes zu verwickeln und zu verwirren. Aber selbst in den abgelegenen und einsamen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst findet man oft Fanatiker, die irgend einem exclusiven Systeme huldigen und allen andern Systemen und Methoden den Krieg mit einer Gereiztheit und Erbitterung erklären, welche in der That eines Priesters würdig wäre. Die Philosophenschulen weisen Viele solcher Fanatiker auf; wie manche Schüler Hegel's oder Kant's, die über dem „in verba jurare magistri" ihr eigenes Denken und ihren eigenen Verstand verloren hatten, wurden ungerecht und fanatisch in ihrem Hasse gegen Alle, die nicht zu ihrer Zunft und Schule gehörten. Hier grenzt der Fanatismus an den Pedantismus. Der große Antheil, den die Gewohnheit an dem Fanatismus hat, — was sich besonders auf dem religiösen Gebiete zeigt, — ist auch hier ersichtlich; gerade die Ansichten, welche der Mensch am wenigsten durch eigenes Verdienst und eigene Thätigkeit erworben, sondern die er von seinen Eltern, seiner Umgebung, seinen Lehrern u. s. w. überkommen hat, gerade diese sind das empfänglichste Material für den Fanatismus. Es gibt Leute, die eine ganz gleichgültige und gedankenlose Gewohnheit mit einem wüthenden Fanatismus vertheidigen. Hierzu können wir die „Fanatiker der Ruhe" zählen, welche wir in Europa in den letzten Jahren zu beobachten so viele Gelegenheit hatten. Die Extreme grenzen

aneinander; gerade in dem passiven, träumerischen Charakter des Orientes liegt der Keim eines wüthenden Fanatismus verborgen, und die Schlafmütze eines deutschen Philisters verhüllt oft eine fanatische Begeisterung für Ruhe und Ordnung. So ist der Fanatismus ein schwankendes, unzuverlässiges, trügerisches Ding; für den Augenblick mag es vielleicht gelingen, mit demselben große, gewaltige Thaten zu thun, aber die Waffe ist zweischneidig und kehrt sich gegen den Fanatiker selbst. Gewöhnlich sind auch die Helden des Fanatismus die Märtyrer desselben.

In diesem Jahrhundert der Gegensätze und Widersprüche, der großen Entwickelungen und Katastrophen, ist es fast schwer, frei von Fanatismus zu bleiben. Ueber einem Meere von Unglück und Elend, über unterdrückten Völkern und hungernden Arbeitermassen schwebt die hohe, herrliche Idee der Freiheit; die Kluft zwischen d n Zuständen und Ideen ist so groß, daß die gewaltigste und größte Leidenschaft eines Menschen sie nicht ausfüllen kann. Wer könnte auf diesem Wendepunkte der Weltgeschichte ruhig und gemessen bleiben? Wenn die ganze Welt aus dem Geleise ist, und sich krankhaft zwischen den Extremen umherwälzt, welcher einzelne kleine Mensch wird dann jenes Gleichgewicht der Empfindungen, jene Harmonie und jenes Ebenmaaß der Ueberzeugungen besitzen, in welchem der Charakter eines Weisen, eines Philosophen besteht? Gewiß, die Leidenschaft des Zornes und des Hasses ist heute so berechtigt, wie zu den Zeiten des Achilles, und das ist am Ende die größte Krankheit unserer Zeit, daß die Leidenschaften der Völker keine Flammen und Blitze mehr haben, sondern nur dunkeln Rauch vor sich her wälzen. Aber trotz aller Veranlassungen und Anreizungen zur Leidenschaftlichkeit, zur Erbitterung, zum Fanatismus, welche wir in den politischen und socialen Verhältnisse finden, sollten wir immer daran denken, daß nur ein ruhiges, überlegtes, nach allen Seiten hin begriffenes und gewolltes Streben zum Ziele führen kann.

Wirthshausleben.

„Grad aus dem Wirthshaus
„Komm' ich heraus u. s. w.“
Altes Studentenlied.

In diesem nüchternen Klima und in dieser wassersüchtigen Zeit wollen wir uns wenigstens durch die Erinnerung zurückversetzen in jenes lustige, leichtsinnige Leben der „Kneipe,“—wie die Studenten das Wirthshaus nennen,— in jene dem Bacchus und Gambrinus geweihten Orte, wo die Geselligkeit und die Freundschaft in ihren ungebundensten und ungezwungensten Formen erscheint. Gewiß, man kann den Charakter und die Sitten

eines Volkes nicht besser kennen lernen, als wenn man ihre Wirthshäuser besucht; nicht im Kapitole, in den ernsten Hallen der Gesetzgebung, nicht auf den Schlachtfeldern und am allerwenigsten in den Kirchen, diesen der Heuchelei gewidmeten Stellen, gewinnt man eine so richtige und deutliche Einsicht in den Charakter des Volkes, wie in den leichtsinnigen, frivolen Wirthshäusern, wo sich die Leute in ihrer Natürlichkeit zeigen und die Fesseln der socialen Vorurtheile und des politischen Zwanges abgelegt haben. „Im Weine ist Wahrheit," sagt das Sprüchwort, und im Vertrauen darauf wollen wir einen Gang durch verschiedene „Kneipen" der alten und neuen Welt antreten, um dadurch auf die wohlfeilste und bequemste Art unsere Menschenkenntniß zu vermehren.

„Die Deutschen sind ein trinkendes Volk," sagte Freund Bernard in der Assemblee zu Madison, und glaubte mit diesem welthistorischen Satze alle Argumente der Temperenzler über den Haufen geworfen zu haben. „Sie haben von jeher getrunken; schon Tacitus spricht von dem deutschen Meth; schon die blonden Germaninnen des grauen Alterthums machten sich ihre Biersuppe; schon Herrman, der Cherusker, trank Lagerbier; also wollen wir auch forttrinken bis in Ewigkeit, Amen!" Dies ungefähr war der langen Rede kurzer Sinn und wo sie von den Männern des germanischen Stammes gehört wurde, tönte Beifall. Wir dürfen die Wahrheit dieses Satzes nicht verkennen; die Deutschen haben ungefähr dreihundert Worte in ihrem Lexikon, wodurch der wunderbare Zustand des Rausches ausgedrückt wird, und nicht nur die leichtsinnigen Dichter, sondern auch die frömmelnden protestantischen Pastoren sagen mit Luther: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der ist ein Narr sein Leben lang." Deutschland ist die Heimath des Trinkens; auch die andern Nationen mögen ihre Wirthshäuser, Rebenhügel und Brauereien haben, aber nur der Deutsche treibt das Trinken als System und hat es zu einem wichtigen Abschnitte seiner Lebensphilosophie gemacht. Der Königsberger Professor Rosenkranz hat das Trinken in ein philosophisches System gebracht und nach hegelianischer Methode aus demselben die Urkraft des germanischen Geistes bewiesen.

Wir wollen daher in unserer Rundreise mit den deutschen Wirthshäusern anfangen.

Die Geselligkeit ist wesentlich durch das Klima bedingt. In dem lustigen, lebensfrohen Süddeutschland ist das Wirthshausleben ein ganz anderes, als in dem kalten, langweiligen Norden von Deutschland. Während im Norden die Leute isolirt an kleinen Tischen sitzen, die eigens für menschenscheue Hagestolzen gezimmert zu sein scheinen, und unter dem Rasseln der Dominosteine jede Unterhaltung verstummt, sitzt in Süddeutschland die ganze Gesellschaft an langen Tischen zusammen, und die verschiedensten Klassen der Bevölkerung fühlen sich hier heimisch. Die Rheingegend ist

die eigentliche poetische, romantische Seite Deutschlands; hier ist das wahre Paradies der Zecher, und nirgend wohl hat Gambrinus und Bachus mehr Verehrer, als in Köln oder Mainz, in Bonn oder Heidelberg. Kommt mit mir in jenen Garten, woher die rauschenden Töne der Musik uns schon von weitem entgegentönen; ihr findet dort eine fröhliche Gesellschaft; Familien sitzen hier zusammen, der Soldat sitzt neben dem Burger, der Student neben dem Professor; jeder Stand ist hier vertreten. Manches stille, bescheidene Familienfest wird inmitten des lauten Lärmens gefeiert, manches Bündniß der begeisterten Freundschaft geschlossen; mancher heimliche Groll in den Fluthen des Bieres und der Vergessenheit versenkt. Denn der Deutsche kann nicht böse sein, wenn er trinkt; es liegt im Weine eine versöhnende, besänftigende Macht, welche die Wunden des Herzens heilt und die Furchen der Stirne glättet. Der Deutsche besucht nicht das Wirthshaus, weil er trinken, sondern weil er sich unterhalten will; das Wirthshaus ist in Deutschland fast der einzige Schauplatz eines öffentlichen Lebens und einer allgemeinen Geselligkeit; hier findet man ein Volk, während man sonst nur verschiedene Individuen, Stände und Berufe findet. Musik und Gesang ist vielfach mit diesen diesen öffentlichen Unterhaltungen verbunden, und dadurch wird die Geselligkeit veredelt und verschönert. Neben diesen allgemeinen Unterhaltungen, welche hauptsächlich im Sommer floriren, bildet nun jeder Stand und jeder Beruf seine besondere Wirthshausgesellschaft; Offiziere haben ihre Clubbs, Beamte ihre Casino's, Studenten ihre „Kneipen." Die geheimen Gesellschaften auf Universitäten, von welchen seiner Zeit so viel Aufhebens von Seiten der deutschen Landesväter gemacht wurde, sind im Grunde nichts, als gesellige Vereinigungen zu alkoholischen Zwecken; es ist manchmal interessant, das Benehmen und Betragen der Studenten bei ihren geselligen Festen zu sehen; mancher amerikanische Temperenzmann würde sich höchlich verwundern, wenn er den feierlichen Ernst und die ehrwürdigen Gebräuche sieht, mit welchen der „Landesvater" exekutirt wird. Das Trinken ist bei den deutschen Studenten keine Gewohnheit, noch viel weniger ein Laster, sondern ein Kultus, der ernsthaft und gewissenhaft betrieben wird und welcher sogar ein besonderes Gesetzbuch, den „Comment" besitzt. Die große Bedeutung und Aufmerksamkeit, welche der Deutsche aus Mangel eines öffentlichen politischen Lebens dem Wirthshausleben zollt, ist für die geselligen Zustände Deutschlands bezeichnend, und es ist wohl zu beachten, daß hier in Amerika, wo vollständig andere politische Verhältnisse obwalten, die Geselligkeit im Wirthshause an Werth und Bedeutung hinter den Verhältnissen in Deutschland vielfach zurücksteht.

Wenn im gewöhnlichen Leben die geselligen Vergnügungen an öffentlichen Orten schon geräuschvoll und aufregend sind, und hier das Phlegma, welches der Deutsche in seinem Hause und Berufe zu zeigen pflegt, einem

heitern, behaglichen Genusse weicht: so sind in den Zeiten der Revolution die Wirthshäuser die Sammelplätze einer unzähligen Menge von politischen Clubbs, welche sich ohne Absicht und Organisation, ohne leitende Führer und stehendes Publikum bilden, aber mehr Propaganda für revolutionäre Ideen und Bestrebungen machen, als alle Zeitungen und Parlamente zusammen. Es war sehr interessant, im Jahre 1848 die verschiedenen Sammelplätze des Volkes zu besuchen und dort aus dem vielstimmigen Munde des Volkes selbst die öffentliche Meinung zu hören. Wir erinnern, um ein im weiteren Kreise bekanntes Beispiel zu nehmen, an das „Essighaus" in Frankfurt. In dem geräumigen Garten dieser großen Brauerei war den ganzen Sommer des Revolutionsjahres hindurch eine permanente Volksversammlung, welche sich oft auf mehrere Tausend Theilnehmer belief; Turner, Arbeiter, Parlamentsmitglieder, Soldaten saßen dort unter den Linden und Platanen; sobald eine dem Volke bekannte Persönlichkeit erschien, wurde eine Rede verlangt, und die revolutionären Kraftworte, die alle in einer sehr populären Form vorgetragen wurden, fanden ungetheilten Beifall. Volkslieder, die kunstlosen, einfachen Lieder der wandernden Handwerksgesellen, wie die patriotischen Lieder eines Arndt, Uhland, Schenkendorff tönten dazwischen, und das Heckerlied bildete die Ouvertüre und Finale dieses seltsamen Conzertes. Dies war eine gutmüthige und behagliche Propaganda, welche freilich oft auch zu blutigen Kämpfen führte. Wenn man die radikalen Phrasen, die dort in einem Abende gesprochen wurden, hörte, so hätte man glauben sollen, der jüngste Tag sei für die Aristokraten und Könige angebrochen. Freilich, von dem Bierglase bis zur Barrikade war noch ein großer Schritt. Ging man nun von diesem geräuschvollen Sammelplatze nach der Vorstadt Sachsenhausen, zu jenem Felsenkeller hin, der eine wunderschöne Aussicht auf das Mainthal und die Stadt Frankfurt darbietet, dann konnte man eine andere Gesellschaft bei Wein und Rebensaft versammelt finden. Dort der Mann mit dem freundlichen, behaglichen Antlitze, der den langen Bart mit dem Gerstensafte benetzt und die Blicke seines klaren, hellen Auges mit innigem Behagen über die schöne Landschaft schweben läßt, ist Robert Blum. Das Plätzchen, wo er sitzt, ist sein Lieblingsaufenthalt. Hier versammelte sich häufig die Linke des Parlamentes, wenn die Hitze des Sommers und der parlamentarischen Debatte die Kehlen müde und durstig gemacht hatte. Da sah man den kranken, niedergebeugten Raveaux; man erkannte ihn gleich an seinem schwärmerischen Auge und seiner wohltönenden, melodischen Rede. Am Witzigsten und Lustigsten unter Allen aber war der Gießner Professor Vogt; er war die Seele der Gesellschaft, und wie sehr er auch die Andern zum Lachen brachte, er profitirte selbst immer von seinen eigenen Witzen am meisten. Da wurde manches ernste und manches scherzhafte Wort gesprochen, und manches volle Glas der scheidenden Abendsonne zugetrunken.— Der Brennpunkt der ganzen Bewegung von 1848

war an den Pfingsttagen; das deutsche Volk benutzte seine Freiheit dazu, sich in öffentlichen Festen zu vergnügen und ungemein viel von deutscher Einheit und Freiheit zu sprechen. Wer die großen Volksversammlungen in Kranichstein bei Darmstadt, auf dem Heidelberger Schlosse, oder in Neustadt in der Pfalz angesehen hat, der hätte fast zu dem Glauben verleitet werden können, als existire ein öffentliches politisches Leben unter den Deutschen. Aber das Feuer der Begeisterung wurde beim Reden und Trinken verbraucht, und den gewaltigen Worten folgten nur partielle und ungenügende Thaten Doch wir fallen ja von unserm Thema ab, wir wollten ja nicht die politischen Untugenden der Deutschen, sondern bloß ihre Wirthshäuser schildern. Ein allgemeiner Charakter derselben läßt sich freilich nicht angeben, denn die Schenken sind in Deutschland so individuell, wie die Menschen. Eine Berliner Weißbierkneipe unterscheidet sich eben so sehr von einer flotten Lagerbierwirthschaft, wie ein Käsekrämer von einem Studenten. Wer die Geheimnisse von Berlin studiren will, muß in den Kellerwirthschaften sich so gut umhertreiben, wie in den feinsten literarischen Conditoreien, und jene Rosamunden, Selma's, Auroren, welche die Hebe in den Tempel des Bachus vorstellen, mussen auch nicht der Beobachtung und Kritik entzogen werden. Ein Berliner Schenkmädchen ist ein absonderliches Ding und von einer schwäbischen oder bairischen Kellnerin so weit unterschieden, wie ein Diplomat von einem Grenadier; der größte diplomatische Kunstgriff der Berliner Hebe ist, daß sie ihren Verehrern alle vierzehn Tage erzählt, morgen sei ihr Geburtstag. Aber nicht nur diese kleinen Galanterien bilden die Geheimnisse der Wirthschaften; auch die Politik, ja, die Philosophie ist dahinter versteckt und jeder preußische Gensdarm weiß, daß der, welcher im rothen Zimmer bei Stehely seine Tasse Chokolade trinkt, ein mißvergnugter Patriot ist, daß die Hegel'schen Philosophen gewöhnlich bei Spagnarpani Kaffee trinken und daß die Hochverräther von der Waldeck'schen Sorte ihre Conspirationen bei Wollmuller's Lagerbier aushecken. Gewiß, die meisten Wirthshäuser in Deutschland haben einen literarischen Charakter und eine politische Farbe, und dadurch unterscheiden sich die Wirthshäuser vortheilhaft von den Menschen. —

Wie die Poesie gewöhnlich sich in alle Tugenden und Untugenden des deutschen Volkes hineinmischt, so auch in das Wirthshausleben, und das Wein- und Biertrinken in Deutschland ist mit allem Glücke und allem Zauber der Poesie umgeben. Ihr Temperenzler, die ihr nicht die moralische Kraft habt, das Leben zu genießen, kommt mit zum Drachenfels, steigt auf zum Rolandsbogen und trinkt dort die Poesie des Frühlings in Gestalt einer würzigen Maitrankbowle. Wie herrlich ist es auf dem Gipfel des Melibocus, auf der Platte des Heidelberger Schlosses, oder in

jenem stillen, heimlichen Thale von Heisterbach ein Glas Rheinwein zu trinken. Wirklich, in solchen Momenten begreift man, wie Hafis seine Lieder vom Weine und der Liebe dichten konnte, wie die edlen, würdigen Griechen ihre tollen Bacchantenfeste feierten, und selbst die unsterblichen Götter im Olymp des unsterblichen Nektars zu ihrer Glückseligkeit bedurften.

Man mag den Deutschen viele Fähigkeiten absprechen; man mag von ihnen sagen, daß sie keine Politik verstehen, und keinen Walzer tanzen können: eins kann man ihnen nicht absprechen: sie können trinken. Sie können trinken mit Anstand, mit Würde, mit Selbstbewußtsein; ihr Trinken ist nicht das eilfertige, leichtsinnige Thun der Franzosen, nicht das hastige, unüberlegte Wesen der Amerikaner und Engländer, nicht die brutale, blödsinnige Whiskeysucht des Irländers: nein, es ist Absicht, Plan und Studium in dem deutschen Trinken, und man sieht an jedem germanischen Zechgelage, daß eine Zeit von zweitausend Jahren dazu verwandt wurde, um das deutsche Volk in dieser Kunst gehörig einzuüben. Gewiß, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Tiefe des germanischen Volkscharakters erst während des Trinkens sich herausstellt; die Deutschen sind selten so liebenswürdig, als hinter dem Weinglase; es entfaltet sich ihr Humor und ihr Gemüth, und alle Schleusen der Beredtsamkeit öffnen sich, alle Quellen der Poesie fließen. Selten sind die Trinkgelage durch Rohheiten und Gemeinheiten beschimpft, selten wird die letzte Schranke des Maaßes überschritten; die deutsche Bildung steckt am Ende zu tief, als daß selbst die Wirkung des Weines dieselbe überwältigen könnte. Deshalb haben die Deutschen auch keine Temperenzgesetze nothwendig, die im amerikanischen Leben allerdings vielfache Aufforderungen und Veranlassungen finden.

Gewiß, Leuten, welche nicht trinken können, sollten die Wirthshäuser verschlossen sein. Da sind z. B. die Holländer ein Volk, dessen Wirthshäuser die Mittelpunkte der Langweiligkeit und Geistlosigkeit sind. Tritt man in ein holländisches Kaffeehaus, so findet man an jedem Tische nur einen Gast sitzen, wenn nicht etwa zwei Personen in lautloser Stille eine Partie Schach miteinander spielen. Es ist so still im Zimmer, daß man das Ticken der Wanduhr hört, und wenn Jemand laut spricht, so sehen sich die Gäste erschrocken und unwillig um. Wenn die Thüre sich öffnet und ein neuer Gast eintritt, schauen Alle auf und wenden sich dann gleichgültig und ohne einen Gruß zu sagen, wieder der früheren Beschäftigung zu. Diese besteht gewöhnlich im Lesen der Anzeigen im Amsterdamer Handelsblatte, im Umdrehen des Daumens oder im Rauchen. Auf jedem Tische steht ein Becken voll brennenden Torfs, in welchem die irdene Pfeife angezündet wird; der halbverbrannte Torf gibt einen sehr unangenehmen Geruch, der sich mit dem Rauch eines schlechten Tabacks vermischt. Niemals sieht man bei den Holländern Frauen im Wirthshause; es ist selbst für die Männer dort zu

häßlich. Wie Jedermann im Wirthshause sich so recht in seiner Natürlichkeit gehen läßt, so zeigt sich auch der Holländer dort in seinem ganzen gedanken- und witzlosen Phlegma, in seiner grenzenlosen Faulheit. Ich dachte mir oft, wenn ich die Holländer in öffentlichen Lokalen beobachtete und den eintönigen Ruf: Jan, — dies ist immer der Name des Kellners, — een Flammetjen, — hörte — die Holländer sind nämlich zu faul, sich selbst die Pfeife anzuzunden, — daß ich in der Mitte jener friedfertigen und ruhigen Wiederkäuer wäre, welche den Stolz und den Reichthum des holländischen Bauern ausmachen. Ich begriff den Nieder- und Untergang der einst so mächtigen Generalstaaten; ich sah die Colonie in Java von inneren Unruhen und dem geheimen englischen Einflusse bedroht; ich sah die berühmte Flotte Hollands im süßen Wasser zu Breda verfaulen; ich sah den Wohlstand des ganzen Landes unter einer unbezwinglichen Schuldenlast versinken; ich sah das langsame Hinsiechen eines absterbenden Volksstammes.

Die Franzosen wissen es besser zu machen. Welch ein lustiges, fröhliches Leben herrscht in ihren Cabarets und Cafe's! Wenn man aus dem langweiligen, steifleinenen Holland kommt, so ist man doppelt im Stande, dies zu begreifen. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man von dem Schiffe, das von Rotterdam nach Antwerpen fährt, die alte, berühmte Stadt vor sich sieht, mit ihren hohen Domen, schwerfälligen, alterthümlichen Festungswerken und ihren dichtgedrängten Häusermassen. So wie wir den Fuß auf das Land setzen, sehen wir ein anderes Leben, als in dem fischblütigen Holland; der Gang der Leute ist flink und rasch; ihre Mienen sind freundlich und heiter; sie grüßen den Fremden, als wenn er ein alter Bekannter wäre, und die Frauen sehen ganz schelmisch und listig zu ihm herüber. Die lange Fahrt hat Hunger und Durst gemacht; wir treten in einen Garten, der eine reizende Aussicht auf den Fluß darbietet, und finden dort beim Klange der Musik eine muntere und fröhliche Gesellschaft von Männern und Frauen, von Jung und Alt, von Arm und Reich, die dort ein Volksfest zu feiern scheinen. Richtig, die Septembertage sind da und eine Reihe fröhlicher Feste finden in allen Städten des Landes statt, zu Ehren einer Revolution, die nur deshalb gefeiert werden darf, weil sie kein Resultat für die Freiheit gebracht hat. Es wäre Sünde, wollte man in diesen Tagen nicht in Brussel sein. Schon an der Lokomotive, die uns dorthin führt, sehen wir, daß wir in einem lebhaften, voranstrebenden Lande sind; der Zug fliegt mit einer Schnelligkeit voran, daß der gutmüthige Mynheer aus Amsterdam, der an den langsamen Gang der „Treckschuits" gewohnt ist, seine Verwunderung und Besorgniß nicht verhehlen kann. In wenigen Stunden sind wir in der altberühmten Stadt, die so viele Helden und Revolutionen geboren hat. Es ist Abend, aber heller, wie die Sterne am Himmel flammt die

Stadt; sie ist durch Millionen Lichter erhellt, und Musik, Gesang und Tanz ist aller Orten. Man hat oft Brüssel die Karrikatur von Paris genannt, und derjenige, welcher längere Zeit dort gewohnt hat, mag genug langweilige Stunden haben, um derartige Vergleiche zu machen; wenn man aber nur wenige Tage in dieser Stadt ist, so kann man derselben das Lob der Liebenswürdigkeit und Behaglichkeit nicht absprechen. In den Septembertagen ist Brüssel das Stelldichein aller vergnügungssüchtigen oder blasirten Reisenden, und wenn man einigermaßen gutmüthig und bescheiden ist, kann man das Leben und Treiben daselbst in jenen Tagen mit Paris vergleichen. Man nennt Brüssel vielfach den Nachdruck von Paris; mir aber scheint die Stadt trotz der fremden Sprache und Sitte mehr einen deutschen, als französischen Charakter zu haben; sie ist gesellig, gemüthlich, gastfreundlich, gesprächig, vergnügungssüchtig, und am Ende auch pedantisch und langweilig, wie eine deutsche Provinzialstadt. Es ist in Brüssel ein merkwürdiges Gemisch von Heroismus und Frivolität, von Großartigkeit und Gewöhnlichkeit, von Kosmopolitismus und Philiströsität. Dies fiel uns gleich in der ersten Stunde unseres Aufenthaltes auf, als wir die hellerleuchteten, festlich geschmückten Straßen durchwanderten und vor dem Stadthause still standen, diesem berühmten historischen Gebäude, dem Denkmale so vieler Verschwörungen und Revolutionen. Es war für die Deutschen ein eigenthümlicher Anblick, im fremden Lande die deutschen Fahnen und Farben zu sehen; überall prangte das Roth, Schwarz und Gold, das verpönte und geliebte Symbol der deutschen Einheit, und mein Begleiter, der sehr stark an diesen alten Studentensympathien hing, hätte fast weinen müssen beim Anblick der alten, liebgewonnenen Zeichen. Neben dem Stadthause ist eine große Taverne, das Maison des Brasseurs; als wir eintraten, glaubten wir, daß sich die ganze Stadt in dieser Halle versammelt hätte. Hunderte von Menschen, fast eben so viele Frauen, wie Männer, waren damit beschäftigt, Bier zu trinken, zu singen, sich zu amüsiren, wie man es nur in Studentengesellschaften gewohnt ist. Die verschiedensten Sprachen wurden gesprochen, wallonisch, flämisch, holländisch, deutsch, französisch; deutsche Lieder folgten auf den Gesang der Marseillaise, und als der kleine Savoyarde dort ein italienisches Lied sang, wurde der Refrain desselben von den Gästen wiederholt. Possenreißer, Orgeldreher, Dudelsackpfeifer und der ganze Kirchweihzubehör war reichlich vertreten, aber trotz des großen Lärmens schien sich die Gesellschaft gut zu unterhalten und die Kellnerinnen konnten nicht schnell genug die leeren Krüge füllen. Es mag gewagt sein, nach dem ersten flüchtigen Eindrucke ein Volk zu beurtheilen, aber es schien uns der Charakter des belgischen Volkes heiter und lebenslustig zu sein, freilich auch etwas oberflächlich und alltäglich, und ohne jenen witzigen und frivolen Zug, der die Pariser Gesellschaft auszeichnet.

Brüssel erinnert in vieler Beziehung an Genf; beide Städte können die Heimath der Fremden genannt werden; Beide sind von kosmolitischem, universellem Charakter. Aber Genf ist viel schöner und edler, wie Brussel; Brüssel ist nur eine Copie, Genf dagegen Original. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Genf die gebildetste Stadt der Welt ist; die Bildung ist hier durch alle Klassen der Bevölkerung verbreitet, und selbst die Arbeitermassen sind durchweg von einem aufgeklärten Geiste beseelt. Dies kann man überall sehen, wenn man die Wirthshäuser und Tavernen der Rhonestadt durchwandert. Von dem glänzenden Cafe, das am Ufer des See's liegt und wegen der prachtvollen Aussicht, die es gewährt, einen europäischen Ruf genießt, bis zur kleinsten, ärmsten Taverne hinunter, von dem vornehmen politischen Clubb, wo die Leiter der Parteien und des Staates sich versammeln, bis zu den Gesellschaften der Arbeiter und Bauern: überall findet man eine höfliche, gebildete, anständige Versammlung; überall ist man vor Rohheit und Gemeinheit gesichert. Wir erinnern uns noch mit Vergnügen an jene schönen Sommerabende, wo wir im Kreise der Freunde zu Montalegre, einem kleinen Vergnügungsorte in der Nähe von Genf, zubrachten. Am Ufer des See's lag zwischen den Weinbergen und den silbernen Wellen ein Garten, der besonders die Gunst des Genfer Publikums genoß, und hier versammelte sich ein Publikum von allen Ständen, das vielleicht in allen Beziehungen verschieden von einander war, nur nicht in Bezug auf die Fröhlichkeit und Behaglichkeit, welche die Schönheit der Natur und der Gesellschaft hervorrief. Welche reizende Frauen spielten dort im Grase; welche gewandte und anmuthige Bewegungen, welche kleinen Füße und schelmischen Augen sah man dort! Die Schönheit der Natur, die hier ihr ganzes Paradies entfaltete, schien sich in jedem Gesichte wiederzuspiegeln; klar, wie der Himmel und die Wolken des See's waren auch die Herzen und Augen der Menschen; und man sah allen Leuten an, daß sie gut waren, weil glücklich. Wie leicht ist es, gut und edel zu sein, wenn man glücklich ist! Dies empfindet man am Deutlichsten in dem harten, kalten Amerika, wo unsere liebsten Hoffnungen mit Füßen getreten werden, und selbst die Liebe zur Freiheit, das Vertrauen zur Menschheit, das größte Heiligthum des Menschen, durch Mißtrauen verfälscht wird. Die tragischen Dichter haben dem Unglücke eine reinigende, veredelnde Bedeutung zugeschrieben, aber im gewöhnlichen Leben zeigt es sich, daß das Unglück klein und eng macht, und die Begeisterung für ideale Zwecke und Bestrebungen mildert.

Solche traurige Betrachtungen machten wir freilich uns damals nicht, als wir am reizenden Ufer des Genfer See's saßen, und die Blicke über die silbernen Wellen hingleiten ließen, als wir den Gesängen, die unten von dem Nachen her aus dem Munde schöner Frauen ertönten, lausch-

ten, und mit dem Weine von Macon den fernen Freunden einen stillen Gruß zutranken.

Genf ist keine schweizerische, sondern eine europäische Stadt. Sie unterscheidet sich von den übrigen Schweizerstädten, wie die Politik Rousseau's von der Politik des Bundespräsidenten Furrer! Genf ist ein Kleinod in Vergleich zu Bern! Wir erinnern uns einer Neujahrsnacht, die wir in letzter Stadt zubrachten und welche uns ungefähr einen Vorgeschmack von dem gab, was man in Amerika unter Geselligkeit versteht. Ueberhaupt sind die äußern Formen der Geselligkeit in einem französischen Lande geschliffener und feiner, wie unter der deutschen Bevölkerung, wenn auch die Deutschen selbst mehr Anlage und Fähigkeit zu geselligen Vergnügungen haben. In keinem Lande fühlt sich der Fremde so schnell und leicht heimisch, als in Frankreich, aber wenn man Jahre lang dort gelebt und mit den Leuten verkehrt hat, findet man endlich, daß man immer dort fremd bleibt. Paris ist die Heimath der Welt genannt worden; sie ist eine kosmopolitische Stadt, und die Russen, wie die Spanier, die Engländer, wie die Italiener, holen dort ihre Gebräuche und die Formen des geselligen Lebens her. Und doch ist vielleicht keine Stadt so exclusiv französisch, wie Paris. Der Garten des Palais National ist gewöhnlich der erste Punkt, den der Fremde zu besuchen pflegt, und in der That; wenn man sagt, daß Frankreich in Paris liege, so kann man hinzufügen, daß Paris im Palais National concentrirt sei. Welch eine Menge von Kostbarkeiten und Erinnerungen, von schönen Frauen und alten Geschichten, von den Thorheiten der Mode und von den ernsten Lehren der Geschichte sind hier versammelt! Man hat eine Geschichte dieses Gebäudes in zehn Bänden; wollte man aber eine Sammlung von den Thorheiten machen, die hier an einem einzigen Abende passiren, könnte man eine ganze Bibliothek damit füllen. Von dem königlichen Saale bis zur gemeinsten Taverne, von dem Theatre francais bis zur unterirdischen Spielhölle, von der feinen und berühmten Restauration eines Tortoni bis zu dem Dachstübchen einer Lorette ist in diesem Gebäude Alles enthalten, was Paris an Gegensätzen und Widersprüchen hervorbringen kann. Anmuthig ist es, in einem jener zahllosen Kaffeehäuser, welche die Gärten und Gallerien des Palastes anfüllen, zu sitzen und den Strom der Gaffer und Müßiggänger, der schönen Frauen und der albernen Stutzer, der ehrsamen Pariser Bürger und der neugierigen Fremden vorbeigehen zu sehen. Man kann Stunden lang hier sitzen, ohne sich zu langweilen, und habt ihr irgend einen Bekannten in Paris, so wird er gewiß so gefällig sein, vorbei zu gehen, daß ihr ihn erkennen und rufen könnt. Jeden Augenblick verändert sich die Scene; dann spielt ein glänzendes Musikchor, dann kommt ein armer Savoyardenknabe mit seinem Murmelthierchen; dann setzt sich euch gegenüber eine elegante, feine Dame, die

mit dem Kaffeehausleben ebenso gut bekannt zu sein scheint, wie ein Lieutenant; bald darauf aber pflanzt sich ein Polizist mit ellenlangem Schnurrbart vor euch hin und mustert euch mit argwöhnischem Blicke. Dazwischen springen die Fontainen, die Kinder spielen im Grase; bald bildet sich unter den jungen Leuten ein improvisirter Ball und wir sehen uns mitten in dem Gewühle des Pariser Lebens und Treibens. Aber über dem wechselnden Lärmen der Vergnügungen vergißt man nicht ernste Scenen, die auf diesem Platze sich ereigneten; die Gräuel der Barthelemäusnacht bedeckten diesen Boden mit Blut; hier hielten die feurigen Redner der ersten Revolution ihre Versammlungen; hier feuerte Camille Desmoulins zum Sturme der Bastille auf; hier spann das jüngere Königsgeschlecht einen Verrath gegen das ältere, der sich durch zwei Jahrhunderte hinzieht, und noch heute scheint sich das alte Spiel in neuer Weise zu wiederholen.

Das glänzende Pariser Leben allein gibt uns aber keine getreue Anschauung des französischen Volkscharakters; wir müssen das Volk in der Provinz, auf dem Lande und in seinen Hütten sehen, um diese sonderbaren, leichtsinnigen Menschen kennen zu lernen, die von einem Extreme zum andern sich bewegen, und den Gipfel des Ruhmes mit äußerster Schande vertauschen. Es ist wahr, die Franzosen sind ein vornehmes Volk, und bis in die niedrigsten Klassen hinunter trifft man noch gewählte Formen der Unterhaltung und Geselligkeit an; der Franzose behandelt seinen Nachbar, wie einen Edelmann, und vergibt sich nicht gern im Gespräche mit einem Fremden das Geringste. Die französische „Politesse" ist der Reflex eines sehr stark entwickelten Selbstbewußtseins und Nationalstolzes; man ist dann am höflichsten gegen die Leute, wenn man sich ihnen überlegen dünkt. Es mag in der militärischen Erziehung des französischen Volkes liegen, daß man überall ein kameradschaftliches Verhältniß finden und anknüpfen kann; eine Menge kleiner gesellschaftlicher Züge haben ihren Ursprung im Soldatenleben, und nirgend ist das Soldatenleben so cordial und gesellig, wie in Frankreich. Während in Rußland der Soldat von den Offizieren nur als ein Sklave, als ein Hund behandelt wird und selbst die niederen Offiziere sich eine verächtliche Behandlung gefallen lassen müssen; während in England der Soldat geprügelt wird und in Preußen die militärische Ehre, der esprit des corps, nur für das Offizierkorps existirt: gewöhnt man in Frankreich schon den Rekruten daran, seine Uniform mit Stolz und Selbstgefühl zu tragen. Während in den Heeren der östlichen Mächte die militärische Disciplin den Menschen erniedrigt, hebt sie in Frankreich seinen Muth, sein persönliches Ehrgefühl, seinen Ehrgeiz. Wenn der französische Soldat außerhalb des Dienstes mit seinem General spricht, so redet er ihn, wie einen Kameraden an, und kein Vorgesetzter wird seinem Untergebenen ge-

genüber jemals den kameradschaftlichen Ton verlieren. Jeder Soldat weiß ja ohnehin; daß er den Marschallstab in seinem Tornister trägt.

Doch wir wollten ja nicht über die Disciplin in der französischen Armee sprechen, sondern über die französischen Wirthshäuser. Kommt mit mir in die Dorfschenke; wir finden dort ein lebendiges, fröhliches Völkchen. Es ist Sonntag Nachmittag, die Stube ist voller Menschen, und die Wirthin hat alle Hände voll zu thun. Die französischen Dorfschenken sehen sich alle gleich; dort an der Wand Bilder von dem Sieger bei Marengo und Austerlitz; ein ungeheurer Schrank, das Erbtheil der Jahrhunderte, enthält den Reichthum der Familie; das Ehebett, furchtbar schwer und massiv, steckt in einem Alkoven; die hölzerne Wanduhr ist mit Heiligenbildern verziert; das andere Mobiliar besteht aus plump gearbeiteten Tischen und Bänken. Wie das äußere Ansehen des Zimmers ist auch die Gesellschaft ziemlich stereotyp. Der Wirth sitzt mit dem ganzen Gefühl seiner Würde am Kartentisch; sein gesundes, volles, wohlgenährtes Antlitz gibt den Gästen von vornherein Zutrauen zu seiner Küche. Neben ihm sitzen die angesehensten Bürger des Dorfes, der Maire, der Schulmeister, der Posthalter, und andere Honoratioren des Dorfes, — denn auch ein Dorf hat seine Honoratioren. Hinter dem Ofen sitzt der alte Invalide aus der Kaiserzeit, mit dem hölzernen Beine und dem Kreuz auf der Brust; er singt den jungen Leuten, die mit ihm die Gläser anstoßen, die alten Kaiserlieder vor und stampft den Refrain dazu mit seinem Fuße. Der Ruhm des Kaisers wird zum tausendsten und aber tausendsten Male erzählt, aber die Jungen hören gerade so gerne zu, wie der Alte erzählt. Die Erzählungen passen zu den Bildern, die an der Wand hängen; sie sind ebenso plump, bunt bemalt und ungeschickt. Aber aus diesen unbeholfenen Bildern und Erzählungen bildet die Poesie des Volkes einen Helden und die Weltgeschichte einen Kaiserthron. Wie lange wird es währen, bis die letzte Religion in Frankreich, der Glaube an Napoleon gebrochen ist? Wann wird die Erinnerung von St. Helena hinter den Mauern von Sebastopol verschwinden? Soldaten treten ein und setzen sich zum Invaliden; sie gehen stets in einem Rudel zusammen, denn es müßte seltsam kommen, wollte ein französischer Soldat wagen, ein Wirthshaus allein zu betreten; dies wäre ganz gegen alle Sitte und Kameradschaftlichkeit. Die Magd des Pfarrers holt einen großen Krug voll Wein. Es paßt sich für den ehrwürdigen Mann nicht, Sonntags im Wirthshause zu sitzen; er trinkt deshalb zu Hause. Die Wirthstochter kommt, das Gebetbuch in der Hand, aus der Vesper; die jungen Leute scherzen und plaudern mit ihr, während die Mägde im Winkel sitzen, und mehr mit Anhören der Witze und Schnurren, die ein durchreisender Weinhändler erzählt, als mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt sind. Nach und nach verdüstert sich das Zimmer mit Rauchwolken; man raucht

auf den französischen Dörfern einen fürchterlichen Taback; die Kartenspieler fangen an, über Stiche und Trümpfe uneinig zu werden; der alte Invalide hat offenbar zu viel getrunken, denn er kann den Refrain zu seinen Liedern nicht mehr finden; endlich geht die Sonne unter, die Freundinnen der hubschen, schlanken Wirthstochter kommen; die Tische und Stühle werden bei Seite geschafft und ein fröhlicher, lustiger Ball beschließt den Tag. Das ist das Leben in einem französischen Dorfwirthshause.

Wie anders sieht es in England aus. In Frankreich scheint die ganze Gesellschaft nur e i n e Familie zu bilden, aber in England treten die schroffen Unterschiede in der bürgerlichen Gesellschaft überall hervor und selbst der Wein hat dort nicht die sorgenbrecherische, egalisirende Gewalt, welche die Dichter u. s. w. rühmen. Wer in London war, wird sich vielleicht eines großen Porterhauses unmittelbar an London Bridge erinnern, das sich eines großen Zuspruches erfreut. Es ist interessant, die Gesellschaft zu beobachten, die hier durch die stets offenen Thüren ein- und ausströmt. Der Lastträger, der Kohlen-Fuhrmann, der Karrenmann, der in der Nachbarschaft an den Docks und Dampfschiffen beschäftigt ist, geht hier nicht vorüber, ohne durch ein Glas Ale sich zu erfrischen; hagere, abgehungerte Gestalten stürzen an die Bar, und man sieht ihnen an, daß der Genuß einer langen Entbehrung folgt; steife, viereckige Soldaten kommen und gehen, Matrosen fluchen, Bettler treiben sich umher; aber neben dem Elende und der Armuth in allen Gestalten, sehen wir auch den reichen Handelsherrn der City an die Bar treten, um das proletarische Getränk zu verlangen. Bier ist in England ein Getränk für alle Stände; auf der Tafel des Lords, wie in dem Kellerraum des Fabrikarbeiters steht der Krug mit Ale, und selbst die Damen verschmähen den Genuß des nationalen Getränkes nicht. Da tritt eine anständig-gekleidete Dame an der Seite ihres Mannes ein; der Mann trägt den Reisesack; sie führt einen Knaben an der Hand; die Familie ist gerade mit einem der unzähligen Dampfboote, die in der Nähe der London Brücke landet, angekommen, und erfrischt sich nach der Reise durch ein Glas Ale. Eine andere Familie hat sich das Mittagsmahl mitgebracht, wie man dies sehr häufig in London findet, und begibt sich in den Parlor. einem bequem eingerichteten Hinterzimmer, wo das Maaß Bier einen Penny mehr kostet. Dann sehen wir auch wieder eine jener geschminkten, hochaufgeputzten Damen, die sich hier nach einem Opfer ihrer Verführungskünste umschauen; sie blicken mit frecher Miene umher, und die Matrosen fangen an, mit ihnen in einem Jargon zu sprechen, der an Shakespeare's Fallstaff-Scenen erinnert. Einige Irländerinnen kommen in dem schändlichsten Anzuge, den man denken kann, die Lumpen scheinen ihnen vom Leibe zu fallen; die Haare hängen, wie Schlangen, umher, und die Züge des Gesichtes sind kaum vor Schmutz zu erkennen; sie for-

dern sich Whiskey und wankend und schwankend gehen sie wieder fort. Orgeldreher, Savoyarden, Marktschreier aller Sorten, Bettler, Vagabunden, sind das stehende Inventar eines solchen Porterhauses; man sieht das Elend in seiner ganzen schauervollen Größe und Nacktheit; die menschliche Natur in London den letzten Rest der Scham und des Mitgefühles verloren zu haben.

London ist eine seltsame Stadt. Man hat nicht ohne Unrecht gesagt, Deutschland sei das Land, Paris die Stadt, London die Welt. Aber wenn London auch die Welt ist, wenn auch alle Völker und Racen der Menschheit hier bei Gold und Hunger versammelt sind, so hat doch diese große Stadt einen speziell englischen Charakter; man glaubt die englische Geschichte in ihren Monumenten und Häusern zu sehen, und die Gestalten Shakespeare's, Cromwell's, Elisabeth's begegnen uns aller Orten. Schwermüthig und melancholisch, wie der Himmel, der über London liegt, ist auch der englische Volkscharakter, und wer einige Tage in London war, wird begreifen können, daß die Engländer am Spleen leiden. Die schweren Getränke und Speisen, welche in England üblich sind, scheinen eine Hauptursache des schwermüthigen Volkscharakters zu sein und man kann vielleicht keine verständlichere Parallele zwischen Frankreich und England ziehen, als wenn man den leichten, fröhlichen Wein Frankreichs neben den dunkeln und schweren Porter Englands stellt.

Wollen wir in dieser Parallele fortfahren, dann finden wir am Ende auch den Grund, weshalb in Amerika das Wassertrinken und der Temperenzfanatismus so große Verbreitung und Geltung findet. Sind die bleichen, leidenschaftslosen Söhne der Neu-Englandstaaten, die puritanischen Frömmler, dies ganze Heer der Spekulanten, Wucherer und Geldbrotzen nicht mit dem lauwarmen Wasser des amerikanischen Sommers zu vergleichen, in das man Eis hineinwerfen muß, um es nur genießbar zu machen? In der That, man kann die fanatische Temperenzagitation begreifen, wenn man einen Amerikaner der gewöhnlichen Klasse betrunken sieht; es fallen dann Scenen vor, welche Jeden erröthen machen, bei dem noch nicht der letzte Funken der Scham erstorben ist. Leute, die kein Glas Wein trinken können, ohne einen thierischen Ausdruck anzunehmen, sollten allerdings nicht trinken. Welche Scenen fallen in den Rowdickneipen in New-York, Philadelphia u. s. w. vor? Es wird „getreatet," eine Bande stürzt sich an die Bar; Jeder von der Gesellschaft „treatet" den Andern; ein abscheulicher, höllischer Branntwein, der in Europa in solcher Stärke niemals getrunken wird, ist das gewöhnliche Getränk; es wird mit einer Hast getrunken, die fabelhaft ist, denn Jeder will „treaten" und es müssen oft viele „Drinks" genommen werden, ehe die Reihe herum ist. So geht es fort; die Ausdrücke, die Gespräche der Gesellschaft sind über alle Maßen gemein,

und der letzte Rest von Anstand ist verschwunden. Bald entspinnt sich ein Streit in der Gesellschaft; Schimpfworte werden von Thätlichkeiten gefolgt; das Messer, der Revolver wird gezogen, und der ermordete Rondie sinkt mit den Worten zu Boden: „Ich sterbe als ein treuer Amerikaner!"

Freilich, es gibt auch andere Scenen in Amerika, als diese Ausbrüche roher Gewaltthätigkeit und Demeralisation. Dort am Ufer des Michigan-See's liegt, von Eichen beschattet und von den silbernen Wellen des See's bespült, ein freundliches Plätzchen. Eine fröhliche Gesellschaft ist im Garten versammelt, Frauen, Kinder, Männer scheinen an Munterkeit und guter Laune zu wetteifern. Ein treffliches Männerchor stimmt ein Lied an, zu dem die Frauen den Refrain singen. Prächtig färbt die Gluth der Abendsonne den weiten Spiegel des See's, auf dem die weißen Segel langsam in die Ferne verschwinden. Aber der Abend treibt die Gesellschaft noch nicht von der geselligen Tafelrunde hinweg. Der blasse Mond steigt aus dem Wasser empor und gibt der Landschaft neue Farben, der Gesellschaft einen traulichen, gemüthlichen Ton, welcher an das gesellige Leben der Heimath erinnert. Tausend Sterne spiegeln sich in den ruhigen Wellen des See's, tausend Sterne auch tauchen in den Herzen fröhlicher, glücklicher Menschen auf.

Nun, wir wollen mit dieser freundlichen Erinnerung unsere Wanderung schließen, die ohnehin schon zu lang geworden ist für dieses Land der Wassertrinker und Temperenzler.

Frühling.

„Frühling, Frühling, die Feder wird zur Schwinge
Und jedes Elend eine Seligkeit!"

So sagt der Dichter, und in der That, der Mensch, der noch einen Funken von Hoffnung in der Brust hat, fühlt denselben bei dem Herannaden Frühling wieder glühen. Freilich, wenn auch hell die Sonne durch das Fenster scheint, draußen ist es noch kalt und unfreundlich, und ein schneidender Nordwind weht die Frühlingsgedanken aus dem Herzen und den Mienen des Menschen hinweg. Freilich, in Amerika haben wir keine Maientage, keine glücklichen, fröhlichen Stunden, wo wir den Frühling in unserer Brust empfinden, den wir draußen im Walde und auf den Wiesen sehen, wo tausend Blumen der Phantasie uns umblühen, wo unsere Seele voll ist von zarten Maiglöckchen und duftenden Veilchen,

und die Lerche der Freiheit mit ihrem Frühlingsliede unsere Gedanken zum Himmel trägt. Kaum haben wir die Schneeflocken des Winters abgeschüttelt, so beugen wir uns wieder unter der brennenden Sommersonne; wir müssen nicht nur mit harten, kalten Menschen hier, nicht nur mit uns selbst und unsern trüben Gedanken, sondern auch mit dem Klima kämpfen, einem Feinde, der den größten Theil der Heiterkeit und Behaglichkeit aus dem amerikanischen Leben verbannt.

Und doch übt der Frühling auch hier seine belebenden und erfrischenden Wirkungen, auch hier ist er der Sorgenbrecher und Hoffnungsbringer; auch hier gibt es einen Mai der Hoffnungen und Bestrebungen, der seine Erndte bringt.

Gewiß, der Mensch ist ebenso, wie die Blumen und die Vögel des Waldes von der Natur und ihren Veränderungen abhängig und deshalb mag man es uns erlauben, daß wir den Wechsel der Jahreszeiten nicht gleichgültig und stillschweigend vorübergehen lassen. Es ist dieser Wechsel nicht nur ein Wechsel der Temperatur, eine Veränderung des Wetters; nein, ein Umschwung aller Verhältnisse, in denen wir leben, eine wichtige Katastrophe, deren Ende und Resultat wir jetzt noch nicht prophezeien wollen.

Der Winter war hart, schwer und lang; wir selbst haben es zur Genüge empfunden, und hoffentlich in einem größeren Maßstabe, als unsere Freunde, an welche diese Worte gerichtet sind. Das Klima paßte zu den socialen Verhältnissen und zu den politischen Ereignissen der letzten Monate. Eine Hungersnoth, die man nur in Irland oder den schlesischen Gebirgen suchte, verheerte die amerikanischen Städte; während draußen ein sibirischer Wind durch die Straßen fuhr, wüthete in der Politik ein Fanatismus, der allen Grundsätzen des Rechtes und der Ehrlichkeit widersprach und uns mit der Möglichkeit, daß auch Amerika der Freiheit verloren gehen könne, vertraut macht. Das Elend in der Krim, beispiellos in der Geschichte, hat überall mehr oder minder gewüthet; und manches Menschenherz war ein Sebastopol, von tausend Sorgen und Gefahren bedroht. Merkwürdig, während alle Philosophie und Intelligenz Europa's nicht die schlechten Zustände des Staates und der Gesellschaft heilen konnte, während eine glänzende Revolution, die sich über drei Viertheile von Europa erstreckte, sich vor den Thronen der Fürsten zurückzog; bricht jetzt die Krankheit der europäischen Nationen fern in Asien aus, und dort eitert das Geschwür, welches uns die verdorbenen Säfte der europäischen Politik verräth. Sebastopol ist das Grab der alten Politik Europa's; Sebastopol hat den Glauben an die englische Verfassung und an den Ruhm Frankreichs ruinirt, Preußen aus der Reihe der Großmächte ausgestrichen,

die heilige Allianz zerstört und Oesterreich seinen alten Bundesgenossen und seiner traditionellen Politik abtrünnig gemacht. Sebastopol ist die glänzendste Rechtfertigung der Revolution, welche jemals die Geschichte aufgewiesen hat; hier ist das Troja, wo Asien von der europäischen Kultur besiegt wird. Nicht, daß Sebastopol genommen würde; nein, der Hochmuth Englands und der Stolz Frankreichs muß hier zerschellen; hier muß die englische Perfidie, hier der zweite Dezember gerächt werden; hier wird die größte und hoffentlich letzte Hekatombe von Menschenopfern dem Despotismus gebracht. Es ist ein feierlicher Moment der Geschichte, wenn man dem Untergange eines Reiches zuschaut. Im Jahre 1850 schrieb Ledru Rollin ein Buch: "la decadence d'Angleterre," der „Niedergang Englands," und zeigte die innere Fäulniß der englischen Verfassung und Politik. Das Buch wurde damals verlacht und verhöhnt. Damals war noch die Zeit, wo unsere deutschen Professoren, Kammermitglieder und liberalen Geheimräthe mit Sehnsucht auf die englische Verfassung, das Muster der Erdweisheit, hinblickten, und was ist jetzt England? Die parlamentarische Untersuchung, sagt die London Times, ist nicht gegen den Kriegsminister Newcastle, nicht gegen den General Raglan, nicht gegen das Ministerium gerichtet, sondern gegen die Verfassung Alt-Englands, und dieser Verfassung wird das Todesurtheil gesprochen werden. Es liegt etwas in der Luft Alt Englands, was längst diese Katastrophe ahnen ließ. Wohl, die Revolution macht die Reise um die Welt; hier niedergeschlagen, erhebt sie dort ihr Haupt empor, und wo nur ein Thron sich erhebt, wo nur eine Gewaltthat ver bt wird, steht die Revolution als rächende Nemesis daneben. Eine Katastrophe in England wird anders wirken, als die glänzendste Revolution in Frankreich. Sie ruckt heran, langsam, zögernd, aber in einer furchtbaren Wirklichkeit, und das alte Europa wird mit in den Abgrund verschlungen werden, welcher das Grab des englischen Thrones und der englischen Verfassung ist.

Nun, wir wollten ja den nahenden Frühling begrüßen, nicht aber Alt-England eine Leichenrede halten. Doch was sollen wir machen? Jeder warme Sonnenstrahl, der uns in's Herz fällt, erinnert uns nur an Einen Gedanken, und weckt nur Eine Hoffnung. Wer von uns noch persönliche Ansprüche an das Leben macht, wer verlangt, daß sein Dasein noch Genuß und Bedeutung haben soll, der hat nur Eine Hoffnung, nämlich drüben in der Heimath sich der Freiheit und Civilisation zu erfreuen, die uns dieses Land niemals bieten wird. Es sind nicht die nativistischen Bewegungen nothwendig, um uns von Letzterem zu überzeugen. Wir glauben, daß aller Lärm der Nichtswisser weder unsere Ansichten über dieses Land, noch unsere Hoffnungen fur die Zukunft, noch unsere Ansprüche an uns selbst und das Leben ändern und trüben wird. Es ziemt uns nicht, uns durch die Krankheiten der öffentlichen Meinung verstimmen zu lassen. Nein unsere An-

sichten über Amerika sind heute dieselben, wie immer, und jede vortheilhafte Seite der hiesigen Zustände wird heute, wie gestern, und morgen, wie heute, von uns anerkannt werden. Aber dies müssen wir ohne Vorbehalt gestehen, daß der größte Theil unserer Hoffnungen im alten Lande liegt, und daß wir nur den kleinsten Theil derselben mit über den Ocean genommen haben. Deshalb ist jeder frohe Blick, zu dem unser Auge hier fähig ist, nach Osten gerichtet, und jede schöne Frühlingshoffnung endigt mit dem Worte: Revolution.

Und haben wir nicht ein Recht zu diesen Hoffnungen? Sind nicht tausend und aber tausend Veranlassungen vorhanden, das zu glauben, was wir wünschen? Haben wir nicht die Bürgschaften für unser Glück, für unsere Zukunft, für unsere Heimath in großen, erschütternden Ereignissen, in bedeutungsvollen Thatsachen der Geschichte, in dem übereinstimmenden Urtheile der denkenden Männer Europa's? Ueberall gelten die alten Zustände für rettungslos verloren; warum sollten wir anderer Ansicht sein, da wir von der Aenderung dieser Zustände den Werth und das Glück unseres Lebens abhängig sehen? Warum sollten wir an unserer Zukunft verzweifeln?

Der Aufenthalt in Amerika lehrt uns den Werth und die Schönheit des menschlichen Lebens in vollem Umfange kennen. Als wir noch draußen waren, wußten wir nicht, was Leben ist; dies lernt man nur durch die Entbehrung aller Schönheiten und Reize desselben kennen, zu welcher man in Amerika verurtheilt ist. Erst als Egmont zum Tode verurtheilt war, nannte er das Leben die süße Gewohnheit des Daseins; erst als dr Marquis Posa wußte, daß er unrettbar verloren sei, rief er aus: das Leben ist doch schön! So auch fühlen wir dann eine leidenschaftliche Lust zum Leben, wo uns aller Reiz und alle Poesie desselben genommen ist, und je weniger die Gegenwart uns bietet, desto glücklicher dichten wir unsere Zukunft. In der strengen, kalten Winterzeit blühen die Blumen des Frühlings in unserer Erinnerung am schönsten, und nirgend erinnert man sich so lebhaft der Gletscher, Alpen und See'n, als wenn man sich in einer Gegend ohne Naturschönheiten befindet. Gewiß, Jeder der seine Vergangenheit überdenkt, wird sagen: Wie leicht war es drüben, glücklich zu sein, wenn man es nur gewollt und verstanden hätte.

Wenn wir auch nichts Anderes von dem amerikanischen Leben gewinnen, als daß wir den Werth des Lebens kennen lernen und dem vorüberfliegenden Augenblicke seine Gunst abzwingen, so haben wir uns genug genützt. Nicht nur das Hoffen, auch das Streben, das Arbeiten für die Zukunft gibt uns Ersatz für die Mängel der freudeleeren Gegenwart. Zum Glücke gehört Energie: dies sehen wir in Amerika deutlicher, wie irgend wo sonst, und diese Erkenntniß ist ein großer Gewinn, die Hälfte des Glückes. Am Ende ist doch nur d e r Mensch glücklich, der mit sich selbst im Reinen

und Klaren ist, der an sich selbst und seinen Ueberzeugungen nicht zweifelt, der in seinem Selbstbewußtsein einen Halt gegen die wechselnden Erscheinungen des Lebens hat, der sich nicht scheuen muß, einen Blick in die eigene Brust zu werfen. Das gerade ist der Werth des amerikanischen Lebens, daß es uns auf uns selbst zurückführt, daß es uns, indem es uns von der übrigen Menschheit isolirt, Selbstständigkeit und einen richtigen, naturgemäßen Egoismus gibt, daß es uns lehrt, in allen Fällen nur auf uns selbst und unsere eigenen Hülfsmittel zurückzugreifen. Wenn hierin das Glück selbst nicht besteht, so bestehen darin doch die Bedingungen des Glückes, und wir sind überzeugt, daß wenn diese Bedingungen in der alten Heimath stattfinden, wir dann das Glück leichter und schneller finden, wie früher.

Glück! welch ein betrügerisches, zweifelhaftes Wort! Welcher Mißbrauch wird damit getrieben, welche Verbrechen sind dadurch hervorgebracht, welche Qualen und Leiden macht die Sehnsucht zum Glücke! Der Philosoph kann nicht leugnen, daß das Glück eine Illusion ist, aber dies ist eine Ueberzeugung, welche sich niemals in den Handlungen der Menschen darstellen wird. Jeder Mensch strebt nach dem Glücke, und dieses Bestreben ist so allgemein, wie die einzelnen Arten des Glückes verschieden sind. Wir haben unsere Ansicht schon öfter dahin ausgedrückt, daß wir überzeugt sind, die Summe der menschlichen Glückseligkeit sei für alle Menschen dieselbe, und wir können diese Ueberzeugung immer noch nicht aufgeben, obgleich wir in den Handlungen der Menschen dieselbe niemals wiederfinden, obgleich wir die stoische Philosophie, welche sich auf diesen Satz gründete, als eine große Verirrung der menschlichen Natur betrachten. Das Streben nach Glück ist die Centrifugalkraft im menschlichen Leben, welche den Menschen immer rastlos vorantreibt in unregelmäßigen Bahnen; aber wie häufig fehlt dem Leben die Sonne, welche die unregelmäßige Bahn in einen regelmäßigen, gemessenen Kreislauf verwandelt?

Wenn man es offen gestehen will, nicht das Glück macht glücklich, sondern das Streben nach Glück. Das Glück selbst muß ein langweiliges, blasirtes Ding sein, und die Menschen können sich wohl freuen, daß sie dasselbe niemals erhaschen. Nichts langweiliger, wie im Paradiese zu sein; nichts unerträglicher, als sich glücklich zu fühlen. Freilich, wir empfinden das Eine so wenig, wie das Zweite; in unserer Zeit kommt wohl Niemand in Gefahr, den Ring des Polykrates in das Meer zu werfen. Aber die Hoffnung und das Streben nach Glück, dieses ziellose, endlose Streben, diese unruhige leidenschaftliche Flamme, die uns verzehrt, in dem sie uns erwärmt; dies gibt dem menschliche Leben den Reiz und den Stachel. Im Frühlinge glüht diese Flamme in voller Pracht; der Frühling ist die Zeit des sanguinischen Temperamentes, und kein Mensch wohl so arm und freudlos, daß der Frühling keine Blumen in seine Seele würfe.

Freilich noch starrt der weite Spiegel des See's voll Eis, noch weht ein rauher Wind und der helle Mittagsstrahl der Sonne ist noch von winterlicher Kälte. Aber trotzdem fühlen wir schon den Fruhling; schon kommen die Zugvögel; schon knospen die Bäume; schon bereiten sich die Armeen in der Krim auf den entscheidenden Schlag vor. Ueber Eis und Schnee hält der Frühling seinen Einzug, über Blut und Tod die Freiheit. Der Sommer wird heiß werden und die Erndte reifen.

Die letzten Stadtwahlen.

Die Wahlen für unsere Stadt und für unsere Nachbarstädte Toledo, Cincinnati u. s. w. sind vorüber. Wir glauben, Veranlassung zu haben, von dem gewöhnlichen Gebrauche in Amerika, vor den Wahlen allen möglichen Lärm zu machen, nach den Wahlen jedoch kein Wort mehr darüber zu verlieren, Umgang nehmen zu müssen. Gerade die Resulate der Wahlen sind für uns sehr lehrreich und bilden den besten Wegweiser für die Zukunft. Die freisinnige deutsche Bevölkerung befand sich bei den letzten Stadtwahlen in einer anscheinend schwierigen Lage. Die Corruption und eine Reihe niederträchtiger Handlungen und Gesetze, welche die jüngste Geschichte der demokratischen Partei kennzeichnet, hatte die Deutschen aus dem Lager dieser Partei getrieben und sie der Freesoilpartei genähert, zu welcher sie allerdings ihren Ueberzeugungen und Interessen nach am besten paßten. Die Freesoil-Partei bildete in der Zeit von der Nebraskabill bis zu den letzten Herbstwahlen den eigentlichen Kern der Fusionspartei, und die Anti-Nebraska-Fraktion der demokratischen, wie der whiggistischen Partei versammelte sich unter das Freesoilbanner. Es scheint aber diese Vereinigung der Freesoilpartei selbst am schlechtesten bekommen zu sein, denn wenige Monate nach ihrem Siege finden wir sie fast verschwunden. Nicht nur, daß die Coalition in ihrer großen Majorität die abolitionistischen Tendenzen aufgegeben und dem Freesoilprincip abtrünnig geworden ist, hält sich die eigentliche Freibodenpartei selbst nur noch an einzelnen wenigen Punkten in ihrer früheren Form und Organisation; in den meisten Städten der Union, und gerade im früheren Hauptquartier des Abolitionismus, hört man wenig mehr von einer eigentlichen Freesoilpartei. Namentlich bei den letzten Stadtwahlen sah und hörte man wenig mehr von dem Einflusse dieser Partei, obgleich sie gerade im Stande gewesen wäre, ein unabhängiges und brauchbares Ticket aufzustellen. Man sage nicht, daß das Prinzip, das der Freesoilpartei zu Grunde liegt, bei den städtischen

Wahlen kein Interesse einflöße. Eine Partei, welche die städtischen Aemter in ihren Händen hat, besitzt bei den nächstfolgenden politischen Wahlen einen großen Vorsprung, und jede Partei findet es in ihrem Interesse, diesen Vorsprung zu gewinnen. Bei des letzten Stadtwahlen lag aber noch ein anderes Motiv vor; die Freesoilpartei mußte sich durch die Aufstellung eines unabhängigen Tickets zwischen die alte demokratische Drathzieherpolitik und den modernen Fanatismus der Know-Nothings stellen und konnte dadurch beide Feinde der allgemeinen Freiheit besiegen. Nur die Freesoilpartei war dazu im Stande; sie konnte über einen solchrn Einfluß unter den Amerikanern verfügen, daß sie durch Unterstützung der deutschen, schottischen und englischen Einwanderung, und durch die Feindschaft zwischen den puritanischen Nichtswissern und der katholisch-irländischen Hunkerpartei den Sieg gewann. Dies verlangten auch die unabhängigen deutschen Blätter, welche schon lange vor der Wahl laut und dringend nach einem unabhängigen Ticket fragten. Hätte die Freesoilpartei dieses Ticket gebildet, so hätte sie eine bequeme und geeignete Gelegenheit benutzt, ein dauerndes Band zwischen der Freesoilpartei und speziell der deutschen Einwanderung zu bilden. Dieses ist nicht geschehen; die Freesoilpartei erschien als solche nicht auf dem Kampfplatz, und dies Faktum hat den Theil der Deutschen, welcher bei der letzten Herbstwahl Anti-Nebraska stimmte, für den Augenblick vollständig in der amerikanischen Politik isolirt. Dies war ein großer Fehler der Freesoilpartei und bewirkte eine momentane politische Verlegenheit für die freisinnigen Deutschen, welche kein demokratisches, irländisch-katholisches Aemterjägerticket stimmen konnten, und doch durch die Lage der Sache gezwungen waren, ihre Stimme gegen die Rowdiebanden der Nichtswisser in die Urne zu legen.

Wir geben den demokratischen Blättern niemals zu, daß die Freesoilpartei und die Nichtswisserlogen identisch seien. Die tägliche Erfahrung beweist uns, daß die geheimen Logen sich aus allen Parteien rekrutiren. Aber wir können den Vorwurf, daß die Freesoilpartei durch Wegbleiben vom Kampfplatze, durch Unterlassung eines unabhängigen Tickets den Nichtswissern die Wahl in die Hände gespielt habe, nicht widerstreiten. Die Freesoiler wagten nicht den Kampf gegen die nativistische Verschwörung aufzunehmen, und dadurch ist das Band der politischen Freundschaft, welches zwischen den liberalen Deutschen und den Freesoilern bestand, bedeutend gelockert, wenn nicht vollständig aufgelöst. Die liberale Partei der Deutschen steht isolirt da, nicht nur vor der Wahl, sondern auch nach der Wahl.

Hiermit sei nicht im Mindesten gesagt, als wollten wir nur einen Schritt, nur einen Zoll von unseren Freesoil-Grundsätzen abweichen. Aber wir wollen nicht die Organisation einer Partei unterstützen und ihr anhängen, deren politische Ehrlichkeit zweifelhaft ist und die keinen of-

enen, entschiedenen Kampf gegen die geheimen Umtriebe der Verschwörer zu führen wagt. Wir haben ein Recht der Nothwehr und Selbstvertheidigung, und dieses Recht verlangt, daß wir nur Diejenigen unterstützen, und nur der Partei unsere Stimme geben, welche auch unsere Rechte und Interessen schützt.

Was war die Folge? Die Hunker wählten ein Ticket, das zum Theil von zweifelhafter Güte, zum Theile entschieden schlecht war; die alten Parteiklepper, die schon seit Jahren um die von der Partei weggeworfenen Knochen sich gezankt hatten, die Aemterjäger der niedrigsten Sorte, deren sich die eigene Partei selbst geschämt hatte, bekamen durch die Gefahr vor den Nichtswissern eine Chance, die ihnen sonst unter keinen Umständen zu Theil geworden wäre, und die demokratischen Tickets enthielten Namen, die selbst eine bessere Partei, als die demokratische, umgebracht hätte. So war es in Cleveland, so in Chicago; das Resultat, der Sieg der Nichtswisser, konnte nicht ausbleiben. Das beste Medium, durch welche die Nichtswisser zum Siege gelangen können, sind irländische und katholische Namen auf dem Anti-Know-Nothing-Ticket.

Während wir dies schreiben, kommt uns die Nachricht von den wiederholten Riots in Cincinnati zu. Wir sehen auf einmal, daß wir uns am Beginne eines Bürgerkrieges befinden. Wohlan, je schneller die Katastrophe ausbricht, desto besser ist es. Wir sehen mit Sicherheit voraus, daß die politischen, religiösen, socialen und nationalen Gegensätze, welche das amerikanische Leben verwirren, bald zu einem gewaltsamen Ausbruche kommen; je schneller der Rubikon überschritten wird, desto schneller kommt man zum Ziele. Aber das wünschten wir doch nicht, daß Irländer und Deutsche in einem Kampfe zusammenstehen, der für die Freiheit Amerika's entscheidend ist. Diese Alliance paßt nicht zu der Ehre des deutschen Namens und der Bildung des deutschen Volkes.

Herr Hassaurek ist mit einer großen Majorität über den demokratischen und nichtswisserischen Candidaten in den Stadtrath erwählt worden, und wir glauben, daß diese „unabhängige" Wahl unserem Collegen um so mehr Ehre macht, da zu derselben keine demokratischen Stimmen nothwendig waren.

Die letzten Wahlen waren überall ziemlich hitzig; man konnte sehen, daß sie eine Sache des persönlichen Interesses waren, und daß der Egoismus sich in die allgemeinen Fragen der Politik mengte. Die Nichtswisser wollten Aemter, die Deutschen wollten ihr Recht, die Irländer vertheidigten den Katholizismus, die alten Demokraten wollten ihre alte gebrochene Parteiorganisation wieder herstellen. Daß aus diesen verschiedenen Bestrebungen keine prinzipielle Wahl hervorgehen konnte, ist erklärlich. Wir wollen in Mitten dieses Chaos uns nur um die eine Frage bekümmern: welche Stellung sollen die Deutschen in diesem Wirrwarr einnehmen?

Als im vergangenen Jahre die freien Deutschen sich in Louisville und Ohio versammelten, und die sogenannte Louisville- und Ohio-Platform aufstellten, schien das nicht nur den Gegnern der freien Bestrebungen in der Politik ein verfehltes und unzeitiges Thun. Es schien zu jener Zeit sich in den großen Kreisen der amerikanischen Parteipolitik eine Veränderung vorzubereiten, welche in ihren wesentlichen Grundzügen mit den Bestrebungen der freisinnigen Deutschen übereinstimmte, und daher hielt man es nicht räthlich, eine besondere radikale Platform aufzustellen und eine gesonderte deutsche Parteiorganisation zu versuchen. Dies lag nicht einmal in dem Plane der Verfasser jener Platform, so weit dieselbe uns bekannt ist; man wollte mit dem aufgestellten Programme keine Partei organisiren, sondern nur Grundsätze verbreiten. Wir selbst haben uns nachdrücklich und wiederholt gegen eine Isolirung in der amerikanischen Politik ausgesprochen und unsere Ansicht dahin abgegeben, daß die Deutschen nur in Verbindung mit der freisinnigen amerikanischen Partei nutzen und fördern könnten. Wenige Monate sind seitdem verflossen, und wir sehen uns jetzt vollständig isolirt in der Politik; alle früheren Verbindungen der amerikanischen Parteien mit uns sind abgeschnitten, und wir sind bei den Wahlen nicht nur ohne Führer, sondern fast auch ohne Freunde. Woher kommt dies? Wer trägt die Schuld davon? Sollten die Blätter der alten demokratischen Linie recht haben, wenn sie diese Schuld auf uns und unseren unfügsamen Radikalismus werfen?

Es mag sein, daß der Radikalismus daran Schuld ist. Dies würde nur beweisen, daß die amerikanischen Parteien nicht radikal sind, was wir am Ende ohne Ausnahme zugeben. Aber dies ist nicht unsere Schuld, sondern die Schuld liegt daran, daß man, um die Worte eines bekannten Staatsmannes zu gebrauchen, in Amerika die Politik nicht als Philosophie, sondern als Geschäft treibt.

Für den Augenblick haben uns die Ereignisse praktisch in die isolirte Lage versetzt, welche die beiden Platformen theoretisch verlangte. Wir haben nichts bekommen, als was wir gewollt haben. Sollen wir ungehalten darüber sein? Dies wäre in der That sehr wenig. Nein, behalten wir unsere isolirte Lage; machen wir keine Compromisse und Verträge, weder nach Rechts, noch nach Links; suchen wir keine Bündnisse; stehen wir auf eigenen Füßen; bilden wir eine Minorität, deren einzige Entschuldigung das objektive Recht und die subjektive Ueberzeugung ist.

Wir haben keine andere Wahl. Man hat uns in diese isolirte Lage hereingedrängt; gut, benutzen wir sie, so gut wir können. Sprechen wir das aus, was wir jetzt schon sind, eine Partei, isolirt von allen andern Parteien; eine Partei, bekämpft von allen Seiten, eine Partei, nur durch das Prinzip zusammengehalten, mit einem Worte **e i n e d e u t s c h e P a r t e i**.

Deutsch-amerikanische Literatur.

Wir haben seit einiger Zeit unsere literarische Revue pausirt, nicht als ob wir keine erwähnenswerthen Erscheinungen gefunden hätten, — im Gegentheil, die deutsche Presse dieses Landes nimmt an der Lebhaftigkeit, mit der sich hier alle öffentlichen Verhältnisse entwickeln, Antheil,—sondern weil es uns räthlich schien, größere Pausen der Beurtheilung zu machen, um größere Zeichen der Entwickelung und des Fortschrittes zu sehen. Es mag Manchem vielleicht seltsam dünken, daß wir von Fortschritt und Entwickelung gerade in einem Augenblicke sprechen, wo wir ein Unternehmen, das uns persönlich sehr lieb war und dem wir eine allgemeine Bedeutung zuschrieben, aus Mangel an Unterstützung wenigstens für eine Zeit lang fallen lassen mußten; aber wenn wir über die Grenzen der eigenen Bestrebungen hinwegsehen, so finden wir mit Vergnügen einen bedeutenden Fortschritt in fast allen Zweigen der deutsch-amerikanischen Literatur. Ja, daß wir überhaupt diesen Namen nur gebrauchen können, daß es überhaupt eine deutsch-amerikanische Literatur gibt, ist eine Thatsache, welche der allerjüngsten Vergangenheit zu danken ist. Vor wenigen Jahren noch, zur Zeit vor der acht und vierziger Revolution, existirte weder der Form, noch dem Inhalte nach eine eigentliche deutsche Literatur; die deutschen Zeitungen waren dem Inhalte nach Copien der englischen Blätter und der Form nach konnten sie keine Verwandtschaft mit dem Genius der deutschen Literatur nachweisen. Wir sagen dies nicht, um ein Gefühl der Gehässigkeit gegen den ältern Theil der deutsch-amerikanischen Literatur zu erwecken; ein Theil derselben hat an dem Fortschritte der letzten Jahre sich betheiligt und sich in Form und Inhalt etwas nach den Forderungen des besseren Geschmackes gerichtet. Aber die Thatsache ist unleugbar und wir müssen sie erwähnen, weil wir wichtige Folgen darauf basiren. Angesichts der schlechten Zeiten und der Verlegenheiten der meisten unabhängigen Blätter können wir doch unsere Befriedigung über die Verbesserung des lesenden und schreibenden Publikums nicht verhehlen; der Ton der täglichen Blätter, wie der Wochenzeitungen hat bedeutend an Würde und Gediegenheit zugenommen; die Editoren halten es nach und nach immer mehr für unzweckmäßig, ihre Spalten mit Scandal zu füllen und ihre Polemik mit Schimpfereien zu führen; die politische Haltung ist unabhängig geworden, und während früher die sogenannten radikalen Zeitungen mehr eine ausschließliche negative Tendenz hatten, und ihre Artikel hauptsächlich in Zornesergießungen gegen die Pfaffen bestanden, hält man es heute für nothwendig, naturwissenschaftliche Artikel mitzutheilen, und mehr durch die Erkenntniß, als durch die Leiden-

schaft die Aufklärung zu befördern. Auch die Form und Sprache der deutschen Blätter bessert sich und schon fängt man an, in Deutschland auf die deutsch-amerikanische Literatur aufmerksam zu werden, und hier geschriebene Artikel zu importiren. Wir erinnern an die „Atlantischen Studien," welche in Göttingen bei Wiegand erscheinen, und die nur von in Amerika lebenden Deutschen geschrieben werden. Dieselben enthalten unabhängige Schilderungen der amerikanischen Zustände und unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von der frühern Literatur über Amerika, die in der Regel blos für irgend einen bestimmten merkantilischen, religiösen oder politischen Zweck, für irgend einen Colonisationsplan, für einen Staat oder für eine Emigrantenagentur geschrieben waren. Wir haben oft bedauert, daß die „Atlantischen Studien," deren Haltung durchaus wissenschaftlich und modern ist, nicht hier verbreitet sind; wir selbst sehen nur selten einzelne Nummern. Eine Berücksichtigung des amerikanischen Publikums würde vielleicht die Tendenz der Zeitschrift mildern und ihre oft einseitige Abneigung gegen amerikanische Zustände mäßigen. In Verbindung mit den „Atlantischen Studien" erwähnen wir die Broschüre von Friedrich Kapp, „die Sklavenfrage der Ver. Staaten," eine übersichtliche, verständliche Darstellung des Einflusses, den die Sklaverei in der Geschichte, der Politik und dem Parteileben der Ver. Staaten ausgeübt hat. Die Zeitungen haben vielfache Auszüge aus diesem Werkchen gemacht, und schon deshalb glauben wir, daß das gebildete Publikum genugsam damit bekannt sei, um unser Interesse an dieser lesenswerthen Schrift zu theilen. Solche Versuche, eine literarische Brücke über den Ocean zu schlagen, sind sehr anerkennenswerth, und für die Literaturgeschichte, nicht nur für Amerika, sondern auch für Europa wichtig. Die deutsch-amerikanische Literatur hat viele Einflüsse an Deutschland zurück zu geben; wir sehen jeden Tag, daß die heimische Literatur, leidend unter dem politischen Drucke, krank an Orden und Hofrathstiteln, den republikanischen Sinn der freien Deutschen in Amerika nothwendig hat, um wieder Leben und Frische zu gewinnen.

Die Verbindung, in welcher die Verfasser der „Atlantischen Studien" zu den öffentlichen Vorträgen stehen, welche diesen Winter in der „Mercantile Association" zu New-York gehalten wurden, veranlaßt uns, diese Vorlesungen als einen erfreulichen Beweis des auflebenden wissenschaftlichen Sinnes unter den Deutschen New-York's zu erwähnen. Wir haben schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, daß wir unter den Deutschen New-York's ebenso viele wissenschaftlich gebildete Menschen finden, wie in Berlin oder Dresden, und es ist nur nothwendig, daß die verschiedenen Kreise der gebildeten Gesellschaft sich näheren, um zu werthvollen Leistungen auf geselligem und wissenschaftlichem Gebiete zu gelangen. Hoffentlich wird die gegenwärtige nativistische Bewegung viele Deutsche, welche, deutscher Geselligkeit, die vor Zeiten freilich auch oft nicht sehr zu empfehlen

war, überdrüssig, sich in das amerikanische Leben vergraben hatten, veranlassen, wieder deutsche Gesellschaft, Kunst und Literatur aufzusuchen. Ein Anfang dazu wurde durch die versprochenen Vorlesungen gebildet und ohne näher in's Detail der einzelnen Leistungen einzugehen, können wir nach dem Urtheil der deutschen und englischen Presse von New-York die ersten Versuche nur zufriedenstellend nennen.

Meyer's Monatshefte sind in andere Hände übergegangen; Herr Kolatschek, der 1849 und 50 in Stuttgart eine Vierteljahrschrift herausgab, welche die Mitglieder der Linken von Frankfurt und Berlin zu ihrem Organe machten, hat dieselben übernommen. Die Stuttgarter Vierteljahrschrift enthielt viele tüchtige Aufsätze, wenn sie auch im Allgemeinen zu sehr an die selbstgefälligen Reden des Parlamentes erinnerte. Als wir hörten, daß Herr Kolatschek die Monatshefte übernommen hatte, mußten wir glauben, dieselben sollten in der Art und Weise der Stuttgarter Zeitung fortgeführt werden, doch ist bisher nicht nur der Titel, sondern auch die Haltung des Blattes im Allgemeinen dieselbe geblieben, wenn auch ein Fortschritt an Originalität und Mannigfaltigkeit nicht zu leugnen ist. Wir möchten sehr gern Manche der Mitarbeiter an der Stuttgarter Zeitung wieder in diesen Monatsheften auftreten sehen; die witzigen, lebendigen, naturwissenschaftlichen Darstellungen von Karl Vogt, die zugleich eleganten, wie gediegenen historischen Abhandlungen von Hagen u. A. würden gewiß den gebildeten Deutschen in Amerika willkommener sein, als altbekannte Erzählungen von den literarischen Hofräthen drüben. Doch Herr Kolatschek hat die Monatshefte erst im Anfang dieses Jahres übernommen, und konnte wohl noch nicht die Arrangements mit seinen Freunden in Deutschland und der Schweiz treffen, welche wir im Interesse der deutschen Literatur Amerika's und der Monatshefte speziell wünschen.

Der deutsche Verlagsbuchhandel im Osten scheint sich noch immer nicht über den Nachdruck und die Uebersetzung zu erheben. Dem Thomas'schen Unternehmen, die deutschen Klassiker in einer billigen und reinlichen Auswahl dem deutsch-amerikanischen Publikum zugänglich zu machen, hat nicht nur Cotta Concurrenz geboten, sondern auch Herr Weik oder die Herren King und Baird in Philadelphia, — gleichgültig für uns, wer von beiden Firmen an der Spitze des letzteren Unternehmens steht. Beide Verleger, Thomas wie Weik, sind mit dem Nachdrucke der Heineschen Werke beschäftigt; — ob gerade Heine für Amerika der unentbehrlichste Schriftsteller ist, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Doch wollen wir bemerken, daß die äußere Ausstattung der Weik'schen „Reisebilder" eine vorzügliche ist. Möge die Concurrenz nur nicht beiden Unternehmungen schädlich werden. Der Thomas'sche Nachdruckverlag hat offenbar schon viel Gutes gewirkt; Tausende von Exemplaren der deutschen Klassiker sind durch ihn in die Hände des Volkes gekommen, und ohne gerade den Nachdruck rechtlich und mora-

lisch vertheidigen zu wollen, können wir doch seine nützlichen Wirkungen nicht verkennen.

Die „New-Yorker Abendzeitung" hat einzelne Romane von Lippard, in der trefflichen Uebersetzung von Adolph Strodtmann, herausgegeben, und dadurch den Kreis der guten deutschen Bücher, welche unter der deutsch-amerikanischen Bevölkerung circuliren, vermehrt.

Dies kann man nicht über das Unternehmen des New-Yorker Buchhändlers Schmidt sagen, welcher sich nicht schämte, Barnum's Biographie in deutscher Ausgabe erscheinen zu lassen. Hoffentlich hat ihm auch die deutsche Bevölkerung auf die Beleidigung, welche ihr dadurch angethan wird, daß man glaubte, Deutsche würden solchen Schund kaufen, gebührend geantwortet; im Westen wenigstens dürften unserer Beobachtung nach nur sehr wenige Exemplare abgesetzt sein, und wir wollen der östlichen Bevölkerung ebenso guten Geschmack zutrauen.

Auch ein unzweckmäßiges Unternehmen scheint uns die Herausgabe der „Stunden der Andacht" von Loose zu sein. Hier in Amerika können die Uebergangsschriften, die auf der Schwelle zwischen Religion und Vernunft stehen, kein Glück machen; hier stoßen die Gegensätze härter zusammen, wie in Europa.

Wenn auch viel Deutsches in New-York und Philadelphia gedruckt wird, so ist doch der Verlag und das Zeitungswesen in den großen östlichen Städten weit hinter dem Bildungsgrade und den Ansprüchen der dortigen Bevölkerung zurück. Nach unseren Bekanntschaften, die wir in New-York gemacht haben, ist dort ein deutsches Publikum vorhanden, welches eine genügende Basis für ein ausgezeichnetes, wissenschaftlich gehaltenes, literarisches Unternehmen bieten würde, und wenn es bis jetzt noch nicht gelungen ist, dort ein gediegenes, von der Mode, wie von dem Parteiwesen unabhängiges, auf der Höhe der modernen Bildung stehendes Blatt durchzusetzen, so ist die Schuld nicht allein dem Publikum zuzuschreiben. Hoffen wir, daß bald ein unternehmungslustiger Buchhändler diese Lücke ausfüllt.

In San Francisco ist dem Bedürfniß einer zweiten deutschen Zeitung durch Fröbel's „San Francisco Journal," einer täglichen Zeitung, abgeholfen worden. Wir haben leider davon noch keine Nummer zu Gesicht bekommen, können aber nach den früheren Leistungen des Verfassers der „Socialen Politik" nur ein durchaus gebildetes und humanes Blatt erwarten.

Im Westen nimmt die deutsche Literatur an dem Aufschwunge aller Verhältnisse Theil. Es sind in dem letzten halben Jahre viele neue Zeitungen entstanden, welche fast alle sich durch freisinnige Haltung und gebildeten Ton auszeichnen. In Milwaukie gründeten Domschke und Wittich den „Corsar;" in Dubuque Stuber und Bittmann die „Jowa Staats-

zeitung; in Peru, Ill., erschien eine deutsche Zeitung, und auch Galena sah durch Herrn Stibolt den lange gehegten Wunsch, eine deutsche Zeitung zu haben, erfüllt. Selbst kleine Städte in Wisconsin, Oskosh, Washington, Madison haben eigene deutsche Zeitungen gegründet, denen man freilich keine große, geistige Wirkung nachrühmen kann. Ueberhaupt scheint es mir, als wenn die Zahl der deutschen Blätter im Westen zu groß wäre; die meisten der kleinen Lokalblätter sind durch ihre geringe Cirkulation nicht im Stande, einen eigenen Redakteur zu halten, und sind deshalb mit der Scheere redigirt. Die beste Verbreitung der Literatur ist die Centralisation derselben.

Als ein sehr interessantes und nützliches Unternehmen erwähnen wir die „Turnzeitung." Durch ihren frischen, lebendigen Sinn und ihre vorurtheilsfreie Auffassung des amerikanischen Lebens drückt sie vollständig den Charakter des fröhlichen, frischen Turnerbundes aus, dessen Organ sie ist.

Herr Doctor Rausch theilte vor einigen Wochen den Zeitungen und dem ärztlichen Stande mit, daß er beabsichtige, eine deutsche medizinische Zeitschrift zu gründen. Dies Unternehmen ist schon oft vergeblich versucht worden, aber die Nothwendigkeit und Brauchbarkeit desselben ist so groß, daß es uns freut, daß immer und immer wieder diese Idee angeregt wird. Die Zeitung müßte jedoch unserere unmaßgeblicher Ansicht nach keine ausschließlich für den praktischen Mediziner berechnete Tendenz haben, sondern zugleich auch einen naturwissenschaftlichen Theil enthalten, der dem gebildeten Publikum im Allgemeinen zugänglich wäre. Es sind in Amerika so viele interessante Beobachtungen über Meteorologie, Agrikultur-Chemie u. s. w. über physikalische Erscheinungen, über die Wirkungen der Kultur auf den Boden und die Menschen u. dergl. zu machen, daß man den reichsten Stoff für diesen Theil der medizinischen Monatsschrift finden würde. Ohne an der Befähigung des Hrn. Dr. Rausch zu diesem wichtigen und schweren Unternehmen zu zweifeln, glauben wir übrigens nicht, daß Sandusky der Ort für dieses Unternehmen ist. Eine solche Zeitung scheint uns in Verbindung mit medizinischen Instituten stehen zu müssen, mit einer Fakultät, einem Hospitale, einem anatomischen Theater und einer geeigneten Bibliothek. Wir haben bei der Besprechung der deutschen medizinischen Hochschule in St. Louis schon auf einen derartigen Plan aufmerksam gemacht, und ohne gerade an diesem speziellen Vorschlage festhalten zu wollen, glauben wir doch, daß nur durch eine Vereinigung von Kräften und an einem Centrum der Wissenschaft ein solches Unternehmen durchgesetzt werden könne.

Die „Illinois-Staatszeitung" hat in ihrer vorletzten Sonntagsnummer den früher vom Hochwächter vorgelegten Plan auf's Neue aufgenommen, und eine Zusammenkunft der deutschen Editoren vorgeschlagen. Wir glauben nicht, daß dieser Plan sich ebenso leicht und schnell realisiren wird, wie

er nützlich und nothwendig ist. Die meisten deutschen Editoren sind leider nicht so frei, daß sie, selbst nur auf kurze Zeit, ihr Geschäft verlassen und auf Reisen gehen könnten. Der Mangel an Zeit und Geld scheint mir diesem Plan mehr entgegenzustehen, als der Mangel an Eintracht und Verträglichkeit, denn am Ende würden doch bei einer solchen Convention die gewöhnlichen Parteizänkereien und politischen Streitigkeiten in den Hinterg und gedrängt werden. Uebrigens freut es uns, daß der persönliche Skandal täglich mehr und mehr aus der Presse verschwindet und viele Editoren in dieser Beziehung den Wünschen des Publikums nachkommen. Dies Verhältniß wurde sich noch bedeutend verbessern, wenn die vorgeschlagene Convention zu Stande käme, und um den von anderer Seite gemachten Vorschlag zu spezialisiren, erlauben wir uns die Anfrage, ob nicht vielleicht der fröhliche Pfingsttag und das an demselben stattfindende Gesangfest zu Cleveland eine Gelegenheit zur Abhaltung dieser Convention böte. Diese Gelegenheit würde wenigstens die Harmonie in der Gesellschaft bedeutend vermehren.

Wir wollen diese kurze Revue nicht schließen, ohne des „American Liberal" zu erwähnen.

Wir mußten in der vorigen Nummer mittheilen, daß der „Liberal" in kleinerem Formate erscheine; heute müssen wir unsern Lesern seine Suspension mittheilen. Ein solches Unternehmen verlangt nicht nur materielle Mittel, sondern auch eine ungebeugte Energie und ungetrübte Geistesfrische. Als daher in Folge des Mangels am Ersteren auch das zweite sich zu vermindern drohte, mußten die Editoren und das Comite des „Liberal" eine Suspension der Zeitung eintreten zu lassen. Sobald dieselbe bekannt war, kam eine Deputation von Toledo, um sich nach den Ursachen der Unterbrechung und nach den Mitteln zur Wiederaufrichtung des Geschäftes zu erkundigen. In der gemeinschaftlich abgehaltenen Versammlung wurden die Hrn. Jakob Müller von hier, Peter Lenk u. Guido Marr von Toledo als Comite erwählt, um die Wiederherstellung des „Liberal" zu ermöglichen, und folgender Plan wurde von Herrn Müller an die beiden Herren in Toledo abgesandt, um in Form eines Cirkulars an die Freunde und Abonnenten des „Liberal" geschickt zu werden:

„In einer Zusammenkunft der bisherigen Geranten des „American Liberal" und einer Deputation von Toledo wurde beschlossen, zur Wiederaufrichtung des Blattes eine Aktiengesellschaft zu bilden; dreihundert Aktien sollen ausgeschrieben werden, jede zu 10 Dollars, mit einem Fünftel Anzahlung. Sind diese Aktien gezeichnet, so steht das Unternehmen auf festen Füßen. Die Herren Peter Lenk und Jakob Marr von Toledo und Jakob Müller von Cleveland sind zum Comite des „American Liberal" ernannt worden.

Die Fortschritte, welche die Subscriptionsliste des Blattes während der letzten drei Monate gemacht hat, waren zufriedenstellend, aber doch nicht genügend, das Blatt vor einer Katastrophe zu bewahren. Der „Liberal" wurde angefangen, als ungefähr 400 Abonnenten vorausgezahlt hatten. Während seines Erscheinens sind in runder Summe 700 neue Abonnenten hinzugekommen, welche freilich nur zum kleinsten Theile für ein ganzes oder halbes Jahr im Voraus bezahlten, sondern vierteljährliche, wöchentliche oder monatliche Abonnenten wurden, und zum großen Theile noch gar nicht bezahlt haben. Der Druck der schlechten Zeiten, die Winterzeit, welche das Ausschicken reisender Agenten nicht erlaubte, erschwerten das Abonnentensammeln sehr, so daß wir das bis jetzt erzielte Resultat ein verhältnißmäßig günstiges nennen können. Doch verschlangen die im Anfange unvermeidlichen Reisekosten und die ersten Einrichtungen einen großen Theil der Abonnementsgelder. Die Reisekosten hätten erspart werden können und werden in Zukunft erspart werden, wenn die Freunde an Ort und Stelle selbst sich die nöthige Mühe geben. Das ganze Defizit, was bis jetzt auf dem „American Liberal" beruht, beträgt 400 Dollars und ist durch einige der bisherigen Geranten gedeckt.

Wir glauben, daß ein Unternehmen, wie das besprochene, als nützlich und nothwendig allgemein erkannt sei. Bei der unabhängigen Richtung, welche das Blatt einschlagen muß, ist im ersten Anfang nicht darauf zu rechnen, daß die Amerikaner sich massenweise an demselben betheiligen. Es ist ein deutsches Unternehmen und muß vor der Hand von Deutschen getragen werden.

Während die politische Haltung des Blattes in derselben Weise, wie bisher festgehalten wird, können immerhin in der Anordnung des Stoffes Veränderungen gemacht werden, welche dem Blatte eine größere Verbreitung und Popularität sichern."

Dies ist die allgemeine Tendenz des Planes, und wird derselbe in seinen näheren Bestimmungen in kurzer Frist dem Publikum mitgetheilt werden.

Wir haben dieser Erklärung nur wenige Worte hinzuzufügen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ein Blatt, wie der „Liberal" bestehen kann und muß. Wir haben in kurzer Zeit über tausend Abonnenten zusammenbekommen, und dies in einer Periode, die jedem, selbst alten und gesicherten Blättern, gefährlich war. Wir können, ohne uns Illusionen zu machen, sagen, daß wäre der letzte Winter eine gewöhnliche Geschäftszeit gewesen, uns die nöthigen Mittel zur nöthigen Herausgabe des „Liberal" nicht gefehlt haben würden. Es läßt sich also voraussetzen, daß bei einer bessern

Geschäftszeit das Blatt seine baaren Auslagen vollständig decken. decken Schon jetzt sind uns zahlreiche Briefe zugekommen, in welchen sich eine Theilnahme für unser Unternehmen ausspricht, für die wir unseren innigsten Dank aussprechen müssen. Einzelne haben sich zu bedeutenden pekuniären Opfern verstanden; sie wollen in Zukunft 10, 12, 20 Abonnements statt des früher einzigen nehmen; aber wir glauben, daß der „Liberal" nur dann diese Opfer annehmen darf, wenn er wirklich auf festen Füßen steht und keinen weiteren Störungen und Unterbrechungen ausgesetzt ist.

So weit über den Geldpunkt. Eine andere Frage ist die Art und Weise der Redaktion. Ich betrachte persönlich den „Liberal" nicht als den Ausdruck einer subjektiven Weltanschauung, sondern als ein allgemeines Unternehmen, an dem alle freisinnigen Deutschen Theil zu nehmen die Pflicht und das Recht haben. Nur von diesem Standpunkte aus kann man die Betheiligung des Publikums in der allgemeinen Weise, wie es im Cirkular angegeben ist, erwarten und verlangen. Ort und Personen mussen so gewählt werden, wie es im Interesse des Unternehmens liegt, und dieses Interesse ist kein anderes, als das der deutschen Bevölkerung, der freien Institutionen dieses Landes, der Humanität und Civilisation dieses Jahrhunderts. Ich habe immer geglaubt, und besitze diese Ansicht noch heute, daß der „Liberal" ein deutsches Blatt in englischer Sprache und in dieser Weise die Redaktion geführt werden soll. Den Freunden in der Presse und anderswo, welche sich so überaus theilnehmend und aufmunternd des „Liberal" annahmen, und noch nach seiner Suspension ihre Theilnahme fortsetzten, zollen wir unsern herzlichsten Dank. Trotz dieser Aufmunterungen glaubte ich doch, die Redaktion abgeben zu müssen. Jeder Mensch hat seine eigene Weise; ich die meine. Ob auch meine Theilnahme und Liebe zu diesem Unternehmen immer dieselbe und durch keine Verdrießlichkeit irgend welcher Art vermindert werden wird, so glaubte ich doch, im Interesse des deutschen Publikums, des „Liberal" und endlich in meinem eigenen Interesse, die Redaktion des „Liberal" einstweilen in die Hände des Comite's zurückgeben zu müssen. Diejenigen, welche dem Blatte die Mittel zur regelmäßigen, sorgenfreien Existenz geben, die Aktionäre also, scheinen mir das natürlichste Recht dazu zu haben, die Redaktion des „Liberal" dort zu wählen, wo Popularität mit Entschiedenheit der Grundsätze und Klarheit der Gedanken am meisten verbunden ist. Ich wünsche dem Unternehmen das beste Gedeihen, und fordere alle Freunde des „Liberal" auf, demselben wiederholt ihre Theilnahme zuzuwenden. Sie mögen das verflossene Vierteljahr des „Liberal" nur als einen Versuch, als ein Vorspiel betrachten; die Hauptsache muß noch erst kommen. Denn das ist gerade eine Eigenschaft des Radikalismus, daß jede Niederlage nur ein Sporn zu neuer Energie und Thätigkeit ist.

Die Abonnenten der „Atlantis" werden schließlich benachrichtigt, daß die Monatsschrift regelmäßig fort erscheint, und daß an dem Orte, der Art und Zeit des Erscheinens nichts geändert werden wird.

☞ Wir ersuchen unsere Wechselblätter, auch für den „Liberal" ihren Wechsel regelmäßig fortzusetzen.

☞ Mit der heutigen Nummer beginnt für alle Abonnenten, mit Ausnahme von einigen Wenigen, ein neues Abonnement, und ersuchen wir die Freunde der „Atlantis," den Subscriptionspreis entweder an den Agenten oder per Post (auf unser Risiko) zu entrichten.

Atlantis.

Neue Folge Band 2. Heft 4. | April, 1855. | Alte Folge Bd. 4. Nr. 82—83.

Unmögliche Politik.

Nicht den Deutschen geziemt es, die unheilvolle Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken, hierhin und dorthin.
Dies ist unser; so laß uns sagen und so es behaupten.
Aus Göthe's „Herrmann und Dorothea."

In diesen Zeiten der politischen Verwirrung kann man nicht oft genug das Losungswort rufen, nicht hoch genug die Fahne tragen. Die politischen Zustände der Gegenwart bieten für uns Deutsche vielfache Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten; unser Vertrauen wird getäuscht, unsere Zuneigung mit Undank belohnt, unsere Bestrebungen fassen keinen festen Fuß. Wenn wir dies einsehen, — und die Verhältnisse zwingen uns dazu, — sollen wir dann nicht an eine Umkehr, an eine Aenderung unserer politischen Bestrebungen denken? Mancher Deutsche hat sich in den letzten Monaten diese Frage vorgelegt, und wenn ich es wage, eine Antwort darauf zu geben, so glaube ich, nur Das auszusprechen, was Jeder bei sich denkt und für sich zu thun Willens ist.

Gerade, daß wir mit unseren Bestrebungen keinen festen Fuß fassen, ist vielleicht die beste Rechtfertigung für dieselben. Wenn wir unsere Ansichten dem hiesigen Parteileben so leicht und schnell mittheilen könnten, wie einzelne Sanguiniker gehofft haben mögen, dann würden unsere Ansichten sehr viel Unreife und Unentschiedenheit verrathen. Die Unmöglichkeit unserer Politik könnte nur dann ein Vorwurf für uns sein, wenn die Politik überhaupt hier eine Politik der Grundsätze wäre, wenn die einzelnen Parteien consequent und aufrichtig verführen, wenn die radikale, die konservative, die reaktionäre Partei, — denn diese Dreitheilung der Parteien liegt jeglicher Politik zu Grunde, — jede bei ihrem bestimmten und deutlich ausgesprochenen Programme bliebe. Aber hier, wo in jeder Partei ein Gemisch von Gutem und Bösem vorhanden ist, wo die albernsten Bestrebungen sich mit den edelsten Tendenzen verbinden, und die Gemeinheit sich in den Schleier der Gutmüthigkeit hüllt: da kann nur diejenige Politik festen Boden finden, die ein Kompromiß mit Vorurtheilen einzugehen versteht, und sich nicht scheut, eine gute Maßregel durch eine Schlechtigkeit zu erkaufen. Man findet sehr häufig, daß die Partei der schlechten Grundsätze gute Maßregeln und die Partei der guten Prinzipien schlechte Maßregeln erstrebt. Die gegenwärtigen Verwickelungen bieten uns den besten Beweis

dafür. In Europa, wo die politischen Verhältnisse mehr entwickelt und ausgeprägt sind, kann ein solches Verhältniß kaum gedacht werden. Dort ist die revolutionäre, die konstitutionelle, die monarchische Partei fest unterschieden, und Jeder weiß, zu welcher Partei er gehört und was er und diese Partei will. Dort geht die Demokratie kein Kompromiß mit der Sklaverei ein; dort will die Freiheitspartei keine chinesische Mauer um die einzelnen Nationalitäten bauen. Dort wäre eine solche Stellung, wie wir sie hier im amerikanischen Leben einnehmen, eine Unmöglichkeit, und das Solonische Gesetz, das die Neutralität verbietet, gälte in der strengsten Weise.

Die Neutralität, welche wir in unserer gegenwärtigen, isolirten Lage einnehmen, ist nur in uneigentlichem Sinne so zu nennen. Wir sind neutral den Parteien, nicht den Grundsätzen gegenüber. Wir sind deshalb neutral, weil die Parteien nicht auf Grundsätzen beruhen. Wir sind deshalb neutral, weil wir in der Politik etwas Anderes sehen, als die Erschleichung von Maßregeln und Aemtern.

Also die Unmöglichkeit der Politik ist ihre beste Rechtfertigung, und gerade wegen dieser Unmöglichkeit kann unsere Politik ehrlich, entschieden, radikal und konsequent sein. Es ist immer ein schlechtes Zeichen, wenn ein Politiker oder eine Partei „möglich" ist, und man hat recht, wenn man ihm oder ihr die äußerste Vorsicht zeigt. Dies gilt überall, besonders in Amerika. Die Möglichkeit in der Politik ist hier ebenso gefährlich, wie die Popularität in der Literatur; sie ist der Weg zum Gemeinen und Gewöhnlichen.

Man findet immer, daß nur unmögliche Parteien entschieden sind. Schon wenn eine Partei nur eine entfernte Aussicht auf Möglichkeit hat, wird sie verdorben und macht Zugeständnisse; der Ehrgeiz, die Habsucht, die Aemtergierde mischt sich hinein. Dies ist mit den amerikanischen Parteien gerade so der Fall, wie 1848 mit den deutschen Märzministern. Alle die Kerle, welche nur Aussicht auf ein Portefeuille hatten, wurden Lumpen.

Unsere sociale Stellung und unsere persönlichen Wünsche haben nichts gegen diese Unmöglichkeit in der Politik einzuwenden. Die Deutschen sind nicht in dieses Land gekommen, um Aemter zu haben, oder diese und jene Maßregel bei der Legislatur durchzusetzen. Diejenigen, welche hier Nachtwächter oder Büralisten werden wollen, hätten in Deutschland bleiben sollen, dort gibt es Nachtwächter und Bürokraten genug. Wir haben ein höheres Interesse an der amerikanischen Politik; wir wollen die Freiheit genießen, erhalten und vertheidigen.

Diejenigen Deutschen, deren Hoffnungen noch in Europa liegen, denen Deutschland das Ziel ihrer Wünsche ist, stehen natürlicher Weise am freiesten in der amerikanischen Politik da; sie stehen vollständig unabhängig und unparteiisch da, und deshalb wird auch ihr politischer Blick am klarsten und hellsten sein. Dies scheint ein Paradoxon zu sein, ist es aber durchaus nicht. Das Interesse an der Freiheit ist in Europa dasselbe, wie

in Amerika, und es ist dort am reinsten und aufrichtigsten, wo es am wenigsten von nationalen Vorurtheilen, persönlichen Hoffnungen und Interessen abhängig ist. Für Diejenigen, welchen Amerika keine neue Heimath, sondern nur eine Schule ist, in der sie die Wirksamkeit freier politischer Institutionen, die Operationen und Resultate des allgemeinen Wahlrechtes und den ganzen Mechanismus der Selbstregierung studiren, welche die Menschen kennen und verachten lernen wollen: für diese Leute ist die amerikanische Politik ein ebenso neutrales Objekt, wie ein Leichnam für den Arzt, und sie können sich ohne Leidenschaftlichkeit damit befassen. Und dies ist in Amerika von großem Werthe, da jede politische Agitation mit großer Leidenschaftlichkeit betrieben wird, und in allen politischen Gebieten der Fanatismus wüthet. Dies rein theoretische Interesse, welches wir an der Politik nehmen, überhebt uns der Einseitigkeit, mit welcher in Amerika die Politik betrieben wird, wo immer nur Eine politische Frage auf der Tagesordnung steht. Wir denken die Politik immer als ein System, als eine organische Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Elementen des Staates, als ein Zusammenströmen von Interessen und Prinzipien, deren Wirkungen nach den verschiedensten Richtungen ausstrahlen, aber sich in einem Punkte concentriren. Wir vergessen über der einen Frage nicht die andere; uber die Know-Nothing-Logen nicht die Nebraska-Bill, über das Temperenzgesetz nicht das Sklavenauslieferungsgesetz; eine Frage deckt die andere; eine Reform unterstützt die andere; ein Prinzip wird durch das andere getragen.

Wenn wir so im übersichtlichen Zusammenhange die amerikanische Politik betrachten, so finden wir bei allen Gelegenheiten und in allen Fragen, daß die Sklaverei der Brennpunkt der amerikanischen Politik ist, und daß keine politische Frage unabhängig von ihr entschieden werden kann. Diese Erkenntniß ist die Basis jeder konsequenten und radikalen Politik, und es gibt nichts Falscheres, als zu sagen, es handelt sich in gegenwärtiger Zeit nicht um die Sklaverei, sondern um die Rechte der eingewanderten Bürger und dergleichen leere Phrasen, mit welchen man die eigene Gesinnungslosigkeit verdecken möchte. Wir haben schon bei einer anderen Gelegenheit nachgewiesen, daß alle Fragen der inneren und äußeren Politik von der Sklavenfrage abhängig sind, daß diese Frage die ganze Politik Amerika's charakterisirt, und daß trotz aller Aengstlichkeit, mit welcher die amerikanischen Politiker die Diskussion über Sklaverei in den Hintergrund drängen möchten, dieselbe bei allen Gelegenheiten an die Spitze der politischen Agitation tritt. Die amerikanische Politik wird auch eher keinen prinzipiellen, entscheidenden Charakter annehmen, als bis die Sklavenfrage Testfrage wird, und dahin zu streben sollte unser unablässiges Bemühen sein. Die Tariffrage, die Landreform, die Pacificbahn, die Eroberungspläne, die Politik in Bezug auf die Territorien, die Frage der inneren Verbesserungen, sogar die auswärtige Politik: alle diese allgemein-

sten und wichtigsten Themata der amerikanischen Politik sind abhängig von der Sklavereifrage, und werden vorwiegend in Bezug auf das südliche Institut behandelt und entschieden. Niemand, der mit der Geschichte dieser einzelnen Punkte und mit den Verhandlungen des Congresses einigermaßen vertraut ist, wird dies leugnen. Trotz oder vielmehr wegen dieses hervorragenden Einflusses der Sklaverei, umgehen die amerikanischen Politiker diese Frage so vorsichtig, wie möglich; es gab eine Zeit, wo die beiden großen Parteien des Landes sich das Wort darauf gaben, diese Frage nicht mehr vor die Oeffentlichkeit zu bringen, und auch heute noch haben die Nichtswisser eine neutrale Stellung gegen die Sklaverei eingenommen. Dies kommt daher, weil der Amerikaner sich in der Politik nicht leicht die Finger verbrennen will, weil er sich immer möglich halten will, weil er mehr praktischen Rücksichten, als theoretischen Grundsätzen Rechnung trägt.

Es ist leicht einzusehen, daß, wie in allen andern Fragen der amerikanischen Politik, so auch in der nativistischen Bewegung die Sklavereifrage die Hauptrolle spielt. Alle Versuche der Nichtswisser, diese Frage in den Hintergrund zu drängen, können uns darüber nicht täuschen. Das Verhältniß zwischen dem Süden und Norden, zwischen der Bevölkerung, dem Reichthum und der politischen Macht beider, ändert sich zum Vortheile der nördlichen Staaten jedes Jahr bedeutend, und diese Veränderung wird vorzugsweise durch die Einwanderung hervorgebracht. Der Süden kann unmöglich ruhig dieser massenhaften Einwanderung und ihrer baldigen Naturalisirung zusehen; alle seine Eroberungspläne in Bezug auf die Sandwichinseln, Cuba und Mexiko können, selbst wenn sie durchgesetzt würden, mit dem Voranstreben und der Vergrößerung des Nordens nicht gleichen Schritt halten. Dies ist so deutlich, daß es jeder Mensch im Süden begreift. Die vorjährige Einwanderung allein brachte so viel Leute in's Land, daß, wenn dieselben das Stimmrecht haben, sie sieben Repräsentanten in den Kongreß schicken können. Daß der Süden dabei nicht ruhig bleiben kann, liegt auf der Hand. Deshalb müssen die Einwanderer des Stimmrechtes beraubt werden; ein nördliches Helotenthum muß mit der südlichen Sklaverei Hand in Hand gehen; auf diese Weise wird eine Uebereinstimmung zwischen dem Norden und Süden hergestellt, welche unter den bisherigen Verhältnissen immer mehr und mehr zu schwinden drohte. Das ist die hauptsächlichste Tendenz der nativistischen Bewegung, und wenn es derselben gelänge, eine Aufhebung der Naturalisationsgesetze zu erzielen, so dürfte der Süden dies als einen größeren Vortheil betrachten, wie die Erwerbung Cuba's.

Im Norden scheint man dies einfache und deutliche Verhältniß nicht ebenso allgemein eingesehen zu haben, als im Süden; sonst hätten sich die Freesoiler aller nördlichen Staaten und aller politischen Parteien ausdrücklich gegen die Nichtswisser erklären und in erster Reihe gegen sie an-

kämpfen müssen. Einzelne Organe der Freesoilprinzipien, wie die „New York Tribune“ und „Washington National Era,“ thaten es, aber die große Masse der Abolitionisten wagte nicht den Kampf gegen die geheimen Verbündeten der Sklaverei, sondern suchte dieselben für ihre eigenen Zwecke zu gewinnen. Dadurch hat die Freesoilpartei den Boden, auf dem sie stand, untergraben; sie ist jetzt fast vom Schauplatze verschwunden; sie bildet kaum noch eine eigene Organisation. Und doch hatte diese Partei noch vor wenigen Monaten die schönsten Aussichten; die Anti-Sklaverei-Elemente aller Parteien vereinigten sich mit ihr und halfen ihr den Sieg bei der letzten Herbstwahl erringen. Wenn die Freesoilpartei ihrer Tendenz treu geblieben wäre und den Kampf gegen die Nichtswisser energisch aufgenommen hätte, so wären ihre Reihen durch den bei Weitem größten Theil der naturalisirten Bürger verstärkt worden, und diese Partei hätte eine unbestrittene Majorität über die Partei Pierce und Douglas davongetragen. Ihre Position zwischen der demokratischen Partei und den geheimen Logen wäre für sie eine überaus günstige gewesen, und während sie die Sklaverei durch die Einwanderung bekämpfte, hättte sie eine Menge brauchbarer Elemente in ihre Reihen gezogen.

Nun, die Freesoilpartei hat die Gelegenheit nicht benutzt, und die Geschichte wird dafür mit den Neu-England-Staaten rechten. Jedenfalls hat die Einwanderung durch diese Unterlassungssünde nicht so viel verloren, als die Freesoilpartei selbst.

Was wir jetzt zu thun haben, die wir von allen Seiten beleidigt und zurückgeworfen sind, ist sehr einfach. Die isolirte Lage, in der wir uns befinden, befähigt uns zu einer reinen prinzipiellen, logischen Politik, die keine Compromisse und Zugeständnisse macht. Wir müssen vorangehen auf der betretenen Bahn, wenn auch die Andern nicht folgen. Wogegen wir sonst immer strebten, das haben die Verhältnisse jetzt aus uns gemacht, — eine isolirte deutsche Partei.

Manche werden sagen, daß wir dadurch allen politischen Einfluß, alle Macht und Selbstständigkeit verlieren. Wir glauben das Gegentheil. Wir glauben, daß wir dadurch gerade erst Selbstständigkeit und Einfluß gewinnen. Nicht mehr im Solde und Schlepptau einer Partei, können wir die wenigen Stimmen, über welche wir zu verfügen haben, dorthin werfen, wo sie am meisten nützen, und wo man unseren Prinzipien die meisten Concessionen macht. Dadurch, daß wir eine rein prinzipielle Politik befolgen, geben wir in diesem Lande der Compromisse und Inconsequenzen ein Beispiel, das nicht ohne Wirkung bleiben kann. Fassen wir deshalb Vertrauen zu uns selbst. Die Geschichte erzählt viele schönen Beispiele von den nützlichen und bildenden Einflüssen der Emigration auf andere Völker. Welche Rollen spielten die Griechen in Rom! Obgleich Sklaven waren sie die Lehrer des Volkes. Am deutlichsten kann man die Einflüsse der Emigration in der kleinen Schweiz sehen. Ueberall waren es „Fremde,“ welche in er-

ster Linie für Bildung und Freiheit kämpften. Genf ist das Produkt hugenottischer Betriebsamkeit; in Bern wurde die radikale Schule von Schnell, einem Nassauer, gegründet, und die „Nassauer," wie der Berner Aristokrat die Stämpfli's, Niggelers u. s. w. nennt, waren der wesentlichste Hebel des Sonderbundskrieges und der neuen Ordnung der Dinge. Fast jeder Canton kann ähnliche Beispiele liefern. Sollten wir, was in der kleinen Schweiz von Deutschen geleistet ist, hier nicht besser machen können? Sollten wir hier nicht auch eine radikale Schule der Politik gründen können?

Dies wäre die beste Antwort auf die jüngsten Siege der Nichtswisser. Die Fortschritte, welche die öffentliche Meinung unter den Deutschen Amerika's in den letzten 4—5 Jahren gemacht hat, geben uns den Muth, solche Erwartungen auszusprechen. Möge die Politik der Nichtswisser eine neue Periode in dem Leben der Deutsch-Amerikaner herbeiführen!

Die alten Handelswege und die Pacificbahn.

In der gegenwärtigen Verwirrung und Verstimmung der Politik ist es ebenso angenehm, wie nützlich, die großen industriellen Unternehmungen unserer Zeit zu betrachten, um das Vertrauen zur Zukunft und zum Menschengeschlechte wieder zu beleben. Was können alle nationalen Vorurtheile und alle nativistischen Engherzigkeiten uns schrecken, wenn wir sehen, wie die Lokomotive und das Dampfschiff die Entfernungen verkürzen und die Scheidewände unter den Nationen niederbrechen. Unter allen industriellen Unternehmungen der Gegenwart steht voran die Pacifikbahn. Nicht nur der Handel, sondern auch die Politik, die Culturgeschichte wird von dem Baue dieser Bahn an eine neue Era beginnen; er wird eine Revolution der bestehenden Zustände zur Folge haben, welche wir jetzt in ihren letzten Resultaten noch nicht vorhersehen können. Dieser Bau übertrifft an Großartigkeit alle Denkmäler der Erde; die pelasgischen Mauern, die schwebenden Gärten der Semiramis, die Pyramiden, die großen Kunststraßen und Aquidukte der Römer, die mittelalterlichen Dome, die Napoleonische Straße über den Simplon: alle diese großen Denkmale menschlicher Kraft und Energie können sich mit diesem Unternehmen nicht messen, und doch wird die Größe des Werkes selbst noch bedeutend durch die Größe seiner Resultate übertroffen. Der Anblick der Welt wird dadurch verändert werden. Der Angelpunkt der Weltgeschichte war bisher der Handel mit dem Oriente. Wir finden die Spuren desselben schon in jenen sagenhaften Tagen des Frauenraubes, als die kühnen Piraten zwischen den Küsten von Kleinasien und Griechenland hin- und hersegelten, Beute und schöne Frauen

entführend. Die Entführung der schönen Helena verursachte den trojanischen Krieg; hier kommen wir aus den Mythen heraus in die Geschichte. Die Perser, die Phönizier, die Griechen, die Macedonier, die Römer, die italienischen Handelsrepubliken des Mittelalters, Genua, Venedig, ferner Spanien, Frankreich, Holland bemächtigten sich nacheinander des orientalischen Handels, bis daß endlich das stolze Albion das Erbtheil so vieler Völker und Jahrhunderte übernahm. Noch heute liegt der Schwerpunkt der ganzen Weltgeschichte hier begraben; Asien ist es, um welches Rußland und England sich vor Sebastopol streiten. Der orientalische Handel hat jene prächtigen Tempel von Palmyra, Petraea, Tyra, Alexandrien, Bagdad und Damaskus gebaut; er hat Byzanz gegründet, und die Kreuzzüge waren im Grunde nichts Anderes, als ein Versuch, die alte historische Forderung zu lösen, welche die Weltgeschichte schon an Alexander den Großen stellte; nämlich: die Cultur nach Osten zu tragen. Dort im Osten, wo wir die Wiege des Menschengeschlechtes suchen, liegt das goldene Vließ, um welches sich noch heute die Menschen, wie zu den Zeiten Jason's, streiten, und der Handelsweg, welcher zu dem ersehnten Ziele führt, ist noch heute derselbe, wie zu den Zeiten der alten Phönizier. Der Weg von London oder Liverpool über Ostende, Triest oder Marseille, Alessandria, durch das rothe und persische Meer nach Calcutta, die sogenannte Oberland-Route, war schon in den Zeiten der alten Griechen ein bekannter Handelsweg. Schon damals zogen die nordischen Barbaren die Straße und trieben Handel, etwa in derselben Weise, wie noch heute die Karawanen von Sibirien und Centralasien sich in Kiachta begegnen. Alle Veränderungen des Handels und sogar die Entdeckung von Amerika konnte die Bedeutung dieser Route nicht verändern; dies blieb der Pacifikbahn vorbehalten. Die größten Anstrengungen wurden besonders von Seiten der Engländer gemacht, um einen andern Weg nach Indien zu entdecken, und jahrelang hat man die bedeutendsten Opfer für die arktischen Expeditionen zur Erforschung der nordwestlichen Durchfahrt gebracht. Nun, McClure hat die nordwestliche Durchfahrt gefunden, aber damit ist für den Handel nicht das Geringste gewonnen, denn die nordwestliche Durchfahrt wird niemals als eine Handelsstraße betrachtet werden können.

Während also der Verkehr mit Indien auf einen sehr langwierigen und kostspieligen Weg beschränkt blieb, waren die größten Reiche der Welt Asien und Japan, fast ganz von der Theilnahme am Weltverkehr ausgeschlossen, und nachdem Europa sich viele Jahre lang mit einigen holländischen Faktoren in Japan und China begnügt hatte, sind erst in den letzten Jahren von Seiten der Amerikaner und Engländer Versuche gemacht worden, diese großen Reiche für den Welthandel zu gewinnen.

Die Entdeckung von dem Goldreichthume Californien's veränderte die ganze Sachlage. An dem Ufer des stillen Meeres bildete sich ein Handelsemporium, welches schon wenige Jahre nach seiner Gründung sich mit

den ältesten Handelsstädten der Welt messen konnte. Ein rühriges, thätiges Volk, zu jeder Unternehmung, zu jedem Wagniß bereit, ein Volk von Handelsleuten, Schiffern, Flibustiern, Abenteurern siedelte sich dort an, nur durch das Meer von den alten Reichen China's und Japan's getrennt. Mit lüsternen, gierigen Augen schauten diese Leute über den dem Handel und der Schifffahrt so lange verschlossenen Ocean nach den Wundern Asien's herüber; dort waren mehr Schätze zu suchen, als jemals Indien geboten; ein Handelsverkehr mit 500 Millionen Menschen stand in Aussicht, und eine solche Aussicht konnte selbst ein weniger unternehmungslustiges Volk, als das der Amerikaner, reizen. Kriegsschiffe wurden nach Japan und China geschickt und die Annexation der Sandwichsinseln schien in der Zeit vor dem letzten Thronwechsel schon eine vollendete Thatsache zu sein. Gewiß, Amerika hat eine große, historische Mission an den Künsten des Pacifik zu vollziehen; hier liegt für dieses Volk eine große und glänzende Zukunft und der Schlüssel, der diese Zukunft erschließt, ist die Pacifikbahn.

Der Wege nach dem Osten, nach Ostindien und Canton, waren bisher bekanntlich drei; erstens die Oberland-Route, von London über Suez, den Golf von Aden und Bombay zu Canton; diese Route ist 9658 Meilen von London; zweitens der Weg um das Cap der guten Hoffnung über Calcutta zu Canton, der längste Weg, 18,500 Meilen von Liverpool zu Canton; drittens über den Isthmus von Panama, 12,900 Meilen. Dies sind die Entfernungen von Liverpool; von New-York verhalten sie sich, wie folgt: von New-York zu Canton via Cap der guten Hoffnung 20,000 Meilen, und über den Isthmus 10,400 Meilen. Der Bau der Pacifikbahn wird diese Entfernungen bedeutend verkürzen; man berechnet die Zeit, die man nach Vollendung dieser Bahn von Liverpool und New-York nach Shangai braucht, auf 37, resp. 25 Tagen, und diese Berechnung ist vor einigen Jahren gemacht, als man noch nicht die ungeheuren Dampfschiffe mit Rädern und Schrauben baute, von denen man erwartet, daß sie den atlantischen Ozean in sechs Tagen durchfahren. Diese Zeit- und Raumverminderung, welche an und für sich schon entscheidend wäre für eine vollständige Veränderung des Welthandels, ist nicht der einzige Gewinn des Unternehmens; während die früheren Handelswege nach dem Osten größtentheils über die unfruchtbare Wüste des Meeres gingen, eröffnet die Pacifikbahn das Innere eines großen und fruchtbaren Kontinentes dem Ackerbau, dem Handel und der Civilisation. Wenn man alle diese Vortheile mit einander vergleicht, so findet man leicht, daß noch niemals ein Unternehmen von dem Genius des Menschengeschlechtes aufgegriffen worden ist, das eine solche kulturhistorische Bedeutung hat, wie die Pacifikbahn. Ein einziger Blick auf die Karte zeigt uns, daß durch den Bau dieser Bahn der nordamerikanische Continent zum Mittelpunkte der Welt gemacht wird; er wird das, was die italienische Halbinsel zu den Zeiten des römischen Kaiserreiches war, und alle Ströme des Handels und in Folge dessen auch alle Beziehungen der Politik werden

in diesem Lande zusammenfließen. Die Oberlandroute wird fast vergessen werden; das Cap der guten Hoffnung ist nicht mehr der Schrecken des Schiffers, England's Oberherrschaft über Indien, über die Meere, über den Welthandel ist dahin, und einem neuen Volke vertraut die Geschichte die Leitung der Welt an, während die ältesten Reiche, China und Japan, zu neuer Thätigkeit gerufen und zur Theilnahme am Welthandel eingeladen werden.

Freilich, wenn man die Hoffnungen, welche die Menschheit und besonders das nordamerikanische Volk mit dem Baue der Pacifikbahn verbindet, nicht übertreiben kann, so wird man auch schwerlich die Schwierigkeiten, welche diesem Unternehmen entgegenstehen, übertreiben können. Die Schwierigkeiten des Baues stehen zu den Resultaten desselben im Verhältniß. Die größten Ströme der Erde müssen überbrückt, die höchsten Berge durchschnitten werden, und was das Aergste ist, mehrere Tausend Meilen Wildniß, der letzte Zufluchtsort des rothen Mannes, müssen mit Städten und Dörfern übersäet werden, ehe an einen regelmäßigen Betrieb der Bahn zu denken ist. Aber die natürlichen Hindernisse sind noch die geringsten Schwierigkeiten, welche auf diesem Unternehmen lasten; die politischen und socialen Gefahren, die damit verbunden sind, übersteigen alle Befürchtungen, welche man gegenwärtig darüber hegen mag.

Schon jetzt beunruhigt die Frage, ob man die Bahn südlich oder nördlich führen soll, die Gemüther; die Frage der Sklaverei tritt wieder in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt in den Vordergrund, und voraussichtlich wird die Richtung der Bahn Gegenstand eines Streites werden, der viel leidenschaftlicher und gehässiger werden wird, als der Streit um die Territorien Kansas und Nebraska. Schon jetzt ist dieser Streit begonnen, und der Hauptgrund davon, daß man noch keine ernstlichen Vorschläge zum Baue gemacht hat, mag wohl die Abneigung dagegen sein, wieder einen neuen Zrisapfel zwischen Norden und Süden in die schon ohnehin aufgeregten Massen zu werfen. Auch sind die Materialien zur Beantwortung dieser Frage noch nicht gesammelt. Man muß hier nicht nur die Politik und die Interessen der einzelnen Staaten fragen, sondern auch die Geographie und das Klima. Im vorigen Jahre haben wir in Illinois bedenkliche Beispiele gesehen, wie die Eisenbahnzüge tagelang im Schnee eingefroren waren, wie wochenlang der regelmäßige Betrieb der Prairiebahnen unterbrochen werden mußte wegen der Ungunst des Klima's. Dies wird voraussichtlich auf den Hochebenen hinter dem Mississippi und in der Nähe der Felsengebirge noch anders sein. Man wird dort die Bahn bauen können, aber dem regelmäßigen Betriebe derselben im Winter werden sich mannigfache Schwierigkeiten entgegen stellen. Doch der menschliche Geist wird schon Mittel zur Lösung dieser Schwierigkeiten finden.

Noch wichtiger, als die Frage, ob die Bahn zu Gunsten der Sklavenhaltermacht gebaut werden soll, ist eine andere politische Frage, nämlich,

ob sie zu Gunsten des amerikanischen Volkes oder zu Gunsten einiger Spekulanten und Landwucherer in's Leben treten wird. Die letztere Frage ist die wichtigste und schwierigste von allen; von der Beantwortung derselben hängt die ganze Zukunft Amerika's ab. Nach der bisherigen Praxis, nach den Beispielen der Landverschleuderungen, welche der letzte und vorletzte Kongreß beliebt hat, nach der „demokratischen" Theorie der Selbstregierung, nach der Corruption, durch welche Kongreßmitglieder und Spekulanten mit einander zusammenhängen; nach allen diesen Beweisen einer grundsatzlosen und verderblichen Politik zu schließen: so wird die Pacifikbahn nicht ein Segen, sondern ein Fluch für das amerikanische Volk, nicht eine Quelle des Wohlstandes und der Freiheit, sondern der Armuth und Unterdrückung werden. Eine solche Befürchtung mag Manchem übertrieben dünken, aber wenn man den Spekulationsgeist in's Auge faßt, der jetzt schon die Zukunft des Landes in wichtigen Beziehungen verschlingt, der heute schon in Kansas und Nebraska die Sklaverei und den großen Landbesitz einführt, wenn man sich an die Spekulationen eines Forney und Douglas betreffs Kansas erinnert, wenn man an die großen Landschenkungen der Illinois-Centralbahn und ähnliche Institute denkt: dann hat man gewiß Veranlassung genug, zu fürchten, daß die Pacifikbahn den Grund zu einer modernen Landaristokratie legt, gegen welche die alten englischen Tories nur Bettler und Stümper sind. Werden Tausende von Quadratmeilen Landes an dieser großen Weltstraße einzelnen Kompagnien und Spekulanten gegeben, welche mit diesem öffentlichen Eigenthume die Bahn bauen; ist eine reiche, mächtige Kompagnie nicht nur Eigenthümerin dieser Bahn, des größten, industriellen Unternehmens, welches die Weltgeschichte jemals hervorgebracht hat, sondern auch des Landes rings umher, des Areales, auf dem die Stationen der großen Handelsstraße liegen: dann bildet sich eine Geldmacht, welche die Macht der Rothschild's überbietet, und die alle bisherigen industriellen Gesellschaften, von den Zünften des Mittelalters an bis zu der holländischen Handelsgesellschaft und der ostindischen Compagnie in London, in den Schatten stellt. Dann wird sich in Amerika eine Herrschaft des Kapitales, ein Despotismus der Corruption entwickeln, der allen Despotismus der Religion, der Monarchie und der Börse in Europa überbietet. Man steuert förmlich mit Gewalt auf eine solche Zukunft los. Schon jetzt sehen wir einige Unternehmungen, die für den ersten Moment von wohlthätigen Folgen sind und die Thatkraft des Landes steigern, die aber wie ein Alp den Herzschlag der Zukunft erschweren werden. In erster Reihe nenne ich die Illinois-Centralbahn, die, mit werthvollen Privilegien und Monopolen ausgestattet, in Besitz von zwei und einer halben Million Acker Landes längs der Bahn ist, und durch diese Liberalität der Gesetzgeber in den Stand gesetzt ist, alle anderen Communikationswege des Staates Illinois und seiner Nachbarstaaten zu beherrschen. Für den Moment wird das aufstrebende Illinois durch die lange und kostbare Bahn,

welche Chicago in direkte Handelsverbindung mit New-Orleans setzt, bedeutend gehoben, und kein Staat des Westens kann sich gleicher Prosperität, wie Illinois, rühmen; keine Stadt der Welt hat eine solche schnelle Entwickelung durchgemacht, wie Chicago. Aber die bösen Folgen zeigen sich jetzt schon; schon jetzt sieht man vielfach die Einflüsse dieser Compagnie im politischen und kommerziellen Leben, und es ist vorauszusehen, daß mit der Zeit viele Interessen des Staates Illinois von dieser Compagnie verschlungen werden.

Man möge uns diese Abschweifung verzeihen. Aber wenn die Pacifikbahn nach demselben finanziellen Plane gebaut wird, wie die Illinois-Centralbahn und manche andern Bahnen dieses Landes, — und dies hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich, — so kann man an die Zukunft dieses Landes nicht ohne begründete Befürchtungen denken, und es scheint, als wenn der Humanität und Civilisation in Amerika eine große Hoffnung verloren gehen solle. Auf der andern Seite aber könnte durch nichts mehr die Zukunft dieses Landes gesichert und für die Freiheit und Civilisation gerettet werden, als dadurch, daß man der Pacifikbahn die langgewünschte Heimstättebill mit auf den Weg gäbe. Dann hätte nicht nur die Industrie, sondern auch die Freiheit einen Sieg errungen und der nordamerikanische Continent bildete nicht nur den Mittelpunkt des Handelsverkehres, sondern auch der Freiheit und Civilisation. In Europa quält man sich so viel mit socialen Theorien und Experimenten herum und kommt zu keinem Ziele; aber in Amerika, wo unabsehbare Länderstrecken bereit sind, dem Menschen eine Heimath zu sein, benutzt man die Reichthümer der Natur nur dazu, den Despoten der Zukunft die Grundlage ihrer Macht zu geben. Die Politik der letzten Dezennien, namentlich die des letzten Kongresses, hat Alles aufgeboten, was in ihren Kräften lag, um die öffentlichen Ländereien zu verschleudern; dies hat besonders die letzte Military Bounty Landbill bewiesen, welche viele Millionen Acker Landes in die Hände betrügerischer Agenten und Spekulanten gab. Gewiß, die nördlichen Fanatiker der südlichen Interessen, die Don Quixote und Münchhausen der Sklaverei, diese Pierce, Douglas, Caß u. s. w. wissen, daß das Volk der Vereinigten Staaten die Heimstättebill energisch will und doch endlich in den Hallen des Senates durchsetzen wird; diese Verräther, die Dodge's, Walker's und wie das ganze Heer der ehemaligen Landreformer heißt, haben sich ja nur durch ihre vorgegebene Unterstützung der Heimstättebill den Weg zum Capitol gebahnt; sie sehen ein, daß endlich der Tag kommen wird, wo das Recht auf Arbeit, das so viele Katastrophen in Europa hervorgerufen hat und hervorrufen wird, seinen ersten Sieg in der freien Heimstättebill erreichen wird. Aber die Herren haben dafür gesorgt, daß wenn auch wirklich dieser Tag kommt, dann die Vereinigten Staaten kein öffentliches Land mehr haben, daß dann auf jeder Quadratmeile Landes schon im fernsten Westen ein Spekulant sitzt, der das unveräußerliche Erbtheil des amerikanischen Volkes in

seinem Besitz hat. Gerade die Pacifikbahn wird, — wir fürchten es, — dieses System der Landverschleuderungen zur Reife bringen; die Pläne, welche bisher gemacht sind, deuten alle darauf hin; die meisten Anerbietungen rührten von sogenannten „Mondscheinkompagnien" her, welche nur aus öffentlichen Mitteln die Bahn bauen wollen. Das Volk der Vereinigten Staaten wird mit seinen öffentlichen Ländereien die Bahn bezahlen, welche das Eigenthum der Spekulanten ist und zu seiner eigenen Unterdrückung verwandt werden wird.

Möchten wir uns täuschen! Welche Hoffnungen knüpfen sich an diesen großen, fernen Westen Amerika's, den die Natur selbst zu einer neuen Heimath für die Armen und Unterdrückten aller Nationen und Länder bestimmt zu haben scheint. Hier ist nicht das puritanische, enge Neu-England, nicht das hastige und unstäte Treiben der östlichen Handelsstädte, nicht die sklavenhalterische Barbarei des Südens; weit, wie das Land zwischen den fünf See'n und dem Mississippi, und zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen werden hier die Herzen der Menschen, und ihre Handlungen groß und gewaltig, gleich den See'n und Strömen, welche die Pulsadern des Westens bilden. Hier wohnen die Pioniere der Civilisation, welche nicht nur die Wälder, sondern auch die Ideen klären; sie ziehen weiter und weiter, von Ohio nach Wisconsin, von Wisconsin nach Iowa, von Iowa nach Kansas; sie begleiten die Pacifikbahn bis an die Felsengebirge und an die Ufer der stillen Oceans. Dort in dem Gewirre der Felsengebirge liegt die amerikanische Schweiz; grüne Matten steigen aus den klaren Gebirgssee'n auf und das Alpenglühen strahlt hier ebenso schön, wie in dem Lande Tell's und Rousseau's. Bald wird dort sich ein trauliches Leben bilden; der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Schweizer, Jeder, der dem alten Spruche treu bleibt: cara patria, carior libertas (theuer das Vaterland, theurer die Freiheit), wird dort eine neue Heimath finden, wo die schönen Erinnerungen der alten Welt sich mit der republikanischen Freiheit der neuen vereinigen.

Welch eine Welt ist im Westen entstanden! Das größte und vollständigste Eisenbahnnetz der Erde ist dort in wenigen Jahren über die Prairien und durch die Urwälder gezogen worden; die Lokomotive bringt nicht nur Menschen, sondern auch ganze fertig gebaute Dörfer mit; zahlreich, wie die Zugvögel, strömen die Einwanderer in das Land, nur mit dem Unterschiede, daß sie es nicht wieder verlassen. Schon sieht man fern im Westen, in der völkerwimmelnden Stadt Chicago, Seeschiffe landen; eine breite Wasserstraße verbindet das Innere des Landes mit dem Ocean und Europa; schon fliegt die Lokomotive über den gähnenden Abgrund des Niagara leicht wie ein Adler dahin; schon ist der Vater der Ströme überbrückt, und einzelne Bauwerke, wie die Illinoisbrücke bei Lasalle. lassen alle Wunder der Pyramiden, der römischen Aquädukte und mittelalterlichen Dome hinter sich zurück. Es scheint nicht anders möglich zu sein, als daß diese

industriellen Wunder auch mit einem schnellen Vorangange der Kultur und Civilisation gepaart sind. Schulen erheben sich, wo noch vor wenigen Jahren das Lager des Bären war; Universitäten, Sternwarten, Theater, Musikhallen folgen der Ansiedlung gleich auf den Fuß, und wir hören in der Nähe des Urwaldes Shakesspeare's Verse und die klassischen Melodien Beethoven's.

Dieses schöne Bild hat sich gewiß schon Mancher von dem weiten, großen Westen Amerika's gemacht, und wie wenig auch die Gegenwart zu diesem Bilde paßt, so kann doch die Zukunft immer noch demselben gleichen. Wenn nur diese Zukunft nicht übereilt wird! Wir sind gewiß keine Freunde des langsamen und naturgemäßen Fortschritts, der so „naturgemäß" ist, daß die Menschen nicht nothwendig haben, sich daran zu betheiligen. Aber man muß auch die Zukunft nicht vorweg nehmen, man muß nicht die Zukunft schon jetzt ausbeuten wollen. Diesen Fehler begeht man häufig in Amerika. Kaum sieht man eine junge, lebhafte Stadt emporwachsen, die eine vielversprechende Zukunft hat, so stürzt sich die Spekulation und der Wucher dahin, und das Brot, welches in hundert Jahren dort verdient werden soll, wird jetzt schon gegessen. Dies kann man in allen Städten des Westens sehen; in Dubuque, Davenport, selbst in Council Bluff's City ist das städtische Eigenthum schon so theuer, daß es erst in vielen Jahren und unter günstigen Umständen mit seinem reellen Werthe dem nominellen gleich kommen kann. Für einen Moment mag dieser Spekulationsgeist den jungen, aufblühenden Städten etwas nützen; auf die Dauer dagegen wird er immer schaden. So im Großen, wie im Kleinen. So sehr wir deshalb auch den Bahn der Pacifikbahn wünschen und so große Vortheile und Veränderungen wir uns davon versprechen, so können wir doch unsere Befriedigung darüber nicht verhehlen, daß der letzte Kongreß, welcher die Nebraskabill und die Military Landbill gemacht hat, seine Hände nicht an ein Unternehmen gelegt hat, zu dem er nicht den Willen und die Fähigkeit hatte. Der Bau der Pacifikbahn muß eine bessere Zeit der amerikanischen Politik vorfinden, als die heutige; dann wird man auch den Bau auf öffentliche Kosten und unter Aufsicht des Kongresses und der einzelnen Staaten befürworten können, eine Maßregel, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Quelle großer Corruption sein würde.

Die materiellen Interessen sind in diesem Jahrhundert die Träger der Ideen. Der Bau der Pacifikbahn wird mehr, wie ein philosophisches System, zur Umgestaltung der gegenwärtigen politischen und socialen Verhältnisse beitragen. Je nach der Art und Weise, wie man dieses Unternehmen angreift, wird dadurch entweder die Herrschaft des Kapitales über die freie Arbeit, welche in der Negersklaverei ihren extremsten Ausdruck finden, auf die höchste Spitze getrieben, oder man versucht auf praktischem Wege den Socialismus, indem man ein liberales, allgemeines System der freien Ansiedlung einführt, was der größte Theil des amerikanischen

Volkes unter dem Namen der Heimstättebill längst schon gewollt und verlangt hat. Dies ist die große und entscheidende Alternative; diese Frage wiegt schwerer in der Geschichte dieses Jahrhunderts, wie Sebastopol.

Communismus.

Der Socialismus ist mehr ein europäisches, wie amerikanisches Thema; die socialen Theorien, welche in Europa alle Gemüther bewegen und alle Verhältnisse durchkreuzen, finden in Amerika wenig Anklang. Und doch hat man in Amerika mehr Gelegenheit zu socialistischen Studien und Experimenten, als in Europa, wo man bei jedem verfehlten Versuch zu socialen Reformen gleich Gefahr läuft, das ganze Staatsgebäude zu ruiniren und eine Menge Menschen unglücklich zu machen. Wir erinnern nur an die Nationalwerkstätten in Paris und das Arbeiterparlament in Luxemburg, um die Gefährlichkeit socialer Experimente in Europa auf's Deutlichste darzuthun. Die socialen Verhältnisse liegen Europa wie eine Zwangsjacke an, aber Amerika hat noch ein weites Kleid um sich, in welches es erst hereinwachsen muß und in dem es sich frei bewegen kann. Unter den vielen und interessanten Studien, welche dieses Land dem denkenden Menschen bietet, sind gewiß die national-ökonomischen die interessantesten; hier ist ein weites Feld für Beobachtung und Experimente; die Agrikulturgesetzgebung, die Landspekulation, das Banksystem, die Eisenbahngesetze, Kanalbauten u. s. w., dies sind Alles Gegenstände von der größten Wichtigkeit, und dem Interesse an solchen praktischen Fragen ist es wohl zum größten Theile zuzuschreiben, daß man die philosophische Seite des Socialismus weniger diskutirt. In der That, der Socialismus, wie er unter den deutschen und französischen Arbeitern grassirt, der Socialismus des Louis Blanc und Fourier, der Socialismus der Neuhegelianer in Deutschland, findet in Amerika sehr wenig Anklang, und die wenigen praktischen Versuche, welche mit diesem Socialismus hier gemacht wurden, haben mehr wie alle theoretischen Beweise dessen Unausführbarkeit gezeigt. Der Weitling'sche Communismus mühte sich Jahre lang mit dem Streite über Deed's und Eigenthumsrechte ab, und wenn man die Verfassung dieser kommunistischen Sekte ansieht, findet man eine Reihe der subtilsten und pedantischsten Eigenthumsbestimmungen, eine so hartherzige und unerbittliche Arithmetik, wie in keinem andern Geschäfte. Kein Eisenbahncharter, kein Gesellschaftsvertrag bestimmt so genau das Mein und Dein, wie diese kommunistische Bundesverfassung. Und trotz dieser genauen Abwägung des Mein und Dein, welche in direktem Gegensatze zu dem Prinzipe des Communis-

mus steht, ging die Weitling'sche Colonie von Jahr zu Jahr rückwärts, und die Arbeiter, die dieser Colonie ihre Zeit gewidmet haben, sind, was ihre materiellen Hülfsmittel anbetrifft, bedeutend hinter ihren Collegen, die für eigene Rechnung gearbeitet haben, zurückgeblieben. Etwas besser scheint es in Nauvoo, in der Colonie Cabet's zu gehen; doch hat auch diese Colonie die öffentliche Untersuchung, welche die Presse neulich mit ihr angestellt hat, nicht ausgehalten. Diese Colonie beruht, so weit wie unsere Kenntnisse darüber reichen, weniger auf einem Principe, als auf der Persönlichkeit Cabet's, und wenn dieser liebenswürdige, edle Greis, dem gewiß Jeder die kindischen Schwächen seines Alters verzeihen wird, einmal der Natur seinen Zoll bezahlt haben wird, steht der Colonie eine ungewisse und dunkle Zukunft bevor. Selbst jetzt, wo eine Pietät, die an Frömmigkeit streift, in der Colonie herrscht, ist das Leben dort mit vielen Entbehrungen und Aufopferungen verbunden, und wenn man auch die Entbehrung materieller Genüsse nicht allzu hoch anschlagen will, so fehlt doch der Reiz und die Würde des menschlichen Lebens, die persönliche Freiheit. Das einzige Band, welches bisher eine kommunistische Colonie zusammenhalten konnte, war das der Pietät, der Frömmigkeit, des Glaubens, ein religiöses Sentiment, das keinem ächten Communisten fehlt, und das namentlich auch in der Cabet'schen Colonie stark vorwaltet. Die Quäkercolonien, Eleanazor, Libanon u. A., haben deshalb einen guten Fortgang gehabt; aber die Mittel, mit welchen der Reichthum dieser Colonien erzielt wurde, sind dieselben Mittel, mit welchen ein Tamerlan und Dschingiskan sich seinen Thron gebaut hat, mit denen die Päbste die mittelalterliche Welt regierten, mit denen heute noch alle amerikanischen Städte mit Kirchen angefüllt werden; nämlich, die Unterdrückung der persönlichen Selbstständigkeit durch das Dogma und die Autorität. Deshalb ist der Communismus auch am besten und deutlichsten in den Jesuitencolonien hervorgetreten und der vollendetste Abdruck eines communistischen Gemeinwesens war der Staat Paraguay unter dem Jesuiten Dr. Francia. So groß auch der Abstand zwischen der ikarischen Colonie und diesem Jesuitenstaate sein mag, so ist doch eine innere Uebereinstimmung und Aehnlichkeit selbst der äußern Formen nicht zu verkennen.

Ueberhaupt spielt das Dogma und die Autorität eine große Rolle in der Geschichte des Communismus, eine Geschichte, die so alt ist, wie die Welt, aber nichts enthält, als verunglückte Bestrebungen und Experimente. Der Communismus ist der freiwillig gewollte Despotismus, und der Widerspruch, der in dem freien Willen und dem Despotismus liegt, zeigt sich in allen Erscheinungen des Communismus. Der Communismus ist der direkte Gegensatz zu sich selbst. Er will die Menschenliebe und kommt überall auf den krassesten Egoismus zurück; er proklamirt die Freiheit und etablirt die Sklaverei; er setzt das Recht der persönlichen Freiheit fest, und verlangt Unterordnung unter ein Dogma, unter ein System. Diese Zwei-

deutigkeit theilt der Communismus mit der Religion, wie denn überhaupt der Charakter des Communismus wesentlich ein religiöser ist. Wie alles Religiöse auf einer Abstraktion beruht, so auch der Communismus; der Egoismus, wie die Menschenliebe werden abstrakt, einseitig von ihm behandelt; es fehlt die Identität, die innere Uebereinstimmung beider. Wie der Egoismus nur in der Humanität besteht, so auch hat die Humanität keine andere Basis und kein anderes Material, als den Egoismus; das Verhältniß zwischen diesen beiden ist genau dasselbe, wie zwischen Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Materie und Kraft und andere Reflexionsbestimmungen. Sobald wie man eine Seite eines solchen Verhältnisses abstrakt behandelt, entstehen Unrichtigkeiten und Verwirrungen. Alle Irrthümer in Bezug auf die Natur des Staates, über die Grenzen der Gesetzgebung, die Herrschaft der Majoritäten, alle anarchischen und despotischen Theorien in der Politik beruhen auf dieser Abstraktion, welche die Interessen der Gesellschaft trennt von den Interessen des einzelnen Menschen. Das Gleichgewicht zwischen Beiden zu finden, dies ist der Stein der Weisen in der Politik, den wir nicht leichter und schneller finden können, als wenn wir die Abweichungen davon, die Einseitigkeiten und Abstraktionen in der Politik beobachten.

Communismus ist Aufhebung des Eigenthums, sagt man. Mit dieser Definition scheint uns der Begriff nur unvollständig ausgedrückt zu sein. Wir möchten ihn vielmehr eine Aufhebung der Persönlichkeit nennen, eine Verzichtleistung auf die Individualität, auf den freien Willen und die Selbstbestimmung. Daß der Communismus etwas Anderes ist, als eine einfache Aufhebung des Eigenthums, kann man leicht sehen, denn sonst müßten alle Menschen, die kein Eigenthum besitzen, Communisten sein. Auch ist bei den Communisten der Eigenthumsbegriff durchaus nicht aufgehoben, wie wir das überall sehen, denn nirgend wird so genau und pünktlich gerechnet, zwischen voll- und nicht vollberechtigten Mitgliedern unterschieden, Einlagen gezahlt, Zinsen berechnet, wie unter den Communisten. Die eigentliche Natur des Communismus ist die Entäußerung der Persönlichkeit. In jedem gesellschaftlichen Systeme, — und ohne ein solches kann der Mensch nicht leben, — muß das Individuum seine Individualität in manchen Beziehungen mit den gesellschaftlichen Pflichten in Uebereinstimmung setzen; in den communistischen Systemen aber wird die ganze Persönlichkeit von diesen gemeinschaftlichen Pflichten verschlungen. Man sieht z. B. in der ikarischen Colonie die Hauptsätze des philosophisch-religiös-socialen Systems von Cabet an die Wände geschrieben, und der Glaube an Unsterblichkeit, Gott und dergleichen wird gerade so gefordert, wie die Verzichtleistung auf persönliches Eigenthum oder auf den Genuß des Tabacks. Die Aehnlichkeit mit der Religion ist frappant; wie jede Religion ihr kommunistisches Element hat, — ich brauche nur an die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens in Amerika zu erinnern, — so hat auch jedes communisti-

sche System seine religiöse Seite, und der Verwalter einer communistischen Colonie ist auch zu gleicher Zeit ihr Hohepriester und Prophet. Wie jede Religion in Sekten zerfällt, so auch der Communismus; Fourierismus, St. Simonismus u. s. w. sind die verschiedenen communistischen Confessionen, von denen jede ihre besondere Autorität, ihr besonderes Dogma hat. Wie unter dem Schleier der christlichen Liebe in der Religion ein blutiger Sektenhaß entsteht, so auch kämpfen die verschiedenen Sekten des Communismus einen Kampf, der vielleicht nur deshalb keine Scheiterhaufen hat, weil demselben heute noch die Macht dazu fehlt. Der Communismus ist orthodox, alleinseligmachend, intolerant, wie die katholische Kirche; die Communisten betrachten Jeden als einen verlorenen Menschen, der nicht an ihre Lehren glaubt und zu ihrer Gemeinschaft gehört. Der Communismus erfüllt, wie jede Religion, immer das Gegentheil von dem, was er verspricht. Er verspricht Wohlstand und sein Resultat ist die bitterste Armuth; er verspricht Gleichheit, und in keinem anderen bürgerlichen Gemeinwesen ist ein solcher Unterschied der socialen Pflichten und Stellungen, wie im Communismus. Nehmen wir z. B. das Verhältniß des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens an: der Mayor einer Stadt ist ein Bürger, wie jeder Andere; selbst der Präsident der Vereinigten Staaten ist ein Mensch, welcher der Kritik der ganzen Nation ausgesetzt ist. Aber der Präsident einer ikarischen oder sonstigen Colonie ist ein höheres Wesen in den Augen der communistischen Mitbrüder, und hinter allem Aufwande brüderlicher Liebesphrasen steckt eine unbegrenzte Ehrerbietung und Ergebenheit. Wo der Communismus sich noch in seiner reinsten und edelsten Form zeigt, — wir wollen annehmen, daß dies in Nauvoo geschehe, — so bildet sich ein patriarchalisches Familienleben, ein Leben zwischen einem Vater und vielen Kindern; — aber dieses alttestamentalische Vorbild der Monarchie ist in unserem Jahrhundert ein krasser Anachronismus.

Freilich, die Fehler der bestehenden communistischen Systeme und Colonisationsversuche gibt man uns vielleicht selbst von Seiten der Communisten zu. Man sagt, weil die communistischen Versuche und Experimente so unbedeutend und gering sind, weil die Communisten keine Macht haben und keinen Einfluß auf die Zustände der bürgerlichen Gesellschaft ausüben können: deshalb zeigt sich auch der Communismus in einem verkehrten Lichte. Wir gestehen, daß wir selbst manchmal diesen Einwand gegen manche Anfeindungen des Communismus geltend machten, Anfeindungen, welche nicht einmal die guten Motive des Communismus anerkennen wollten. Wenn mit dieser Einrede gesagt werden soll, daß eine innigere sociale Vereinigung des Menschengeschlechtes statt finden, als jetzt besteht, daß der Atomisirung, der Auflösung der Gesellschaft entgegengearbeitet werden, daß die bürgerliche Gesellschaft o r g a n i s i r t werden muß: so sind wir vollständig damit einverstanden, und betrachten ein solches allgemeines Streben nach socialer Reform mit ganz anderen Augen, als die willkürlichen Spielereien

einzelner communistischer Sekten. Daß die bürgerliche Gesellschaft, besonders in Amerika, zerbrochen und zerstückelt ist, verkennen wir gewiß eben so wenig, wie daß der Egoismus einseitig und abstrakt geworden ist: die Geldherrschaft ist die allgemeinste Ursache dieses Auseinanderfallens der Menschheit. Aber wir glauben, daß gerade communistische Sekten diese Zersplitterung der Gesellschaft noch vermehren. Statt an dem organischen Aufbau einer socialen Gemeinschaft zu arbeiten, spielen sie die Sonderbündler, und schleppen die Principien, von denen sie vorgeben, daß sie die Welt reformiren sollen, in die Wildniß. Gerade, wenn wir zugeben, daß die Meisten derjenigen, welche sich communistischen Gemeinschaften anschließen, von edlen Motiven geleitet werden und idealen Tendenzen nachstreben, gerade dann müssen wir sie tadeln, daß sie sich aus den großen Kreisen menschlicher Bestrebungen hinwegbegeben in die Einsamkeit, anstatt auf dem Boden der politischen Reform oder Revolution für die Realisirung ihrer Ideen zu arbeiten. Das Verhältniß der communistischen Sekten zur Politik ist überhaupt verwirrt und unbestimmt. In Deutschland, in den ersten Flegeljahren des Communismus, als ein Herr Grün die „Trier'sche Zeitung" schrieb, lasen wir communistische Herzensergießungen, wie, daß kein Arbeiter sich mehr an der Politik betheiligen dürfe, daß die Arbeiter oft genug für die Politiker die Kastanien aus dem Feuer geholt hätten, und dergleichen abwiegelnde und quiescirende Phrasen, welche sehr gut zu dem Tone der Hofzeitungen paßten, die auch sagten, die Politik sei nicht für das gemeine Volk. 1848 und 1849 wurde das Spiel vielfach fortgesetzt und wenn die Arbeiter, oft Helden in Blousen, auf die Barrikaden stürmen wollten, wurden sie von communistischen Führern abgewiegelt, und unvertheidigte Barrikaden wurden in Köln und anderswo von dem Militär weggeräumt. Ihren größten Triumph feierte aber diese Tendenz des Communismus in den Dezembertagen 1851, wo die Bourgeosie sich in Paris schlug, aber die Arbeiter ruhig in ihren Werkstätten und Ateliers blieben und gleichgültig der sterbenden Republik nachblickten. Wir wollen den braven Arbeitern von St. Antoine daraus keinen Vorwurf machen, sondern nur jenen Führern und Leitern der Arbeitermassen, die für nichts Anderes Herz und Sinn haben, als für ihr communistisches Glaubensbekenntniß und ihre communistische Sekte. So auch erklärt Herr Cabet in einer der letzteren Nummern seiner „Revue icarienne," daß er zur Propaganda der ikarischen Principien sein Blatt nach Frankreich schicken wolle, daß dasselbe zwar der polizeilichen Untersuchung unterbreitet werden würde, daß er aber nichts gegen die aktuelle Regierung von Frankreich schreiben wolle, um die Cirkulation der „Revue icarienne" in Frankreich nicht zu gefährden. Was werden die Arbeiter in Frankreich denken, wenn sie ein Blatt, das von ihren Kameraden in der fernen Republik des Westens herausgegeben wird, ein Blatt, welches unter der vollständigsten Preßfreiheit gedruckt ist, in die Hand nehmen und sehen, daß der Despotismus, der in Frankreich die öffentliche

Meinung und die Presse geknebelt hat, bis an den Mississippi reicht und Herrn Cabet zu der Erklärung veranlaßt, nichts gegen Louis Napoleon zu schreiben? Wir wollen Herrn Cabet daraus nicht den Vorwurf der Apostasie oder Feigheit machen, sondern nur an einem Beispiele darthuen, wie sehr die einseitige Begeisterung fü die ikarische Colonie das Interesse an den großen Fragen der Gegenwart und an der Geschichte des Vaterlandes in den Hintergrund drängt. So der amerikanischen, wie der europäischen Politik gegenüber. Es ist ein auffallendes Zeichen, daß der Communist gerade gegen die Frage, welche am schärfsten die Freiheit im Allgemeinen und speziell das Arbeiterinteresse trifft, daß er gegen die Frage der Sklaverei sich versöhnlich und indifferent benimmt, und die Agitation dagegen ablehnt. Dies haben unter Anderem die Communisten in Nauvoo bei der letzten Herbstwahl auf das Deutlichste bewiesen, und wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die stimmfähigen Mitglieder der Colonie für Richardson gestimmt haben, so ist die Antwort, welche Herr Cabet auf diesen Vorwurf gibt, so unbestimmt und zweideutig, daß er uns vollständig über seine politische Haltung der Sklaverei gegenüber im Ungewissen läßt. So viel ist sicher, daß wir uns auf die Communisten in der Politik nicht verlassen können, weder am Stimmkasten, noch auf dem Schlachtfelde. Ihr Herz hat aufgehört, fur die großen Interessen der Menschheit zu schlagen; es schlägt nur für eine spezielle Caprice, für eine Idiosynkrasie, für die spezielle Sekte und Autorität, für die Colonie. Die Flamme der Menschenliebe, welche über die ganze Welt lodern sollte, brennt als ein kleines, schwaches Licht, das jeder Windhauch auszulöschen droht, verborgen und verloren in einem vergessenen Winkel.

Gewiß, die Colonisten leben ein Märtyrerthum, um das wir sie nicht beneiden. Den größten Entbehrungen, selbst der Entbehrung des freien Willens preisgegeben, können sie nicht einmal hoffen, daß sie ihrem Prinzipe nützen, daß ihr Prinzip irgendwo Wurzel schlägt. Mit den ungeheuersten persönlichen Anstrengungen und Aufopferungen werden kleine, unbedeutende Fortschritte erzielt, welche nur die Illusion als Fortschritte betrachten kann. Isolirt von der Menschheit, fremd ihrem Zürnen und Lieben, ihrem Leiden und Streben, liegen sie, eine traurige, wüste Insel mitten in dem lebendigen Strome der Zeit da, und es bedarf nur einer Welle, sie in die Vergessenheit hinabzuspülen.

Freilich, — seien wir gerecht. Wenn auch der Communismus sich selbst nichts nützt, so ist er doch ein nützlicher und nothwendiger Beitrag zur Entwickelung des Socialismus. Der Socialismus, der so alt, wie die Welt ist, — schon die Juden hatten ihr Jubeljahr, die Athener ihre Seisachtheia, das Mittelalter seine Klöster und Zünfte, — scheint in unseren Tagen nach und nach verschwinden zu wollen; ein merkwürdiges Zusammentreffen politischer Freiheit und materieller Bestrebungen isolirt die Menschheit immer mehr und mehr, so daß sie gegenwärtig fast in Atome zu zerbröckeln droht.

Das „Hilf dir selbst“ in seiner schroffen, egoistischen Bedeutung ist die größte Barbarei, welche jemals die Menschheit heimgesucht hat, und es ist wohl an der Zeit, diesem Treiben gegenüber den Weg der Vereinigung und Association einzuschlagen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Politik bisher sich mehr mit Formen, Verfassungen und Theorien abgegeben hat, wie mit materiellen Dingen, mit den unmittelbarsten Fragen der Lebensnothdurft; die Politik der Monarchen, wie der Republiken und vor Allem die Politik Amerika's war bisher immer nur die Politik für den Reichen, nicht für den Armen. Wir brauchen nur an die Nationalökonomie Amerika's zu erinnern, an die Verweigerung der Heimstättebill, an die Landverschleuderungen, die Eisenbahn- und Bankgesetze, um zu zeigen, daß auch die republikanische Politik nur eine Maschine ist, um Geld aus dem Lande und Volke herauszupressen. Daß die Communisten diese Politik nicht vertheidigen und an derselben Theil nehmen wollen, dies verübeln wir ihnen gewiß nicht. Aber sie müssen es nur nicht machen, wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt, wenn der Jäger kommt; sie müssen nur nicht glauben, daß die Isolirung Schutz gegen die socialen Uebelstände, welche wir in allen Verhältnissen des Lebens finden, bietet. Im Gegentheil, wir müssen den Feind auf seinem eigenen Gebiete angreifen, auf dem Gebiete der Politik, des Handels, der materiellen Interessen; auf diesem Boden finden wir immer frische Kraft, und der Sieg wird am Ende unser sein. Die Colonisten in Nauvoo, Communia und anderswo empfinden selbst das Drückende der socialen Verhältnisse mehr, wie durchschnittlich jeder andere Arbeiter. Sie sehen also an ihrer eigenen Situation, daß die Isolirung von der Menschheit, die Sonderbündlerei in Colonien, sie nicht von dem allgemeinen Loose ihrer darbenden Brüder befreit, aber sie dem politischen und socialen Kampfe, der für die Freiheit der Zukunft geführt wird, entfremdet. Diese Einsicht mag hie und da noch durch Vorurtheil, durch Eigensinn, durch Pietät, durch falsches Ehrgefühl verdunkelt werden; sie wird sich aber doch bald Bahn brechen und einer socialen Politik, einer wirklichen, entschiedenen und consequenten Freibodenpolitik neue und eifrige Anhänger unter den Arbeitern verschaffen.

Feuerstoff.

(Nach der "North British Review" für die „Atlantis“ bearbeitet.)

Auf den ersten Blick scheinen die Polypharmagisten der arabischen ärztlichen Schule und die Alchymisten des mittelalterlichen Europa in gar keiner geschichtlichen Verbindung mit den mehr praktischen Chemisten der Ge-

genwart zu stehen. Das Suchen nach dem Alkahest oder allgemeinen Lösungsmittel, nach dem Lebenselixir und dem Stein der Weisen ist so wesentlich von den besonnenern, des Zweckes mehr bewußten und nur das Erreichbare erstrebenden Arbeiten der neueren positiven Chemie verschieden, daß alles Frühere für unsere jetzigen Männer der Wissenschaft wenig Interesse haben würde, wären nicht die alten Scholastiker bei ihrem Jagen nach leeren und unerreichbaren Trugbildern nebenher — freilich zufällig — auf tausend praktische Dinge gestoßen. Bei all' ihren Nachforschungen nach mystischen Dingen gingen sie aus von der festen Grundlage der Natur und fanden in dem Dämmerschein einer Sonne, die noch weit unter ihrem Horizonte war, manche köstliche Perle, die sie zuweilen wieder in eine falsche Richtung fahrte, aber immer für die sonst vergebliche Mühe entschädigte, und jene Mystiker auch heute noch nicht allein vor der Vergessenheit rettet, sondern auch viele von ihnen mit einer höheren Bedeutung umgibt. Sie waren Idealisten, Träumer, aber dabei immer Chemisten, und als solche verdienen sie Anerkennung. Sie arbeiteten mit Wasser und Feuer; sie zersetzten, kochten, destillirten, rösteten, verbrannten, schmolzen, krystallisirten, ließen Fäulungs- und Gährungsprozesse vor sich gehen, — kurz, sie operirten in derselben Weise und mit denselben Körpern, wie wir es noch heute thun. Ererbten und veralteten Anschauungen folgend, wurden sie dennoch die ersten Entdecker der hauptsächlichsten chemischen Grundsätze und Zusammensetzungen. Indem sie versuchten, den Himmel zu erklettern, begannen sie, die Erde zu unterwerfen.

So weit wir über die Polypharmagisten Kenntniß haben, scheinen sie mehr mit ihren pharmakologischen Präparaten, als mit der Erforschung der Panazee sich beschäftigt zu haben, während die wirklich großen Männer unter den Alchymisten, von Roger Bacon bis herab zu Paracelsus, die eifrigsten Untersucher aller chemischen Vorgänge waren, welche sie in den Bereich ihrer Versuche ziehen konnten. Der ursprüngliche Zielpunkt beider aufeinanderfolgenden Schulen, nämlich die Umwandlung und Veredlung der Metalle und die gleichzeitige Erhebung des zerfallenden und kränklichen menschlichen Körpers in den Zustand goldener Gesundheit, tritt zu allen Zeiten deutlich unterscheidbar hervor, und wenn auch die tägliche Beschäftigung und die hochgesinnten Erwartungen der Eingeweihten damit nicht in Einklang standen und ihre Werke durch und durch von einem unverständlichen Wortschwalle erfullt sind, so wurde doch die geistige Klarheit der Führer darum weder verdunkelt noch verschlechtert. Der trotzige, aber wackere und entschiedene Protest des Aureolus Theophrastus Bombastes Paracelsus (alias Hohenheim), wie er sich sonderbar bescheiden selbst nennt, gegen die falsche aristotelische und hypokratische Lehre der Aerzte seiner Zeit brach die Alchymie vollständig zusammen und öffnete der Chemie ihre neue Bahn.*]

*) Eine treffliche Vertheidigung des vielgeschmähten Paracelsus lieferte der deutsche Arzt Joh. Gottfried Radermacher in seiner „Rechtfertigung der von den Gelehrten miß-

Das alte Element verschwand darum nicht gleich; Anhänger desselben, obgleich unbeachtet, weil hinter der Zeit zurück, lebten noch bis zu Ende des letzten Jahrhunderts und selbst heute noch haben wir nicht wenige derselben unter uns, glückliche Leute in ihrer Unwissenheit, allen Fortschritt der Wissenschaft ignorirend. Auf der andern Seite schlugen sehr fleißige und helldenkende Männer den Pfad der Chemie ein und legten sich eifrig auf die Erforschung aller Arten chemischer Stoffe und Wirkungen. Van Helmont begann als Alchymist, (eben nicht im schlechten Sinne des Wortes) und beschloß seine Laufbahn als ein nicht unbedeutender Chemist; der Nachwelt wird er unvergeßlich bleiben als Urheber der Hypothese von der Alles durchdringenden Feuchtigkeit, welche später von Mesmer und Reichenbach weiter ausgearbeitet wurde. Libavius, als Entdecker des rauchenden Zinnchlorids, Kassius, welcher zuerst den rothen Goldniederschlag darstellte, Glauber, mit seinem „wundervollen Salz," der gefühlvolle und doch so prosaische Agrikola, und viele Andere werden immer in dankbarer Erinnerung bleiben. Waren auch die einzelnen Thatsachen, welche ihr Fleiß an's Licht förderte, kaum etwas mehr als ein wirres Chaos von Sachen und Gedanken, so bleiben dieselben für die Zeit, in welcher sie entdeckt wurden, doch immer beachtungs- und denkenswerth. Auch muß man zu ihrem Lobe bemerken, daß gerade sie, obgleich eher gelernte Künstler, als wirkliche Männer der Wissenschaft, nach Kant's Ausdruck „die metaphysische Epoche der Wissenschaft zu einem höheren Grade von Entwickelung führten, nämlich zu jener positiven Methode des Zeitalters eines Descartes und Bacon, zu der experimentalen Beobachtung und auf Thatsachen basirten Schlußfolgerung."

Mit dem Verlassen der unausführbaren Bestrebungen und dem Zurückgehen auf positive Thatsachen mußte die praktische Chemie nun rasch eine bedeutende Ausdehnung gewinnen. An die Stelle des alchymistischen Truggebildes trat eine schnell wachsende Anhäufung einer großen Masse neuen Wissens und eine wahrhaft erstaunliche Anzahl von festen und flüssigen Körpern, von seltsamen Aeußern und Eigenschaften, kam als Alkalien, Säuren, Salze, Kalke, Niederschläge, Sublimate, Essenzen, Oele und Geister zu Tage. Es kann in der That kein Chemist unserer Tage, stände er auch auf einem noch so positiven und noch so wenig spekulativen Standpunkte, selbst nicht ein Rose, unter seinen Platinatiegeln oder ein Plattner mit seinem Blasrohr, den Werth jener, freilich nur vorbereitenden Arbeiten überschätzen, welche in den Zeitraum zwischen der Vergötterung der Alchymie und das Aufkommen der phlogischen Chemie fallen.

---

kannten verstandsrechten Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimärzte, und treue Mittheilung des Ergebnisses einer 25jährigen Erprobung dieser Lehre am Krankenbette" (2 Bände, Berlin, bei Reimer), — ein Buch, das trotz der Geringschätzung, mit welcher es von unsern lieben deutschen Universitätsprofessoren und der großen Mehrzahl unserer Aerzte behandelt wird, einen tiefen, praktischen Werth hat und eine allgemeine Beachtung verdient.

Die neue Wissenschaft, welche sich auf den Trümmern der alten Geheimnißkrämerei erhob, blieb indeß nicht lange bei ihren Anfängen stehen; bald begann mitten unter all den zusammengetragenen Einzelheiten ein wahrer chemischer Grundsatz hervorzuleuchten. Man sah, daß Verbrennung fast allen chemischen Vorgängen zu Grunde lag. Die Erklärung des Brennens von Holz oder Schwefel oder irgend eines andern Körpers, der durch Feuer zerstört oder verändert wurde, mußte in die Masse der chemischen Entdeckungen Licht und Ordnung bringen. Man erfand eine Theorie oder machte vielmehr eine schlecht begründete Voraussetzung, welche die Erscheinung des Feuers verständlich machen sollte, dieselbe aber nicht im Einklang mit der Wirklichkeit erklärte. Mit dieser Hypothese beginnt der zweite Abschnitt der Entwickelung der Chemie. Sie ist allerdings von einem falschen Gesichtspunkte aufgefaßt, aber auf Thatsachen gegründet; darauf beruht ihr ganzer Werth und ihre Anwendbarkeit.

Indem man den Prozeß gewöhnlicher Verbrennung als eine jener großen Thatsachen erkannte, von deren Erkenntniß der Fortschritt der Wissenschaft abhängt, ging man daran, den allgemeinen Begriff der Erscheinung aus allen bekannten Einzelheiten zu entwickeln. Die Metalle werden, wenn in der Luft erhitzt, fast alle in Kalke, Oxyde, kreide- oder ziegelmehlartige Massen verwandelt; ganz dasselbe geschieht beim Verbrennen von Schwefel, Phosphor und andern brennbaren Stoffen. Zinn brennt mit einer der gewöhnlichen Flamme so ähnlichen Gluth, daß dies allein schon den Rest des Geheimnisses errathen ließ. Dadurch theilte sich die Wissenschaft in zwei Theile: in das Studium der Naturkörper vor und nach der Verbrennung. Natürlich schloß dies das Studium der Verbrennung selbst in sich. Unverbrannter Stoff war die Thesis, verbrannter Stoff die Antithesis, der Vorgang selbst die Mesothesis. Der Stoff war so verschieden, als die Natur ihn nur bieten konnte; der Prozeß selbst überall ein und derselbe.

Diese Eintheilung aller bekannten Stoffe in zwei große Klassen, verbrannte und unverbrannte, war für die damalige Zeit sehr wichtig, und in weiterem Sinne ist der Satz heute noch richtig, daß bei weitem der meiste unorganische Stoff (wenn wir das Wort noch brauchen dürfen) brennbar oder Asche (d. h. ein Oxyd) ist. Die Verallgemeinerung der Frage trug wesentlich dazu bei, Ordnung in die damalige Chemie zu bringen; eine durchgreifende Umgestaltung nahm damit ihren Anfang. Aber mit dieser Eintheilung waren die alten Chemisten so wenig zufrieden, wie mit der gefundenen Analogie zwischen metallischen Kalken und Säuren. Ohne Zögern schritten sie zur Erklärung des Feuers selbst, dieses allgemeinen Vermittlers bei allen chemischen Umwandlungen. Weit brauchte man dafür nicht zu suchen: schon Empedokles hatte mehr als vierhundert Jahre vor Christus gesagt, daß Feuer ein feines aber körperliches und materielles Ding sei. Die Polipharmagisten, als nächste Erben, hatten sich wenig

um diesen Ausspruch bekümmert, die Alchymisten schrieben eine Masse darüber, ohne weiteren Nutzen; es war und blieb ihnen nur ein theoretischer Anhaltspunkt; der aufkeimenden Chemie erst sollte jener alte Ausspruch Anlaß zur Vereinigung und zum rascheren Wachsthum werden, indem der alte Feuerstoff der Griechen oder gar der Egypter, das empyrische unter den alten vier Elementen, in der jungen europäischen Wissenschaft unter dem klassischen Namen Phlogiston (Brennstoff) wieder auflebte.

Eine angezündete Kerze brennt nach dieser Theorie, weil sie aus Kerzenstoff und Brennstoff besteht, welcher letztere beim Verbrennen frei und als Flamme sichtbar wird. Der reine dephlogistizirte Kerzenstoff wird dadurch auch allmählig frei; er besteht aber, wie wir jetzt wissen, hauptsächlich aus kohlensaurem Gas und Wasser. Nach der phlogistischen Chemie muß man also Talg auffassen als eine Zusammensetzung von Feuer, Wasser und fixer Luft. Zählte man die Ueberbleibsel nach der Verbrennung, so fand sich Phlogiston oder Feuer, Kohlensäure oder Luft, Feuchtigkeit oder Wasser, und Asche oder Erde — die vier alten Elemente. Die späteren Chemisten haben diese Idee verallgemeinert. Schwefel verbrennt mit blauer Flamme und erstickenden Dämpfen; der Rückstand ist schweflige Säure. Daher lehrten die Phlogistiker, daß Schwefel eine Zusammensetzung von schwefliger Säure und Feuerstoff sei; der letztere entweicht bei der Verbrennung und der dephlogistizirte Schwefel bleibt als schweflige Säure zurück. Phosphor besteht nach derselben Annahme aus einer weißen, zerfließenden Säure und Feuerstoff, beide so lose verbunden, daß schon eine leichte Reibung ihre Trennung, daher Entzündung bewirkt; bei dieser geht der Feuerstoff weg und es bildet sich wieder reine Phosphorsäure. Die Metalle hielt diese Schule ebenfalls für zusammengesetzte Körper, bestehend aus ihrem eignen Kalk (Oxyd) und aus Feuerstoff. Eisen z. B. wäre demnach zusammengesetzt aus Eisenoxyd und Brennstoff; dephlogistizirt, d. h. verbrannt, läßt es nur das erstere übrig.

Körper, welche beim Verbrennen viel Hitze gaben und anscheinend wenig dephlogistizirten Stoff übrig ließen, wie Holz, Kohle und besonders Holzkohle, betrachtete man als überreich an Feuerstoff und hielt sie darum fähig, denselben an andere Körper mitzutheilen. Man wußte längst, daß ein Zusatz von Kohle in irgend einer Form zu Metallerzen und nachherige Erhitzung derselben der beste Weg sei, aus diesen Erzen das regulinische Metall zu erhalten, z. B. Eisen aus dem Eisenstein. Das schien jetzt leicht zu erklären: die Kohle brauchte nur ihren Ueberschuß an das Erz abzugeben und dasselbe entwickelte sofort seine metallische Natur glänzend und vollständig.

Alle Metalle, bis auf Silber und Gold, ließen sich durch Hitze verändern. Daraus schloß man, daß in diesem königlichen Paare der Feuerstoff so fest und innig mit dem Metallkalk verbunden sei, daß Nichts sie zu trennen vermöge. Die Verwandtschaft erschien als so nahe, daß selbst,

wenn man Gold- oder Silberkalk durch Niederschlag aus den Lösungen dieser Metalle herstellte, eine kleine Temperaturerhöhung oder das bloße Zusammenkommen mit einem stark feuerstoffhaltigen Körper hinreichten, um die Theile von Neuem zu verbinden und echtes Gold oder Silber wieder herzustellen.

Wo blieb aber bei all diesen Prozessen der entweichende Feuerstoff? Wohin ging die Flamme? War sie nur eine vorübergehende Erscheinung, oder ließ sich der feurige Stoff nicht ebenso gut auffangen, wie die Säure und das Metall? Die Alten sagten, der Brennstoff gehe geradeswegs hinauf zu jenem endlosen Feuermeere, welches die Atmosphäre in derselben Weise umgeben sollte, wie diese die Erde; dagegen behaupteten die Phlogistiker, der Feuerstoff gehe, wenn er von einem brennbaren Körper frei würde, gleich wieder Verbindungen mit andern, mit der umgebenden Atmosphäre ein, so daß er nur erlöst würde aus seinem Gebundensein, um von der Luft verschlungen zu werden. Daher die Nothwendigkeit der Luft beim Feuer, das als nichts weiter aufgefaßt würde, denn als das augenblickliche Aufflackern des Brennstoffes bei seinem Uebergange von einer Verbindung in die andere. In dieser Auffassung nannte noch Priestley den von ihm entdeckten Sauerstoff „dephlogistizirte Luft," weil er denselben für Luft hielt, welche des durch Verbrennungen aller Art fortwährend in die Atmosphäre ergossenen Brennstoffes beraubt worden.

All diesen hübschen Schlüssen stellte sich ein Umstand entgegen, welcher sie sämmtlich über den Haufen zu werfen drohte und schwer zu beseitigen war. Frühzeitig hatte man (besonders Jean Rey) beobachtet daß gewisse Metalle, z. B. Blei, nach der Verkaltung schwerer waren, als vorher, während sie doch, wenn Brennstoff eine wirklich materielle Substanz war, hätten leichter sein müssen. Blei, also der Voraussetzung nach ein zusammengesetzter Körper, gab den einen seiner Bestandtheile, den Brennstoff, ab und wurde dadurch zu bloßem Bleikalk; aber dieser Bleikalk erwies sich schwerer, als das ursprüngliche Blei. Die Vertheidiger des Phlogiston behaupteten daher, dasselbe besitze die außergewöhnliche Eigenschaft positiver Leichtigkeit, so daß es jeden Körper, mit dem es in Verbindung trat, leichter mache, als derselbe vorher gewesen. Aber indem man auf diese Weise die Frage umging, gerieth man gerade durch die Antwort in eine neue Verlegenheit. Angenommen, das gewöhnliche Gewicht von Blei- oder irgend einem andern Metallkalk würde durch den Zutritt von Feuerstoff vermindert; wie kam es denn, daß zugleich das spezifische Gewicht schwerer wurde? Bleikalk ist verhältnißmäßig leicht, Blei dagegen, welches doch eine Verbindung mit Brennstoff sein sollte, ist ein verhältnißmäßig schweres Metall: ein Kubikzoll Blei wiegt doppelt so viel, als dieselbe Masse Bleikalk. Wenn nun die Feuertheilchen den Kalktheilchen anklebten, so daß dieselben in Blei verwandelt und im Allgemeinen leichter wurden, wie konnten denn diese vergrößerten und leichter gewordenen

Theilchen ein Metall von so viel bedeutenderem spezifischem Gewicht hervorbringen? Die Phlogistiker fanden das bald: die phlogistizirten Theilchen des Kalkes waren nicht vergrößert, sondern nur leichter geworden; die Feuertheilchen klebten nicht gleich Bläschen an jenen, sondern waren leichter geworden, durchdrangen sie und drückten sie zusammen, daß eine größere Anzahl feuerdurchdrungener Kalktheilchen in denselben Raum zusammengedrängt wurde; aus diesem Grunde mußte ja das Metall spezifisch schwerer, aber doch absolut leichter sein, als der Kalk, aus dem es gebildet war.

Unter den Vertheidigern und Verbreitern dieses phlogistischen Irrthums, die aber trotzdem unleugbar die Wege für spätere Entdeckungen öffneten und die raschere Ausbreitung der richtigen Ansichten durch das Systemathisirende, welches die ganze Bewegung mit sich führte, erleichterten, ragen besonders zwei große Geister hervor: Joachim [Becker] von Speier, Leibarzt der Kurfürsten von Mainz und Baiern, und sein Schüler Georg Ernst Stahl, aus Anspach, Leibarzt der Fürsten von Sachsen-Weimar und Preußen. Der Erstere, kühn, wild, trotzig, unbeugsam, trotz vieler Verfolgungen unausgesetzt thätig, Theologe, Politiker, Historiker, Philologe, Mathematiker, Chemiker in einer Person, verwarf die vier früher angenommenen Elemente sammt dem fünften ursprünglichen oder der Quintessenz der Alten, und stellte vier andere Grundstoffe: Feuer, Erde, brennbarer Stoff und Metall auf. Diese Eintheilung ließ sich noch vereinfachen, indem man Feuer (feurige oder unwägbare Körper) als das erste, die Erden, Kalke und Säuren zunächst und brennbare Stoffe (die eigentlichen Metalle sammt den Körpern, welche bei der Verbrennung Säure übrig lassen, wie Schwefel und Phosphor) in die dritte Klasse setzt — eine Anordnung, welche, vom Feuer abgesehen, alle Anerkennung verdient. Stahl, des Vorigen begeisterter Schüler, ein Mann von vielen und tiefen Kenntnissen, eben so hochstehend als Arzt, wie als Chemiker, bildete die Feuerlehre hauptsächlich in systematische Formen aus. Unter seiner Anregung und Leitung betraten eine Reihe von Männern das Gebiet der Chemie, welche sich Alle mehr oder weniger einen ausgezeichneten Ruf in derselben erwarben.

Wir können an dieser Stelle nicht umhin, einen Blick auf einen neuen und wichtigen Theil der Chemie, auf den sogenannten pneumatischen zu werfen, welcher sich mit den luftförmigen Körpern, den Gasen, beschäftigt. Eben die pneumatische Chemie hat nicht wenig zu der großen Entwicklung der Wissenschaft überhaupt in neuerer Zeit beigetragen.

Galileo scheint der Erste gewesen zu sein, welcher eine einigermaßen richtige Idee von der Atmosphäre hatte. In einer Pumpe konnte man das Wasser nicht höher als 32 Fuß treiben. Daß überhaupt Wasser in einem Pumpenrohr aufsteige, wurde durch die leichtfertige Redensart von dem Abscheu der Natur gegen das Leere erklärt. Dieser Satz hielt indeß hier nicht länger Stich; selbst das bewegliche Wasser ging keinen Zoll über den bestimmten Punkt. Man konnte doch nicht sagen, daß die Natur nur vor

einem leeren Raume von etwa dreißig Ellen Höhe sich scheue und um die übrige Leere sich nicht kümmere! Der Entdecker der Trabanten des Jupiter hat auch hier wahrscheinlich das Geheimniß erschaut; gleichwohl war es seinem Schüler Toricelli vorbehalten, seine Vermuthungen durch Versuche zu beweisen und als Wahrheiten auszusprechen, was auch Blasius Padral bestätigte: daß die Luft, obwohl verhältnißmäßig leicht, doch an sich schwer ist, daß sie durch ihr Gewicht das Wasser emportreibt und zwar bis zu einer Höhe, wo das Gewicht der Wassersäule gleich ist einer ebenso dicken Luftsäule.

Zu den Zeiten Van Helmont's, im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, wurden die Arbeiter in deutschen Bergwerken durch giftige, erstickende Dünste und explodirende „Dämpfe" belästigt. Helmont nannte diese unheimlichen Lüfte Geister oder Gase; über ihren wahren Charakter wußte er wenig oder gar nichts. Boyle bemerkte zuerst, daß feste Körper unter gewissen Umständen luftförmige Ausscheidungen von sich gäben, an Dünnheit, Elastizität, Trockenheit und Beständigkeit dem atmosphärischen Gas sehr ähnlich und doch in einer noch unerkannten Weise davon verschieden. Der Schottländer Joseph Black entdeckte endlich die „fixe Luft," (Kohlensäure), die er zuerst beim Verbrennen von Kalk beobachtete und ihre Eigenschaften feststellte. Er wies auch die wunderbare Thatsache nach, daß hier eine Säure, die einzige in der Art bekannte, in luftförmigem Zustande auftrat. Damit lag der Gedanke nicht mehr fern, daß, gleichwie man verschiedene Arten fester und flüssiger Körper kannte, es auch verschiedene Arten von luftigem Stoff geben müsse. Bald nachher gab Priestley eine leichte Methode an, gasförmige Stoffe mittelst eines pneumatischen Apparats aufzufangen und fand selbst neue von der gewöhnlichen Luft unter sich verschiedene Gase im Lauf weniger Jahre aus. Während derselben Zeit hatte Scheele in einer kleinen Stadt Schwedens mit unzureichenden Instrumenten eine Reihe Entdeckungen in derselben Richtung gemacht, und vermehrte die Liste der neuen Gase um einige. Bald stellte Cavendish den Wasserstoff dar, Watt kam auf die Vermuthung, daß Wasser eine Zusammensetzung von zwei Gasen sei, Rutherfurd entdeckte das Nitrogen, Lavoisier beschrieb den schon vor ihm entdeckten Sauerstoff näher und so schien ganz Europa auf die Erkundung der neuerschlossenen Luftgegenden auszugehen. Heute weiß Jeder, daß Gase nur verdampfte Flüssigkeiten sind, welche bei unmeßbar niedriger Temperatur kochen, und daß diese Flüssigkeiten nur andere Formen fester Stoffe sind, welche bei noch niedrigern Temperaturen schmelzen, so daß die Anzahl der luftförmigen Stoffe eben so unabsehbar ist, wie die der festen und flüssigen. Eine Art oder vielmehr eine Mischung von zwei oder dreien wird heutzutage fast in jeder Stadt in großem Maßstabe dargestellt, und von einem Priestley'schen Apparat, wie von einem Herzen aus durch ein System metallischer Adern getrieben, um das Haus des Reichen, die Kammer des Armen und die öffentlichen Hallen

zu erleuchten. Hoffmann's Kohlengeist oder Black's fixe Luft wird von kräftigen Maschinen in Millionen Flaschen Wasser gepreßt, um als Sodawasser den Durstenden zu laben. Unsere Leinen und Baumwollenzeuge bleichen wir mit Chlorgas. Große Ballons füllt man mit dem leichtesten aller Körper, Wasserstoff, damit sie Weise und Narren mit seltener Unparteilichkeit durch die Lüfte tragen. Der Arsenik, welcher in den zersetzten Ueberresten eines Todten verborgen ist, wird durch einen leichten Prozeß mit Hülfe von Wasserstoff nachgewiesen, und den Geschwornen damit der Beweis des Verbrechens vor Augen gelegt. So werden nicht allein die vier bis jetzt bekannten luftförmigen Grundstoffe (Hydrogen, Oxygen, Nitrogen und Chlor, wozu höchst wahrscheinlich auch Fluorine kommen wird), sondern auch eine große Menge gasförmiger Zusammensetzungen dieser Luftarten unter sich und mit andern, festen wie flüssigen Stoffen, auf bestimmte und genaue Weise dargestellt, sondern auch stündlich und täglich in den Fabriken, wie in den Laboratorien von einer Verbindung zur andern geleitet, so daß die praktische Anwendung der pneumatischen Chemie in der That unabsehbar ist.

Aber das größte Resultat der pneumatischen Chemie war weder ihre vielfache praktische Anwendung, noch auch das Licht, welches durch sie in eine Menge natürlicher Vorgänge kam: sie hatte noch bedeutendere Beziehungen zur Wissenschaft, indem sie zu einem großen Wendepunkte in der Geschichte der allgemeinen Chemie wurde. Die bestehenden Theorien erwiesen sich als zu enge; die phlogistische Hypothese und Eintheilung entsprach nicht den nun hervortretenden Anforderungen; der Baum sprengte in seinem Wachsthum die Rinde. Die Chemie wuchs über die alte Regel hinaus und dieselben Entdeckungen, welche durch den Feuerstoff gemacht waren, wendeten sich gegen denselben fast eben so rasch, als sie gemacht waren. Seine eigene Nachkommenschaft kam, diesen Saturn zu verschlingen; seine eigenen Hunde umsprangen den modernen Aktäon, gierig, ihn zu zerreißen; Thales und alle andern Griechen sollten für immer zu Grabe getragen werden. Aber der alte Bursche wehrte sich gut und es ist bemerkenswerth, daß dieselben Leute, welche durch ihre Entdeckungen die revolutionären Bestrebungen hervorgerufen hatten, bei den zusammenbrechenden Fetischen ausharrten bis zum Ende. Weder Cavendish noch Priestley verließen die Sache des Feuers, sondern bestanden, treu zu Empedokles und Stahl haltend, darauf, daß Wasserstoff phlogistizirte und Sauerstoff des Feuerstoffs entledigte Luft sei. Priestley entfloh noch im hohen Alter der ihm über den Kopf wachsenden Bewegung, und schleuderte von Amerika aus zornsprühende Schmähbriefe gegen die Angreifer des Feuerstoffs, nachdem dieser schon längst mit Stumpf und Stiel ausgegraben und im Herbarium der Geschichte niedergelegt war. So sind alte Glaubenslehren: wahre Alraunmännchen, weitverwurzelt in lang zertretenem Boden, wimmernd vor

Schmerz, wenn man sie heraushebt. Cavendish wurde der ganzen Chemie leidig, und wandte sich verstimmt zur Elektrizität.

Die dringende Nothwendigkeit einer neuen und genügenderen Theorie für die Chemie fühlte zunächst Anton Lorenz Lavoisier — und sofort machte er sich deren Entwickelung zur Aufgabe. Durch ein unglückliches Zusammentreffen mitten auf seinem Wege von dem Beile der Guillotine hinweggerafft, hinterließ er in seinen Schülern und in seinen Schriften von seinem kräftigen, energischen, durchgreifenden Geiste genug, um noch nach seinem Tode die Chemie in die höhere Stellung zu erheben, welche ihr gebührte. —

Sonderbarer Weise hing Lavoisier's erstes Auftreten mit der Lehre des Thales zusammen, daß Wasser das erste und ursprüngliche Element aller Dinge sei. Diese Auffassung war nie ganz vollständig aus der Chemie verschwunden, wenn auch das Wasser zu der niedrigeren Würde der Gleichberechtigung mit drei andern Elementen herabgesunken war. Van Helmont hatte in neuerer Zeit den erzeugenden Charakter des Wassers unter besondern chemischen Verhältnissen wieder emporgehoben. Er behauptete, Wasser könne durch langes Kochen in Erde verwandelt werden; eine Meinung, für welche das Experiment zu sprechen schien und welcher auch Becker und Stahl huldigten. Bei dem Letztgenannten bildete der Glaube an weit Wunderbareres, als Feuerstoff und Metallkalk, den Hintergrund der ganzen Chemie; auf diesem dunkeln Gebiete bewegten sich bei ihm einige Schattenbilder, nach Innen auf ein Land der Verheißung deutend, dadurch den Vordergrund nicht trübend, aber dem Ganzen ein unheimliches Licht gebend. Diese Schattenbilder mußten beschworen, ihre Fragen gelöst, und damit die Grenzen chemischer Wissenschaft genau und bestimmt abgesteckt werden. Lavoisier war der Mann, dies zu thun. Er fragte keine Autoritäten, keine vergilbten Bücher, keine phantastischen Hypothesen; er wußte, daß er von diesen keine Antwort erhalten konnte; er fragte die Natur selbst gradezu, ob sich Wasser in Stein verwandeln könne oder nicht, und er fragte in einer Weise, daß er eine deutliche und nicht mißzuverstehende Antwort erhalten mußte. Er nahm ein Gefäß, in welchem Wasser konnte gekocht und der entwickelte Dampf immer wieder in den Kessel zurückgeführt werden, wog es genau, füllte es mit einer bestimmten Gewichtsmenge Wasser, verschloß luftdicht und erhielt das Wasser ununterbrochen kochend für hundert und einen Tag. Nach Ablauf dieser Frist fand sich für das Ganze keine Gewichtsverminderung; der Apparat hatte 17 Gran verloren, das Wasser zeigte einen Rückstand von 20 Gran erdiger Theile. Es war klar, daß die 17 Gran von dem Gefäße in's Wasser übergegangen waren; die übrigen drei Gran schrieb Lavoisier auf Rechnung zufälliger Irrthümer. Aber das wäre doch etwas viel; die drei Gran kamen wahrscheinlicher von dem Wasser, das sie schon vor Beginn des Versuchs in sich aufgelöst enthielt. Für die Hauptsache machte dies nichts aus; es war nachgewiesen,

daß die Erde, welche nach Van Helmont und Becker von dem Wasser erzeugt wurde, von dem irdenen Gefäße herrührte, in welchem das Wasser kochte. Scheele hatte dieselbe Sache in anderer Weise untersucht und dasselbe h rausgebracht; er analysirte die entstanden Erde und fand sie von demselben Stoff, wie der Apparat. Diese Versuche sprachen mit fataler Deutlichkeit; die alten Stützen der Chemie wankten; an die Stelle der alten Trugschlüsse und unbegründeten Hypothesen trat unter den unbarmherzigen Versuchen der Schüler Lavoisier's die Lehre der wirklichen Thatsachen.

Bei diesem Experiment Lavoisier's ist die Anwendung der Wage bemerkenswerth. Nie vorher hatte man sie in der Chemie für solchen Zweck zur Hand genommen; selbst Scheele berücksichtigte bei seiner Analyse blos die Qualität, aber nicht die Quantität des untersuchten Stoffs.

Wie schon gesagt, lehrten die Phlogistiker, daß ein Kalk durch die Verbindung mit Feuerstoff an Gewicht abnehme. Man setzte also voraus, daß jener Hauptagent bei allen chemischen Operationen leichter als nichts sei. Mit der Einführung genauer Wagen war das Schicksal der Phlogisten entschieden, denn schon der Gedanke an die Wage schloß die Grundidee aller positiven Chemie in sich: daß nämlich jeder chemische Vorgang auf ein Gleichgewicht hinauslaufe. Wenn 100 Gran, Unzen oder Pfund irgend eines Stoffs verbrannt, destillirt oder durch irgend einen chemischen Prozeß verändert werden, müssen nachher 100 Gran, Unzen oder Pfund Stoff immer wieder da sein. Wenn 100 Gewichtstheile Holz verbrannt werden, müssen sich in der Asche, dem Wasser, der Kohlensäure, alles in allem, die 100 Gewichtstheile wieder zusammenfinden, denn in dem Haushalte der Natur geht nichts verloren. Das Gewicht ist unveränderlich; daher war der Gegensatz, die Aufhebung der Schwere, wie sie beim Feuerstoff angenommen wurde, von vornherein absurd, ein relativer Ausdruck statt eines wirklichen Begriffs.

Mit der Wage in der Hand schritt die Chemie nun rasch vorwärts. Schon 1772 erklärte Lavoisier, daß das vermehrte Gewicht der durch Verbrennung erzeugten schwefligen und Phosphorsäure von der Aufnahme einer Quantität Luft komme, daß dasselbe bei den Metallen der Fall sei, was er beweisen könne. Wenn man irgend einen metallischen Kalk mit Kohle in einem verschlossenen Gefäß erhitze, z. B. Bleiglätte, so erscheine mit dem Metall die vorher an dasselbe gebunden gewesene Luft, lasse sich auffangen und abwägen.

Anfangs begriff kein Mensch die Wichtigkeit dieser Entdeckung bis auf den Entdecker selbst. Eilf Jahre später erst erklärte er öffentlich dem Feuerstoff den Krieg, und nun erkannte bald alle Welt die Richtigkeit seiner Behauptungen, und die Chemie trat in ein neues, fruchtbares Stadium.

Sauerstoff war schon von Priestley entdeckt; Lavoisier wies nach, daß

der Sauerstoff der atmosphärischen Luft beim Verbrennen gebunden würde, so daß also Quecksilberkalk aus Quecksilber und Sauerstoff bestand. Er nahm eine bekannte Gewichtsmenge von Quecksilberoxyd, trieb den Sauerstoff durch Hitze aus, aber so, daß er sowohl das Quecksilber, wie das Gas auffangen konnte. Dann ließ er beide sich wieder vereinigen und erhielt das Oxyd mit seinem ursprünglichen Gewicht wieder. Das war ein klarer Beweis, daß das angewandte Quecksilberoxyd außer Quecksilber und Sauerstoff keine wägbare Bestandtheile in sich hatte. Damit konnte nicht länger die Rede davon sein, daß Quecksilber eine Zusammensetzung von Quecksilberkalk und Feuerstoff sei. Der Nachweis, daß auch die Summe des Gewichts des Quecksilbers und des Sauerstoffs, wie man beide aus einer bestimmten Menge Quecksilberoxyd erhielt, vollständig gleich sei dem Gewichte des letzteren, machte den ganzen Beweis vollständig. Was aber beim Quecksilber über allen Widerspruch hinaus entschieden war, mußte auch für alle anderen Metalle und anderen Kalke (Oxyde) gelten.

Die weiteren Resultate dieser wahrhaft großen Entdeckung, welche die alte Hypothese des Feuerstoffs für immer in die Rumpelkammer verwies und der neueren Chemie eine feste und dauernde Grundlage gab, lassen sich kurz in folgenden Sätzen zusammenfassen.

Wasser ist nicht der Grundstoff aller Dinge, auch nicht das höchste von vier Elementen; es ist überhaupt gar kein Element, sondern eine Verbindung von zwei einfachen Stoffen: Sauerstoff und Wasserstoff.

Die atmosphärische Luft ist eben so wenig ein Urstoff, als das Wasser, ist vielmehr nur ein mechanisches Gemisch von (meistentheils) 20 Theilen Sauerstoff und 80 Theilen Stickstoff, gewöhnlich durch eine wechselnde Menge Wasserdunst feucht erhalten. Auch enthält sie etwas (ungefähr 4 Theile in 1000) Kohlensäure und Spuren von Ammonium, Kohlenwasserstoff u. s. w.

Die Erde ferner, das dritte unter den vier alten Elementen, ist das Ergebniß der Verbindung, Mischung und Nebeneinanderlagerung von einigen 17 Metallen (so viele kannte man nur bis auf Humphrey Davis; jetzt haben wir 22), 16 nicht metallischen Körpern, 5 Erden, 2 Alkalien und den drei atmosphärischen Gasen. Unter all diesen Körpern ist Sauerstoff der wichtigste, weil er die meisten Verbindungen eingeht.

Feuerstoff gibt es nicht.*] Verbrennen heißt Sauerstoff aufnehmen; auch das Athmen der Thiere, das Wachsen der Pflanzen sind in jüngster Zeit als Verbrennungsprozesse anerkannt.

Chemische Verwandtschaft ist dasselbe mit chemischer Anziehungskraft

---

*) Black und Lavoisier fielen hier, indem sie einen Fehler verbesserten, in einen andern, eben so groben durch Aufstellung eines unwägbaren, weder hör-, sicht-, schmeck-, noch riechbaren, auch gar nicht allein darzustellenden Wärmestoffs, eines ähnlichen Lichtstoffs u. s. w.

und entwickelt sich nur zwischen verschiedenen Stoffen. Die Theilchen desselben Stoffes bleiben vereinigt durch natürlichen Zusammenhang (eine unverständliche, unlogische, nichtssagende Umschreibung, welche über kurz oder lang aus der Chemie verschwinden muß.)

Ein chemischer Grundstoff ist ein Körper, der sich nicht weiter zerlegen läßt. Bis jetzt kennen wir 63 derartige Körper. Wir nennen sie einfach, weil wir kein Mittel haben, sie zu analysiren; aus allen Veränderungen, denen wir sie unterwerfen, geht immer wieder derselbe Stoff hervor. Damit ist nicht gesagt, daß die Anzahl feststehe; es mögen noch manche Dinge hinzukommen; es werden vielleicht auch viele dieser Elemente durch einen glücklichen Wurf einmal enträthselt, als Zusammensetzung erkannt und so die Zahl der wirklich einfachen Körper auf einige wenige zurückgeführt.

Eine andere wichtige, aber noch unbeantwortete Frage ist: was ist eigentlich die innere Natur dieser einfachen Körper. Die Wissenschaft wirft die Frage auf; vielleicht ist die Natur bereit, die Antwort zu geben, nur wissen wir nicht, mit welchem Zaubermittel wir die verschlossene Thür öffnen sollen, um den Schatz zu heben. Es ist noch möglich genug, daß alle diese Körper weit von Einfachheit, Unzerlegbarkeit entfernt sind, daß sie alle gleichermaßen zusammengesetzt sind. Der Nachweis für einen würde alle erklären. Wer hat den Schlüssel?

H.

Was ist Bildung?

Einer unserer Freunde legte uns die obige Frage vor und wir glauben, daß Manche unserer Leser gern eine Beantwortung desselben hören. Denn uberall spricht man von Bildung, und es mag ein Zeichen von der Bildung des jetzt lebenden Menschengeschlechtes sein, daß man großen Werth auf diese Eigenschaft legt, und in derselben den höchsten Stolz des Mannes und die schönste Zierde der Frauen findet. Nächst dem Gelde, — denn das Geld ist doch immer das Erste und Nächste in dieser traurigen Zeit — wird nichts so eifrig gewünscht, als Bildung; ohne Anspruch auf Bildung kann man keinen Anspruch auf die allgemeine Achtung und Anerkennung machen, und selbst Derjenige, welcher die Bildung entbehrt und verachtet, gibt sich vor der Welt den Schein und die Schminke derselben. So allgemein verbreitet, so populär, wie dieses Wort auch ist, so verschiedene Auffassungen und Vorstellungen sind damit verbunden, und es ist schwer, einen Begriff, in dem so viele Eigenschaften und Bestimmungen enthalten sind, in einer einfachen Definition zusammenzufassen. Wenn wir diesen Begriff

einer Analyse unterwerfen, so finden wir zunächst, daß die Bildung keine absolute und unveränderliche Eigenschaft ist, sondern von dem Charakter der Gesellschaft und Zeitepoche abhängt. Die Bildung des vorigen Jahrhunderts war eine andere, als die des jetzigen, und was man in Paris unter Bildung versteht, möchte wohl den Anforderungen nicht genügen, welche man in London an einen gebildeten Menschen zu stellen pflegt. Die Bildung ist, wie die Moral, das Resultat der historischen Entwickelung eines Volkes; während die Moral der äußere Abdruck dieser Entwickelungsstufe ist, sehen wir in der Bildung den innern Kern derselben; die Moral ist gewissermaßen die dogmatische Versteinerung einer historischen Entwickelungsstufe, während die Bildung der innere Hebel und Leiter derselben ist. Moral und Bildung verhalten sich also zu einander, wie Ursache und Wirkung, und man kann in keinem Falle von Moralität sprechen, wo keine gründliche und allgemeine Bildung vorhanden ist.

So verschiedene Phasen wir auch in der menschlichen Bildungsgeschichte finden, so sehen wir doch immer eine gewisse Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit der Bildung, welche uns vielleicht erlaubt, eine allgemeine Erklärung dieses Wortes zu geben. Wenn wir den Begriff „Bildung" in seinen allgemeinsten Umrissen definiren wollen, so können wir ihn das gleichmäßige und harmonische Verhältniß zwischen dem einzelnen Menschen und der menschlichen Gesellschaft nennen. Bildung ist nur dann vorhanden, wenn der Einzelmensch in Zusammenhang und Uebereinstimmung mit der Menschheit lebt, wenn die großen Ideen, welche die Völker und das Jahrhundert bewegen, in dem Herzen und Kopfe des Individuums ein Echo finden, wenn das Individuum an der allgemeinen Intelligenz, welche durch ein Volk und ein Zeitalter, durch dessen Literatur, Kunst, Politik u. s. w. repräsentirt wird, Theil nimmt. Um hierzu in den Stand gesetzt zu werden, sind Kenntnisse nothwendig. Die ersten und elementarsten Kenntnisse, welche der Bildung als Grundlage dienen, sind die Mittel der Aeußerung und Verständigung, der Gebrauch der Sprache in Wort und Schrift. Ohne Kenntniß der Sprache in Wort und Schrift kann man gar nicht von Bildung reden; hier liegt die erste Vorbedingung zur Erlangung weiterer Kenntnisse und zur allgemeinen Bildung. Dieses Bedürfniß bezieht sich zunächst auf die Muttersprache, ferner aber auch auf diejenige Sprache oder Sprachen, welche die herrschenden, die vorzugsweise in der Literatur und Gesellschaft gebräuchlichen Sprachen des Zeitalters sind, wie z. B. die griechische Sprache in Rom zu den Zeiten Cicero's, die französische Sprache in Deutschland zu den Zeiten Friedrich's des Großen, die lateinische Sprache im Mittelalter u. s. w. war. Mit diesen Sprachkenntnissen hat man, wenn auch noch nicht die Bildung selbst, doch die Mittel zu ihrer Erlangung gewonnen; man kann verstehen und sich verständlich machen. Um keine isolirte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen, muß man die Zustände derselben kennen ler-

nen. Nächst der Sprache ist die Literatur die Hauptquelle der Bildung, dann folgt die Geschichte, die Politik, die moralischen und socialen Zustände des Landes. Immer mehr und mehr prägt sich in dem sich bildenden Menschen das Bild des Volkes und der Menschheit ab. Er tritt aus seiner isolirten Stellung in einen bürgerlichen Beruf, und in diesem Berufe erst erfüllt er vollständig die Pflichten eines gebildeten Mannes. Der Beruf ist die Erfüllung der Bildung, und ohne sich einem bestimmten, der Gesellschaft nützlichen Berufe zu widmen, ist man nicht im eigentlichen Sinne des Wortes ein gebildeter Mensch zu nennen. Aber mit dem Berufe allein ist es noch nicht gethan; es gibt noch viele andere Pflichten, welche den Menschen mit der Menschheit verbinden.

Es gibt eine gesellschaftliche Bildung, welche, nach Göthe, darin besteht, daß man sich auf den Durchschnittspunkt der Bildung der Gesellschaft stellt, in der man sich bewegt. Zur gesellschaftlichen Bildung gehört also eine große Bescheidenheit, welche nicht duldet, daß man seinen Mitmenschen gegenüber eine Ueberlegenheit an den Tag lege. Selbst wenn dieselbe wirklich existirt, wird der gebildete Mensch immer suchen, sie zu mildern und zu verbergen. Arroganz und Selbstüberschätzung verräth immer einen Mangel an Bildung. Die gesellschaftliche Bildung stellt Harmonie und Gleichheit in dem geselligen Leben her; sie nivellirt die Schroffheiten der Persönlichkeiten; sie stellt das individuelle Belieben unter eine allgemeine Controle und ist eine nützliche Garantie gegen die Uebergriffe der Temperamente und Leidenschaften. Die gesellschaftliche Bildung ist eine Sache der Convenienz; sie erfordert, daß man die Sitten und Gebräuche der großen Menge theile; sie opfert sogar der Mode und der Gewohnheit, aber dennoch kann man nicht sagen, daß man sie ungestraft vernachlässigen und verachten dürfe. Die sogenannten Sonderlinge, welche es lieben, in den Kleinigkeiten der Mode und der Gewohnheit von ihren Nebenmenschen abzuweichen, verrathen gewöhnlich nicht nur einen Mangel an gesellschaftlicher, sondern an jeglicher Bildung, und sind um so weniger selbstdenkende und selbstständige Menschen, je mehr sie sich in Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten vor Andern auszuzeichnen suchen. Allerdings, die gesellschaftliche Bildung — und diese meint man gewöhnlich, wenn man von Bildung spricht, — ist eine blos formelle Bildung, und es ist noch kein großer Schritt damit gethan, wenn man sie erworben hat. Die Vervollständigung und Erweiterung der gesellschaftlichen ist die politische Bildung. Wir verstehen darunter nicht das Nachplappern der Zeitungsphrasen und Stumpredner, noch das Kannegießern in Wirthshäusern, sondern eine lebendige und thätige Theilnahme an den öffentlichen Zuständen und Interessen. Ein gebildeter Mensch, der sich nicht um Politik bekümmert, ist nicht zu denken, und wenn er auch alle Philosophien der Welt studirt hätte. Politische Bildung ist eben nichts Anderes, als Liebe und Streben zur Freiheit. Nur ein freier Mann kann auf den Namen

eines Gebildeten Anspruch machen, denn nur er steht im Zusammenhang mit der Menschheit und den großen Interessen derselben. Ein Mann, der in Europa gleichgültig gegen Despotie und Militärherrschaft ist, oder der in Amerika den Uebergriffen der Sklaverei indifferent zusieht, beweist eine vollständige Abwesenheit von Bildung, wie von Charakter. Bildung und Freiheit sind Begriffe, welche in Wechselwirkung miteinander stehen; Jedes ist Bedingung und Resultat, Ursache und Wirkung des andern. Eine tüchtige politische Bildung, welche auch immer mit einem freisinnigen politischen Streben verbunden sein wird, ist das beste Mittel gegen die Krankheiten der öffentlichen Meinung, gegen Inconsequenz, Fanatismus, Intoleranz und alle jene Mängel, welche namentlich in Amerika so oft und auf so gefährliche Weise das politische Leben trüben. Freilich, wir dürfen nicht verhehlen, daß in Amerika nicht viel politische Bildung verbreitet ist, und daß das Vorurtheil mehr Macht in der Politik hat, als die Einsicht. Die politischen Verhältnisse dieses Landes sind aus dem Grunde sehr interessant, weil man den Zusammenhang zwischen Bildung und Freiheit bei vielen Veranlassungen auf das Deutlichste nachweisen kann. Jedes inkonstitutionelle Gesetz, jede unrepublikanische Maßregel, jeder übertriebene Zwang, jeder Despotismus der öffentlichen Meinung hat seinen Grund in dem Mangel an politischer Bildung, und kann in jedem einzelnen Falle darauf zurückgeführt werden; wir brauchen nur an die Temperenzgesetze und die nativistischen Bewegungen zu erinnern, welche nicht so sehr die Produkte des bösen Willens, als der mangelnden Erkenntniß sind. Um die politische Freiheit zu stärken, muß man die politische Bildung verbreiten, und die dazu bestimmten Organe sind die Zeitungen. Die eigentliche Aufgabe der Presse besteht deshalb nicht darin, für diese oder jene Partei Propaganda zu machen, sondern Kenntnisse aus dem Gebiete der politischen Wissenschaften, des Staatsrechtes, der Nationalökonomie u. s. w. mitzutheilen, die Erfahrungen der Geschichte und die Ideen der Philosophie auf die Politik anzuwenden, die Tagesfragen ohne Leidenschaft von einem übersichtlichen, unparteiischen Standpunkte mitzutheilen; mit einem Worte: politische Bildung zu verbreiten. Aber leider verursachen die meisten Zeitungen mehr Verwirrung, wie Aufklärung, und nehmen das freie Urtheil des Lesers vorweg in Beschlag, anstatt dasselbe gegen Vorurtheile und Einseitigkeiten zu schützen.

Literarische Bildung ist als der Schlüssel und der Weg zu jeder andern Bildung zu betrachten. Sie ist die Quelle des guten Geschmackes; sie befähigt zu dem Genusse der Meisterwerke der Literatur und zum Verständnisse ihrer Schönheiten und Reichthümer; der Nutzen, den sie mit sich bringt, ist kaum so groß wie das Vergnügen, welches aus ihr entspringt. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß die literarische Bildung überall emsig gesucht wird, und daß man in den einigermaßen unterrichteten Kreisen der Gesellschaft eine allgemeine Bekanntschaft mit der Literatur

nicht vermißt. Allerdings bezieht sich diese Bekanntschaft vorzugsweise auf die schöne Literatur, mit welchem Beinamen man die gewöhnliche Unterhaltungs-Literatur, die Werke der Dichter höhern und niederen Grades, von dem tragischen Dichter bis zum Feuilletonisten und dem Novellenschreiber herunter bezeichnet. Es ist nicht zu verkennen, daß diese rein belletristische Bildung an der Oberflächlichkeit leidet, mit welcher die sogenannte schöne Literatur selbst behaftet ist, und daß dieselbe, wenn sie, wie es oft geschieht, mit Selbstgefälligkeit und Eitelkeit verbunden ist, einen unangenehmen und lächerlichen Eindruck macht. Die Seichtigkeit der Romanliteratur nimmt die Theilnahme des Publikums in einem zu großen Maßstabe in Anspruch, und spiegelt sich zu häufig in geselligen und literarischen Kreisen ab. So angenehm es auch ist, mit einem belesenen Menschen zu sprechen und die Gedanken unserer großen Philosophen und Dichter in die Unterhaltung zu mischen: so widerwärtig ist es aber auch, einen Menschen zu sehen, der die Wüste seines Geistes mit fremden Blumen schmücken will, die darin verdorren und absterben. Belesenheit steht nur einem Manne mit selbstständigem Denken gut und je mehr Originalität ein Mann hat, desto mehr Vortheil wird er von dieser Belesenheit ziehen.

In neuerer Zeit hat die belletristische Literatur eine höhere Tendenz und einen weitern Umfang gewonnen und diese Verbesserung macht sich jetzt schon im literarischen Geschmack geltend. Die Naturwissenschaften, einzelne Zweige der Philosophie, haben sich in die Belletristik und die Journalistik gemischt, und unsere großen Classiker werden jeden Tag mehr den Massen des Volkes vertrauter. In Amerika ist dieser Fortschritt vielleicht noch stärker zu bemerken, als in Europa, und darauf sind die schönsten Hoffnungen für die literarische Bildung der Zukunft zu gründen.

Wenn man nun fragt, welche Kenntnisse und Eigenschaften Derjenige haben muß, welcher Anspruch auf literarische Bildung machen will, so glauben wir, daß er alle diejenigen Werke kennen und verstehen muß, welche in der Geschichte der Literatur epochemachend sind, welche den allgemeinen Typus einer Nationalliteratur bilden, die eine hervorragende Stufe der literarischen Entwicklung bezeichnen. Er muß die hauptsächlichsten Schriften der Griechen und Römer der Form und dem Inhalte nach, wenn es auch nur in Uebersetzung ist, kennen und verstehen; dies wird mit dem Namen „klassischer Bildung" bezeichnet. Die Blüthezeit der mittelalterlichen Poesie in Deutschland, Italien, Spanien, die klassische Literatur in Frankreich, England und Deutschland, mit den Heroen Corneille, Shakespeare, Göthe u. s. w., endlich die moderne Literatur mit ihren romantischen Auswüchsen: Alles dies fällt in den Bereich derjenigen literarischen Kenntnisse, welche jedes gebildeten Menschen Eigenthum sein müssen. Um literarische Bildung zu haben, ist es nicht gerade nothwendig, den Staub der Bibliotheken verschluckt und mit Herrn Gervinus 30,000 Bände durchgelesen, noch alle Neuigkeiten, welche die Presse verlassen, brühwarm verschluckt zu ha-

ben; im Gegentheil, grade Derjenige gewinnt sich eine tüchtige literarische Bildung, welcher mit Auswahl liest und mehr die Schönheit der Form, als die Fülle des Stoffs berücksichtigt. Ohne gerade Kritiker zu sein und die Schönheiten der Literatur auf dem Secirtische zu zerschneiden, muß der Mann von literarischer Bildung doch guten Geschmack haben und dieser Geschmack ist ebenso gut eine Sache des Empfindens, wie des Denkens, des Herzens, wie des Kopfes. Deshalb wird auch in den meisten Fällen mit der literarischen eine künstlerische Bildung verbunden sein; beide gehören zusammen, unterstützen und nähren sich gegenseitig und bilden jenen Adel der Seele und des Geistes, welcher die höchste Anmuth und Würde des Lebens bildet. Die künstlerische Bildung besteht in der Fähigkeit, die Produkte der Kunst zu verstehen und sich an ihnen zu freuen. Es ist dazu nicht gerade nothwendig, daß man ein Künstler und ein Kunstkritiker sei, obgleich irgend eine künstlerische Fertigkeit die Erlangung der künstlerischen Bildung sehr erleichtert. Man muß nur ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Kunst und so viel Kenntnisse und Urtheil darüber haben, daß man nicht, wie die Kinder, beim bloßen Bewundern stehen bleibt, sondern daß man doch auch im Allgemeinen weiß, worüber man sich freut und wodurch das ästhetische Vergnügen hervorgebracht wird. Ob man ein Kunstwerk begreifen muß, um es schön zu finden, dies ist freilich eine schwierige Frage, denn der künstlerische Genuß ist so unmittelbar und instinktiv, die durch die Kunst hervorgebrachten Eindrücke sind von so dämonischer Gewalt, daß die Reflexion und die Kritik nachhinkt und zu spät kommt. Es beweist wenig Verständniß der Kunst, wenig Fähigkeit zu künstlerischen Genüssen, wenn man sich beim Anhören oder Anschauen eines Kunstwerkes gleich auf den Richterstuhl setzt und sein Urtheil zum Besten gibt; wenn man ein solches Benehmen im Theater, in Concertsälen oder Gemäldegallerien sieht, so kann man in der Regel vermuthen, daß mehr Eigendünkel, wie wirklich künstlerische Bildung vorhanden ist. Um ein Kunstwerk vollständig genießen zu können, um eine reine und aufrichtige Freude dabei zu empfinden, muß man denken; man muß die Gesetze der Kunst kennen und man wird die höchste Befriedigung dann fühlen, wenn man die Gesetze der Kunst in dem Kunstwerk befolgt findet. Nehmen wir z. B., um ein Kunstwerk von höchster Bedeutung und Vollkommenheit zu wählen, eine Tragödie von Sophokles, Emilia Galotti von Lessing oder die Iphigenie von Göthe. Wodurch wird das Vergnügen, welches wir beim Hören oder Lesen dieser Stücke empfinden, hervorgebracht? Hauptsächlich durch die Einsicht in die innere Nothwendigkeit, mit welcher sich die ganze Handlung bewegt, in den regelmäßigen, organischen Bau des ganzen Drama's, in welchem nichts überflüssig oder fremd ist, wo kein Zufall und keine Willkür waltet, und jeder Ursache ihre Wirkung nachfolgt. Diese Einsicht wird nur durch das Studium der Gesetze der Kunst erworben, und ohne daß man mit den Gesetzen der Kunst vertraut ist, wird man weder auf künstlerische Bildung Anspruch ma-

chen können, noch zu künstlerischen Genüssen fähig sein. Am besten lernt man die Gesetze der Kunst durch die Kunst selbst kennen, durch die Bekanntschaft mit regelmäßig gearbeiteten, klassischen Kunstwerken, denen ein durchsichtiger, verständlicher Plan zu Grunde liegt. Wer sich also eine künstlerische Bildung verschaffen will, der wende sich an die klassische Musik und Literatur, an die antike Kunst, nicht aber an die moderne verschwommene und verduselte Romantik in Tönen, Farben und Worten. Dieser Rath ist namentlich in Amerika zu befolgen, da hier in Amerika so wenig Gelegenheit ist, sich eine künstlerische Bildung zu erwerben, daß man ausnahmsweise und seltene Mittel zu künstlerischen Genüssen nicht auf schlechte, geschmackverderbende Sachen wenden sollte. Nur selten fällt ein Lichtstrahl aus dem Himmel der Kunst in dieses öde Leben, und deshalb sollte derselbe doch zu etwas Besserem gebraucht werden, als um Kotzebue's Trivialitäten oder die Sentimentalitäten der italienischen Oper zu illustriren. Es ist überhaupt noch wenig künstlerische Bildung in Amerika vorhanden; es scheint unter den Amerikanern selbst die Anlage dazu zu fehlen. Die rohesten Hanswurstiaden, die gemeinsten Negerfarcen überschwemmen das Theater und finden die Billigung des Publikums, welches sich dadurch als ein rohes und gemeines Publikum charakterisirt. Mögen unsere deutschen Musik- und Gesangvereine, Theatervereine u. s. w. doch wenigstens einigermaßen die Erinnerung an Kunst und Poesie aufrecht halten!

Der höchste Gipfel der Bildung ist die wissenschaftliche Bildung. Wir verstehen darunter nicht die Kenntniß dieser oder jener Wissenschaft; wir glauben nicht, daß der Besuch der Universitäten Anspruch auf wissenschaftliche Bildung gebe; wir finden dieselbe nicht so sehr in positiven Kenntnissen, als in der wissenschaftlichen Methode des Erkennens. Wer sich bemüht, alle Thatsachen, die in das Bereich der Beurtheilung treten, von einem übersichtlichen Standpunkte aus und im Zusammenhange zu betrachten, wer die Welt als einen „Kosmos" erkennt, in welchem nichts isolirt ist, sondern alle Verhältnisse miteinander in Wechselwirkung stehen; wer niemals eine Frage nur von einer Seite auffaßt, sondern alle Bestimmungen derselben zusammenhält: der kann Anspruch auf wissenschaftliche Bildung machen und von einem solchen Manne wird man wissenschaftliche Urtheile hören. Es ist ein großer Unterschied zwischen Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit; die letztere ist die Anhäufung von Kenntnissen, die erstere die Vereinigung derselben zu einem organischen Ganzen, in welchem eine Kenntniß die andere unterstützt, ein Wissen das andere erleichtert. Die Wissenschaft muß die Ordnung, Klarheit und Harmonie besitzen, welche in der Welt, die sie begreifen will, selbst liegt: sie bringt die Vernunft, die der Welt selbst innewohnt, nur zum Bewußtsein. In diesem Sinne sagt der Philosoph: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig;" und man kann diesen Satz getrost als den Anfang aller wissenschaftlichen Erkenntniß und Bildung hinstellen. Die Einsicht in die Nothwendigkeit und

Vernünftigkeit dessen, was ist, in den organischen Zusammenhang zwischen allen Dingen, in das Verhältniß der Wechselwirkung, in welchem alle Thatsachen der Natur und Geschichte miteinander stehen: diese Einsicht unterscheidet den wissenschaftlichen Menschen von dem unwissenschaftlichen, welcher jede Erscheinung des Lebens isolirt und abstrakt betrachtet, und sich deshalb immer in Widersprüche und Inkonsequenzen verwickelt. Zwei große Kreise der wissenschaftlichen Erkenntniß bieten sich dem Menschen dar, die Naturwissenschaften und die Philosophie; beide bemühen sich, Ordnung in das Chaos der Dinge und Ereignisse zu bringen, und aus dem Wuste der Thatsachen den schönen, harmonischen Kosmos zu bilden. Was die Philosophie bisher theoretisch versuchte, in allen Dingen die innere Nothwendigkeit zu beweisen, das haben die Naturwissenschaften, die in diesem Jahrhundert einen so großen Aufschwung genommen haben, praktisch durchgeführt; die Theorie der Zweckmäßigkeit, die Teleologie, ist aus den Naturwissenschaften fast gänzlich verbannt, und die Theorie der Nothwendigkeit, die sicherste Führerin auf wissenschaftlichem, wie auf ethischem Gebiete, an die Stelle getreten. Diese Einsicht in die innere Nothwendigkeit alles Dessen, was ist und geschieht, schenkt nicht nur dem Geiste Klarheit und Helle, sondern auch dem Gemüthe Ruhe und dem Charakter Festigkeit; sie gibt dem Menschen einen Halt gegen die wechselnden Erscheinungen des Lebens und zeigt ihm Dauer im Wechsel, Bleibendes im Vergänglichen, Leben im Tod Durch sie wird dem Menschen der „Kreislauf des Lebens" enthüllt, welches sich unaufhörlich neu gebiert und neu verzehrt; dieses wunderbare Phänomen, das sich in der natürlichen, wie in der moralischen Welt immer wiederholt, und welches trotz des unaufhörlichen Wechsels der Erscheinungen und Zustände die Welt doch immer wieder in das alte Geleise zurückführt. Diese wissenschaftliche, oder besser gesagt, philosophische Bildung ist der Schlüssel zu allen positiven Wissenschaften, zu allen theoretischen und praktischen Berufswissenschaften; sie ist die Lebensluft, in welcher die Civilisation dieses Jahrhunderts athmet.

Diese verschiedenen Stufen der Bildung, welche wir hier aufgeführt haben, bilden zusammen ein Ganzes, eine universelle, vollständige Bildung des Kopfes, wie des Herzens, der Gedanken, wie der Empfindungen, des Erkenntnißvermögens, wie des Charakters. Diese Bildung macht den Menschen zu dem, was die Griechen „einen schönen und guten Mann" nannten, einen Mann, dessen Vernunft, Gefühl und Willen mit einander im Zusammenhange steht, einen Mann, der in Uebereinstimmung mit sich und der Welt ist. Die Bildung ist eine dauernde, zuverlässige Garantie des menschlichen Glückes; sie ist die Schönheit des Geistes, welche über alle Gedanken, Handlungen und Empfindungen des Menschen ihr Licht ausgießt. Sie bildet die Brücke, welche den Menschen von dem Standpunkte der Naturbestimmtheit in das Reich der Freiheit und Selbstbestimmung führt, die ihn aus seinem isolirten Zustande erhebt und ihn zum Gliede der

Menschheit, zum Träger der Humanität und Civilisation macht. Der Weg ist lang von der ersten Erziehung des Kindes bis zur letzten und höchsten Forderung der Wissenschaft: „erkenne dich selbst!"; aber am Rande dieses Weges blühen die schönsten Blumen des geselligen Vergnügens, des künstlerischen Genusses, der reinen und unverfälschten Erkenntniß.

Kunst und Religion.

„In Wahrheit konnte das christliche Kunstideal sich als fixe Idee, als Gebilde eines Fieberparoxismus kund geben; weil es eben außerhalb der Natur Ziel und Zweck hernahm und daher seine Verneinung, sein Ende in dieser Natur finden mußte. Die menschliche Kunst der Zukunft wird, in dem ewig frisch und kräftig grünenden Boden der Natur festwurzelnd, von da aus zu den ungeahntesten Höhen sich erheben, denn ihr Wachsthum geht von unten nach oben, wie das des Baumes aus der Erde in die Lüfte, von der Natur des Menschen in den weiten Geist der Menschheit."

Richard Wagner. (Kunst u. Revolution.)

Kunst und Religion, sagt man, sind zwei Schwestern. Wenn dies wahr ist, so ist die Kunst bisher das Aschenbrödel gewesen, welches der herrischen Schwester als Magd dienen mußte. Die Kunst durfte die der Religion geweihten Tempel ausschmücken; sie durfte an der Schwelle der religiösen Mysterien knieen; sie durfte ihren Reiz und ihren Zauber hergeben, um die Heiligen der Kirche zu zieren; aber selbst kam sie nicht zur Anerkennung; für sie war der Weihrauch der Priester und die Gebete der gläubigen Menge nicht. Die Kunst hat der Religion und besonders dem Christenthum unendlich genützt; aber die Religion vergalt nicht Gleiches mit Gleichem; sie war noch unter allen Umständen und zu allen Zeiten undankbar, und ihre Verbindung mit der Kunst war der letzteren noch immer schädlich. Wo irgend nur die Kunst zu ihrem wahren Ausdrucke kam, wo sie sich in ihrer ganzen Würde und Schönheit zeigte, da hatte sie sich von der Verbindung mit der Religion losgesagt; da trat sie frei und selbstständig auf. So war die griechische Kunst ihren Hauptwerken, wie ihrem ganzen Charakter nach von religiösen Einflüssen unabhängig, und so innig auch die Verbindung von griechischer Kunst und Religion war, so benutzte die Kunst mehr die Motive der Religion, als daß sie sich den Zwecken derselben gefügt

hätte. Schon die Architektur der griechischen Tempel zeigt diese Selbstständigkeit der Kunst; frei und offen, daß das Tageslicht und der Frühlingswind aus- und einströmen konnte, stand die Akropolis da; keine Wände, nur Säulenhallen umgaben den Tempel; da waren keine versteckte Kapellen, kein „Allerheiligstes“ und der ganze Apparat religiöser Mysterien; die Kunst, deren Reich die Oeffentlichkeit ist, hatte der Religion, deren Terrain das Geheimniß, das Wunder, das Mysterium ist, keine Conzessionen gemacht. Sieht man die antiken Bildsäulen, diese Statuen der Pallas, des Jupiter, des Apollo, der Aphrodite; so findet man nichts Vergöttertes und Verhimmeltes, keinen Heiligenschein und Märtyrerkronen, nichts Uebernatürliches und Uebersinnliches darin; sondern schöne, lebendige und kräftige Gestalten, voll Muth, voll Genuß und Sinnlichkeit, die viel besser auf diese schöne Erde, als in die leeren Wolken passen. In den Tragödien der Griechen findet man nicht die Vorsehung, die in den mittelalterlichen und auch in den modernen Schauspielen eine zo große Rolle spielt; weder der Prinz mit dem Stern auf der Brust, noch der reiche indische Nabob, noch der gütige Landesvater oder sonst ein deus ex machina, erscheint im fünften Akte, den Knoten zu lösen, sondern die Nemesis, die einfache, unerbittliche, unhörbare Nemesis, die Naturnothwendigkeit, führt die Tragödie zu ihrem Schlusse. Nichts ist der Religion und jeder religiösen Weltanschauung so entgegengesetzt, als die Kategorie der Nothwendigkeit; die Religion bewegt sich ausschließlich auf dem Gebiete der persönlichen Gnade, der Willkür, des Zufalles und der Wunder. Daß die Griechen und die Römer in der Nemesis und dem Fatum ihre höchste Gottheit erblickten, mit anderen Worten, daß sie die schlichte, einfache Naturnothwendigkeit als das oberste Gesetz proklamirten: dies beweist mehr, wie alles Andere, daß trotz des ganzen Olympes und aller herrlichen Mährchen der Vorzeit die Griechen der religiösen Weltanschauung in der Tiefe ihrer Seele fremd waren. Dies fühlt man überall aus ihrer Literatur und Kunst heraus; überall treten feste, klare Gedanken und Formen hervor; da ist nichts Nebelhaftes, Verschwommenes, Unklares, mit einem Worte Romantisches; sondern Alles ist deutlich, bestimmt, fest, wie der Marmor, aus dem ein Phidias unsterbliche Statuen bildete. Die klassische, antike Kunst war die Kunst der Nothwendigkeit; die moderne, romantische Kunst trägt den Stempel der Willkür und Zufälligkeit; dies ist die allgemeinste Unterscheidung, welche wir zwischen klassischer und romantischer Kunst angeben können.

In dem Christenthume gewann die religiöse Weltanschauung die Herrschaft über alle naiven und natürlichen Verhältnisse, und die Kunst mußte sich, wie die Literatur, die Politik, die Moral, die Philosophie, kurz, wie die ganze Weltgeschichte, unter das Kreuz beugen. Die Kunst, welche bisher ein heiteres, lachendes, frühlingsfrisches Antlitz gezeigt hatte, nahm die Miene eines sterbenden Märtyrers an; ihre Hauptbildwerke waren scheußliche und verzerrte Hinrichtungsscenen, und Todeskrämpfe, Leichentücher,

Folterwerkzeuge waren in der Malerei, wie in der Wirklichkeit, die Hauptmotive, den Menschen zu rühren und zu bekehren. Der Architektur lag die einfache Figur des Kreuzes zu Grunde, und die Halsstarrigkeit, mit welcher man diese Form festhielt, machte den Baustyl monoton und einförmig. Beiläufig bemerkt, wenn Christus, wie Robespierre, mit der Guillotine hingerichtet worden wäre und man diese Hinrichtungsmaschine als Grundform kirchlicher Gebäude angenommen hatte, so würde vielleicht ein complizirterer Styl in der Architektur aufgekommen sein, wie die Kreuzesform. Sonderbarkeiten, wie Gebäude mit der Grundform eines Rostes, — Eskurial, — wurden häufig, und bezeichneten auf das Deutlichste den Verfall und die Unfreiheit der Kunst. Das Christenthum schlug nicht nur seinen Gott, sondern auch die Kunst an das Kreuz; in den Kirchen sah man die schauderhaftesten Hinrichtungsscenen, Kreuzesabnahmen, Leichenausstellungen; statt der edlen, würdigen, muthigen Pallas Athene sah man eine Heilige, deren Herz aus sieben Wunden blutet, und an die Stelle der glücklichen, genießenden Schönheit der Aphrodite trat die büßende Magdalena. Dämmernd nur und gefärbt trat das Sonnenlicht in die düster Räume der Kirchen, welche zu gleicher Zeit die Versammlungsorte des Volkes und die Ruhestätte der Todten waren. Die Knochen der Menschen, die verwesenden, modernden Knochen betete man an, schrieb ihnen Wunderkraft zu, und stellte sie in prächtigen Kapellen zur Schau. Der Hauch der Verwesung begleitete die christliche Religion Schritt für Schritt, bis in das Heiligthum der Poesie und Kunst hinein. Die Kunst wurde zur Leichenhüterin herabgewürdigt, und die Philosophie auf den Scheiterhaufen geführt. Gewiß, die Religion des Kreuzes trug das Kreuz in alle Verhältnisse des Lebens hinein.

Aber die Musen sind unsterbliche Göttinnen, und selbst nachdem sie an's Kreuz geschlagen waren, kam ihnen noch ein Auferstehungs-, ein Ostertag. Grade als die Nacht des Mittelalters am dunkelsten über den Ländern Europa's lag, strahlten die Sterne der Poesie und Kunst am hellsten. Raphael, Titian, Corregio, Dürer, Rubens als Maler, Calderon, Dante, Tasso, Shakespeare, als Dichter, Benvenuto Cellini als bildender Künstler u. A. gaben ihrem Zeitalter einen unerwarteten, unerreichten Ruhm. Der Katholizismus hat sich der großen künstlerischen Leistungen jener Zeit als seines Eigenthumes und Produktes gerühmt, aber vergleichen wir die Meisterwerke der Raphael'schen Zeit mit dem Dogma und dem Charakter des Christenthumes und des Katholizismus, so finden wir, daß sie eben so wenig mit einander gemein haben, wie die heutige Philosophie mit dem europäischen Despotismus. Raphael's Madonnen sind gewiß nicht mit jener leidenden Gnadenmutter zu vergleichen, deren Herz von sieben Schwertern durchbohrt ist; eine rosige, glückliche Schönheit sehen wir vor uns, die sich ihres Glückes und ihrer Schönheit freut, die mit natürlicher, irdischer, sinnlicher Lust auf ihr Kind hinblickt, das Ebenbild eines geliebten Mannes,

der gewiß von Fleisch und Blut war, und nicht blos ein körperloser Geist. Nein, der Geliebte dieser Madonna konnte kein Gespenst, kein Geist sein; dies leuchtet aus den frischen, lebendigen Augen Marien's hervor. Diese Frau gehört so ganz und gar der Erde, irdischer Freude und Lust an, wie nur eine jener schönen Römerinnen, welche in dem Garten Europa's zwischen Rosen und Orangenbäumen emporgewachsen sind. Und nun erst die Madonnen eines Titian, eines Corregio! Welch eine Gluth, welch ein Leben, welch eine frische, gesunde Sinnlichkeit! Wer wollte etwas Christliches oder Katholisches darin finden? Leichter könnte man dies von den spanischen Malern sagen, besonders von dem hochberühmten Murillo; der Ton und Ausdruck seiner Bilder erinnert an das Kloster, für welches er seine Bilder malte. Die niederländische Schule deutet gewiß nicht auf den Katholizismus; sie ist der Ausdruck des kräftigen, behäbigen, energischen und sinnlichen Volkscharakters, der sich damals unter den Holländern kund gab. Eigentlich katholisch sind nur die Bilder der alten deutschen Schule zu nennen, diese auf Goldgrund gemalten semmelblonden Jünglinge mit dem Heiligenscheine um den Kopf, mit den entsetzlich langen Armen und Beinen, vor denen man fast den Rumpf nicht sieht, mit der frommen, bescheidenen Märtyrermiene, welche wir irgendwo schon im Frankfurter Parlamente gesehen zu haben glauben. Diese Anfänge einer späteren tüchtigen Schule mag der Katholizismus unseretwegen als sein Eigenthum reklamiren, und wenn er auch ein Stück von der Literatur des Mittelalters will, so geben wir ihm auch vielleicht noch Boccaccio's Decamarone. Um auf die Dichter zu kommen, so wird Dante gewöhnlich neben dem „protestantischen" Milton der katholische Dichter genannt, aber wir glauben, daß ebenso wenig die Muse Dante's, wie die Milton's, mit der christlichen Erbsünde auf die Welt gekommen ist, noch daß die Priester ihr Weihwasser darüber geschüttet haben. Dante steht auf dem hohen Standpunkte eines Propheten, der mit scharfem und philosophischem Blicke das Christenthum gerade so übersieht, wie die Religionen des Alterthums, und der mit seinen schrecklichen Terzetten grade die Priester und Bischöfe in die Hölle wirft, über deren Eingang die berühmten Worte stehen: „Die ihr hier eintretet, lasset alle Hoffnung fahren!" Dante ein Katholik, — welch ein lächerlicher Ausdruck! Eher kann man dies von dem Shakespeare Spaniens, von Calderon, sagen, dessen Poesie einen düstern, mönchischen Charakter hat, und welcher seine Trochäen so monoton hermurmelt, wie ein Pfaffe seine Litaneien. Den größten Gegensatz gegen den Katholizismus und gegen das Christenthum bildet aber Shakespeare, der die antike Bühne in weiterem, freierem Maßstabe wiederbelebte, und den alten, strengen Geist der klassischen Tragiker wieder auf die Bühne zurückführte, freilich befreit von allen Formen und Regeln. Obgleich die dramatische Kunst des Mittelalters dem katholischen Klerus und Dogmen seine Entstehung verdankte, so befreite sich dieselbe doch bald von dem unwürdigen Zwange, und schon vor

der Reformation sehen wir bereits die Anfänge der Emanzipation der Bühne.

Auf dem ganzen weiten Gebiete der Kunst und Poesie hat vielleicht der Katholizismus nur einen treuen Gefährten gefunden, die Architektur. Die byzantinische und gothische Baukunst haben besser, wie die Schriften der Kirchenväter, den Charakter des Christenthums und des Katholizismus, — denn dieser ist im Wesentlichen derselbe, — dargestellt; in diesen Pfeilern und Gewölben, die mit so großer Kunst ausgeführt sind, scheint der Genius des Christenthums himmelan zu streben, und in den dämmernden Hallen, wo einsam die ewige Lampe glüht, die Erbsünde der Menschheit zu unendlicher Langeweile verdammt zu sein scheint. Daß die mittelalterliche Baukunst durch die großen Veränderungen, welche die moderne Industrie mit ihren Eisenbahnbrücken, Viadukten, welche die Politik mit ihren Kapitolen und Stadthäusern hervorgebracht hat, fast ganz verschwunden ist, scheint uns ein Beweis, daß das Christenthum überhaupt aus der Kunst, wie aus dem Leben verschwunden ist; selbst der Stein, der starre, unbewegliche Stein, der doch gewiß dem Fortschritt nicht ergeben ist, will nichts mehr vom Christenthum wissen, und unsere modernen Kirchen gleichen mehr Opernhäusern und Kasernen, denn gothischen Gebäuden.

Wo überhaupt heutzutage noch die Religion die Kunst influenziren will, entstehen Karrikaturen und Absurditäten. Die katholische Literatur und Poesie hat nur einen einzigen Chateaubriand, welcher der sterbenden Religion das Schwanenlied gesungen hat, und was die protestantische Poesie anbetrifft, da muß man nach Berlin zu den Pietisten und Muckern gehen, um die ganze Geist- und Trostlosigkeit derselben zu begreifen. In Berlin und München haben romantische Könige große Anstrengungen gemacht, um der Kunst, Poesie und Literatur wieder eine religiöse Färbung zu geben, in Berlin eine pietistisch-protestantische, in München eine romantisch katholische, aber wer die allegorischen Freskogemälde von Peter Cornelius, die vor dem alten Museum in Berlin angebracht sind, und ähnliche Leistungen sieht, wird sich mit Bedauern von diesen Verirrungen der Kunst abwenden. Durch solche Sachen wird nicht die Kunstperiode dieses Jahrhunderts, die durch einen Lessing, Hübner, Robert charakterisirt wird, repräsentirt. Sie stehen im schroffsten Widerspruche zu der neuen Wendung der Kunstgeschichte, welche Richard Wagner nicht nur für die Musik, sondern für alle Gebiete der Kunst, eingeleitet hat, zu der großen Revolution, die „das Kunstwerk der Zukunft" hervorbringen wird.

Das Kunstwerk der Zukunft, — ja, dies ist vielleicht der größte Gedanke, den dies an Ideen so reiche Zeitalter hervorgerufen hat. Richard Wagner hat es in großen, bedeutenden Zügen dem erstaunten Jahrhundert vorgehalten, und der Componist des „Tannhäuser" ist an und für sich schon eine Bürgschaft dafür, daß diese herrliche Zukunft Wahrheit und Wirklichkeit werden wird. Diese Kunst ist im Unterschiede zur religiösen Kunst der

Vergangenheit eine rein menschliche und natürliche, die aus der schönen, reinen Natur des Menschen entsprungen, sich zu den großen Ideen der Menschheit erweitert, und so die Himmelsleiter bildet, welche den einzelnen Menschen aus seiner Isolirung hinaus in den großen Bund der Menschheit und allgemein menschlicher Ideen führt. Diese Kunst ist nicht nur national, wie die der Griechen war; sie ist human, universell, kosmopolitisch, wie die Menschheit selbst, deren ideales und doch wirkliches Bild sie ist. In ihr sind die Grundzüge des nationalen Zusammenlebens,, der politischen Staatenbildung, der socialen Organisation enthalten; die Menschheit wird aus sich selbst, aus den Gemeinden, den Volksstämmen, den Nationen Kunstwerke schaffen von ebenso großer Harmonie und Schönheit, wie die Statuen, welche die Versammlungsplätze des Volkes schmücken, wie die großen Tragödien, denen das versammelte Volk im Amphitheater lauscht. Diese Kunst ist nationales Institut, ist Spitze der gesammten Volkserziehung, ist das schönste und edelste Produkt der gesellschaftlichen Organisation. Sie ist die wichtigste Ergänzung und Vervollständigung der politischen Freiheit und menschlichen Bildung, denn nur durch sie gelangen wir zur Freiheit von der Religion und religiösen Vorstellungen.

Ja, gestehen wir es uns ein, nur die Kunst kann uns von der Religion befreien; nur sie löst den Zauber, unter d n die Menschheit so lange gebannt war. Die Kunst ist das in der Wirklichkeit, was die Religion in der Illusion ist, die Idealisirung, die Vergöttlichung des Menschen, und wehe der Menschheit, welche die Illusion entbehren möchte, ehe die Wirklichkeit gekommen ist. Wir leben grade in der Uebergangszeit, wo die Religion ihren letzten dämmerhaften Schatten über die Menschheit wirft, und in der Ferne erst das Morgenroth des neuen Tages winkt. Daher die Trostlosigkeit, die furchtbare Oede und Einförmigkeit, welche dem gegenwärtigen Zeitalter und dem jetzt lebenden Geschlechte eigenthümlich ist. Die Flamme der Religion ist in den Herzen der Menschen erloschen, und nur Rauchwolken steigen aus dem ausgebrannten Krater empor; aber das belebende und beseligende Licht der Kunst hat noch nicht die öden, dunkeln Räume unserer Seele erhellt. Daher die Unruhe, die Unzufriedenheit, die Rastlosigkeit, die quäl rische Hastigkeit, welche man in allen Verhältnissen des Lebens und besonders in Amerika findet; wir können uns nicht selbst genügen, wir können die großen Lücken in unserem Herzen nicht ausfüllen; es drängt uns rastlos fort und fort, von einem Geschäfte zum andern, von einem Lande zum andern bis zum fernsten, wildesten We sten; wir suchen in der Sucht nach Erwerb uns zu betäuben; großartige industrielle Spekulationen werden gewagt; der Ehrgeiz, die Habsucht zerfrißt uns die Leber, aber mit allem Unglück können wir die Oede unseres Herzens nicht füllen. Es ist der Mangel an Kunst. der unser Leben verdirbt, der die Ruhe unseres Gemüthes stört, der das Gleichgewicht unserer Neigungen und Leidenschaften aufhebt, der unser Leben gemeinen, verwerflichen

Bestrebungen opfert, der unsern Charakter verfälscht, unser Glück zerstört. Der von seinem Ideale verlassene Mensch ist immer unglücklich.

Gewiß, ihr Freimänner, ihr Atheisten, ihr Aufklärer aller Sorten und Arten, ihr Feinde der Jesuiten und Pietisten, ihr solltet euch immer an den Satz erinnern, den die Geschichte mit den deutlichsten und unwiderlegbarsten Beweisen festgestellt hat, nämlich, daß man die Religion und die Priester nicht verbieten, sondern nur überflüssig machen kann. Alle Opposition gegen den Glauben und die Wunder, gegen die süßen Täuschungen und Verführungen des Gemüthes, helfen nichts, wenn man nicht die Lücke ausfüllt, welche durch den Wegfall der Religion entstanden ist. Das Gemüth und das Gefühl will sein Recht haben, und wenn man, wie es in der harten, gefühllosen Zeit nur allzu gewöhnlich ist, auf dieses Recht keinen Anspruch macht oder dasselbe verweigert, so wird die Menschheit sich in keinem gesunden, naturgemäßen, normalen Zustande befinden. In Amerika kommt uns dies mit einer beklagenswerthen Deutlichkeit zum Bewußtsein. Welch ein ödes, trostloses Leben lebt man hier, wie wenig Blumen blühen an dem Wege desselben, wie wenig Sterne scheinen darauf herab! Fürwahr, wenn man sich nicht durch die Arbeit ermüden und durch die Sorge zerstreuen ließe, man könnte die Oede des Daseins nicht ertragen. Gerade in den ersten Tagen des Frühlings, wo die Natur sich mit Blüthen und Blumen schmückt und wo in der behaglich warmen Luft auch die Menschen wieder frei aufathmen, fühlt man den Kontrast zwischen dem Leben, welches man führt und das man führen sollte und könnte, am lebhaftesten. Wie leicht wäre es, glücklich zu sein, wenn man nur wollte! Aber man muß in dieser rauhen Welt, wo Alles rings umher schön, wie ein Gedicht sein könnte, Tantalusqualen ausstehen. Wenn man sich diese trostlose Lage vergegenwärtigt, dann sollte man doch jeden kleinen Funken künstlerischen Genusses, jedes bescheidene Veilchen der Poesie, das uns in diesem öden Leben blüht, sorgsam pflegen und dankbar genießen, um wenigstens uns dann und wann daran zu erinnern, daß wir Menschen sind, menschliche Bedürfnisse und Ansprüche auf menschliche Genüsse haben.

Tod Heinrich Druey's.

Wenn es so fortgeht, wie bis jetzt, wird der Nekrolog dieses Jahres reich an bedeutenden Namen sein.

Kaum hatte die Kunde von dem Tode des Kaisers von Rußland Europa erschüttert, kaum hatten die Republikaner Frankreich's den edlen Du-

pont de l'Eure zur Ruhestätte geleitet, so melden uns die Zeitungen den Tod eines der interessantesten und einflußreichsten Staatsmänner der Schweiz, des Bundesrathes Druey. Diejenigen unserer Freunde, welche in den letzten Revolutionsjahren sich in der Schweiz ein vorübergehendes Asyl suchen mußten, werden sich dieses Mannes gewiß nicht mit den angenehmsten Empfindungen erinnern; der Schmerz, mit dem wir zum letzten Male auf das schöne Thal des Genfer See's herabblickten, ist noch nicht vergessen, und die Erinnerung daran wird immer mit dem Namen Druey verbunden sein. Daß gerade Druey sich dazu hergab, den republikanischen Flüchtlingen das schweizerische Asyl zu verweigern, und den Willen der preußischen, österreichischen und französischen Polizei in der Schweiz auszuführen, dies erregte um so mehr Aufmerksamkeit und wurde mit um so größerer Erbitterung aufgenommen, als grade Druey durch seine politische Vergangenheit den Flüchtlingen näher stand, als irgend ein Staatsmann der Schweiz. Nächst Mazzini war Druey vielleicht der größte Conspirateur seiner Zeit; seine ganze Jugend bewegte sich in jenen geheimen Vereinen, Verbrüderungen, Verschwörungen, Arbeitergesellschaften, deren Centrum die Schweiz ist, und mancher Arbeiter, mancher Schneider oder Schuster, der vor Jahren in Lausanne, Lachaudefonds oder anderswo einer geheimen Gesellschaft, der „jungen Schweiz," dem „jungen Deutschland" und wie sie nur heißen mochten, angehört hatte, wird sich noch des wohlbeleibten Bundesrathes erinnern, der einer der eifrigsten Wühler und Conspirateure war. Die geheimen politischen Gesellschaften in der Schweiz sind ein Mittelding zwischen kommunistischen Arbeiterverbindungen und studentischen Burschenschaften. Sie übten in der Politik einen ziemlichen Einfluß aus, besonders in den dreißiger Jahren und kurz vor dem Ausbruche des Sonderbundskrieges. Druey hatte seine Hand vielfach im Spiele, aber mit der ihm eigenthümlichen Schlauheit und Hinterlist vermied er es, sich zu kompromittiren. Seine Betheiligung an den geheimen Arbeitervereinen war überhaupt nur von seinem politischen Ehrgeize diktirt, welcher die Triebfeder aller seiner Handlungen war. In den dreißiger Jahren vertauschte er sie mit einer öffentlichen politischen Wirksamkeit. Er ließ sich mehrere Male in den großen Rath seines Heimathstaates, des Canton's Waadt, wählen, und wurde auch bald ein Mitglied des dortigen Staatsrathes, der exekutiven Behörde. Hier zeigte er sich immer als Revolutionär und Demokrat von der entschiedensten Fraktion, und ließ selbst manchmal kommunistische Tendenzen blicken. Der Canton Waadt, dieses liebliche Gelände am nördlichen Ufer des Genfer See's, hatte verschiedene politische Einrichtungen durchgemacht, seitdem es durch die von Napoleon diktirte helvetische Verfassung, — die beste Verfassung, welche jemals die Schweiz gehabt hat, — aus seinem Unterthänigkeitsverhältniß zu Bern befreit worden war. Als Druey seine politische Carriere anfing, hatte das Waadtland eine aristokratische und mangelhafte Verfassung, und man kann es ihm nicht ab-

streiten, daß gerade seine geheimen und öffentlichen Bemühungen die Politik des Waadtlandes im Canton, wie auf der Tagsatzung veränderten. Ungefähr um dieselbe Zeit, als Galeer in Genf Barrikadrn baute, Facy an die Regierung kam, warf Druey in der Volksversammlung auf dem Mont Cenon die damalige Vecfassung des Canton Waadt um, nöthigte den Staatsrath zur Abdankung, wurde Präsident einer demokratischen Administration, und erklärte als Mitglied der eidgenössischen Tagsatzung sich für den Sonderbundskrieg, die Ausweisung der Jesuiten und Aufhebung der Klöster. Seine Politik zeichnete sich während dieser Zeit durch Energie und Entschiedenheit aus; seine Reden waren von revolutionärem Feuer durchglüht und kontrastirten seltsam mit seinem spätern politischen Benehmen.

Nachdem der Sonderbundskrieg geschlagen war, arbeitete Druey mit an der neuen Constitution, und ihm ist namentlich die französische Redaktion der Bundesurkunde zuzuschreiben. Er wurde Mitglied des Bundesrathes, und schien anfangs die Politik der französischen Schweiz, eine radikale und progressive Politik, vertheidigen zu wollen. Man hörte vielfach von Differenzen zwischen ihm und den andern Mitgliedern der eidgenössischen Exekutive und mehrmals sprach man von seinem Rücktritte, weil er mit der Ochsenbein'schen Reaktion, in welche der Bundesrath hineingerieth, nicht zufrieden wäre. So ging die Sache fort, bis endlich die Lawine in's Rollen kam, die durch den Sonderbundskrieg losgerissen worden war. Die Februarrevolution eröffnete eine lange Reihe von großen Revolutionen und unzähligen Putschen und Revolten. Die kleine Schweiz schien übrigens der großen Bewegung nicht gewachsen zu sein; sie hatte sich schon zu frühe zur Ruhe begeben, und ihre neue Verfassung war fix und fertig. Bei dem großen Lärmen in der Weltgeschichte verlor man die kleine Schweiz aus dem Gesichte und diese Zurückgezogenheit benutzten die Reaktionäre, um die Schweiz wieder in die alte konservative Bahn zurückzuschieben. An der Spitze dieser Bestrebungen stand der Freischaarengeneral und jetzige französische Söldling Ochsenbein; seine Helfershelfer waren die reichen Berner Patrizier; das Mittel, dessen er sich bediente, die Neutralität.

In der Schweiz gibt es, abgesehen von kantonalen Unterschieden, drei politische Parteien: die Sonderbundspartei, welcher der katholische Klerus und die von ihm beherrschten Urkantone angehören, die Neutralitätspartei, welche ihre Hauptmacht in den Fabrikanten des Kanton Zürich und den Bankiers von Genf und Basel hat, und drittens die radikale Partei, welche der Berner Spießbürger die „ausländische" Partei nennt, an derenSpitze Galeer, Facy, Stämpfli, Hungerbühler u. A. standen. Die Neutralitätspartei war die herrschende; die fünf deutschen Mitglieder des Bundesrathes gehörten mit größerem oder geringerem Fanatismus dieser Partei an; Furrer, der erste Bundespräsident, erklärte die Neutralität auf die strikteste Weise; Munzinger, der Herrn Druey in das Grab nachgefolgt ist, war der Fanatiker des Friedens und der Neutralität; Och-

senbein benutzte sie zum Verrathe und zur Reaktion; Frei Herose war ein Mensch von mehr administrativer, als politischer Bedeutung, und ließ sich in politischen Dingen von den Collegen leiten; nur der einzige Naeff stand der Neutralitätspolitik unabhängig gegenüber. Die italienische und französische Schweiz ist mehr von liberalen Ideen erfüllt, als die deutsche, und in Uebereinstimmung damit standen Druey und Francini in der öffentlichen Meinung als Gegner der Neutralitätspolitik da. Aber die öffentliche Meinung traute diesen beiden Mitgliedern des Bundesrathes mehr Entschiedenheit und Radikalismus zu, als wirklich vorhanden war; Francini's körperliche Schwäche und Kränklichkeit brach auch die Kraft seiner politischen Ueberzeugungen, und Druey theilte das Schicksal so vieler Staatsmänner, welche den Liberalismus zur Leiter zur Gewalt und die Gewalt zur Apostasie und zum Verrathe benutzen. Bevor wir seine politischen Handlungen schildern, wollen wir die Neutralitätspolitik einer kurzen Kritik unterwerfen. Denn die Frage der Neutralität ist in der Schweiz ungefähr dasselbe, was die Sklaverei in Amerika ist, — der Brennpunkt der Politik. Im Wiener Frieden von 1815, diesem niederträchtigen Akt des Völkermordes, der von den europäischen Diplomaten als die Grundlage des heutigen Völkerrechtes betrachtet wird, obgleich sie selbst dessen Bestimmungen schwer verletzt haben, — wurde die Schweiz zur Neutralität verurtheilt. Die Politik der Neutralität enthält die Verpflichtung in sich, bei etwa ausbrechenden Kriegen sich nicht einzumischen. Die Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Souveränität der Eidgenossenschaft wurde durch diese Bestimmung der Wiener Verträge in einem wesentlichen Punkte geschmälert. Wenn schon bei dynastischen Kriegen, bei den Kriegen der Fürsten untereinander, Neutralität, und zwar gezwungene, keine freiwillige Neutralität, einen Mangel an Macht, Würde und Ehre bedeutet, so ist Neutralität den Kriegen der Parteien und Ideen gegenüber gradezu eine Verzichtleistung auf Nationalität und auf einen Antheil an den Fortschritten der Civilisation und den Geschicken der Menschheit. Als die Revolution 1848 und 1849 ihren Kampf in fast allen Ländern Europa's gegen den Despotismus führte, als das republikanische und monarchische Europa sich auf dem Schlachtfelde begegneten, war es für die republikanische Schweiz keine Frage, zu welcher Partei sie sich schlagen müsse. Indem sie sich hinter der Neutralität der Wiener Verträge versteckte, beging sie zu gleicher Zeit eine Thorheit und ein Verbrechen. Denn die Neutralität war nur eine Illusion; in Wirklichkeit hat die Schweiz durch ihre Neutralität dem Despotismus eine größere Unterstützung gegeben, als wenn sie 100,000 Mann nach Rom zur Wiederherstellung der päbstlichen Herrschaft gesandt hätte. Die Neutralität schlug in eine Intervention zu Gunsten des europäischen Despotismus um, grade so, wie sich die Neutralitätspolitik Amerika's als eine reaktionäre Politik noch immer ausgewiesen hat und

ausweisen wird. Diese Wirkung der Neutralität trat bald zu Tage; durch die Ausweisung der politischen Fl chtlinge der badisch-pfälzischen Bewegung, welcher später eine allgemeine Ausweisung aller politischen Flüchtlinge folgte, stellte sich die Schweiz in eine Reihe mit den despotischen Staaten; diese Ausweisung war eine eben so positive That, wie eine militärische Operation, und stand in direktem Gegensatze zu den Verpflichtungen der Neutralität. Herr Druey war es, der zum größen Erstaunen des schweizerischen Volkes die Initiative dieser Maßregel ergriff, die Verantwortlichkeit f r dieselbe übernahm, und die unverschämtesten und gemeinsten Mittel zur Ausführung derselben gebrauchte. Diese Maßregel war damals in der Masse des schweizerischen Volkes eben nicht unpopulär; in der Schweiz ist ein starker nativistischer Hang; man kann kaum in den amerikanischen Nichtswisserlogen so viel Nativismus finden, wie in einzelnen Kantonen der deutschen Schweiz. Auch ist es zu bemerken, daß gerade Druey und der liberale Bundesrath wegen ihres verschrieenen Radikalismus zur Durchfuhrung reaktionärer Maßregeln besser geeignet waren, als irgend eine patrizische Regierung; die frühere Tagsatzung, von sonderbündlerischen und jesuitischen Elementen beherrscht, hatte niemals so frech zu wirthschaften gewagt, wie der aus einer Revolution entstandene Bundesrath. Ueberhaupt thut man, wenn man eine reaktionäre That von einiger Gefährlichkeit durchführen will, wohl daran, Leute zu gebrauchen, die bei dem Volke in dem Rufe des Liberalismus stehen, die sich den Anschein revolutionärer Gefährlichkeit geben, und die sich mit einem Schwalle von freisinnigen Redensarten umhüllen. So deckte Druey die Maßregel der Ausweisung mit seinem Namen und seiner Verantwortlichkeit. Anfangs staunte die Schweiz sehr über diesen auffallenden Schritt, der durchaus nicht im Einklang mit der Verfassung, der Vergangenheit und den Sympathien des schweizerischen Volkes war, aber weil Druey an der Spitze der Maßregel stand, Druey, der freisinnige, revolutionäre Mann, so glaubte man, daß die ganze Geschichte doch wohl nicht so schlimm, daß irgend eine gute Absicht dahinter verborgen sei. Zur selben Zeit benutzte Druey die Gelegenheit irgend eines patriotischen Festes, in einer Rede zu erklären, daß er ein Revolutionär sei und mit revolutionären Bestrebungen nicht eher aufhören werde, als bis die Revolution die Reise um die Welt gemacht und ihr letztes Ziel erreicht habe.

Die Schweiz war zu jener Zeit, — im Sommer 1849 — allerdings in einer unbehaglichen Lage. Die Reaktion, welche in ganz Europa wüthete, drückte auch auf die Schweiz, und der innere Zusammenhang zwischen dem Sonderbundskriege und der Februarrevolution schien auch in der Contrerevolution sich wiederholen zu wollen. Die Gegner der Revolution sahen in der Schweiz den eigentlichen Heerd, die letzte Quelle der revolutionären Bewegung, und von den royalistischen und jesuitischen Zeitungen in Wien,

Paris und Berlin wurde ein Kreuzzug gegen dieses kleine Land gepredigt. Viele Veranlassungen waren gegeben, um diesen Kreuzzug zur That werden zu lassen. Oesterreich hatte Beschwerden in Tessin, Preußen wollte Neuenburg wieder haben; die Gewaltherrscher Frankreichs sahen die Schweiz mit derselben Erbitterung an, mit welcher sie jede freisinnige Idee, mit welcher sie den Namen Republik verfolgten, und England, das perfide, verrätherische England Palmerston's, bot der Schweiz keine genugende Garantie gegen eine Verletzung des Völkerrechtes. Es boten sich der Schweiz nur zwei Wege dar, die Gefahren einer royalistischen Invasion zu vermeiden, die Verzichtung auf die rein republikanische Politik und damit die Vernichtung der Selbstständigkeit der Schweiz, oder eine wahrhaft republikanische, demokratische Politik und damit die Initiative der Revolution. Die Schweiz wählte das erstere; sie entwaffnete sich selbst, damit österreichische und preußische Soldaten nicht nöthig hätten, in das Land zu kommen; sie stellte die Reaktion im Innern ebenso durchgreifend her, wie die Franzosen in Rom oder die Russen in Ungarn. Sie gehorchte nicht nur den Wünschen des reaktionären Europa's, sondern suchte dieselben zu errathen und ihnen zuvorzukommen; die europäischen Mächte hatten eine Kanonen, sondern nur diplomatische Noten nothwendig, um die Schweiz zu irgend einer Verläugnung der republikanischen Politik zu zwingen. So passirte eine Reihe der schimpflichsten und reaktionärsten Handlungen, und während die Schweiz sich mit der Dienstfertigkeit eines Lohnbedienten nach den Wünschen Napoleons und Radetzky's erkundigte, glaubte jeder Commandant einer Grenztruppe, der wehrlosen Republik einen Fußtritt geben zu dürfen. Die Schweiz verlor an Ehre und Selbstständigkeit mehr durch die Neutralitätspolitik, wie durch zehn verlorene Schlachten.

Daß Druey an dieser Politik nicht nur Theil nahm, sondern für dieselbe allen Eifer an den Tag legte, dies veranlaßte manche Fragen nach den Motiven seines politischen Benehmens. Die allgemeine Meinung war, daß das Gold, das allmächtige Gold, welches schon die Unschuld Danae's zum Falle gebracht hatte, auch der politischen Unschuld und Reinheit des Waadtländer Revolutionärs zu nahe getreten sei. Wir können hierüber nichts sagen; nur soviel ist bekannt, daß Herr Druey kostspieligen Leidenschaften unterworfen war und gern einen lukullischen Lebenswandel führte. Aber mehr, wie seine Genußsucht, scheint sein Ehrgeiz und seine Herrschsucht das Motiv seiner verrätherischen Politik gewesen zu sein. Druey war einer von den Leuten, die, wie mit Pech, auf der Ministerbank festgeklebt sind, die sich eher Alles gefallen lassen, Grobheiten und Niederträchtigkeiten von Oben und Unten, als daß sie auf die süße Gewohnheit des Regierens verzichten. Sein höchster Wunsch, Bundespräsident der Schweiz zu werden, wurde 1850 erfüllt; sollte er diesem Glücke nicht etwas Ehre, Pflicht und Consequenz opfern?

Druey's Politik während der letzten Jahre zeichnete sich durch unbegrenzte Gefügigkeit, durch einen kläglichen Gehorsam gegen Frankreich aus. Er hat oft die Ansicht ausgesprochen, daß die Schweiz nicht weiter gehen dürfe, als Frankreich erlaube; denn ohne Frankreich könne sich das kleine Land in dem Strudel der Ereignisse nicht halten. Wir wollen die thatsächliche Unrichtigkeit dieser Meinung nicht erst beweisen; genug, daß darin eine vollständige Verzichtleistung auf die Unabhängigkeit der Schweiz enthalten ist.

Druey's Tod hat keine große Erschütterung in der Schweiz hervorgebracht; keine Thränen und Klagen folgten ihm in die Grube nach. Er war ein Mann von großen Talenten; das Vertrauen seiner Mitbürger hob ihn zu den höchsten Würden des Vaterlandes empor; — aber es fehlte ihm die Reinheit des Strebens, die Festigkeit des Charakters, die Sicherheit der Ueberzeugung, der Adel der Seele, Eigenschaften, die unerläßlich sind, um in der Sonne der Volksgunst und auf dem Gipfel der Macht sich selbst, seinen Pflichten und seinem Vaterlande treu zu bleiben. —

Geologie.

(Nach der "Edinburgh Review" für die „Atlantis" bearbeitet.)

Es ist merkwürdig, daß unter den drei Gegenständen, welche vorzugsweise den forschenden Geist des Menschen zu immer neuer Thätigkeit, zu fortwährenden Untersuchungen und dadurch zu ewigem Fortschritt anregen, nämlich die Beschaffenheit seiner eigenen Natur, der Erde, auf welcher er lebt, und des Weltalls, von welchem diese einen Theil ausmacht, grade der anscheinend am leichtesten zu durchdringende Theil am längsten vernachlässigt und nur als Quelle trügerischer Phantasiegemälde betrachtet, nicht aber als Grundlage wahrer Wissenschaft aufgefaßt worden ist. Die Geologie, die Lehre von der Beschaffenheit der Erde, lag während der höchsten Entwickelung des Alterthums in tiefem Schlummer, und erregte selbst in dem Gehirn des sonst so thätigen Aristoteles kaum einzelne Gedankenfunken. Der alte Strabo war der Erste, welcher auf etwas einer geologischen Theorie annähernd Aehnliches in seinen Gedanken über Vulkane und Inseln kam. Aber mit dieser einzigen und alleinstehenden Ausnahme war es der neueren Zeit vorbehalten, eine Wissenschaft zu enthüllen, welche in sehr kurzer Zeit zu einem Riesen sich entwickelt hat, und mit Recht auf einen gleichberechtigten Sitz neben ihren ältern Geschwistern Anspruch macht.

Anfangs erhoben sich nur Einzelne und verkündeten der Welt das Kommen eines neuen Lichtes. Sie gewahrten die Anzeichen geheimnißvoller und wunderbarer Vorgänge in dem Boden unter ihren Füßen, in hohen Gebirgen, welche sie umgaben. Sie fragten sich, wozu diese Berge da seien und wie sie sich aufthürmten. Sie kamen auf den Gedanken, daß sich der Körper der Mutter Erde eben so gut müsse anatomisch zerlegen lassen, wie der Körper ihrer Kinder. Die Unebenheiten der Erdoberfläche nahmen sie für die Runzeln des Alters, für die Eindrücke vergangener schwerer Zeiten. Versteinerungen, die man von Gebirgen sammelte, wurden verglichen mit dem Auswurfe des Meeres, und man fand die unwiderleglichsten Beweise einer ähnlichen Organisation und eines gleichmäßigen Ursprungs.

Wie überall, war auch hier die Entwicklung Anfangs noch in rauhe und mystische Formen gehüllt. „Die Geschichte der Geologie," sagt d'Archias, (Histoire des Progres de la Geologie de 1834—50), „ist wie die der alten Völker: sie hatte ihre fabelhafte Epoche, indem sie mit allen religiösen Anschauungen des Orients vermischt war; dann ihr heroisches Zeitalter, wo sie noch in eine gewisse Dunkelheit gehüllt war, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts (in dieser Periode müssen wir besonders den Italiener Leonardo da Vinci erwähnen, dessen thätiger Geist nicht allein alle Wissenschaften seiner Zeit, sondern auch Bruchstücke noch unbekannter Gebiete des Wissens umfaßte und pflegte); der kritische oder eigentlich geschichtliche Abschnitt der Geologie endlich, welcher auf kaum mehr als sechszig Jahre zurückgeht."

Diese letzte Epoche fand ihre Entwicklung hauptsächlich unter den Engländern. Hutton und William Smith bauten die Grundlage der neuen Wissenschaft; der unermüdliche Eifer besonders der Londoner geologischen Gesellschaft überwachte und förderte wesentlich ihre ungemein raschen Fortschritte. Greenough, der Gründer und langjährige Vorsitzer dieser Gesellschaft, Fitton, der fleißige Erforscher der obern Sekundärschichten; der in allen der Geologie verwandten Gebieten wunderbar bewanderte, geistreiche Buckland; Conybeare, durch Fleiß, wie Gelehrtheit gleich ausgezeichnet; Sedywirk, der beredte und witzige, aber dabei unermüdliche Untersucher der britischen Tafelflächen; sein Freund und Genosse Murchison, der Gründer des silurischen Reiches; Lyell, der Geschichtsschreiber der Tertiärgebilde; der Paläontolog Mantell mit seinem Iguanodon und ähnlichen Drachengestalten; Phillips, de la Boche, Wollaston, Horner, Warburton, Stokes, alle diese lassen sich unter vielen Andern als die wahren Väter der Geologie bezeichnen. Freilich haben auch andere Völker viel zur Erziehung des Riesenkindes mitgewirkt. In Frankreich nimmt d'Archias, dessen bereits genanntes, noch nicht ganz vollendetes Werk sich nicht nur durch umfassende Kenntniß, sondern auch durch gesunde Ansichten und

treffliche Kritik auszeichnet, noch heute eine hohe Stelle ein. Deutschland aber blickt mit Stolz auf zwei seiner Söhne als die hervorragenden Träger der Geologie, von Buch, den eigentlichen Patriarchen aller deutschen Anhänger dieser Wissenschaft, und den berühmten Verfasser des Kosmos, Alexander von Humboldt. Den zahlreichen Entdeckungen, genauen Zusammenstellungen, geistreichen Schlußfolgerungen, wie überhaupt den allseitig-entfalteten, großartigen Kenntnissen und Erfahrungen Beider verdankt die Geologie zum großen Theil ihre jetzige erhabene Stellung.

Während des Mittelalters war die Astronomie der Sündenbock unter den Wissenschaften; in neuerer Zeit ist die Rolle desselben auf die Geologie übergegangen. Besonders zwei Kardinalsünden kann die gute, gläubige Menge den Geologisten nicht verzeihen: den Glauben an die Existenz der Welt vor Adam, und die Verwerfung der allgemeinen Ueberschwemmung. Es gibt selbst Leute, welche diese Vorwürfe zu beseitigen und die merkwürdigen Thatsachen, wie sie die Geologie in rascher Reihenfolge an's Licht brachte, mit den Aussprüchen der heiligen Schrift zu vereinigen gesucht haben. Solch närrisches Treiben verdient schon um der Zeit willen getadelt zu werden, die man damit verloren hat.

Eine der geheimnißvollsten Erscheinungen, welche die Geologie von vornherein zu enträthseln versprach, ist das erste Auftreten des (heutzutage nur noch uneigentlich sogenannten) organischen Lebens. Der menschliche Geist hat eine vorherrschende Neigung, in Allem auf den Anfang zurückzugehen, und ist nur zu leicht geneigt, zu glauben, er habe wirklich etwas gefunden, während sich der Fund nur zu oft als ein Trugbild, ein Uebel ausweist. Die große Mehrheit der Geologen hat sich mit Andeutungen über die ersten Anzeichen lebender Wesen, die allerersten Lebensformen, in einer Weise beschäftigt, als ob man schon bis zur unbestreitbaren Gewißheit darüber gekommen wäre, während in der That die Spuren des Lebens immer weiter zurückweichen, die Urformen, Nebelbildern gleich, immer mehr in den Hintergrund treten. Man spricht von paläozoischen und protozoischen Formen; aber kann man behaupten, daß wir sie wirklich schon gefunden haben? Sie sind weiter nichts, als provisorische Ausdrücke, die für den Augenblick aushelfen, aber nicht einmal Stand halten, wenn man eine stichhaltige Theorie darauf bauen will. Und so wenig wir jene Formen bis jetzt kennen, so wenig Aussicht haben wir, sie jemals zu finden.

Die ältesten bis jetzt bekannten Spuren lebender Wesen finden sich in Felsen, die zu dem sogenannten ältern silurischen System gehören; dies sind, mit einer einzigen, anscheinenden Ausnahme, so weit unsere Kenntniß reicht, die ältesten fossilhaltigen Gebilde. Der gewöhnlichen Annahme nach hat man hier die Ueberbleibsel von Wesen, welche zu der allerersten, zur primävalen Schöpfung gehörten; wenn nicht die ersten, wenigstens die zweiten Thierpaare, deren Nachkommen sich theils noch in späteren Schich-

ten verfolgen lassen, theilweise auch völlig in den nachherigen Bildungen verschwinden. Diese Erstgebornen der Erde haben eben kein sonderliches Ansehen: ausgestorbene Trilo iten, sehr niedrigstehende Thiere, die man als entfernte Verwandte der Kre se betrachten kann; Schalthiere, deren Form den heute noch lebenden sehr nahe kommt; ein oder zwei Strahlenthierchen, auch ohne sehr auffallende Verschiedenheit von den viel später auftretenden Arten; einige Korallen endlich, d ren Hauptunterscheidungsmerkmal darin besteht, daß sie nur vier Fangarme hatten, statt der sechs, acht und noch mehr der jetzigen Polypen, denen sie sonst an Größe und Gestalt sehr ähnlich waren. Keiner dieser ersten Weltbürger zeichnete sich durch riesige Formen oder bedeutende Schönheit aus; aber manche Familie hat einen viel dunkleren Ursprung und vermag nicht einmal einen solchen Urahn aufzuweisen.

Warum aber betrachtet man diese bescheidenen Knospen der Natur als die ersten Keime des Lebens? Der Geologe sagt: weil uber diese hinaus man keine sichere Spur animalischen Lebens hat. Man hat dasselbe gesagt in Bezug auf die Dinge, die man vor Augen hatte, Myriaden von Jahren nach jenen jetzt geltenden Urformen; man wird dasselbe wieder sagen, wenn einmal diese Erstlingswesen als die Nachkommen noch früherer Formen erkannt sind. Und dies Letztere ist schon nicht mehr unwahrscheinlich. Man hat in der von Professer Sedywirk mit dem Namen der kambrischen belegten Felsformation, welche noch unter den silurischen Schichten liegt und offen ar älter ist, als diese, unverkennbare Spuren organischer Wesen entdeckt, besonders das eines Pflanzenthiers oder vielmehr einer damit verwandten Mollouske (Oldhamia). Das weist deutlich auf eine noch frühere, als die bis jetzt angenommenen Generationen hin. Unter der ganzen Ausdehnung der silurischen Schichten liegen mächtige Lager, deren Struktur nicht auf den Anfang der Dinge zurückweist: Sandstein, Lehm, konglomerirte Massen, von denen manche in ihrem inneren Gebilde so verändert sind [über die Ursachen dieser Veränderung streitet man sich noch herum,], daß wir kaum erwarten dürften, auch nur eine Spur von Organismus in versteinerter Hülle erhalten zu finden, wenn wir auch wußten, daß die Seeen, in welchen sich jene Massen als Niederschläge bildeten, von lebenden Wesen gewimmelt hätten. Und in jenen Massen finden sich noch ältere Felsbrocken, die Zeugen einer noch früheren Periode. Können wir nun, ausgehend von allen Analogien, die uns zu Gebote stehen, schließen, daß diese urweltlichen Seeen und Länder unbevölkert waren? Können wir behaupten, daß die großen Länderstrecken, wie die Inseln unsers Planeten, damals kahle Felsplatten waren, die Ströme und Meere wüste, unbelebte Wasserflächen? Wir können eine Wüste begreifen, zu Wasser so gut, wie zu Land, aber wir vermögen den Begriff einer allgemeinen Einöde, einer Welt ohne Zeichen von thierischem oder pflanzlichem Leben, während

doch atmosphärische Einflüsse, welche im Wasser Niederschläge, am Lande Auflagerungen erzeugten, in Thätigkeit, also grade die Bedingungen zum Hervortreten des Lebens gegeben waren, eben so wenig zu fassen, wie wir uns die Erde mit ihrer ganzen jetzigen Bevölkerung denken können ohne Abwechslung von Wasser und Land.

Die Geologie kann über die Entstehung der Erde, über den Anfang der Dinge, keine genügende Auskunft geben; man erwartet von ihr vergebens die Lösung dieser Frage; dieselbe liegt außerhalb ihres Bereiches. Die ältesten Felsen, die wir kennen, haben immer Stücke noch älterer Bildungen in sich; in Bezug auf geologische Erscheinungen kann man weder von einem Anfang, noch von einem Ende reden. In der Mitte dieser Erscheinungen finden wir die Andeutung — wir können nicht einmal sagen den Beweis — eines wichtigen Vorganges: des Auftretens des Menschen. Mit der Andeutung desselben muß der Geologe sich begnügen und die weitere Erklärung Andern überlassen.

Gehen wir die langen Reihen geologischer Erscheinungen durch, so sehen wir bestimmte Formen entstehen und verschwinden, als die gleichsam lebendigen Meilensteine und Wegweiser geologischer Zeit.

Wir haben bis jetzt keine hinreichenden Beweise für die aufgestellte Behauptung, daß diejenigen Wesen, deren Dasein sich am weitesten zurück verfolgen läßt, zu den ersten Bataillonen jener mächtigen Armee gehörten, welche wir erst theilweise und oberflächlich kennen, und trotz allem Fortschritt vielleicht nie genau kennen lernen werden. Einzelne Familien, Stämme, ja ganze Ordnungen mögen spurlos verschwunden sein, weil sie keinen erhaltbaren Theil an ihrem Körper hatten oder sonst die zur Versteinerung günstigen Bedingungen fehlten. Wir haben noch jetzt viele Thiere mit einer auffälligen, abweichenden, in ihrer Art einzigen Bildung. Wie vereinzelt erscheint z. B. nicht der Branchiostoma oder Amphioxus zwischen seinen beflossten Collegen? Würde er heute plötzlich im Seeschlamme begraben, unter allen der Erhaltung seiner Formen günstigen Umständen, was ließe sich einige Jahrtausende später aus seiner Gestalt schließen? Nichts, gar nichts. Und doch ist dieser Fisch aller Wahrscheinlichkeit nach nur der letzte noch lebende Sproß einer großen Familie, einer der „letzten Mohikaner" unter den Fischen.

Von allen Seiten ist die Geologie befragt worden über die Entstehung der einzelnen Arten, welche nach genauen Untersuchungen einzelne Zeitabschnitte bezeichnen. Hat sie diese Fragen beantwortet? Oder kann sie überhaupt dieselben beantworten?

Ueber den Ursprung aller dieser verschiedenen Formen hat man drei einander ausschließende Vermuthungen. Nach Lamarck haben sich alle jetzt als spezifisch betrachteten Formen allmählig im Laufe der Zeit aus einem Urkeim entwickelt. In streng biologischem Sinne wären demnach alle Lebens-

formen, gleichviel ob noch existirend oder ausgestorben, nur Modifikationen einer einzigen Spezies.

Nach einer andern Voraussetzung haben sich die Stammformen neuer Arten unmittelbar aus vorhergehenden Arten herausgebildet, so daß man auch hiernach Alle von einer einzigen Art ableiten kann.

Die dritte und am allgemeinsten angenommene Hypothese lehrt die selbstständige Entstehung einer besondern Stammform für jede Art.

Was auf den ersten Blick als vierte Entstehungsweise erscheinen könnte, nämlich die Entwicklung der verschiedenen Formen aus mehren selbstständigen Urbildern, fällt eigentlich unter die dritte Abtheilung, mit dem Begriff plötzlicher oder gradweiser Entwicklung.

Es wäre unsinnig, eine oder die andere dieser Voraussetzungen von vornherein als ungereimt zu verwerfen. Man muß jede Hypothese als wahrscheinlich betrachten, so lange sich nicht mit Thatsachen das Gegentheil erweisen läßt. Dies Letztere können wir indeß bis jetzt so wenig wie positive Beweise für einige der obigen Behauptungen beibringen.

Die Thatsachen, welche die Paläontologie enthüllt, sprechen von Tag zu Tag mehr gegen die erste der angeführten Hypothesen, die Entwicklungen durch gradweise Veränderungen in den Abkömmlingen einer einzigen Grundform. Innerhalb der geologischen Zeit finden wir nichts, was diese Ansicht unterstützte. Zwar wissen wir gut genug, daß modifizirende Einflüsse Spielarten zu erzeugen vermögen, welche fähig sind, sich auch späterhin zu erhalten; aber wir können den Thatsachen der Geologie und Paläontologie gegenüber nicht behaupten, daß die wechselnden Verhältnisse, wie die bis jetzt genauer erforschten Schichten der Reihe nach zeigen, die gradweise Umbildung des Urtypus in die zahlreichen und so sehr verschiedenen einzelnen Formen, deren Ueberbleibsel in den paläogoischen, mesogoischen und tertiären Gebilden erhalten sind, zu Stande gebracht haben.

Die zweite Theorie, obwohl leichter als die erste, von paläontologischem Standpunkte aus zu vertheidigen, hat nur wenige Anhänger. Die Geologie macht bedeutende Einwendungen dagegen; diese Art der Entstehung wird daher, wenn nicht die rasch zunehmenden Entdeckungen in Geologie und Botanik unerwartet neues Licht darüber geben, immer nur eine Hypothese bleiben. Der große Physiolog J. Müller in Berlin glaubte vor wenigen Jahren einmal, alle Zweifel darüber gelöst zu haben, indem er, auf Beobachtungen gestützt, behauptete. Thiere mit getrennten Geschlechtern entständen weder in der Luft, noch im Seeschlamme, sondern durch ein eigens dazu bestimmtes Organ innerhalb eines andern vorher existirenden Thieres. Er glaubte, die Entwicklung von Mollusken im Innern von Strahlenthierchen nachgewiesen zu haben. Die Thatsache war auch richtig, aber ein Irrthum in der Schlußfolgerung ließ die Frage bei der früheren Ungewißheit.

Die einfachste Erklärung, welche wir von geologischen Thatsachen haben, spricht zu Gunsten der selbstständigen Entstehung der Arten und der Dauer der spezifischen Formen, (die letztere wurde auch durch die beiden ersten Voraussetzungen nicht ausgeschlossen). Der Haupteinwand dagegen gründet sich auf die Schwierigkeit, das erste Auftreten eines schon hochorganisirten Wesens ohne einen Erzeuger zu begreifen. Aber wenn wir jede neue Form aus einer andern vorhergehenden herleiten,—mögen wir eine gradweise oder nur eine einmalige Entwicklung annehmen,—so müssen wir, bis zum Ursprung zurückgehend, auf eine Urform kommen, deren Entstehung, so einfach die Wesen auch sein mögen, immer wenigstens eben so schwer zu verstehen ist, wie das Auftreten einer beliebigen Zahl einfacher oder zusammengesetzter Grundformen. Die Entstehung einer Monade ist eben so schwer zu begreifen, wie die eines Menschen. Wenn man aber alle Thatsachen abwägt, so verdient dennoch die dritte Theorie unbedingt den Vorzug.

Zu den vielen Fragen, zu welchen die geologischen Nachforschungen Veranlassung gegeben haben, die aber trotz allem Fleiß noch nicht erledigt sind, gehört auch der schon viel besprochene Fortschritt in der Entwicklung des thierischen und pflanzlichen Organismus. Hier ist noch Vieles zu thun. Auch innerhalb der ganz genau untersuchten Theile der Erde nimmt diese Frage fortwährend eine neue Gestalt an, da jedes Jahr neue Formen alten Lebens zu Tage fördert. Anfangs für wahr gehalten in Bezug auf Klasse, Ordnung und Gattung, ging die Lehre stufenweise herunter bis zur Aufrechthaltung der Behauptung, daß die Wirbellosen den Wirbelthieren der Zeit nach vorausgegangen und zwar auch nur dem Auftreten der Hauptgruppen derselben. Dabei läßt sich mit einiger Gewißheit wenigstens anscheinend ein Fortschritt nachweisen. Aber es entsteht die Frage, wie weit dieser Schein von den verschiedenen Bedingungen der Erhaltung der Wasserwesen im Vergleich mit Landwesen abhängt. Da ist es nun von sehr übler Vorbedeutung, daß grade diejenigen Thiergattungen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach am leichtesten und in großer Anzahl sich im versteinerten Zustande erhalten haben, gar keine oder nur eine sehr oberflächliche Andeutung eines Fortschrittes zeigen. Karl Lyell sagt darüber [in der Einleitung zu seinem Manual of Elementary Geology]: „Wenn sich bei den wirbellosen Thieren des Meeres, welche uns die vollständigste Reihe von Denkmälern alter Zeiten aufweisen, für die allerältesten Versteinerungen ein etwas einfacherer Bau fände, so möchte sich die Theorie der allmäligen Entwicklung einigermaßen mit diesen Thatsachen begründen lassen. Aber was finden wir statt dessen? In den untern silurischen Schichten sind die der See eigenthümlichen Strahlenthierchen, Mollusken und Gliederthiere vollständig vertreten. Die Fauna des Meeres erscheint in diesen drei Klaftern in der That so reich, daß man sich fast versucht fühlt, eine

vollkommenere Entwicklung, als die gegenwärtig herrschende, anzunehmen. So finden wir in der großen Abtheilung der Strahlenthierchen fensterartige und andere Pflanzenthiere ne en haar- und blasenförmigen Stachelhäutern. Unter den Mollusken aus derselben Zeit zählt Barrande in Böhmen allein 253 Arten von Kopffußern auf. Von den Gliederthieren sind die Krustenträger allein durch mehr als zweihundert Arten von Trilo iten vertreten, anderer Gattungen gar nicht zu gedenken. So können wir nur mit Rücksicht auf die Wirbelthiere eine bis auf die ältesten Versteinerungen rückwärts gehende Degeneration nachweisen. Die ganze Lehre beruht auf negativen Beweisen, mag man diese hernehmen von der gänzlichen Abwesenheit versteinerter Vertreter gewisser Klassen in besondern Felsschichten, oder von der niedrigen Entwicklungsstufe der ersten wenigen Arten einer Klasse, die uns zufällig in den Weg gekommen sind."

Der angenommene Fortschritt in der Entwickelung der Pflanzenwelt scheint ebenso wenig noch lange Stand halten zu wollen. Nacktsamige Bäume sind anscheinend in früheren Zeiten an die Stelle von kapselsamigen getreten,—eine in der Paläontologie nicht seltene Erscheinung,— weiter nichts, als eine Ausgleichung, eine Herstellung des Gleichgewichts, welche man nur zu oft fälschlich für einen Beweis des Fortschritts genommen hat. Die Entdeckungen des Dr. Debey, welcher zu Air in anscheinend dem Kreidesystem angehörigen, vielleicht aber noch älteren Schichten, eine Masse trefflich erhaltenes Laub fand, machen auch die frühere Annahme wieder zweifelhaft, wonach die kapselsamigen Pflanzen in ihrer eigentlichen Entwicklung erst mit dem Anfang der tertiären Periode hervortreten.

Sonderbarer Weise hat man unter den angehäuften Ueberbleibseln zahlreicher Arten baum- und strauchförmiger Dikotyledonen nicht ein einziges Stückchen dazu gehöriges Holz gefunden. Die gebrechlichsten Theile dieser alten Pflanzen sind mit seltener Vollkommenheit erhalten; die solideren entgingen bis jetzt allen Nachforschungen! Diese Thatsache ist von größerer Bedeutung, als Manche zuzugeben geneigt sind.

Indem wir der Annahme eines deutlichen Fortschritts in der Thier- und Pflanzenwelt widersprechen, wenigstens so weit man aus den bisherigen Entdeckungen denselben hat nachweisen wollen, möge man uns nicht darin mißverstehen, als gäben wir überhaupt keinen Fortschritt zu. Angesichts der großen Thatsache des Auftretens des Menschen als des in jeder Beziehung höchsten Gebildes, können wir den Glauben an eine mit der Zeit fortschreitende Entwicklung nicht leugnen. Eben in der Ausbildung des menschlichen Geistes, an die wir trotz aller traurigen Zustände der Gegenwart fest glauben, sehen wir den Beweis für ein Gesetz des Fortschritts, welches sich allgemein geltend machen muß. Aus dem Glauben an ein solches Gesetz folgt aber noch nicht nothwendigerweise, daß man dasselbe, vorliegenden Thatsachen zum Trotze, unter den Bruchstücken untergegan-

gener Reihen, so weit sie den Schiffbruch überlebt haben, mit Gewalt hervorsuchen muß. Wir glauben, daß die erste und selbst die zweite Reihe thierischer Gebilde den bis heutigen Tags aufgefundenen Ueberresten lange vorhergingen. Ganz gewiß gab es schon Umbildungen, Veränderungen und höhere Entwicklungen in dem noch tiefverschleierten Dunkel jener Zeiten, in welche die geologische Forschung bis jetzt nicht eingedrungen ist.

Dann ist auch nicht zu übersehen, welche wichtige Rolle die Wärme bei der Bildung und Entwicklung organischer Wesen spielt. Einen Fortschritt in der Entwicklung unter den auf der Erde bestehenden Temperaturverhältnissen leugnen, hieße allen bekannten Thatsachen gradezu in's Gesicht schlagen. Allem Anscheine nach sind auch die leider bis jetzt in ihrer Thätigkeit noch zu wenig enthüllten elektrischen und galvanischen Vorgänge auf unserem Planeten bedeutend mit in Anschlag zu bringen.

Also die Möglichkeit zugeben, daß die Geologie noch bestimmtere Beweise einer regelmäßig fortschreitenden Entwicklung der thierischen Organismen aus wahrscheinlich noch unbekannten Urformen liefern wird, vergessen wir nicht, daß die ganze Eintheilung bis jetzt unvollständig, alle Systeme darüber nur Vorläufer von besseren sind; darum in ungeschickten Händen vielleicht verderblich, aber deshalb doch nicht zu verwerfen. Bei richtiger Anwendung mögen sie sich immerhin, gleich Linne's sexuellem System in der Botanik, als mächtige Förderer wissenschaftlicher Erkenntniß, als die leitenden Vermittler und Uebergangsstufen zum Richtigen verweisen. Kreideartig, silurisch, oolitisch und hundert andere geologische Ausdrücke braucht man heutzutage als feststehende, unabänderliche Bezeichnungen, ohne daran zu denken, daß sie weder bestimmt begrenzte Zeitabschnitte, noch überhaupt eine vollständige Form von Entwicklungsstufen umfassen. Jede neue Entdeckung verändert sie.

Ein System ist immer nur eine willkürliche Eintheilung eines Einzelnen, ein Versuch, natürliche Gruppen annähernd zu bezeichnen und zu ordnen, veränderlich nach der jedesmatigen Anschauungsweise, daher immer unbestimmt und von keiner Dauer, so lange es nicht wirklich mit der Natur übereinstimmt. So weit sind wir aber in der Geologie noch lange nicht, und so wünschenswerth eine feststehende Terminologie auch wäre, bis jetzt kann davon keine Rede sein; doch reift die Wissenschaft immer mehr derselben entgegen. Einen großen Schritt vorwärts zu diesem Ziele hat die Berücksichtigung des Gesammt-Ausdrucks bei den Gebilden der verschiedenen Epochen, die Zusammenfassung der jedem Zeitalter eigenthümlichen Formen mit ihren Verwandtschaften und Zusammensetzungen gemacht. Wir sind dadurch im Stande, bei der Auffindung neuer Fossilien sofort auf die Zeit, der sie angehören, zu schließen. Der Geologe geht weiter und überträgt das Alter auf die Schichten, in welchen die Versteinerungen gefunden wurden, und bestimmt so mit einem der Zeit nach bekannten Thier- oder

Pflanzenreste das unbekannte Alter des Gebirges oder der Gegend. Dabei ist aber noch immer sehr die Frage, ob das Vorkommen desselben Gebildes an verschiedenen Orten ein gleiches Alter der Schichten, worin jene sich finden, bezeichnet. Die Schlußfolgerung ist freilich auf Thatsachen gegründet, aber nur auf lokale Thatsachen, die nur in einem bestimmten Umkreise Bedeutung haben. Eintheilungen, welche für England oder irgend einen andern Theil von Europa richtig sind, sind darum noch nicht für die ganze Welt richtig. Die Geologen haben nur zu oft ihre Ideen in dieses Bett des Prokrustes gespannt.

Es gibt Gründe genug für die Annahme, daß wir zu einer allgemein richtigen Eintheilung in der Geologie noch lange nicht vorgeschritten sind. Die Gränzlinien zwischen den paläogoischen und sekundären, sekundären und tertiären Schichten, gewöhnlich als Grenzscheiden großer Gruppen, als Anfangspunkte neuer Entwicklungen angenommen, bezeichnen, mögen wir sie auch noch so nahe aneinander rücken, in der That nur große Lücken in unserer Kenntniß von der Aufeinanderfolge der einzelnen Bildungen.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, steht eine große Veränderung in der Geologie bevor, welche diese Zwischenräume ausfüllen wird. Neuere Entdeckungen in Frankreich, Belgien und England schieben eine Masse neuer Schichten zwischen die tertiären und kreideartigen Gebilde, schwellen die bereits umfangreiche Terminologie mit neuen Bezeichnungen, und werfen alle früheren Ansichten rücksichtslos über den Haufen. Aehnliches bereitet sich für die untern Schichten vor; die unterscheidenden Merkmale verschwinden immer mehr, die Verbindungsglieder zwischen den einzelnen Epochen treten hervor; mit jedem Tage finden wir mehr Uebergangsstufen und gewinnen damit eine allgemeinere Uebersicht. So vieles auch noch zu thun ist, die mächtig fortschreitende Wissenschaft wird ihre Aufgabe erfüllen und uns endlich eine richtige Anschauung, eine vollständige Kenntniß der wunderbaren Vorgänge auf und in unserer Erde, wie der wunderbaren Wesen, welche sie der Reihe nach hervorriefen, geben. Die geologischen Untersuchungen, welche in allen Theilen von Europa, in den Ver. Staaten, in Canada, in Ostindien, selbst in Australien meist auf Betrieb und unter dem Schutze der Regierungen gegenwärtig mit regem Eifer und unermüdlicher Ausdauer betrieben werden, können nur große und folgenreiche Resultate ergeben. Je weiter sie vordringen, je genauer jedes Fleckchen der Erde, nicht meilen-, sondern zollweise untersucht und bestimmt wird, desto werthvoller werden diese Arbeiten. Die Kenntniß eines einzelnen Landes, so genau sie auch sein mag, bleibt immer mangelhaft ohne die allgemein vergleichende Geologie.

In ihrer zunehmenden Ausbildung wird die Geologie bald eine wohlbegründete Berücksichtigung in den Schulen finden. Die Bedeutung der Naturwissenschaften überhaupt für die Erziehung ist längst außer Frage;

nur Dummköpfe und Pfaffen können ihren wohlthätigen Einfluß auf die ganze geistige Entwicklung leugnen. Die ganze Naturwissenschaft zerfällt aber hauptsächlich in drei Formen. Die Kenntniß der Erde, die Kenntniß der Wesen auf der Erde und die Kenntniß der Vorgänge in diesen Wesen; mit andern Worten: Geologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physiologie. Die letztere bleibt, bis auf einige allgemeine Grundrisse, am zweckmäßigsten für die Zeiten reiferer Einsicht aufgespart; die ersteren gehören wesentlich mit zu den Anfängen aller Erziehung. Während aber beschreibende Zoologie und Botanik, so interessant und wichtig sie an sich sind, nicht leicht in kindlichen Gemüthern allgemeinen Anklang finden, sondern immer nurEinzelne besonders anziehen, möchte grade die Lehre von der Entstehung der Erde vorzugsweise geeignet sein, die jugendlichen Geister zu fesseln, ihre Beobachtungsgabe zu beschäftigen und ihre Fähigkeiten nach vielen Seiten hin auszubilden, abgesehen davon, daß sie mit ihren positiven Thatsachen mehr denn irgend eine andere Wissenschaft allen verdummenden Einrichterungen, allen den Geist knechtenden und niederhaltenden Einflussen ein für allemal einen großen Riegel vorschiebt, und dem Menschen, den Schleier vergangener Zeiten wegschiebend, seine erhabene Stellung in ihrer ganzen Bedeutung z igt. Es steht daher zu hoffen, daß der Geologie bald überall der ihr gebührende Rang unter den übrigen Bildungszweigen eingeräumt werde. H.

Die Politik der Bierbrauer und Wirthe.

Es ist natürlich, daß das öffentliche Leben im Wirthshause auf das öffentliche Leben in der Politik einen großen Einfluß hat. Die Wirthshäuser bilden die gewöhnlichsten und gebräuchlichsten Versammlungsplätze des Volkes, namentlich der Arbeiter; hier zeigt sich das Volk in seiner natürlichsten, ungezwungensten Form; hier sieht man die Leute, wie sie sind, nicht wie sie scheinen wollen, in Hemdärmeln, ohne Schminke, ohne C remonien und Verstellungen; ihre Unterhaltungen sind zwanglos, ihre Gespräche frei und gerade heraus. Die Wirthshäuser bieten also der politischen Agitation ein allzeit bereites und benutzbares Terrain, das von jeher die Demagogen aller Sorten und Arten fleißig für ihre Wühlereien bearbeitet haben. Die Wirthe selbst werden durch diese immerwährende Agitation in den Mittelpunkt der politischen Wühlereien gedrängt; sie verstehen sich gemeiniglich sehr gut auf das sogenannte „Kannegießern", und benutzen oft ihr

Geschäft für die Politik, noch öfter freilich die Politik für ihr Geschäft. Die Wirthe und die ihnen nahe stehende Zunft der Bierbrauer hab n deshalb immer und namentlich in revolutionären Zeiten, wo die tiefsten Schichten des Volkes von der Bewegung emporgewühlt werden, einen bedeutenden Einfluß unter den Massen gehabt, und wir finden die Santerre's nicht nur in der Schreckenszeit der ersten französischen Revolution, sondern auch während der gutmüthigen Revolutionen der letzten Jahre in den Vorstädten vonBerlin, Wien und anderswo. Bierfässer lagen hinter den Barrikaden, und die Bierbrauer spielten die Rolle der Volksredner und Agitatoren. Große Biergärten, wie z. B. das Essighaus in Frankfurt, wurden die Versammlungsorte permanenter Arbeiterclubbs und Turnvereine; in Rastatt leitete das Bier die friedliche Stimmung, die Verbindung des Militärs mit dem Volke ein; der Sachsenhäuser-Felsenkeller oder jene Wirthschaft am Gensdarmenmarkte zu Berlin bildeten die Versammlungsplätze der Parlamentsmitglieder und Publizisten; überall wurde in den Wirthshäusern agitirt, conspirirt, gewühlt, geredet und politisirt, so daß die ganze Masse des Volkes in Gährung gehalten wurde. Dies war und ist nicht nur in Deutschland der Fall; auch in Frankreich gewannen die Wirthshäuser einen großen Einfluß auf die politische Agitation, so daß eines der vorzüglichsten Mittel, welche Louis Napoleon nach dem Staatsstreiche anwandte, um die öffentliche Meinung zu verfälschen und zu unterdrücken, die Schließung vieler Wirthschaften war, und das absolute Verbot, in Wirthshäusern über politische Gegenstände zu sprechen. Auf dem Continente Europa's, wo das Volk im Allgemeinen an kein öffentliches politisches Leben gewöhnt ist, und das Volk Unt rhaltung und Geselligkeit fast nur im Wirthshause findet, ist diese politische Bedeutung der Trinkstuben und der politische Einfluß der Bierbrauer und Wirthe erklärlich, aber auch in Amerika, wo doch ein vollständiges Vereins- und Versammlungsrecht existirt, und man viel bess re und zweckmäßigere Mittel zur politischen Propaganda hat, als das Kannegieß rn hinter dem Bierglase, wird speziell für die Deutschen der größte Theil der Politik im Wirthshause gemacht; die Wirthshäuser sind die Schlachtfelder, wo die Aemterjäger ihren Sieg erringen, und die Wirthe und Bierbrauer sind die Agenten und Vermittler der ämterjägerischen Politik. Besonders in der glorreichen demokratischen Partei hatten die Wirthe eine sehr günstige Stellung. Sie beriefen die politischen Meetings, veranlaßten Aufzüge und politische Demonstrationen, errichteten Hickorybäume, wurden als Delegaten zu den demokratischen Caukussen gewählt, und kein Aemterjäger konnte zu seinem Ziele gelangen, wenn er nicht auf dem Altare des Gambrinus, an der Bar, sein Opfer niedergelegt hatte. Die Wahlzeit war immer die Zeit der Erndte für die Wirth ; den ganzen Tag stand die Bar voll von halb oder ganz trunkenen Menschen, welche die Herrlichkeit der glorreichen demokratischen Partei in Whiskey oder Lagerbier

hinuntertranken; der Aemterjäger, welcher die Wirthe gewonnen, hatte die ganze deutsche Bevölkerung im Sack. Da die Deutschen meistens ihre Zeitungen im Wirthshause lesen, und die meisten Abonnements der politischen Blätter in Wirthshäusern gehalten werden, so beherrschten die Wirthe die Presse ebenso, wie das ganze politische Leben der Deutschen, und es konnte sich kein Zeitungsredakteur halten, der die Gunst des Grocerieкeepers und Bierbrauers verscherzt hatte.

Daß dies ein großer Mißbrauch war, wird wohl kein Mensch läugnen; die Erfahrung, namentlich der letzten Wochen, hat die Gefährlichkeit einer solchen Gewohnheit auf das Deutlichste gezeigt. Weil die Politik als eine Wirthshaussache betrachtet wurde, zogen sich die unabhängigen und anständigen Leute davon zurück, und überließen dieselbe dem trägen und unbrauchbaren Abfalle der Bevölkerung, welcher die stehende Kundschaft der Wirthshäuser bildete. Die Amerikaner sahen den Mißbrauch ein, aber benutzten ihn zu ihren persönlichen Zwecken, bis daß endlich eine gewaltige und durchgreifende Reaktion entstand, der gegenwärtige Temperenzwahnsinn und die Betrügerei der Nichtswisserlogen.

Durch diese Bewegung wurden die Wirthe, Bierbrauer u. s. w. in den Mittelpunkt und Vordergrund der politischen Agitation, so weit, wie sie bei den Deutschen populär ist, gedrängt. Die Temperenz-, Sonntags- und andere Gesetze sind direkt gegen die Wirthe gerichtet; die nativistischen Maßregeln kehren ihren Stachel zunächst gerade gegen diese und die damit verwandten Klasse von Geschäften. Natürlich, daß die Bierbrauer, Wirthe u. s. w. auch in erster Klasse Front gegen den Nativismus und die puritanischen Polizeimaßregeln machen, daß sie erwarten, daß die ganze deutsche Bevölkerung hinter inen stehe und sie in ihren Maßregeln und Vertheidigungsmitteln unterstütze. So scheint also jetzt die deutsche Bevölkerung eine Phalanx zu bilden, deren Banner das Bierglas, deren Symbol ein Faß, deren Anführer Wirthe und Bierbrauer sind. Demonstrationen werden in diesem Sinne gemacht, die Zeitungen drücken sich so aus, die Wahlen werden in solcher Weise behandelt, und die ganze Politik der Deutschen scheint sich um Hopfen und Malz zu drehen.

Das muß anders werden, soll nicht der Deutsche zum Gespötte der Welt und zur Rechtfertigung des Nativismus werden. Die Politik der Wirthe und Bierbrauer ist nicht das Höchste und Beste, was wir in den amerikanischen Verhältnissen anstreben können. Allerdings, die Rechte dieser Leute müssen gut geschützt werden, wie die aller andern Geschäfte; die Temperenztrage ist keine Frage des Bieres, sondern der persönlichen Freiheit, und es würde wenig politische Klugheit und Ehrenhaftigkeit beweisen, wollten wir den Kampf gegen die temperenzlerischen udd nativistischen Bestrebungen mit halben Mitteln und stumpfen Waffen führen, aber deshalb

ist es doch nicht nothwendig, daß wir uns grade vom Barroom aus unser politisches Glaubensbekenntniß diktiren lassen, und daß wir unter dem Commando der Bierbrauer in's Feld ziehen sollen. Im Gegentheil, unserer unmaßgeblichen Meinung und Erfahrung nach, würde es den Wirthen und Bierbrauern selbst am meisten nützen, wenn sie dem Kampfe keine persönliche Färbung geben, sondern denselben auf ein möglichst allgemeines und prinzipielles Feld zu tragen suchen, und wenn sie zunächst die Uebelstände, die in den eigenen Reihen wüthen, abstellen.

Die deutsche Presse ist gegenwärtig sehr geneigt, allen Unsinn der Temperenzbestrebungen, allen Lärm der Nichtswisserlogen in das schwärzeste Licht zu stellen. Der Gerechtigkeit scheint es gemäß, daß wir auch einmal des Balkens im eigenen Auge gedenken. Wir wollen mit diesen Worten nicht eine Klasse von achtbaren und rechtlichen Geschäftsleuten kränken; wir wissen, daß es unter den Wirthen und Brauern viele Ehrenmänner gibt, und sind von vornherein der Ueberzeugung, daß sie mit unseren hier ausgesprochenen Ansichten im Allgemeinen einverstanden sind. Aber die großen Uebelstände, welche mit diesem Geschäfte verbunden sind, und die nachtheiligen Einflüsse, welche die Wirthe, Brauer u. s. w. auf die politische Stimmung und Haltung der Deutschen bisher ausgeübt haben und grade in der gegenwärtigen Katastrophe erst recht ausüben, dürfen nicht verschwiegen werden, wollen wir nicht den Nativisten ein neues Mittel der Beschönigung und Rechtfertigung geben.

Keinem unparteiischen Beobachter wird die Bemerkung entgangen sein, daß wenigstens drei Mal so viele Deutsche sich dem Geschäfte des Verkaufes geistiger Getränke widmen, als das Bedürfniß verlangt. Von der Chathamstraße in New-York bis zu dem Urwalde des Westens ist eine lange Reihe deutscher Grocerien und Kneipen gebildet. Der Rang, den diese Geschäfte einnehmen, ist schon durch ihre Lage angegeben; sie degradiren sich noch unter den Kleiderjuden in Bowery und die Runneragentur in Greenwichstreet. Jeder, der zu faul ist, zu arbeiten, kauft sich eine Gallone jenes höllischen Whiskey oder ein Faß Bier und fängt eine Wirthschaft an; die Wirthe ziehen von einer Kneipe zur andern, und suchen sich gleich den Runnern oder gewissen Frauenzimmern ihre Kunden auf der Straße. Haben sie das Geschäft eine Zeitlang getrieben, dann sind sie durch Gewohnheit und Neigung, durch körperliche und geistige Demoralisation, unfähig zu irgend einer Art von Arbeit; ihr Leben ist an das Faß und das Glas gekettet; sie sind der Menschheit verloren, — „eine faule, unfruchtbare Last der Erde," wie der alte Dichter sagt. Die guten Wirthschaften und die anständigen Wirthe selbst leiden unter diesem Mißbrauch am meisten, und sie selbst sollten hier auf Beschränkungen und Reformen hinstreben; sie selbst sollten die Temperenzbestrebungen dadurch hauptsächlich bekämpfen, daß sie, so viel als möglich, die hier geschilderten Uebel-

stände vermeiden und abändern. Nichts könnte falscher, beschämender und beschimpfender für die Deutschen sein, als wenn sie sich ihre Politik von der hier geschilderten Sorte Wirthe diktiren oder influenziren lassen wollten. Dies würde sie, wie es bei den letzten Stadtwahlen mehrfach geschehen ist, in das Lager der Irländer, den natürlichen Bundesgenossen jener Sorte von Wirthen, treiben. Eine Alliance mit den Irländern wäre die Frucht solchen Bierhauspolitik, und dadurch wäre die Reputation der Deutschen bei den Amerikanern für lange Zeit verloren, und ihre sociale, wie politische Stellung hier sehr kompromittirt.

So große Veranlassungen auch in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen liegen mögen, uns den Bestrebungen, den politischen Tendenzen und Demonstrationen der Wirthe anzuschließen, so sollten wir doch immer eine Controle über dieselben haben, und nicht dulden, daß die ganze amerikanische Politik für uns eine Bierfrage wird. Im Gegentheil, wenn die Temperenzbewegung dieser Tage das zur Folge hätte, daß die Zahl der Wirthschaften und ihr politischrr Einfluß sich verminderte, daß mehr Ordnung und Anstand in dieses Geschäft hereingebracht würde, so könnten wir uns nur darüber freuen. Unseres Wissens gibt es nur Ein Mittel, der Temperenzbewegung ihren giftigen Stachel zu nehmen, das ist: Reform der Licenzgesetze und Unabhängigkeit der Politik vom Barroom. —

Die Sonntagsgesetze und die armen Leute.

Heute ist der Maiensonntag, und eine warme Sonne scheint auf die blühende, grünende Frühlingswelt hinab. Es ist ein herrlicher Tag, werth, daß die Menschen sich seiner freuen. Aber da ist keine Spur von Freude zu sehen. Die breiten Straßen der Stadt sind wie ausgestorben; nur hie und da schleichen Leute mit ernsten Mienen vorüber; kein lautes Wort, kein Gesang ertönt; nur die Glocken murmeln ihre einförmige Weise. Aber das ist auch kein Glockengeläute, wie in den alten deutschen Reichsstädten, oder im Schatten der Notre-Dame von Paris, oder dem ewigen Rom, wo hundert Glocken mit ihrem vollen Metallton durcheinanderklingen. Nein, heulend, wimmernd schlägt der Ton der amerikanischen Kirchenglocken an unser Ohr, in ähnlicher Weise, wie wenn man in Deutschland die letzte Stunde eines armen Sünders einläutet. Passirt nicht auch heute so etwas? Ist nicht ein allgemeines Unglück vorgefallen? Klar ist der Himmel; freundlich schaut die Sonne nieder; die Blumen blühen, die Vögel singen; die Bäume prangen im bräutlichen Blüthenschmucke, und der See

strahlt mit tausend Funken und Flammen das Bild der Sonne wieder. Aber leer und öde sind die Gesichter der Menschen, und keine Frühlingssonne strahlt aus ihren Augen. Herrscht die Cholera in der Stadt? Hat man einen großen Todten begraben? Muß auch Amerika ein Sebastopol betrauern? Welch ein Gegenstand der allgemeinen Trauer ist vorhanden?

So mag Mancher fragen, der Sonntags die amerikanischen Städte durchwandert, und sich der Lust und der allgemeinen Freude erinnert, mit der die Leute in Deutschland und Frankreich ihre Festtage feiern. Dieser Contrast wird durch den finsteren Puritanismus hervorgebracht, der im amerikanischen Volke liegt. Nirgend ist die Frömmigkeit so langweilig und heuchlerisch, als im Protestantismus; nirgend hat der Protestantismus eine so kalte, herzlose Form angenommen, als im Puritanismus; nirgend wird der Puritanismus mit einer solchen Rohheit und Intoleranz ausgeführt, als in Amerika. Dieser Puritanismus der Neu-England Staaten, der sich von dort aus über das ganze nördliche Amerika ausgedehnt hat, erinnert lebhaft an die Cromwell'sche Zeit, und hat nur einen einzigen ebenbürtigen Rivalen, nämlich den irischen Whiskey-Katholizismus; Er ist der in religiöse Form gebrachte abstrakte und einseitige Egoismus, die herzlose, blutlose, leidenschaftslose Eigensucht, die sich mit pharisäischem Hochmuthe in den Mantel der christlichen Liebe hüllt; er erinnert an den Fanatismus, der die mittelalterlichen Menschen in die Klöster und Wüsten trieb, nur mit dem Unterschiede, daß die Puritaner mönchische Regeln und trappistische Enthaltsamkeit nicht nur auf die Klöster beschränken, sondern über die ganze Welt ausdehnen möchten. Nicht nur die Freude selbst, sondern auch die Sehnsucht und die Fähigkeit zur Freude aus den Herzen der Menschen zu reißen, dies ist der höchste Wunsch der Puritaner, und man muß nur auf ihre bleichen Wangen, hageren Gesichter, arithmetische Nasen, spekulirende Lippen und habgierige Augen blicken, auf das skelettähnliche Antlitz, aus dem keine Liebe und kein Glück spricht, um einzusehen, wie nahe sie schon der Erfüllung dieses Wunsches gekommen sind. Wie tief muß ein Mensch gesunken sein, der nicht mehr fähig ist, sich zu freuen, der die Freude, ihm selbst unnahbar, auch bei Anderen nicht dulden will. Wie eigenthümlich müssen dieser Leute Ansichten über Religion sein, wenn sie die Feier des höchsten Wesens in der Freudlosigkeit und Langeweile finden!

Die Sonntagsgesetze, welche jetzt überall in Amerika mit so großer Strenge durchgeführt werden, bezeichnen am Deutlichsten, was der Amerikaner unter Religion versteht. Sich aus dem geselligen Leben zu verbannen, Musik und das ganze übrige Reich der Poesie und Künste von sich fern zu halten, das laute, bewegliche Volksleben in klösterliche Stille zu verwandeln, und den Genuß in Langeweile umzutauschen: dies ist bei den Amerikanern Gottesverehrung. Welch ein langweiliger, mürrischer Gott muß der Gott der Puritaner sein, der solche Gesetze erläßt! Wenn die al-

ten Griechen die Feste ihrer Götter feierten, so versammelten sie sich an den schönsten Plätzen des schönen Griechenland, in jen n „alten, heiligen, dichtbelaubten Hainen,“ wo die Ruhe und Schönheit der Natur selbst die Nemesis versöhnte; von allen Seiten zogen Hellas' Söhne zum „Feste der Wagen und Gesänge;“ hier zeigten die Griechen die ganze Kraft und Schönheit ihres Körpers, und wer der Froheste und Glücklichste war, den nannte man den Frömmsten und Besten, den Liebling der Götter. Aber freilich — die Griechen waren Heiden, die Amerikaner jedoch sind ein christliches Volk.

Wohlfeiles Mittel, ein Volk gesund, wohlhabend, gesittet, glücklich zu machen! Man verurtheile die Leute Sonntags zum Sodewassertrinken und zur Einsamkeit, und die gewünschten Folgen werden entstehen. Wie albern waren doch Plato, Aristoteles, Tacitus, Cäsar, Spinoza und andere großen Staatsmänner und Philosophen, welche über das Wesen des Staates so tiefe und gründliche Studien machten, aber nicht diesen Stein der Weisen entdeckten. Nicht ohne Unrecht sagte daher der große Fillmore zu dem größeren Wood, daß dieser der größte Mann des Jahrhunderts sei, weil er die Sabbathsruhe in New-York eingeführt habe. Diese Temperenz-, Denuncianten- und Polizeipolitiker machen es, wie der Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt, wenn der Jäger kommt. Sie weisen die Rohheit und Demoralisation des Volkes in abgelegene Winkel, in die Dunkelheit zurück, und geben sich dann der wohlgefälligen Selbsttäuschung hin, daß jetzt die Rohheit und Demoralisation verschwunden sei. In ähnlicher Weise weist man die armen und bleichen Arbeiter des östlichen London aus den reichen Straßen und Quartieren des Westendes hinweg, damit der Contrast zwischen dem übertriebenen Reichthum und der unmäßigen Armuth nicht zum Vorschein komme.

Man mag sagen, was man will, die Sonntagsgesetze sind eine Maßregel zur Knechtung und Unterdrückung der Arbeiter, des sogenannten gemeinen Mannes, der armen Leute. Alle Philanthropie, alles Christenthum, das sich mit dieser Maßregel breit macht, verschwindet vor der grausamen, herzlosen Politik des Kapitals, welche den Arbeiter eben nur als eine Maschine betrachtet, und ihm keinen andern Antheil am Leben gönnen will, als die Mühen der Arbeit. Für die Reichen haben die Sonntagsgesetze keinen Werth und keine Bedeutung, denn der Reiche sucht seine geselligen Freuden nicht in der Kneipe. Er hat seine Clubbs, seine Privaträume, seine Gärten; er hat vor Allem Bekannte und Freunde, und der Weinkeller ist gefüllt. Aber das Wirthshaus ist der Versammlungsort des arbeitenden Volkes; der Arbeiter sieht sich für einen Augenblick erlöst aus seinem Elend; er befindet sich in einem großen, wohnlichen Raume; Bilder schmücken die Wände; Gesellschaft umgibt ihn; Zeitungen liegen vor ihm ausgebreitet; er wird von dem Wirthe mit Gefälligkeit und Aufmerksamkeit

bedient. Da ist nicht mehr die niedrige, arme Hütte; nicht das armselige Hausgeräth, nicht die ewige, nimmer rastende, häusliche Sorge, nicht das Weinen der Kinder und das Murren der Frau. Ein Strahl von Fiheer und Glück fällt in das Leben des Armen uud er erträgt die sechs Tage der Arbeit hindurch schon manches Ungemach, manche Entbehrung, wenn er den siebenten Tag sich seines Lebens und des Umganges mit seinen Nebenmenschen freuen kann.

Aber es soll nicht sein. Nicht nur Glück und Freiheit, auch die Illusion davon soll dem armen Manne geraubt werden. Er soll nicht eine Minute in seinem Leben haben, welche ihn über das Elend der andern Zeit aufklären könnte. Gleich der Maschine, die nur so viel Feuer, Wasser und Oel bekommt, daß sie arbeiten kann, soll er von dem geizigen Kapital nur so viel Lohn bekommen, daß er die Kraft zur Arbeit behält. Kein Ueberschuß von Kraft und Genuß soll ihm werden. Alle politischen Bestrebungen, die uns in der letzten Zeit geplagt haben, als Sonntagsgesetze, Temperenzgelüste und nativistischen Unterdrückungen, haben nur Eine Quelle, die Macht des Kapitales über die Arbeit, die sich am stärksten und entschiedensten in der Sklaverei ausdrückt. Die Peitsche für den Arbeiter: so heißt es nicht nur im Süden, sondern auch im Norden; dort Sklaven, hier Heloten; so heilen die Unionsretter den Riß, der zwischen Süden und Norden entstanden. Dies sollten sich die Arbeiter und alle Diejenigen, welche unter den temperenzlerischen oder nativistischen Bewegungen leiden, immer in's Gedächtniß zurückrufen, daß die Sklaverei der breite Boden ist, auf welchem alle Unterdrückungsversuche gegen die freie Arbeit wachsen, und daß Derjenige, welcher gegen die Sklaverei gleichgültig ist, kein Recht hat, sich über die Consequenzen derselben zu beklagen.

Erziehungsanstalt von G. A. Wislicenus,

in Hoboken, bei New-York, Bloomfield Place, Nro. 9.

Wir halten es für unsere Pflicht, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen Mann und diese Anstalt hin zu richten. Unten allen, Denen, welche die rationalistische Bewegung in der vorrevolutioären Zeit begründet und geleitet haben, steht Wislicenus voran, was die Tiefe der wissenschaftlichen Bildung und den Ernst des Strebens anbetrifft. Sein Name und seine literarischen Leistungen sind dem Publikum der Atlantis gewiß bekannt, so daß wir nicht nothwendig haben, dem Verfasser der berühmten Brochure: „Ob Schrift, ob Geist!" eine Lobrede zu halten. Wir glauben

aber den Dank aller Derer, welche ihren Kindern eine tüchtige Erziehung und gediegene Bildung mitzutheilen wünschen, zu verdienen, wenn wir ihnen den Prospektus dieser Erziehungsanstalt, wenigstens im Auszuge, mittheilen. Wenn die wissenschaftlichen Männer Deutschlands, welche von der Gewaltherrschaft drüben vertrieben sind, in Amerika auf irgend einem Felde sich geltend und nützlich machen können, so ist es in der Schule. Die amerikanischen Erziehungsanstalten leiden an sehr vielen und wohlbekannten Mängeln; so vortrefflich das Institut der Freischulen auch ist, so ist doch die Methode des Unterrichtes gewöhnlich sehr falsch; die Bildung wird, wie eine Schminke, zum Prunke und zur Täuschung, oberflächlich aufgeklebt, aber nicht in das Herz des Menschen gebracht und zu seinem innersten Wesen gemacht. Hätten wir persönlich Einfluß in Amerika, wir würden Männer, wie Wislicenus, Diesterweg, Fröbel, an die Spitze des amerikanischen Schulsystems stellen; wenn wir irgend ein Amt gern in deutschen Händen sehen möchten, so wäre es das Amt der Schulinspektoren und Superintendenten. Da aber nach dieser Richtung hin deutscher Einfluß sich noch wenig geltend gemacht hat, so bleibt nichts Anderes übrig, als durch deutsche Musterschulen den Amerikanern ein Vorbild zu geben. Darum begrüßen wir die Wislicenus'sche Anstalt mit Freuden, und erwarten eine zahlreiche Theilnahme an derselben um so mehr, da die Preise der Pension und des Unterrichtes sehr billig gestellt sind, und hinter den Preisen der amerikanischen Colleges bedeutend zurückbleibleiben. Wir sind überzeugt, daß es zur Zeit der Nichtswisserherrschaft eines bornirten Amerikanerthums noch deutsche Eltern in Amerika gibt, die ihren Kindern lieber eine Bildung des Geistes und des Gemüthes geben, wie sie in Deutschland verbreitet ist, als daß sie dieselben im amerikanischen „Büsineß" untergehen sehen wollen.

Hören wir, wie Wislicenus in seinem Prospekte sich über seinen Erziehungsplan ausspricht.

* * *

„Obwohl das persönliche Vertrauen bei der Wahl eines Lehrers und Erziehers die Hauptsache thun muß, will ich doch doch hier einige kurze Bemerkungen über die Grundsätze geben, welche mich dabei leiten.

Es versteht sich von selbst, daß die Erziehung und der Unterricht, welche ich meinen Zöglingen gebe, auf freisinnigen Principien und Grundsätzen bestehen, sowohl in Bezug auf Welt- und Lebensansicht, als auf Behandlung des Unterrichts und der Zöglinge selbst. Die wahre Freiheit aber halte ich für unzertrennlich von ernster Sittlichkeit und edler Humanität, und meine Erziehungsbestrebungen können also auch nur hiermit in Einklang stehen. Ich lasse darum der Kindesnatur ihre freie, fröhliche Bewegung in vollem Maße, führe sie aber ebenso mit Ernst und Festigkeit zur sittlichen Bildung und edel menschlichen Haltung. Sittlichkeit ist aber nicht bloßes gesetzliches Verhalten und äußerer Anstand, sondern Leben und Han-

deln aus vernünftiger Einsicht und inniger Liebe zum Guten; diese Einsicht und Liebe in den Kindern zu wecken, ist der Kern meines Strebens. Verstand, Gemüth und Gedächtniß nicht ohne Verständniß; verständloses Auswendiglernen tödtet den Verstand, und läßt selbst das Gedächtniß leer. Wahrhafte Tüchtigkeit im praktischen Leben, zum Glücke und zu den Erfolgen des Menschen so nothwendig, kann nur auf tüchtige theoretische Bildung sicher gegründet werden, und ist ohne moralische Bildung ohne Werth und Würde. Der Zögling muß zu ernster Arbeit und fleißiger Benutzung der Zeit angehalten, darf aber in keiner Hinsicht überbürdet werden, damit er nicht zur schwächlichen Treibhauspflanze verkümmere. Leib und Seele, körperliches und geistiges Leben, sind innig verbunden, aufeinander wirkend, einander stützend und fördernd, beide zu gleicher Gesundheit, Kraft und edler Bildung zu erziehen, — „gesunde Seele in gesundem Leibe." Reinlichkeit und wohlgefällige Erscheinung im Aeußern, ohne Prunk und Eitelkeit. Männliches und weibliches Wesen sind verschiedene Formen des einen menschlichen, gleichberechtigt, gleicher Ehre, beide zusammen erst den ganzen Menschen bildend, aber jedes in seiner Eigenthümlichkeit zu lassen, nicht zu vermengen; der Knabe muß zum Manne, das Mädchen zum Weibe erzogen werden.

Die Gegenstände des Unterrichts sind: Deutsche und englische Sprache, Geographie und Geschichte, Natur- nebst Himmelskunde, Rechnen und Arithmetik, Geometrie, Zeichnen und Singen.

Im Sprachunterrichte sind natürlich die Fertigkeiten des Lesens und Schreibens, sowie der Orthographie, mit inbegriffen. Darüber hinaus aber suche ich klares Verständniß, Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche, das nöthige Maaß grammatischer Kenntniß, und möglichste Vertrautheit mit den besten prosaischen und poetischen Erzeugnissen, soweit sie der Jugend zugänglich sind, zu geben. Eine solche Einführung in die Sprache achte ich für die Grundlage aller humanen Bildung. Dem so häufig vorkommenden und auf Intelligenz und selbst Moralität so nachtheilig einwirkenden Aufgeben der deutschen Sprache bei deutschen Kindern hier im Lande trete ich mit Nachdruck entgegen, und mache ihnen die reine Bewahrung der Muttersprache und der vaterländischen Bildung zur Ehrensache. Das Englische wird ebenso mit Ernst und Gründlichkeit betrieben, sowohl nach Verständniß, als nach mündlichem und schriftlichem Gebrauch. Der Unterricht in Geographie und Geschichte, sowie in der Naturkunde, beschränkt sich nicht auf Einprägen von Namen, Zahlen, Begebenheiten, Eintheilungen 2c., sondern sucht in das Natur- und Menschenleben einzuführen, in der Welt heimisch zu machen, und durch gute und schlimme Beispiele zu erziehen. Arithmetik tritt natürlich erst bei größerer Reife und Uebung im praktischem Rechnen ein. In die Elemente der Geometrie wird der Zögling schon früher eingeführt. Durch Zeichnen und Singen wird,

außer der praktischen Wichtigkeit des Erstern, der Sinn für das Schöne geweckt und die Heiterkeit des Lebens gefördert. In andern Gegenständen, namentlich im Französischen, in den alten Sprachen, in Musik, in weiblichen Arbeiten, wird auf Verlangen Privatunterricht ertheilt. Tagesschüler werden auch zur Ausführung ihrer Arbeiten unter Aufsicht genommen. Die Schüler werden, je nach Art der Gegenstände und nach Bedürfniß, zusammen oder in verschiedenen Abtheilungen unterrichtet. Auch nicht deutschredende Kinder, wenn sie Deutsch lernen wollen, nehme ich an.

Die Zahlung für Pension und Unterricht beträgt fünfzig Dollars, für bloßen Unterricht sechs bis zwölf Dollars vierteljährlich. Bei Geschwistern oder sonstigen besonderen Umständen tritt auf Verlangen eine Ermäßigung ein. Auf mündliche oder schriftliche Anfrage ertheile ich nähere Auskunft. Freunde bitte ich, durch Verbreitung dieser Anstalt und ihres Inhaltes mich zu unterstützen."

Hoboken, N. J., bei New-York, Bloomfield Street, Bloomfield Place, Nro. 9. —

G. A. Wislicenus.

In Sachen des „American Liberal."

Wir theilen unsern Lesern mit, welche weiteren Schritte zur Wiederaufrichtung des „Liberal" geschehen sind. Nachdem auf die Verlegung nach Toledo verzichtet war, bildete sich in Pittsburg aus dem Schooße des Freimännervereins ein Committee, welches sich nach den Mitteln zur Wiederherausgabe des „Liberal" erkundigen sollte. Darauf hin glaubte das bisherige Committee in Cleveland, einen selbstständigen Vorschlag machen zu müssen, und legten den untenstehenden Plan einer Aktienzeichnung der öffentlichen Beurtheilung vor. Es ist zu wünschen, daß sich in allen freisinnigen Städten des Westens ähnliche Committee's, wie in Pittsburg, bilden; es ist dann eine leichte Sache, dies für alle freisinnigen Deutsche wichtige Unternehmen zu neuem und erfolgreichem Leben zurückzurufen. Der von dem Clevelander Committee vorgeschlagene Plan scheint zweckmäßig zu sein; doch sollte man einen bessern Vorschlag finden, ist man hier gern bereit dazu, ihn anzunehmen. Ueberhaupt muß das Unternehmen von allgemeinem Standpunkte aus betrachtet werden als das gemeinschaftliche Unternehmen aller freisinnigen Deutschen. Von dem Gutachten Derjenigen, welche nach dem hier mitgetheilten oder nach einem anderweitigen Plane dem „Liberal" die Mittel zu seinem Forterscheinen geben, hängt es ab, Ort

desErscheinens und Redakteure zu wählen, da die bisherigen Geranten und Redakteure in dieser Beziehung dem deutschen freisinnigen Publikum freie Wahl lassen. Vielleicht, daß eine der größern Städte des Westens die Vortheile einsieht, welche ihr durch ein derartiges Blatt geboten werden, und allein die Mittel dazu anschafft. Jedenfalls dürfen wir hoffen, daß in kurzer Zeit wieder ein Blatt erscheinen werde, das die politische Selbstständigkeit, die Bildung und Unabhängigkeit der deutschen Bevölkerung Amerika's den Amerikanern gegenüber vertritt, ein Unternehmen, dessen Resultate noch größer sein werden, als die Hoffnungen, die sich damit verknüpfen. Wir legen die Sache dem freisinnigen deutschen Publikum noch einmal dringend an das Herz, und hoffen, bald von der Errichtung neuer Committee's und näheren, speziellen Vorschlägen zu hören. Jedenfalls aber glauben wir den Rath geben zu müssen, nicht eher das Unternehmen wieder zu beginnen, als bis eine sichere Basis für dasselbe vorhanden ist, sowohl in materieller, wie in intellektueller Beziehung. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Wir kennen Manche, die zu materiellen Opfern für das Blatt bereit sind, aber für eine ungewisse Sache ihren Beutel nicht öffnen wollen.

* * *

An alle unsere Gesinnungsgenossen!

Die Unterzeichneten, als die von dem Freimännerverein in Pittsburg gewählte Committee zur Berathung über die Art und Weise, wie der „American Liberal" für die Zukunft nachhaltig unterstützt werden könne, halten es für angemessen, von diesem Beschluß die auswärtigen Freimännervereine in Kenntniß zu setzen, damit uberall unsere Gesinnungsgenossen sich fur diese wichtige Sache interessiren. Wir halten es nicht mehr für nöthig, auf die Wichtigkeit einer solchen Zeitschrift aufmerksam zu machen, welche es zu ihrer Hauptaufgabe gemacht hat, die Amerikaner mit deutscher Anschauung, Sitte, Bildung und Wissenschaft zu befreunden, und welche dieses Ziel mit solcher Beharrlichkeit und Gediegenheit verfolgt hat. In einer Zeit zumal, wo die Vollblut-Amerikaner die Deutschen mit Fußtritten vor die Thüre zu setzen vermeinen, ist das Fortbestehen einer Zeitung, wie der „American Liberal," eine Lebensbedingung für alle radikalen Deutschen, und wir sollten uns wahrlich, wenn es sich um Vertheidigung unserer Ideen und Erhaltung unserer Selbstständigkeit handelt, nicht von der nächsten besten Methodistengemeinde beschämen lassen. Wir erwarten daher mit Zuversicht, daß die Sache von der gesammten radikalen deutschen Presse und insbesondere von den Freimännervereinen in die Hand genommen werde. Zu dem Ende laden wir nochmals die Freimännervereine ein, Committeen zu bilden und uns ihre Beschlüsse mitzutheilen. Wir können im Namen unseres Vereins die Versicherung hinzufügen, daß von

unserer Seite für eine so wichtige Sache pekuniäre Opfer mit Freuden werden gebracht werden.

Im Namen des Pittsburger Freimännervereins
G. Porzel, K. Fischer, G. A. Neuffer, C. R. Leonhäuser,
J. Roth.

„An die Freunde des „American Liberal!"

In der Voraussetzung, daß das Beispiel des Freimänner-Vereins von Pittsburg bei der freisinnigen deutschen Bevölkerung Nachahmung findet, und durch die Wahl von Committee's Anhaltspunkte gefunden werden, durch welche die Basis zur Wiederaufnahme des „American Liberal geschaffen werden kann, erlauben sich die Unterzeichneten, das bisherige Committee des „American Liberal," folgende Vorschläge als die sichersten und zweckmäßigsten zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes zu machen:

1. Daß 350 Aktien, zu 10 Dollars jede, ausgegeben werden, wovon die erste Hälfte einzahlbar ist, sobald die volle Zahl der Aktien gezeichnet und die letzte Hälfte in solchen Raten und zu solcher Zeit, als der Verwaltungsausschuß dies für nothwendig erkennt.
2. Daß aus den Aktionären der Stadt, wo das Blatt zu erscheinen bestimmt wird, ein Verwaltungsrath erwählt wird, welcher den materiellen Theil des Blattes zu verwalten und zu leiten hat.
3. Daß die Bestimmung des Ortes, wo das Blatt erscheinen soll, sowie die Anstellung der Redakteure und weiterer Bestimmungen einer Versammlung der Aktionäre, resp. deren Delegaten vorbehalten bleibt.

Wir ersuchen die verschiedenen Committee's und alle Freunde des Unternehmens, wenn Sie mit diesem Vorschlage einverstanden sind, sofort mit der Aktienzeichnung zu beginnen, und unter der Addresse „American Liberal" die Listen hierher einzusenden, damit, sobald daraus hervorgeht, daß die volle Anzahl Aktien gezeichnet sind, die nöthigen weiteren Maßregeln angeordnet und bestimmt werden können.

Der „American Liberal" hat in der kurzen Zeit 1200 Abonnenten erhalten und wird im Zeitlaufe eines Jahres sicher eine solche Anzahl besitzen, die es unnöthig machen wird, die zweite Hälfte der Aktien einzuziehen. —

Die Passiva des „American Liberal," welche etwa 400 Dollars betragen, sind durch die Unterzeichneten gedeckt, und werden sie nicht anstehen, für den ganzen Betrag Aktien zu nehmen.

J. Müller.
L. Ritter.
F. H. Droz.

Gesangfest zu Cleveland.

„Pfingsten, das fröhliche Fest ist erschienen!"
Göthe's, Reineke Fuchs.

Wir theilen hier die Einladung des hiesigen Gesangfest-Committee's mit, und glauben, keine weitere Aufforderung zum Besuche des Festes nothwendig zu haben, da Zeit, Ort und Veranlassung hinreichende Motive dazu enthalten Wenn es irgendwie möglich ist, dieser harten, schweren Zeit eine glückliche Stunde abzupressen, so ist es an diesem Feste, wo Kunst und Geselligkeit sich nach alter deutscher Weise vereinigen. Wir hoffen viele unserer persönlichen Freunde in unserer blühenden Waldstadt zu sehen, und manche trauliche Stunde mit ihnen durchzusprechen. Es bieten solche Feste Erinnerungen, an denen man lange zehren und seine Hoffnungen wärmen kann. Grade jetzt, wo wir einen wirklich europäischen Frühling haben, und der Mai selbst hier in Amerika seine ganze Poesie entfaltet, empfinden wir nicht nur das Bedürfniß, soudern auch die Fähigkeit, glücklich zu sein, und dies werden unsere Freunde mit uns an den Pfingsttagen beweisen. Wir wollen dem steifen Puritanismus der Temperenzler und dem rohen Fanatismus der spezifischen Amerikaner gegenüber einen Tag in der Heimath feiern; die Luft von den Ufern des Rheines soll zu uns herüber wehen, und die echt deutsche Geselligkeit, durch die Weihe der Kunst verklärt, in unserer Mitte herrschen.

Der Zuspruch von Gästen, von fröhlich genießenden, glücklichen Leuten wird, den erhaltenen Nachrichten nach, sehr groß und die verschiedenen Gesangvereine zahlreich repräsentirt sein. Auch von mehreren unserer Collegen haben wir Nachricht, daß sie diese Veranlassung zu einer persönlichen Zusammenkunft benutzen wollen. Wir haben die Editorenkonvention zunächst als eine gesellige Zusammenkunft aufgefaßt; sollten sich aber ernstere Bestrebungen damit verbinden, so würde das Fest einen doppelten Werth haben. Wir rufen den Gästen ein herzliches Willkommen zu! —

* * *

Einladung

zum Sängerfest des deutschen Sängerbundes in Nord-Amerika, an den Tagen vom 28. bis 30. Mai 1855, in Cleveland, Ohio.

Dem unterzeichneten Committee wurde die angenehme Pflicht zugetheilt, an alle Sängervereine die herzliche Einladung zum diesjährigen Gesangfest in Cleveland an den obengenannten Tagen ergehen zu lassen.

Die Freunde des deutschen Gesanges in unserer Waldstadt sind von

dem aufrichtigen Wunsche beseelt, dem Feste einen würdig-schönen Verlauf zu sichern und werden sich eifrig bemühen, den Gästen die Tage so angenehm zu machen, als es die Umstände nur immer gestateen mögen. Sie hoffen einen zahlreichen Besuch, und haben deshalb das Fest auf die fröhliche Pfingstzeit verlegt, wo Jeder gern einen Ausflug macht.

Dieser Einladung fügen wir die Bitte bei, daß alle Vereine, die sich betheiligen, möglichst bald Anzahl und Namen der theilnehmenden Mitglieder, nach Stimmen geordnet, an uns einsenden.

Vereinene die noch nicht dem Sängerbunde angehören, gilt diese Einladung im vollsten Umfange, nur möchten wir dieselben auffordern, sofort sich die Concertstücke von dem Centralcommittee in Columbus, Addresse: Otto Dresel, kommen zu lassen.

Alle Zuschriften erbilten wir unter der Addresse: „Wächter am Erie," Cleveland, Ohio.

Abel. Königslöw. Löwentritt. Thieme.
H. Langsdorf.

☞ Die Zeitungen sind freundlichst ersucht, diese Einladung zu copiren. —

Das neue Metall Aluminium.

Wir entnehmen einem Berichte des Herrn Fortoul, Minister des öffentlichen Unterrichtes in Frankreich, folgenden Auszug über das neue Metall Aluminium.

„Dank den neuen Bemühungen des Hrn. Deville ist das Verfahren bei der Gewinnung des Aluminiums geregelt und vereinfacht worden; die dazu verwandten Apparate haben eine fabrikartige Gestalt bekommen; die zu seiner Erzeugung erforderlichen Stoffe sind im Ueberfluß und zu geringen Preisen beschafft worden. Das Aluminium wird in der Weltausstellung als eine der werthvollsten Errungenschaften der Wissenschaften und der Industrie figuriren.

Sobald dieses außerordentliche Metall, leicht wie das Glas, glänzend wie Silber, unverderblich fast wie das Gold, schmiedbar und streckbar wie jene edlen Metalle, zähe wie das Eisen und schmelzbar wie das Kupfer, — welches demnach durch das Streichwerk, die Plattmühle, das Zieheisen, den Hammer und die Feile in alle Gestalten gebracht werden kann; sobald als dieses Metall, welches sich in den schlechtesten Thonarten im Ueberfluß vorfindet, in der Hauswirthschaft und in den Künsten seine Stelle eingenommen haben wird: wird man sich nicht mehr über die beharrliche Theil-

nahme wundern, welche Ihre Majestät den Versuchen widmet, die sie ausführen läßt, um die Gewinnung des neuen Metalles zu erleichtern.

Man wird zu der Erkenntniß kommen, daß in den Wissenschaften Alles eng verkettet ist, und daß die wunderbare Entdeckung der Zersetzung der Körper durch die galvanische Batterie erforderlich war, um durch die Bemühungen Oerstedt's, Wöhler's und Deville's zu jener wunderbaren Entdeckung zu führen, — nämlich der Verwandlung des Töpferthones in ein Metall, welches durch seine Unverderblichkeit mit dem Gold und Silber und durch seinen Ueberfluß auf der Erde mit dem Eisen um den Vorrang streiten wird.

„Sire, ich weiß, das das Aluminium, ungeachtet der außerordentlichen Reichhaltigkeit seiner Gruben und der zu seiner Gewinnung verwendeten Stoffe, in der Niedrigkeit des Preises noch nicht mit dem Kupfer oder Zinn in die Schranken treten kann. Eine industrielle Praxis wird es jedoch auf jenen Punkt führen. Die Wissenschaft hat ihre Aufgabe wacker erfüllt. Sie hat das Metall entdeckt, seine Eigenschaften festgestellt, die Mittel zu seiner Gewinnung im Großen geschaffen; — sie überliefert dem Verkehr die Frucht ihrer Studien mit der seltensten Uneigennützigkeit."

Es ist natürlich, daß die Zeitungen sich mit dieser wichtigen Entdeckung lebhaft beschäftigen, und in manchen Blättern schon die kühnsten Illusionen und Prophezeiungen über die Umwälzungen und Fortschritte, welche das neue Metall in der Industrie und in der Wissenschaft hervorbringen wird, ausgesprochen werden. Wenn sich nur die Hälfte dieser Prophezeiungen als Wahrheit erweist, wenn das Metall mit geringen Kosten und in großen Massen gewonnen werden kann, und seine in dem Berichte geschilderten Eigenschaften unter dem Hammer und Streckeisen sich bewähren, so wird eine neue Aera in der Industrie eintreten, und die Suprematie des Eisens verdrängt werden. In der Wissenschaft war dieses Aluminium schon seit einemhalben Jahrhundert bekannt; schon der berühmte Entdecker der Sicherheitslampe, Sir Humphrey Davy, führte es in die Reihe der Elemente ein, und dem Schüler des Berzelius, dem Chemiker Wöhler, gelang es zuerst vor etwa dreißig Jahren, das Metall in chemisch-reinem Zustande darzustellen. Die Industrie wurde aber lange Zeit nicht auf diese Erfindung aufmerksam; erst Herr Saint Clair Deville, Mitglied des Institutes, erfand eine Methode, ein Metall in großen Mengen und auf eine wohlfeile Weise aus der gewöhnlichen Thonerde (Alum) herzustellen. Es ist zu erwarten, daß die Industrie sich nun mit aller Macht auf dies neue Feld werfen wird; besonders die Pariser Industrieausstellung wird sich des neuen Metalles bemächtigen, und dasselbe zum ersten Male in seinem vollen Glanze und in seiner ganzen Brauchbarkeit der Welt zur Schau stellen. Gewiß, seit der calorischen Maschine, dieser großen, aber unglücklichen

Entdeckung, ist in der Industrie, wie in der Wissenschaft, kein Gegenstand aufgetreten, der so sehr die Wechselwirkung dieser beiden großen Gebiete des menschlichen Strebens nachgewiesen hätte, wie das neue Metall Aluminium. Während in der Chemie selbst dadurch große Fortschritte erzielt werden, — vielleicht kann man sogar die Platinatigel durch Tigel von Aluminium ersetzen, — wird die Industrie in tausend verschiedenen Weisen das neue Metall anwenden; in vielen Fällen, wo jetzt Zink, Blech, Eisen, Kupfer gebraucht wird, kann man das neue, edle, dem Rosten nicht ausgesetzte Metall anwenden, und es ist möglich, daß dadurch der Bergbau der ganzen Erde sich ebenso durchgreifend verändern wird, wie die Industrie. Wir hoffen in der nächsten Nummer über die Resultate dieser Entdeckung weitere Mittheilungen machen zu können.

An die Abonnenten der „Atlantis."

Mehrfache briefliche Anfragen, ob die „Atlantis" jetzt gesichert sei und ob man sich auf deren Fortsetzung verlassen könne, veranlassen den Herausgeber dieser Blätter zu einigen Bemerkungen. Diejenigen meiner Abonnenten, welche die „Atlantis" von ihrem Anfang an kennen, wissen, daß mehrere unangenehme Störungen die regelmäßige Herausgabe unterbrochen haben. Die Wochenhefte erschienen; mit Ausnahme der durch den Umzug von Detroit nach Milwaukie hervorgerufenen Verzögerung; regelmäßig ein Jahr lang, aber die Umwandlung in Monatshefte brachte die „Atlantis" in eine sehr bedrohte Stellung. Nicht daß die Zahl der Abonnenten sich dadurch verringert hätten, – die meisten derselben hatten die Umänderung gewünscht, — aber die Zahlung der Subscriptionen kam in's Stocken, vermuthlich, weil die meisten Abonnenten erst auf den Erfolg des neuen Unternehmens warten wollten. Dadurch wurde ich nach dem zweiten Monatshefte an der Vollendung des dritten gehindert, und den ganzen Sommer des verflossenen Jahres hindurch war ich nur im Stande, zwei Hefte erscheinen zu lassen, gleichsam, um nur noch die Erinnerung an die „Atlantis" aufrecht zu halten. Daß dieses Verfahren die finanziellen Zustände der „Atlankis" noch verschlechterte, kann man sich denken, denn die Abonnementszahlungen hörten fast gänzlich auf. In Cleveland begann ich, nachdem der „American Liberal" in Gang gebracht war, sofort mit der Wiederherausgabe der „Atlantis," und habe jetzt regelmäßig jeden Monat ein Heft erscheinen lassen, und zwar so, daß das Heft des einen Monates in den ersten Tagen des darauf folgenden ausgegeben wurde. Ich werde in derselben Weise auch fortfahren, und die nächsten Hefte immer in einem Zeitraume von 20—25 Tagen einander folgen lassen. Meine Arrangements mit Satz und Druck sind so ge-

troffen, daß die regelmäßige Herausgabe der „Atlantis" gesichert ist. Ich glaube, daß ich jetzt, nach regelmäßiger Ausgabe des vierten Heftes auf die Wiederkehr des Vertrauens rechnen kann, und ich ersuche sehr um dieses Vertrauen. Denn eine Fortsetzung des Mißtrauens, welches sich bei Vielen in Gestalt einer totalen Verweigerung, Rückstände und Abonnements zu bezahlen, kundgab, würde allerdings auf die Dauer der Ruin der „Atlantis" sein. Ich war leider schon genöthigt, mehrere Mahnungen wegen schuldiger Beiträge in die Zeitung rücken zu lassen, und sehe mich jetzt gezwungen, diese Mahnung auf das Bestimmteste und Dringendste zu wiederholen. Diejenigen Abonnenten, welche ihren Verpflichtungen jetzt nicht nachkommen, mögen sich erinnern, daß sie dadurch die deutlichste Absicht an den Tag legen, das Blatt zu ruiniren. Mit der Februar und Märznummer dieses Jahres habe ich mehrere hundert Rechnungen den Heften beigelegt, und das ganze Resultat derselben waren zwei, sage zwei Einsendungen schuldiger und fälliger Beträge. Glauben manche Abonnenten, daß sie durch die allerdings bedaurenswerthen Zögerungen und Unterbrechungen im vorigen Jahre, allen Verpflichtungen, Rückstände zu bezahlen, enthoben sind? Ich theile diese Meinung nicht, denn ich habe selbst die unregelmäßigen Hefte an alle einzelnen Abonnenten verschickt, und dieselben haben durch ihre Acceptation gezeigt, daß sie das Abonnement fortsetzen wollten. Wo irgend ein Heft durch Schuld der Post oder ein anderes Versehen ausgeblieben ist, bin ich gern bereit, dasselbe noch einmal zu senden, besonders was das 4te Heft des vorigen Jahres und die in diesem Jahre erschienenen Hefte betrifft.

Ich ersuche jeden einzelnen Abonnenten, welchem diese Zeilen zu Gesicht kommen, seine Rückstände, wenn welche da sind, und den Subscriptionsbetrag, wenn fällig, an mich einzusenden. Registrirte Briefe gehen auf mein Risiko. Ich bin überzeugt, daß die meisten der rückständigen Abonnenten nur aus Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit rückständig sind, und daß sie gern ihren Verpflichtungen nachkommen, wenn sie wissen, daß dies unumgänglich nothwendig ist, und daß ein längeres Zögern mein ganzes Geschäft ruiniren könnte. Diejenigen, welche mit dem ersten, zweiten oder dritten Monatshefte des vorigen Jahres ihr Abonnement für 6 Monate erneuerten, werden erinnert, daß bei dem Februar- oder März- oder dem gegenwärtigen Aprilheft ihre Subscription zu Ende ist, daß also in jedem Falle das Abonnement fällig ist.

Ich brauche die Leser der „Atlantis" wohl nicht darauf aufmerksam zu machen, wie mühsam es für mich sein muß, dieses Blatt zu schreiben, wenn meine Aufmerksamkeit allzusehr auf den geschäftlichen und finanziellen Theil des Blattes gerichtet ist, und ich immer mit Verlegenheiten und Unannehm-

lichkeiten aller Art zu kämpfen habe. Die Abonnentenzahl der „Atlantis" ist fast schon hinreichend, um dieselbe zu unterhalten; täglich mehren sich die Subscriptionen, und es ist nur etwas Pünktlichkeit und Vertrauen von Seiten der Abonnenten nothwendig, um mir alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Dann wird auch die Haltung des Blattes freier und klarer sein; die Stimmung des Verfassers ist nicht präoccupirt durch äußere Einflüsse, und die bisherigen Mängel, welche Niemandem so deutlich sind, wie mir selbst, werden nach und nach verschwinden.

Das Publikum möge mich entschuldigen, wenn ich diese persönlichen Fragen so ausführlich behandele. Aber ich habe nicht Zeit, an jeden einzelnen Abonnenten einen Brief zu schreiben, und so muß ich mich denn zu diesem Schritte bequemen. Er war im Interesse des Blattes selbst nothwendig. Ich habe seither und namentlich in den letzten Wochen viele Beweise von Freundschaft und Theilnahme gefunden; ich habe gesehen, daß der Gang, den die „Atlantis" bisher genommen hat, die Zustimmung braver und tüchtiger Männer errungen hat, und diese Erfahrung veranlaßt mich, kein Mittel unbenutzt zu lassen, um der „Atlantis" ihre Zukunft zu sichern! —

Meinen aufrichtigen Dank allen Denjenigen, welche sich für die Verbreitung des Blattes interessirt haben.

Atlantis.

Neue Folge Band 2. Heft 5. | Mai, 1855. | Alte Folge Bd. 4. Nr. 84—88.

Sklaverei und Nativismus.

Wir kommen nochmals auf ein oft besprochenes Thema zurück, weil wir einsehen, daß die einfachsten und deutlichsten Wahrheiten, die bekanntesten Thatsachen, und die evidentesten, die zwingendsten Schlüsse durch den Parteifanatismus entstellt, und der öffentlichen Meinung verfälscht überliefert werden. Es ist schwer zu begreifen, wie hartnäckig die Leute an der Selbsttäuschung und an der Täuschung Anderer festhalten, und wie die oberflächlichsten und ungegründetsten Behauptungen sich wie mit einem eisernen Anker in dem Bewußtsein des großen Haufens festklammern. So entblöden sich die demokratischen Zeitungen nicht, ihre Partei, die Partei der Sklaverei, als Gegnerin der nativistischen Bestrebungen hinzustellen, und die aktuelle Parteistellung so zu verdrehen, als wären die Burger der Union in zwei entgegengesetzte Parteien, die der Sklaverei und des Nativismus, geschieden. Eine gröbere Täuschung hat man selten dem Volke zu bieten gewagt. Sklaverei und Nativismus sind sowohl in logischer, wie faktischer Beziehung übereinstimmend und verwandt; sie stehen auf demselben Boden, stammen aus derselben Quelle, bedienen sich derselben Mittel, und gelangen zu demselben Ziele. Der Parallelismus ist zu deutlich, als daß man ihn wegläugnen könnte. Der Ursprung der Sklaverei, wie des Nativismus, ist die Verläugnung der Menschenrechte; es ist gleichgültig, welcher Aemterjägergesellschaft der Sklavereimann oder der Nichtswisser angehört: Beide stimmen darin überein, daß sie die großen Grundsätze Jefferson's und der Unabhängigkeitserklärung, daß sie die Lehre von den unveräußerlichen Menschenrechten, das Fundament jeder republikanischen Verfassung, bekämpfen. Diese prinzipielle Uebereinstimmung der Sklavereileute mit den Nativisten zeigt sich auch thatsächlich bei jeder Gelegenheit. Die letzteren bedienen sich derselben Hülfsmittel und Argumente, wie die ersteren, und jede Waffe, welche gegen die Nichtswisser gebraucht wird, trifft auch in letzter Reihe die Sklavereileute. Alle Verwirrungen, welche in der Parteipolitik dieses Landes gegenwärtig herrschen, aller nativistische Unsinn, der in der abolitionistischen Gesetzgebung von Massachussets vorkommt, alle ehrlichen oder ämterjägerischen Bemühungen

zu Gunsten der Fremdenrechte, welche von südlichen Politikern gerühmt werden mögen, können uns über diesen einfachen und wirklichen Sachverhalt nicht täuschen. Das Aufzählen der Namen und Personen beweist hier nichts; für jeden Antisklavereimann, der zu den Nichtswisserlogen gehört, kann man zwei Mitglieder der demokratischen Partei finden, und der Nativismus ist im Süden vielleicht deshalb nicht so groß, wie im Norden, weil dort die Einwanderung von keiner oder nur geringer Bedeutung ist, und die Eingebornen nicht zur Eifersucht und zum Neide veranlaßt. Bei der geringen politischen Bildung, welche in den Massen des amerikanischen Volkes herrscht, war es möglich, über den Zusammenhang zwischen Sklaverei und Nativismus das Volk zu täuschen; die Parteien wurden durcheinander geworfen, die Interessen miteinander vermischt, und die Grundsätze nach jeder Seite abgeschwächt und verfälscht. Dies war die goldene Zeit der Aemterjäger, die Zeit der Gewissenlosigkeit in der Politik, der Verkäuflichkeit in geheimen Conspirationen. Wird sie lange dauern? Wir glauben, die Uebereinstimmung der Ideen und Interessen habe sich jetzt schon so mächtig gezeigt, daß die unnatürlichen Verbindungen sich auflösen, und die natürlichen Wahlverwandtschaften zwischen Schlecht und Schlecht und Gut und Gut sich herausstellen werden.

Wie verwirrt auch die amerikanische Politik erscheinen kann, sie ist doch im Grunde genommen einfach und deutlich. Die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung, welche im Wesentlichen mit der Geburtsakte der europäischen Revolution, der Declaration des droits de l'homme, und der französischen Constitution von 1791 übereinstimmen, enthalten die ewige und unzerstörbare Garantie der Menschenrechte und diese Menschenrechte, die Bestimmungen über Freiheit und Gleichheit der Menschen, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Habeas Corpus-Akte, Recht auf Jury und dergleichen sind die Basis jeglicher politischen Freiheit, jeglicher Civilisation dieses Jahrhunderts. Der erste und oberste Grundsatz in der Politik ist der Grundsatz der Wiedervergeltung. Der Organismus der menschlichen Gesellschaft beruht auf der Reciprocität, und der Satz: wie Du mir, so ich Dir, ist von der höchsten sittlichen, socialen und politischen Bedeutung. Was der Kreislauf des Lebens in der Natur, das ist die Wiedervergeltung in der moralischen Welt. Jedermann kann von dem Andern nur diejenige Achtung und dasjenige Recht verlangen, was er selbst diesem Andern zugesteht. Kein Mensch kann Rechte für sich verlangen, wenn er nicht die Gültigkeit dieser Rechte für die ganze Menschheit anerkennt. Deshalb und nur unter diesen Umständen ist die Rechtswissenschaft eine allgemein gültige Wissenschaft, und das Recht, wie die Vernunft und die Freiheit, überall dieselbe. Die moderne Politik basirt hierauf; es war der Triumph der menschlichen Vernunft und Freiheit in der amerikanischen und ersten französischen Revolution, wodurch dieses allge-

meine Menschenrecht zur Grundlage der modernen Politik gemacht wurde. Wer diese Grundlage unter seinen Füßen zurückstößt, verzichtet überhaupt auf den Antheil an der gegenwärtigen Civilisation, auf die staatsbürgerlichen Rechte und die persönliche Freiheit. Der Europäer, der Pole, Ungar oder Franzose kann nur dann einen Anspruch auf politische Freiheit machen, wenn er die Ansprüche von ganz Europa auf die Freiheit anerkennt und darnach handelt. Weil das die Franzosen 1848 und 49 nicht thaten, verloren sie die eigene Freiheit. Montalambert bewies schon zwei Jahre vor dem 2. Dezember, daß eine „römische Expedition im Innern," d. i. ein Staatsstreich nothwendig sei. Ebenso verdienen die deutschen Monarchen die Herrschaft der russischen Knute, weil sie die Freiheit ihrer Völker mit Füßen getreten haben. Ueberall findet man, daß man in dem Maaße, in welchem man Andere unfrei macht, auch selbst unfrei wird. Dies findet man bei dem Militär, der Bürokratie, dem Klerus, kurz allen unfreien Instituten in Europa, und der einzige Mensch, der vielleicht Sklaven unter sich hat und keinen Tyrannen über sich, ist der Kaiser von Rußland. Und doch kann der ärmste polnische Jude in Rußland über seine Handlungen wohl freier disponiren, als der Czaar. Tyrannei u. Sklaverei sind Waffen, welche sich gegen die Brust Dessen richten, welcher sie gebraucht. Die Weltgeschichte zeigt uns ohne Ausnahme, daß die Völker durch die Tyrannei, welche sie über andere Völker ausgeübt haben, selbst in Tyrannei verfielen. So Persien, Mazedonien, Rom, so die mittelalterlichen Völker, so auch in der neuern Zeit Preußen, England, Oesterreich. Jeder Versuch der Unterdruckung Anderer zieht die eigene Unterdrückung nach sich. Am Deutlichsten kann man dies in Amerika sehen. Die Sklaverei, welche der freie Amerikaner des Nordens bisher duldete und protegirte, hat ihn in eine schimpfliche Abhängigkeit vom Süden, von den Sklavenhaltern und der von diesen begünstigten und getragenen Aemterausbeutungsclique gebracht. Die amerikanische Freiheit hat nur Eine Achillesferse, an welcher sie sterben kann, und das ist das südliche Institut. Dies beweisen uns vor Allem die puritanischen, temperenzlerischen und nativistischen Bestrebungen der Gegenwart.

Wenn die Nähe der Sklaverei, der gesetzliche Schutz, mit welchem sie umgeben ist, die Brutalität, mit welcher sie gehandhabt wird, nicht das Rechtsgefühl und die Freiheitsliebe der Amerikaner bedeutend schon untergraben, und eine allgemeine Demoralisation der öffentlichen Meinung hervorgebracht hätte; würden niemals solche Bewegungen, wie diejenigen, gegen welche wir heute zu kämpfen haben, möglich gewesen sein. Die Verläugnung der Menschenrechte, die Verweigerung politischer Freiheit und rechtlicher Gleichheit, die Zertretung der Menschenwurde, die Ablehnung aller Humanität, welche wir an den nativistischen Bestrebungen beklagen: dies sind die Resultate der Sklaverei, der Gewöhnung und Billigung dieses

schändlichen Institutes, welches alles Rechts- und Ehrgefühl einer Nation nothwendig von Grund aus ruiniren muß. Die demokratische Partei, die seit den Tagen der Nebraskabill vorzugsweise die Partei der Sklaverei genannt werden muß, hat diese Demoralisation der öffentlichen Meinung hauptsächlich zu verantworten, und daher auch die Consequenzen derselben, die nativistischen Bestrebungen. Wenn man Unterricht im Stehlen gibt, soll man sich nicht beklagen, wenn man bestohlen wird. Diejenigen, welche sich immer emsig bemüht haben, das Recht und Ehrgefühl, die Menschenrechte und Humanität, in Amerika zu ruiniren, Millionen von Menschen aller ihrer Rechte und Freiheiten beraubt zu halten, Sklaven einzufangen und die Sklaverei allüberall unter dem Deckmantel der Volkssouveränität einzuführen; diese gesetzlosen Menschen sollten doch kein Wort darüber verlieren, wenn die Früchte ihres schimpflichen Thuns ihnen selbst reifen, und sie die Peitsche zu schmecken bekommen, welche sie mit solcher Begeisterung vertheidigt haben.

Gewiß, verhehlen wir es uns nicht, es gibt nur eine Weise und nur eine Waffe, mit welcher wir das Nichtswisserthum bekämpfen können, das sind die Menschenrechte, die absolut gültigen, keine Ausnahme zulassenden, von keinen Bedingungen abhängigen Menschenrechte, welche keinen Unterschied der Geburt, Nationalität, Farbe und Race kennen. Nur auf diesem Boden können wir den Kampf für unser eigenes Recht führen. Wer nicht auf diesem Boden steht, wer die Menschenrechte der schwarzen Race mit Füßen tritt, der soll schweigend seine eigene Demüthigung und Knechtschaft ertragen; ihm fehlt der Adel und der Stolz des freien Mannes, der ihn zur Empörung gegen jede Gewalt und jeden Unterdrückungsversuch berechtigt. Deshalb sollten sich die deutschen Sklavenzeitungen, welche die Nebraskabill und das Sklavenauslieferungsgesetz vertheidigt haben, vor der nativistischen Bewegung in das Dunkel der Schande zurückziehen; sie haben kein Recht gegen diese Bewegung; sie sehen darin nur einen Spiegel ihres eigenen Thuns; sie hören darin nur das Echo ihrer eigenen Stimme. Wir allein, die freisinnige Partei, die wir jedem Menschen gleiches Recht zuerkennen wollen, die wir die allgemeinen Menschenrechte als die Grundlage jeglicher politischen Freiheit anerkennen: wir haben ein Recht, uns gegen jeden Unterdrückungsversuch aufzulehnen, und nur mit uns und unter unserer Fahne können die eingewanderten Bürger ihre Rechte vertheidigen.

Die nativistischen Bewegungen sind allgemeiner, wie man glaubt. Die wirksamsten Mittel derselben sind die Temperenzgesetze. Das Maine Law ist eine Maßregel von vorwiegend nativistischer Bedeutung. Die Sonntagsgesetze sind eine Reaktion des spezifisch puritanischen Geistes der Anglosachsen gegen die vorgerücktere gesellige Bildung und religiöse Freiheit der Deutschen. Alle die sogenannten „amerikanischen" Bestrebungen zielen dahin, unsere Geschäfte zu ruiniren, unsere sociale Stellung zu beein-

trächtigen, unsere Rechte zu vermindern. Es ist natürlich, daß wir gegen diese drohenden Gefahren uns zu vertheidigen suchen, und alle Mittel aufwenden, den Feind zu schlagen. Wie fangen wir dies an? Können wir den Puritanismus im Namen der katholischen Hierarchie, den Temperenzfanatismus im Namen der Trunkenheit, den Nativismus im Namen und Interesse der Sklaverei, die moderne Aemterjägerei der Know-Nothings im Namen der Aemterjägerei der Hunker bekämpfen? Wenn irgend etwas im Stande wäre, die Bestrebungen der Nativisten, Puritaner, Temperenzler zu rechtfertigen, so wäre es eine solche Parteistellung. Nein, wir m ssen die Waffen gegen unsere Feinde nicht aus der moderden Rumpelkammer der Vergangenheit nehmen; wir müssen mit reinen, blanken Schwertern kämpfen, die noch nicht in das Gift der Sklaverei getaucht und mit dem Schmutze der Corruption besudelt sind.

Ein großer Theil der Deutschen hat sich in den Tagen der Nebraskabill von der demokratischen Partei losgesagt; dies war recht und gut; es war nothwendig. Denn die demokratische Partei hatte durch ihre Unterstützung der Nebraskabill gezeigt, daß sie die Partei ist, welche den Norden an den Süden, die freie Arbeit an die Sklaverei verräth. Aber dringender, wie zu den Zeiten der Nebraskabill und der Sklavenjagd in Boston, ist heutzutage die Nothwendigkeit geworden, der demokratischen Partei mit derjenigen Verachtung den Rücken zuzuwenden, welche die Selbstentwürdigung verdient. Die demokratischen Zeitungen mögen noch so viel lärmen und poltern, und über die Nichtswisser, die Temperenzler räsonniren; es ist nicht gut gemeint; es ist in den Wind hinein gesprochen; man hört es mit Bedauern. Unser Recht, unser gutes, deutsches Recht, steht zu hoch und fest, als daß wir es den Handlangern der Sklaverei zur Beschützung anvertrauen könnten; an der Schwelle unserer Freiheit sollen keine Nebraskaritter Wache stehen.

Es stellt in der That die Logik und die Urtheilsfähigkeit dieser „demokratischen“ Presse in das hellste Licht, oder vielmehr in den dunkelsten Schatten, daß sie aus der Nichtswisserbewegung Kapital zu machen suchen. Grade so gut könnte sie aus der Belagerung von Sebastopol Kapital machen. Es ist kein Gegensatz zwischen der Sklavereipartei und den Nichtswisserlogen vorhanden. Mit Recht bemerkt der „Cincinnati Republikaner,“ daß die Stellung der Know-Nothings zur Sklaverei von lokalen Ursachen abhängig sei; im Norden, in den Neu-England Staaten, ist das freesoilistische Element überwiegend, und daher sind auch die Nichtswisser der Majorität nach Freesoiler; in den mittleren Staaten, New-York, Pennsylvanien, Ohio u. s. w., sind die Know-Nothing-Logen zwischen Pro- und Antisklaverei getheilt, nach dem politischen Charakter der Bewohner; im Süden endlich sind die Nativisten ohne Ausnahme Prosklavereimänner. Daß im Süden der nativistische Lärm sich nicht so bemerklich macht, wie etwa in

Cincinnati oder Chicago, rührt einfach daher, weil im Süden die „Foreigners" in unverhältnißmäßig kleiner Anzahl und deshalb machtlos sind; der Eingeborene hat von ihrer Conkurrenz im Handel, der Industrie, dem Ackerbau, der Land- und Lottenspekulation, der Aemterjägerei u. s. w. nichts zu fürchten. Auch gehören die „Fremden" im Süden, einzelne größere Städte, wie Louisville, St. Louis rc. ausgenommen, der Sklavereipartei an, und diese Leute sind an den Gehorsam gegen die Amerikaner so sehr gewöhnt, daß diese keine Eifersucht gegen sie bekommen. Aber die „Fremden" im Norden, namentlich die Deutschen, sind ihrer Zahl, ihrem Einfluß und ihrer politischen Richtung nach dem spezifischen Amerikanerthum und seinem Puritanismus sehr gefährlich. Auf der einen Seite sieht man die hierarchische Gewalt Rom's sich immer mehr und mehr ausbreiten; Irländer und Deutsche bauen die Zwingburgen des Aberglaubens und der Unterdrückung, katholische Kirchen und Klöster; der ungeheure Reichthum der Bischöfe erregt die Besorgniß der Verständigen, die Habsucht der Lottenspekulanten. Auf der andern Seite bildet sich, namentlich unter den Deutschen, ein freisinniges, unabhängiges Element heran, das der modernen Civilisation und Aufklärung theilhaftig ist, ein mit dem Geiste der Philosophie getränktes, von Reformideen erfülltes Element, das sich den Mißbräuchen und Mängeln dieses unreifen Landes nicht ohne Weiteres unterwerfen will. Dieses Element maßt sich an, der Corruption in der Politik entgegenzutreten, die Wahlen zu kontroliren, für Prinzipien zu agitiren, die öffentliche Meinung zu reinigen. Die amerikanischen Aemterjäger aller Parteien und Sorten sind natürlich erbittert über solche Neuerungen; bisher haben sie, Dank der „demokratischen" Presse, über die Deutschen bei den Wahlen nach Belieben verfügt und nach Gutdünken ihre Stimmen verhandelt; da Streben nach selbstständigem Urtheilen und Handeln kann ihnen natürlich nicht gefallen. Daher wendet sich der Nativismus sowohl gegen die Deutschen, als gegen die Irländer; die Puritaner können die Katholiken eben so wenig leiden, wie die Infidels.

Dies sind die verständlichen und natürlichen Quellen des Nativismus. Anstatt nun vom kosmolitischen und humanem Standpunkte, von dem Standpunkte der Menschenrechte und Jeffersonianischer Philosophie, denselben zu bekämpfen, rathen die demokratischen Blätter zur freiwilligen Unterwerfung, zur Rückkehr in die alte Dienstbarkeit gegen Sklaverei und Aemterjä[illegible]

Je mehr die demokratischen Blätter bei dieser Gelegenheit von Freiheit und Recht, von deutscher Ehre und Nationalität u. dergl. sprechen, desto ekelhafter und widriger werden sie. Die Nebraskazeitungen haben kein Recht, die Worte Ehre, Freiheit u. s. w. in den Mund zu nehmen. Wir wollen kurz an die Laufbahn dieser Blätter erinnern. Zur Zeit der Wahl von Franklin Pierce vertheidigten sie die bestehenden Kompromisse. Als

die Nebraskabill zuerst auftauchte, erklärten sie sich gegen diesen Bruch des Friedens und der Ehre. [New-Yorker Staatszeitung, Banner, Volksfreund von Milwaukie u. s. w. waren gegen die Bill.] Als aber die Nebraskabill von der Administration unterstützt und zu einer Quelle der Aemtererbeutung gemacht wurde, vertheidigten sie dieselbe mit wahnsinnigem Fanatismus. Man rennomirte nach dem Vorbilde von Herrn Douglas mit der Volkssouveränität. Das Sklavenauslieferungsgesetz sei durch den Grundsatz der Nebraskabill beseitigt, hieß es. Die Sklavenjagd zu Boston wurde gemacht und man jubelte dazu. Wochen lang sprach man darauf die Ansicht aus, daß Nebraska und Kansas freie Staaten, und sich dadurch die Nebraska- und Kansasbill als zweckmäßig und der Freiheit günstig erweisen würde. Die Sklaverei siegt in Kansas; die Volkssouveränität wird mit Füßen getreten; eingedrungene Missourier-Horden, echte, gute „Demokraten," mit dem „demokratischen" Vicepräsidenten Atchison an der Spitze, setzen dem Willen der Squatters ihre Revolvers und Messer entgegen; der von Pierce eingesetzte Gouvernör muß fliehen; Kansas ist zu gleicher Zeit der Sklaverei und der Herrschaft gesetzloser Horden anheimgefallen. Dieses sind die natürlichen Folgen des Douglas'schen Gesetzes; wir konnten dieselben längst vorhersehen, und haben sie schon vor einem Jahre prophezeit. Was thut die demokratische Presse? Sie fragt ganz gemüthlich: Was wird Herr Pierce dazu sagen? Sie nimmt auch diesen Fußtritt mit derselben Ergebenheit hin, mit welcher sie sich bisher immer von der Partei der Sklavenhalter hat behandeln lassen.

Und solche Leute, welche für jede Brutalität eine Rechtfertigung, für jede Schandthat der Sklaverei ein versöhnliches Wort, für jeden Eidbruch eine Entschuldigung und für jeden Fußtritt eine Danksagung vorräthig haben, — diese Leute wagen, gegen Nichtswisser und Temperenzler zu schreiben? Woher nehmen sie die moralische Entrüstung? Wir sind neugierig auf eine Antwort.

Höheres Gesetz.

Man spricht in der amerikanischen Politik vielfach von einem höheren Gesetz (higher law). Man versteht darunter ein moralisches Gesetz, ein Gesetz des Gewissens, welches höher ist, wie das Gesetz des Staates. „Du sollst Gott mehr gehorchen, wie den Menschen," heißt es in der Bibel. Dies ist ein sehr bedenklicher und gefährlicher Satz, der sich mit einer wohlgeordneten Staatsverfassung nicht verträgt. Im Namen dieses höheren Gesetzes sind schon viele politische Verbrechen begangen worden, und wenn auch

nicht zu leugnen ist, daß die Freiheit sich manchmal dieses Mittels zum Siege bedient hat, so benutzte doch in den meisten Fällen der religiöse Fanatismus dasselbe, um die staatliche Ordnung durch hierarchische Eingriffe zu verwirren. Hier in Amerika sehen wir vielfach das höhere Gesetz in letzterem Sinne angewendet. Der Katholicismus erkennt über der Konstitution der Ver. Staaten ein höheres Gesetz an, das kanonische Recht und den Willen der Priester. Auch der Puritaner hat sein "higher law," das heute noch mit einem Fanatismus ausgeführt wird, wie zu den Zeiten Cromwell's. Der Mormone flüchtet sich mit seinem „höheren Rechte" auf Vielweiberei u. s. w. in die Wildniß, um dem Conflikte mit der Obrigkeit und dem Gesetze zu entgehen. In allen diesen Fällen sehen wir die Constitution der Ver. Staaten und die Gesetze der einzelnen Staaten von unbestimmten und wechselnden Gewalten durchkreuzt. Nicht nur die Religion flüchtet sich unter die Wirksamheit des höheren Gesetzes. Der südliche Sklavenhalter tritt im Namen seines höheren Gesetzes, des Sklavereiinteresses, alle positiven Gesetze und konstitutionellen Bestimmungen mit Füßen; Preßfreiheit, Geschwornengerichte, die wichtigsten Bestimmungen der Ver. Staaten Constitution, haben keine Geltung vor dem höheren Rechte auf Sklaverei, welches die Fanatiker des Südens ein göttliches Recht nennen. Auf der andern Seite erkennen auch die Abolitionisten der Neu-England Staaten ein höheres Recht, als die Paragraphen der Constitution an; sie beweisen aus der Bibel, daß die Sklaverei mit dem Willen Gottes nicht übereinstimmt. In einer andern Weise, aber noch viel deutlicher und entschiedener, erkennen selbst die Philosophen ein höheres Recht an; der katagorische Imperativ Kant's ist am Ende nichts Anderes, als das höhere Recht, welches über alle positiven Gesetze erhaben ist. In despotischen Staaten, wo das positive Recht ein positives Unrecht ist, ist das Recht auf Freiheit, Selbstregierung, persönlicher Sicherheit u. s. w. das höhere Recht; wir haben in Europa während der letzten Jahre tausende von Conflikten zwischen diesem höheren Rechte und den positiven Gesetzen des Staates gesehen, und diese Conflikte waren der Art, daß sie alles Rechtsgefühl im Volke zu verwirren drohten.

Die Theorie des höheren Rechtes ist eine revolutionäre Theorie; ihre Berechtigung und ihre Wirksamkeit hängt von den jedesmaligen Umständen ab, und man kann sie deshalb nicht von vornherein und mit einem Male entweder annehmen oder verwerfen. Es ist sehr mißlich, von den Gesetzen des Staates eine Appellation an eine höhere Gewalt zu machen, die nicht in feste, gesetzliche Formen ausgeprägt ist, die Jeder nach seinem eigenen Belieben deutet, welche in den meisten Fällen aus religiösem Fanatismus entspringt. Die Idee des Staates und des Gesetzes sträubt sich gegen eine solche Willkür, welche den Organismus des Staates und der Gesellschaft vollständig zu zerstören droht. Alles, was Willkür ist, widerspricht dem

Wesen des Staates. Der Staat muß eine allgemeine, öffentliche, unverrückbare Grundlage haben; sein Gesetz muß keinen Widerspruch dulden, keine Appellation anerkennen; religiöse Ansichten, philosophische Systeme haben im Staate keine andere Berechtigung, als jede andere persönliche Liebhaberei.

Auf der andern Seite kann man aber unmöglich die positiven Verfassungen und Gesetze der einzelnen Staaten als etwas Absolutes und Vollkommenes hinstellen, dem sich die innersten Ueberzeugungen, die heiligsten Gefühle des Menschen unbedingt unterordnen sollen. Ein Blick auf die Einrichtung und Verfassung der bestehenden Staaten zeigt uns die Widersprüche und Irrthümer, welche sich in alle Gesetzgebungen und Verfassungen einschleichen. Abgesehen von den europäischen Staaten, deren Form und Wesen nichts Anderes ist, als der historische Niederschlag von den Ungerechtigkeiten und Gewaltmaßregeln vieler Jahrhunderte, bietet selbst die vollkommenste Verfassung, welche jemals praktisch ausgeführt ist, die Constitution der Ver. Staaten, nicht den Anblick eines vollkommenen und absoluten Gesetzes. Wir können uns selbst der Constitution der Ver. Staaten nicht unterwerfen, ohne Appellation an den gesunden Menschenverstand, ohne das Recht auf Kritik, ohne das höhere Recht auf Freiheit zugeben zu müssen. Wir haben schon an einem andern Orte bemerkt, welch ein mißliches Ding es mit der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Verfassungen ist. Gewöhnlich beruhen die Verfassungen auf Verträgen zwischen gegenüberstehenden Interessen und Ueberzeugungen, und werden gleich den internationalen Verträgen, den Friedenstraktaten u. s. w., nur so lange gehalten, als man sie, gezwungen durch thatsächliche Gewalt, halten muß. Auch die Constitution der Ver. Staaten trägt die Spuren der Verträge und Kompromisse, der Vereinbarung zwischen dem Guten und Schlechten, dem Wahren und Falschen, an sich, und wenn man ihr am treuesten und konsequentesten folgen will, muß man sie mehr dem Geiste, wie dem Buchstaben nach, interpretiren. Es ist merkwürdig, wie wenig ausgebildet und entwickelt die wesentlichsten Punkte des amerikanischen Staatsrechtes sind, und wie wenig man sich bei der Entscheidung staatsrechtlicher Streitfragen auf die Constitution selbst verlassen kann. Aus der amerikanischen Constitution kann man, wie aus der Bibel, Alles beweisen, Sklaverei und Freiheit, Selbstregierung des Volkes und Squattersouveränität, Centralisation und Decentralisation u. s. w. Jede amerikanische Partei, Demokraten, Whigs, Freesoiler, Know-Nothings verstecken ihre speziellen Ansichten und Bestrebungen hinter der Constitution; jede behauptet, die richtige Deutung und Auslegung der Constitution zu besitzen; in dieser Beziehung stehen die politischen Parteien zur Constitution in demselben Verhältnisse, wie die religiösen Sekten zur Bibel. Die amerikanische Constitution hat nun auch eine große Dehnbarkeit, so daß sie sogar die Tortur auf dem

Prokrustesbette des Parteikampfes aushalten kann; sie ist biegsam, wie Wachs, und dies ist vielleicht der hauptsächlichste Grund ihrer Dauerhaftigkeit und Brauchbarkeit.

Daß unter diesen Umständen ein höheres Recht, selbst der amerikanischen Constitution gegenüber, in vielen Fällen geltend gemacht werden muß, ist erklärlich. Wir wollen die Quelle untersuchen, aus welcher dieses höhere Gesetz fließt, und nach den Bedingungen fragen, unter denen es angewendet werden darf und muß.

Gewöhnlich hat das höhere Gesetz eine religiöse Quelle, und nimmt in der Politik ungefähr dieselbe Rolle ein, wie das Wunder in der Naturgeschichte. Wo der menschliche Verstand nicht ausreicht, kommt eine unmittelbare Einwirkung der göttlichen Gewalt, wie ein deus ex machina, auf die Bühne. Der heilige Geist ergreift den Puritaner, die göttliche Liebe durchdringt den Methodisten, während der Katholik auf die Traditionen der Kirchengeschichte und die Aussprüche der Päbste als auf ein höheres Recht zurückgeht. Wie überhaupt die Religion heutzutage nichts Anderes ist, als die Verdeckung und Verhüllung persönlicher Interessen und Privilegien, so ist auch das höhere Recht der Priester und Sekten nur ein Schleier, mit dem egoistische Absichten, historische Vorurtheile, materielle Interessen verhüllt werden. Im Namen dieses höheren Rechtes bringen die Missourier Räuberbanden in Kansas ein, und zerstören die fanatischen Temperenzler der Neu-England Staaten die persönliche Freiheit und die Sicherheit des Eigenthumes. Wie in allen Gebieten des Lebens Religion und religiöser Fanatismus einen schädlichen Einfluß ausübt, so besonders in der Politik, und deshalb ist auch das höhere Recht der Priester und Fanatiker nach den Grundsätzen der amerikanischen Staatskunst, welche jede Einmischung in die Religion verbietet, ein absolutes Unrecht.

Das höhere Recht, welches wir über alle Constitutionen und Gesetze der Erde stellen, ist das Naturrecht, d. h. dasjenige Recht, welches aus der Natur des Menschen fließt. Wie für alle menschlichen Verhältnisse die Natur der ursprüngliche Typus ist, so auch für den Staat und dessen Organisation; die Natur des freien Menschen ist das Ideal, ist das Modell des freien Staates, und sobald dieser sich von seinem Vorbilde entfernt, widersetzen sich dem positiven Gesetze des Staates die höheren Gesetze der Natur, die allgemeinen Menschenrechte. Wie aus der Natur des Menschen die Organisation des Staates entwickelt werden muß, wie ein Staat auf dem Boden der allgemeinen Menschenrechte eingerichtet werden kann, dies ist freilich keine leichte Frage; Jahrtausende lang haben sich die weisesten Politiker und Philosophen mit der Lösung derselben beschäftigt, und diese wurde immer nur ungenügend und annähernd gefunden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts endlich, in jener glorreichen Periode der Befreiung und

Aufklärung, stellte die Menschheit durch die zwei Revolutionen in Frankreich und Amerika die Menschenrechte fest, und gab dadurch dem Staatsrechte der Zukunft eine feste, unverrückbare Basis. Durch die Unabhängigkeitserklärung und die Erklärung der Menschenrechte wurde das höhere Gesetz, das bisher als eine religiöse Eingebung betrachtet und zu religiösen Zwecken gebraucht wurde, in eine feste, bestimmte Form gebracht, welche, wenn auch noch nicht ausgebildet, — es fehlt z. B. noch das Recht auf Arbeit, — doch die Brücke bildet, welche vom positiven Rechte zum Naturrechte führt. Diesen Weg zu verfolgen, das positive Gesetz des Staates immer mehr und mehr in Einklang mit den Gesetzen der Natur zu stellen, dem Staatsrechte den Charakter des Naturrechtes zu geben: dies ist die Politik, welche wir in allen Fragen und bei allen Verhältnissen befolgen müssen. Durch eine solche Politik wird die gefährliche Existenz des "higher law" aufgehoben.

Das Gesetz in der Brust des Menschen, das begriffene Gesetz, ist Freiheit; das Gesetz außerhalb des Menschen, das unverstandene Gesetz, ist Zwang und Unfreiheit. Es ist der hervorragendste Charakterzug dieses Jahrhunderts, alle transcendentale, d. i. jenseitige Verhältnisse in immanente, d. i. diesseitige zu verwandeln, und so auch muß die Abstraktion des höheren Gesetzes, oder wie man es in Europa nennt, des göttlichen Rechtes, auf menschliches Recht und Naturgesetz zurückgeführt werden. Die Quellen des menschlichen Rechtes liegen nicht im Himmel, nicht auf Schlachtfeldern oder in historischen Urkunden, sondern in der Brust des Menschen, in seiner Natur. Diese Entdeckung steht im Einverständniß mit allen wissenschaftlichen Erscheinungen dieses Jahrhunderts; überall, in den Naturwissenschaften, in den Künsten, in der Metaphysik legt man die transcendentalen Theorien ab, und sucht die Wahrheit in der Erforschung und Beobachtung der Natur. Das höchste Gesetz der Natur aber, die Nothwendigkeit, ist auch das höchste Gesetz der moralischen Welt, und diese Naturnothwendigkeit wird, wenn begriffen, zur Freiheit.

Dilettantismus.

Unter einem Dilettanten versteht man einen Menschen, der irgend einen Zweig der Literatur, der Kunst oder Wissenschaft treibt, ohne denselben zum Gegenstande seines Studiums und Berufes zu machen. Die große Ausdehnung des wissenschaftlichen Gebietes, die vielseitigen Kenntnisse, die von einem gebildeten Menschen verlangt werden, machen es nothwendig

und erklärlich, daß Jederman in vieler Beziehung Dilettant ist, und daß wir Alle an den Fehlern leiden, welche mit dem Dilettantismus verbunden sind. Der Kreis des menschlichen Wissens und Strebens hat sich seit einem Jahrhundert mächtig erweitert, und in diesem weiten Kreise können wir nur einen kleinen Punkt als unser spezielles Eigenthum, unser Studium und unseren speziellen Beruf in Anspruch nehmen. Im Verhältniß zur allgemeinen Sphäre der Bildung ist der Beruf des Menschen sehr eng; „in der Beschränkung liegt die Größe," sagt Göthe, und wir finden, daß diejenigen Menschen, welche in künstlerischer oder wissenschaftlicher Beziehung am meisten leisten, sich auch am meisten auf irgend ein spezielles Feld beschränken. Die jenseits des Berufes liegenden Sphären menschlichen Denkens und Strebens müssen natürlich auch einigermaßen gekannt und berücksichtigt werden, soll der Mensch nicht in Pedantismus verfallen; in diesen Sphären zeigt sich der Mensch als Dilettant, und deshalb finden wir den Dilettantismus überall, selbst bei den geistreichsten und gründlichsten Menschen. Man hat vielfach über den zunehmenden Dilettantismus unserer Zeit geklagt, und man hat auch wohl Veranlassung dazu, denn der Dilettantismus ist allem ernsten Streben in Kunst und Wissenschaft entgegen und verflacht den Charakter des Menschen; aber ohne denselben würde keine allgemeine gesellschaftliche Bildung möglich sein. Wenn jeder Mensch ausschließlich sich auf seinen Beruf zurückziehen, und auf sein spezielles Studium beschränken wollte, so würde die Welt aus lauter isolirten Köpfen, aus Specialitäten bestehen, welche sich unter einander kaum verständlich machen könnten. Der Dilettantismus schafft das allgemeine Niveau der menschlichen Bildung, auf welchem sich der weniger kenntnißreiche Mensch geltend machen kann, wo aber auch der große Denker sich in gewöhnlicher Gestalt und ordinärer Haltung zeigt. In dieser Beziehung ist der Dilettantismus mit gewissen Auffassungen des Republikanismus und der Demokratie zu vergleichen; er ist der Träger der breiten, behaglichen Mittelmäßigkeit, welche jeglicher Aristokratie, jeglicher Ueber- und Unterordnung Feind ist, und in der es der Masse so wohl ist. Deshalb spielt auch in dem demokratischen Amerika der Dilettantismus eine so große Rolle; es wäre undemokratisch, wollte sich Jemand durch eine tiefe wissenschaftliche Bildung über seine Nebenmenschen erheben. Von Allem Etwas wissen, in allen Wissenschaften oberflächliche Kenntniß zu haben, über Alles und Jedes sprechen zu können, dies ist der höchste Anspruch, welchen die Masse an die Bildung macht, und zu diesem Zwecke sind die meisten Schulen eingerichtet. Dutzende von Wissenschaften werden in den College's und Lady's Seminaries gelehrt; in der ersten Viertelstunde Griechisch, in der zweiten Astronomie, der dritten Sanskrit, der vierten Chemie, dann Geologie, Phrenologie, Anatomie, Latein, Geschichte, Ackerbaukunde u. dergl., so daß man, wenn man das Programm einer solchen

Erziehungsanstalt sieht, glauben sollte, alle Weisheit der Welt wäre dort versammelt. Aber was ist das Resultat? Nicht Kenntnisse, sondern nur der Dünkel der Kenntnisse wird hier mitgetheilt, und der Dilettantismus, der nur eine Ergänzung, nur eine Beigabe zum eigentlichen Berufsstudium ist, wird über alle Verhältnisse des Lebens, über alle Wissenschaften und Künste, Beschäftigungen und Thätigkeiten ausgebreitet.

Das ist es grade, worauf es ankommt, daß der Dilettantismus immer nur eine bescheidene Nebenrolle spielen, daß Jedermann sein Hauptaugenmerk und seinen ganzen Eifer auf seinen speziellen Beruf legen muß. Ein Mensch ohne einen bestimmten Beruf ist immer oberflächlich. In Europa, wo die Leute meistens durch ihre Verhältnisse, durch ihre Familien, Fähigkeiten und Neigungen, einem bestimmten Berufe zugewiesen werden, finden wir die Zahl dieser unglücklichen Menschen viel kleiner, als in Amerika, wo bei der unbedingten Gewerbefreiheit und der Unfertigkeit aller Verhältnisse häufig ein Vertauschen und Verändern des Berufes stattfindet. Der Mensch muß Ein Studium und Ein Geschäft haben, welches er nicht als Dilettant betreibt, das er gründlich und vollständig kennt, und das ihm einen Halt gibt gegen die Oberflächlichkeit der allgemeinen Bildung und gegen die Wechselfälle des Lebens. Die Leichtigkeit, mit welcher der Amerikaner sich in den verschiedensten Berufen zurechtfindet, ist eben nicht, wie man es uns gern einreden möchte, ein Zeichen großer geistiger Kraft und einer gründlichen allgemeinen Bildung, sondern vielmehr ein Beweis des Gegentheiles, einer großen Oberflächlichkeit der Kenntnisse und Leichtfertigkeit des Charakters. Der Amerikaner pfuscht gern in Alles und Jedes hinein; er hat in vielen Fällen so wenig einen Begriff von wissenschaftlicher Bildung, daß er sich für einen Geologen hält, wenn er ein Paar griechischer oder lateinischer Namen von Versteinerungen u. dergl. radebrechen kann, daß er sich einen Chemiker nennt, wenn er Knallgas hervorbringen kann u. s. w. Diese dilettantistische Oberflächlichkeit kann man in allen wissenschaftlichen Berufen finden, vor Allem in der Arzneiwissenschaft. Wird der Dilettantismus zum Erwerbe und Berufe benutzt, so nennt man ihn Pfuscherei.

Die Popularisirung der Wissenschaften während der letzten fünfzig Jahre, die volksthümlichen Darstellungen der Philosophie, der Naturwissenschaften, die große Verbreitung der encyklopädistischen Literatur, hat einzelne Brocken und Fragmente des Wissens über alle Klassen der Menschheit verbreitet, und dadurch dem Dilettantismus ein ausgedehntes Feld eröffnet. Man kann dies nicht gerade tadeln und bedauern; eine oberflächliche, eine encyklopädistische Bildung ist grade nichts Gutes, aber der gänzliche Mangel an Bildung ist doch noch schlimmer. Man kann den Dilettantismus in der Wissenschaft, wie überall, ertragen, wenn er bescheiden auftritt. Aber leider ist dies am seltensten der Fall. Gewöhn-

lich ist der Dilettantismus mit Selbstüberschätzung, Selbstgefälligkeit und einer zudringlichen Eitelkeit verbunden; der Dilettant hat in den meisten Fällen zu wenig Einsicht in das Wesen der Wissenschaft, deren Kenntniß er sich ruhmt, als daß er die Mängel seines Wissens entdecken könnte. Es werfen sich ihm keine weiteren Probleme und Fragen auf; eine glückliche Unwissenheit verhüllt ihm die dunkeln Stellen in seinem Kopfe; die Leichtigkeit, mit welcher er über schwierigere Punkte hinweghüpft, ist er geneigt, für Genialität zu halten. Es ist nicht grade angenehm, in Gesellschaft eines solchen Dilettanten zu sein. In jede Unterredung mischt er sich hinein; er weiß Alles schon im Voraus; seine Urtheile springen aus seinem Munde, ausgewachsen und vollständig gerüstet, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus. Jeder Zweifel, jede Bedenklichkeit ist fern von ihm; was er spricht, an dessen Wahrheit zweifelt er selbst nicht, — warum sollten denn andere Leute daran zweifeln? Er kann in seiner behaglichen Unwissenheit gar nicht begreifen, warum andere Leute sich uber diese und jene Sache den Kopf zerbrechen; ihm ist Alles klar und deutlich, und er muß die armen Leute bedauern, die noch nothwendig haben, daruber nachzudenken und Studien zu machen. Wie oft kann man Aeußerungen, wie folgende, hören. In Deutschland studirt man fünf Jahre lang Medizin? fragte mich neulich Jemand. Noch länger, lautete die Antwort. Was für langsame und schwere Köpfe müssen doch die Deutschen haben, hieß es darauf; wir in Amerika machen in 3, höchstens 4 Semestern die ganze Schule durch.

Die interessanteste Spezies eines Dilettanten ist offenbar der „selbstgemachte Mann;“ man findet diese Spezies in Amerika sehr häufig, sie steht in innigem Zusammenhange mit dem Nichtswisser. Der Autodidakt, der "self made man," ist ein Mensch, der nicht nothwendig hat, von Andern zu lernen; die Brunnen seines Geistes sind so tief, daß er alle Weisheit der Welt daraus schöpfen kann; er ist Original und hat Andern nichts zu verdanken. Die schwierigsten Probleme, wie die Quadratur des Zirkels, die Kunst, Gold zu machen u. dergl. beschäftigen ihn; er vermeidet ängstlich, andere Männer nach seinen Lieblingsgegenständen zu fragen oder sich daruber aus Büchern zu unterrichten; darunter könnte seine Originalität leiden, denn diese Originalität ist etwas krankhafter und empfindlicher Natur. Was ich bin, habe ich mir selbst zu verdanken, sagt er; dies ist sein Stolz u. sein Ruhm. Die großen Beispiele der Geschichte, die Entdeckungen der Forscher, die Untersuchungen der Denker früherer Zeiten sind dem Autoditakten werthloser Plunder, deren Glanz unter den Strahlen seines eigenen Genie's erblaßt. Wenn auch in den angewandten Wissenschaften, welche von der Erfahrung, der Beobachtung und dem Experimente abhängig sind, die Selbstgenügsamkeit des Autodidakten, sobald derselbe nur einigermaßen des Denkens fähig ist, bald enttäuscht wird, so treibt diese seinwollende Originalität in den philosophischen Wissenschaften um so mehr

Unfug, und die verrücktesten Systeme und Theorien der Philosophie, besonders der Religions- und Naturphilosophie, sind diesem autodidaktischen Dilettantismus zu verdanken.

Der Unterschied zwischen dem Dilettantismus in der Wissenschaft und der Wissenschaft selbst liegt in der Methode der Art und Weise des Studiums. Allerdings ist nicht nur das Wissen eines Dilettanten, sondern auch eines wissenschaftlichen Mannes immer nur Stückwerk, und in dieser Beziehung hat wohl Keiner dem Andern etwas vorzuwerfen. Aber die Art und Weise der wissenschaftlichen Erkenntniß ist eine andere, wie die des Dilettanten. Der wissenschaftliche Mann will Gründe wissen, der Dilettant nur Resultate; Jener sucht den inneren Zusammenhang, Dieser begnügt sich mit Einzelnheiten; der Erste will die Dinge begreifen, der Zweite ist mit einer äußeren Kenntniß davon zufrieden; das Wissen des Einen geht in die Tiefe, das des Andern in die Breite. Wenn der Dilettantismus durch eine leichte Fassungskraft und ein gutes Gedächtniß unterstützt wird, so umfaßt er oft ein umfangreiches Gebiet des Wissens, welches im ersten Augenblicke imponirt; bald aber sieht man, daß der rothe Faden fehlt, welcher die einzelnen Zweige des Wissens zusammenhält, und daß man mehr eine aphoristisch zusammengehäufte Masse von Kenntnissen vor sich hat, als ein organisches Ganze, ein begriffenes System. Der wahrhaft wissenschaftliche Mensch reproduzirt die Wissenschaft in sich; sie ist ein Produkt seines eigenen Denkens, ein integrirender Theil seines Wesens, während der Dilettant seine Kenntnisse, wie in einem Speicher aufsammelt und hinter Schloß und Riegel seines Gedächtnisses versteckt. Das Wissen des Dilettanten ist zufälliger Art; während die Wissenschaft selbst den Gesetzen der Nothwendigkeit nachfolgt.

Am Häufigsten zeigt sich der Dilettantismus in der Kunst, und wenn man ohne nähere Bezeichnung von Dilettantismus spricht, so versteht man darunter gewöhnlich den Dilettantismus in Musik, Malerei u. s. w. Der künstlerische Dilettantismus ist so verbreitet, wie die Luft, die uns umgibt, und es ist in der That noch keine ausgemachte Sache, ob derselbe der wahren Kunst wirklich so feindlich und schädlich ist, wie manche Künstler behaupten. Der künstlerische Dilettantismus scheint uns ein Produkt der gegenwärtigen socialen Verhältnisse zu sein, welche nur wenigen glücklichen und genialen Menschen erlauben, die Kunst zum Studium und zum Berufe zu machen. Abgesehen von den wenigen Aristokraten des Reichthums und des Genie's, die ihr ganzes Leben der Kunst opfern können, — was sollte die Masse anfangen, wenn es ihr verwehrt würde, sich in der oberflächlichen Weise der Dilettanten um die Kunst zu kümmern?

„Die Kunst ist lang, aber das Leben ist kurz,“ sagt der alte Philosoph. Um ein Künstler im vollen Sinne des Wortes zu sein, muß man sich

der Kunst mit gänzlicher Ausschließung aller andern Bestrebungen widmen. Die Musen sind eifersüchtig und ertragen keine Nebenbuhlerinnen. Und besonders in unserer Zeit, wo die Kunst keinen öffentlichen, nationalen Charakter hat, wo sie als eine Zufälligkeit, nicht aber als eine Nothwendigkeit behandelt wird, ist es nur Wenigen vergönnt, die Kunst zum Berufe zu machen. Und es fragt sich, ob die Kunst dadurch gewinnt, daß man sie zum Berufe macht. Wir sehen gerade in unsern Tagen, daß die Kunst noch mehr nach Gold, wie nach Ehre strebt, und der Widerspruch zwischen dem Wesen der Kunst und den Zwecken, zu denen sie benutzt wird, beleidigt uns selbst bei großen und glänzenden künstlerischen Leistungen. Der Humbug, den Barnum mit Jenny Lind aufführte, die ewigen Prozesse der Fräulein Rachel in Paris, die zweideutigen Unternehmungen des berühmten Ole Bull: alle diese pikanten Dinge aus der Chronique scandaleuse der Kunstwelt beweisen dies. Die Kunst als Mittel zum Lebensunterhalt wird verächtlich und würdigt dieselbe zum Handwerk herab. Diesen Mißbräuchen gegenüber möchten wir oft lieber die Kunst als Dilettantismus sehen, denn der Dilettant treibt doch wenigstens die Kunst um der Kunst willen, und sie ist ihm nicht nur die milchgebende Kuh. Der Dilettantismus, wie er sich in unsern Männergesangvereinen, Musikgesellschaften, Theatervereinen u. s. w. zeigt, hat schon ehrenwerthe Resultate hervorgebracht, und einige Musikfeste in dem unkünstlerischen und unparteischen Amerika übertrafen nicht nur an allgemeiner Theilnahme, sondern auch an musikalischem Werth manche bezahlten Hofkonzerte deutscher Fürsten. Wir sind überzeugt, daß aus diesem dilettantischen Streben, falls es richtig geleitet wird, und von äußern Ereignissen verschont bleibt, noch ein tüchtiges, volksthümliches Kunstleben sich entwickeln wird. Vor Allem ist nur Das zu bemerken, was wir schon früher gesagt haben, nämlich, daß der Dilettantismus sich vor Prätensionen hüten müsse. Denn ein mit Prätensionen verbundener Dilettantismus ist unerträglich; selbst gute Leistungen desselben stellen sich in einem schlechten Lichte dar. Ferner darf dem Dilettantismus die Kritik nicht fehlen. Allerdings hat die Kritik, Dilettanten gegenüber, einen schwierigen Stand, weil sie nicht ihr ganzes Recht gebrauchen kann und doch ihre ganze Pflicht thun muß. Sie muß die Leistungen der Dilettanten nicht objektiv, nach dem Thatbestande, allein beurtheilen, sondern die Umstände berücksichtigen, und diese sind gewöhnlich solcher Art, daß sie sich wenig zu einer öffentlichen Auseinandersetzung eignen. Mit dieser Schwierigkeit wird jedoch eine eben so vorsichtige, wie entschiedene Kritik wohl fertig werden. Jedenfalls bieten sich dem künstlerischen Dilettantismus in Amerika so viele Veranlassungen zu Abwegen von der richtigen Bahn dar, daß die Kritik immer und unablässig darüber wachen muß, um das Interesse der Kunst gegen die Launen der Einzelnen und gegen den schlechten Geschmack des Publikums zu vertheidigen.

Propaganda, Kritik, Polemik.

Die Thätigkeit des Journalisten ist vorzugsweise eine kritische, und hat eine negative und eine positive Seite, die Polemik und die Propaganda. Jeder Journalist, welcher über seinen Beruf nachgedacht hat, wird gefunden haben, daß die Methode der Propaganda und der Polemik eine verschiedene ist, daß die Verschiedenheit des Zweckes, den man bei dieser und jener verfolgt, auch eine Verschiedenheit der Behandlung zur Folge hat. Die Propaganda will Freunde werben, die Polemik Feinde zurückschlagen; — wenn auch in dem einen, wie in dem andern Falle dieselbe unabhängige und unparteiische Kritik nothwendig ist, so muß doch die Art und Weise, in welcher die Kritik auftritt, verschieden sein. Nichts ist falscher, nichts aber auch gebräuchlicher, als polemische Mittel zu propagandistischen Zwecken anzuwenden. Namentlich in der deutschen Literatur Amerika's wird dieser Fehler häufig begangen, und es scheint fast, als wenn die meisten Parteigänger in der politischen Tagesliteratur ihre Ansichten durch kein anderes Mittel vertheidigen könnten, als durch Angriffe und Beschimpfungen gegen ihre Gegner. Dies Mittel ist allerdings wohlfeil, aber es erfüllt seinen Zweck nicht. Man erbittert dadurch höchstens, aber überzeugt nicht. Das „sich mit fremden Federn schmücken" ist in der deutsch-amerikanischen Literatur gewiß an der Tagesordnung, und wenn man es nur darauf beschränkte, fremde Vorzüge nachzuahmen, so könnte man es sich vielleicht noch gefallen lassen; viele Leute aber schmucken sich mit dem Kothe, den sie in dem Lager ihrer Gegner zusammensuchen, und legen die Schmutzflecken, welche sie bei Anderen bemerken, als Schönpflästerchen auf ihre eigenen Wangen. Ihre Tugend besteht nur in der Lasterhaftigkeit ihrer Gegner, und für ihre eigenen Ueberzeugungen haben sie keinen andern Beweis, als die Thorheiten ihrer Widersacher. So wurde bisher größtentheils die Polemik der politischen Parteiblätter geführt; Whigs schimpften die Demokraten, Demokraten die Whigs. Auch noch neuerdings, bei dem Streite über die Nebraskabill, verfuhr ein großer Theil der Blätter ebenso; maßlose Angriffe oder Verdächtigungen wurden von beiden Seiten aufgegriffen, und es handelte sich mehr um Feindschaften gegen Personen, als um Vertheidigung eines Principes. Wir haben uns schon damals, — (in einer Nummer der bald wieder eingeschlafenen „Krisis") — gegen diese Art der Kriegsführung erklärt, und sehen uns durch mehrfache Vorfälle in der Tagespresse neuerdings veranlaßt, noch einmal auf die Methode, die Kunst der Propaganda, — im Unterschiede von der Polemik, — zurückzukommen.

Die Kunst der Propaganda ist groß und schwer, und um sich mit ihr befassen zu können, muß man nicht nur Kenntnisse, sondern auch Ueber-

zeugung und Charakter besitzen. Ein Mensch, der nicht in sich selbst eine lebendige Ueberzeugung trägt, in dem das Prinzip nicht in das Selbstbewußtsein gelangt ist, wird niemals für eine edle und gute Sache Propaganda machen können. Mit dem Prinzip und dem guten Willen allein ist aber auch nicht viel gethan; man muß die Mittel kennen und sorgsam abwägen, welche man zur Propaganda gebraucht. Ein Zuviel ist in dieser Beziehung sehr schädlich. Man muß eine Frage nicht trivial, sondern populär machen; man muß das Volk in Verfolgung eines bestimmten Zweckes nicht abhetzen, und wenn man auch, wie jener Cato, unaufhörlich auf ein ceterum censeo hinarbeitet, so muß man doch jede Einseitigkeit und jeden Pedantismus vermeiden. Das Hauptmittel der Propaganda ist die Aufklärung und Belehrung. Die Propaganda besteht nicht so sehr darin, unsere Ansichten andern Leuten mitzutheilen, sondern diejenigen Ansichten, welche wir für richtig halten, auch in den Köpfen Anderer hervorzurufen, also einen ähnlichen Denkprozeß in Andern zu bewerkstelligen, wie wir ihn selbst durchgemacht haben. Durch ein solches Bestreben stellen wir uns dem Andern gegenüber auf den Boden der Gleichheit; wir trauen ihm zu, Vernunft, Einsicht und selbstständiges Urtheil zu haben, und durch dieses Zutrauen erwecken wir in ihm von vornherein eine günstige Stimmung gegen uns, die uns bei unsern weitern Bemühungen vom größten Nutzen ist. Je mehr wir den Schein und die Mittel der Ueberredung vermeiden, desto eher und leichter können wir überzeugen; nichts schmeichelt dem Menschen mehr, als wenn man ihm das Urtheil und die Entscheidung überläßt; nichts verletzt empfindlicher, als wenn man eine Ansicht aufdrängen will. So sicher und fest wir auf unseren eigenen Ueberzeugungen stehen müssen, so wenig dürfen wir den Schein und die Miene der Unfehlbarkeit annehmen, denn Unfehlbarkeit auf der einen Seite erregt gar zu gern Unfehlbarkeit auf der andern, und dann ist es mit der Propaganda zu Ende. Wir müssen anderen Leuten das Recht geben, anderer Ansicht zu sein, wie wir; dagegen haben wir das Recht, unsere Ansichten zu vertreten und für die Verbreitung derselben zu sorgen. Der größte und gewöhnlichste Fehler, den man hierbei macht, ist, daß man die Personen da angreift, wo man nur die Sache angreifen sollte. Es ist leicht einzusehen, daß in den seltensten Fällen ein Mensch für seine Ansichten, seine politischen und religiösen Ueberzeugungen in vollem Maße selbst verantwortlich ist; die Ansicht eines Individuums ist in den meisten Fällen nicht das Produkt freier Entschließung, sondern eine Folge der Umstände, der Verhältnisse, unter denen das Individuum geboren und erzogen wurde. Vorurtheile werden dem jugendlichen Gemüthe eingeprägt; der Unsinn wird haufenweise und systematisch gelehrt; die bürgerliche Gesellschaft, der Staat, die Kirche bilden gewissermaßen eine Verschwörung, um die gesunde Vernunft in den Köpfen des aufwachsenden Geschlechtes zu unterdrücken. Dazu kommt eine Presse, welche die Ansich-

ten mehr verwirrt, als aufklärt; in Europa liegt sie in den Händen der Despotie, in Amerika in den Händen des Parteifanatismus, und das Letzte, was diese Zeitungen anstreben, ist die Warheit der Darstellung und die Aufklärung des Volkes. Wer will denn einen einzelnen Menschen in diesem allgemeinen Gewirre des Unsinns für seinen speziellen Unsinn verantwortlich machen? Nein; so scharf, wie der Kritiker gegen den Irrthum und den Unsinn selbst zu Felde ziehen muß, eben so mäßig und gerecht muß er gegen die Personen sein; die schärfste Kritik der materiellen Thatsachen verträgt sich sehr wohl mit der größten Versöhnlichkeit gegen Personen. Man muß nie übersehen, daß erst der Boden des gemeinsamen Verständnisses gesucht werden muß, ehe man Propaganda machen kann, und daß, je mehr man das persönliche Ehrgefühl seines Gegners schont, man desto eher ein Anrecht auf seine Vernunft und Ueberzeugung hat. Es ist am Ende leicht, Propaganda zu machen, wenn man diese einfachen und verständlichen Rücksichten beobachtet. Aber viele unserer Blätter, die ohne persönlichen Skandal vielleicht nicht ihre Spalten füllen können, suchen ihren Radikalismus durch ein unerbittliches und unermüdliches Niederdonnern solcher Persönlichkeiten, welche abweichender Ansicht sind, zu beweisen, und gewöhnlich wird man sehen, daß dieselben Blätter in vielen materiellen Fragen der Politik stumpf, unbestimmt und inkonsequent sind. Vor Allem muß man sich hüten, daß man in der persönlichen Debatte persönliche Gereiztheit sich merken läßt. Wir geben zu, daß man die großen Fragen der Politik, die höchsten Interessen der Civilisation, die Grundbedingungen der menschlichen Bildung und Freiheit, nicht mit der pedantischen Ruhe, mit welcher der Mathematiker seine Figuren ausrechnet, behandeln kann; es muß hier eine edle Leidenschaftlichkeit, eine warme Stimmung vorhanden sein, die beweist, daß die Ueberzeugung nicht nur im Kopfe, sondern auch im Herzen wohnt. Was wir zu vermeiden haben, ist jene persönliche Verbissenheit, jene gereizte, krankhafte Stimmung, welch in den meisten Fällen eine Folge äußerer Umstände ist, und aus diesen hinreichend erklärt werden kann, die aber sich in einer öffentlichen, allgemeinen Debatte nicht gut ausnimmt. Diesen Fehler finden wir sehr häufig bei denjenigen Leuten, welche ihren politischen Ueberzeugungen ihre Existenz und Heimath geopfert haben, und denen ihre freiheitlichen Bestrebungen nicht nur mit Noth und Sorge, sondern auch mit Spott und Verachtung gelohnt worden sind. Die sogenannte Flüchtlingsliteratur bietet viele Beispiele davon. Da sieht man oft nichts, wie Gespenster und schwarze Schatten; überall wimmelt es von Verrath, Apostasie, Spionirerei u. dergl.; der Feind wird gescholten, aber der Freund unter den Fuß getreten. Diese Literatur hat wenig erhebende und befriedigende Produkte hervorgebracht. Wenn man sich diese Mängel auch wohl an den Flüchtlingen in London und der Schweiz erklären kann, so darf doch in Amerika keine eigentliche Flüchtlingsliteratur existiren; denn hier

sind wir nicht im Exil, sondern in einem Terrain von großer Thätigkeit, wo die höchsten Interessen und Ideen der Menschheit auf dem Spiele stehen und uns zu ihren Vertheidigern wählen. Gewiß, wir sind in Amerika keine „Flüchtlinge," mögen wir mit unseren Bestrebungen, Ueberzeugungen und Gewohnheiten noch so isolirt dastehen, denn wir haben hier denselben Kampf zu kämpfen, der uns aus der alten Heimath vertrieben. Wo es irgend den Kampf um die Freiheit gilt, da ist die Heimath des Freiheitskämpfers. Und in welchen großen Zugen und Verhältnissen bietet sich uns dieser Kampf dar! Die beiden Fragen der Himstättebill und der Sklaverei bieten allein schon mehr Material zu einer begeisterten und energischen politischen Thätigkeit, als alle monarchischen und bürokratischen Verhältnisse drüben. Am Angesichte solcher großen gewaltigen Fragen sollten wir unseren politischen Bestrebungen einen hohen, freien Schwung geben, nicht aber in dem Sumpfe persönlicher Zänkereien stecken bleiben. Je unbefangener, objektiver, thatsächlicher wir in unserer Kritik verfahren, desto wirksamer wird dieselbe sein. Die Größe der uns gestellten Aufgabe verlangt auch eine große und ideale Auffassung und Behandlung derselben.

Gewiß, wir wollen der Polemik nicht ihre Spitze abbrechen und ihre Schärfe abstumpfen; wo eine Polemik nothwendig ist, muß sie mit der ganzen Energie der Ueberzeugung und Kraft der Wahrheit geführt werden. Es gibt der schlechten Männer und Absichten genug, welche sich in den Schleier des Liberalismus und der Humanität hüllen, und diesen muß die Larve abgerissen werden. Aber dies geschieht am besten dadurch, daß wir selbst die Freiheit und Humanität mit freien und humanen Waffen vertreten, und durch die Art und Weise der Propaganda den Unterschied zwischen den falschen und wahren Propheten der Freiheit in das rechte Licht stellen. Positive Waffen sind immer besser, als negative; überzeugen nützt mehr, wie bekämpfen; Propaganda ist der Polemik vorzuziehen.

Worauf es überhaupt in Amerika vor Allem ankommt, das ist eine positive Politik. Zu tadeln und zu verdammen gibt es im amerikanischen Parteileben genug. Anstatt rechts und links Hiebe auszutheilen, wäre es am Ende vortheilhafter, mit festem, kühnem Schritt die Bahn des Rechtes und der Freiheit zu gehen, und auf diese Weise den Weg zu zeigen, der zur Zukunft führt. Wollten wir auf diesem Wege jeder Distel den Kopf abschlagen und auf jede Kröte, jeden aufgeblasenen Frosch Jagd machen, so verlören wir viel zu viel von der Zeit, welche in diesem Jahrhundert so kostbar ist. Gerade, weil die anglo-amerikanische Presse sich mehr mit den negativen, wie mit den positiven Waffen der Politik abgibt, sollten wir Deutsche mit unserer philosophischen und systematischen Methode mehr den Weg der Erziehung und Aufklärung einschlagen, um eine systematische zusammenhängende und organische Auffassung der Politik anzubahnen.

Und am Ende heißt es doch, wie überall, so auch bei den literarischen

und politischen Streitigkeiten, nach Göthe: „Man mag den Dreck noch so breit treten, es wird kein Creme daraus."

Die Deutschen sind vorzugsweise das Volk der Kritik und dies sollten sie gewiß in Amerika, wo alle Verhältnisse der Kritik so sehr bedürftig sind, überall beweisen. Die Kritik kennt keine Schranken und Grenzen, und wir sind gewiß die Letzten, welche derselben einen Hemmschuh anlegen wollen. Aber die Kritik der Thatsachen ist immer der Kritik der Personen vorzuziehen. Denn am Ende können wir den Personen eine große Geringschätzung und Gleichgültigkeit beweisen; sie sind verschwindende Momente; der eine Augenblick ruft sie zum Leben; der zweite wirft sie in den Strom der Vergessenheit. Aber die Thatsachen sind von unzerstörbarer Dauer und mögen sie auch noch so schnell wechseln, ihre Resultate sind in allen nachfolgenden Zuständen zu erkennen.

Erinnern wir uns immer an das alte Wort des Spinoza: „Man muß die Thorheiten der Menschen nicht verspotten, sondern begreifen!"

Die neueren Goldentdeckungen.

(Nach der „London Quarterly Review" für die „Atlantis" bearbeitet.)

Unter die großen Ereignisse, welche die Schicksale der Menschheit beeinflussen, wird man in Zukunft auch etwas scheinbar Unbedeutendes, Alltägliches, nur in Beziehung auf den Ort Wichtiges, rechnen: nämlich, die Errichtung einer Sägemühle an einem Nebenflusse des Sakramento. Denn von diesem einfachen Schritte beginnt die Entwicklung eines schon nach wenigen Jahren zu einem Riesen emporgewachsenen Staates; die Auswanderung der Massen nach einer bis dahin fast unbekannten Weltgegend; eine Vermischung fremdartiger Bestandtheile aus allen Ländern, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen, noch in keiner Hinsicht zu berechnen sind; die Wendung des Welthandels nach einem bisher unerschlossenen, aber mit unermeßlichen Schätzen erfüllten Gebiet; ein epochemachender Umschwung aller Verhältnisse unter den Völkern: kurzum ein Schauspiel, das einzig in seiner Art, einzig in seiner Entwicklung, einzig in seiner Bedeutung ist, unscheinbar in seinem Ursprung, Alles aufrührend, fortreißend, umwälzend in seinem Fortgang. Mit der Auffindung des ersten Goldklumpens in Californien wird man später eben so gut und vielleicht noch mit mehr Recht einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Menschheit beginnen, wie mit der Entstehung des Christenthums, mit der Gründung der großen europäischen Reiche und mit dem ersten Schritte, den Columbus auf amerikanischen Boden setzte.

Ein Offizier der Schweizergarden Karl's des Zehnten, ein „good old

Dutchman,"*] welcher im Kampf gegen die Julibarrikaden eine schwere Wunde davongetragen, wurde des Aufenthaltes in Frankreich überdrüssig, als die Verschwörung Lafitte's zum Durchbruch kam. Er ging über das Meer und bot Mexiko seine Dienste an. Diese wurden angenommen, und in kurzer Zeit sah sich der alte Kriegsheld mit einem Stück Land von 6—700 englischen Quadratmeilen belohnt.

Die Halbinsel, auf welcher dieses Land lag, war dreihundert Jahre vorher von Cortez entdeckt worden. Einige Jahre später besuchten spanische Abenteurer dieselbe Küste und nahmen förmlich davon Besitz, übersahen aber bei ihrem gierigen Suchen nach Gold den reichsten und werthvollsten Schatz, den das neue Land barg. Das Thal des Sakramento gibt jetzt jedes Jahr eine größere Ausbeute an Gold, als in den ersten fünfzig Jahren nach der Entdeckung Amerika's aus Mexiko und Peru erbeutet wurden. Jesuitenmissionen wurden sehr früh in Unterkalifornien errichtet, hätten indeß, was irgend aus der Gegend zu ziehenden Nutzen betrifft, eben so gut wegbleiben können. Die Herrn Missionäre suchten, um nur in ihrem Treiben nicht gestört zu werden, das Land als öde und unfruchtbar, das Klima als verderblich, die Bewohner als grausam und verrätherisch darzustellen, so daß nur der „glühendste Eifer zur größeren Ehre Gottes" den Aufenthalt einigermaßen erträglich zu machen im Stande war. In Hochkalifornien setzten sich die Jesuiten ungefähr um dieselbe Zeit fest, als sie aus den meisten Staaten Europa's vertrieben wurden. Mit etwas mehr wahrem Regierungstalent, als sie wirklich bewiesen, hätten sie hier mit Leichtigkeit sich für die in der alten Welt erlittenen Verluste schadlos halten können. Aber ihre ganze Politik hat sehr wenig den Ansichten entsprochen, die man im Allgemeinen von ihrer berechnenden Schlauheit, ihren Kenntnissen und ihrer Alles für sich benutzenden Vorsicht hegt. Ihr ganzes Streben ist immer Isolirung gewesen; — als ob Isolirung an sich andere Folgen herbeiführen könnte, als das Umgekehrte von dem, was die fortschreitende Menschheit verlangt: Rückschritt und Verschlechterung in jeder Beziehung. Die zwerghaften Nachkommen jener stolzen spanischen Ritterschaft, welche einst den Eroberungen der Araber einen hemmenden Damm entgegensetzten, die Herrschaft eines Francia in Paraguay, eines Rosa in Buenos Ayres, illustriren die traurigen Folgen eines solchen Systems in hinlänglicher Weise.

Die Reisenden, welche in langen Zwischenräumen die Küsten Kalifornien's besuchten, vermochten mit ihren Berichten wenig oder nichts gegen die Behauptungen der frommen Väter. Sie sprachen wohl von dem Reichthum der Felsen an Metallerzen, von den glänzenden Goldkörnchen,

*) So sagt die „Review;" es ist bekannt, daß Sutter ein Schweizer Bürger von Basel ist.
Anmerk. d. Red.

die sich in der schwarzen Erde zeigten, aber man betrachtete das als abenteuerliche und eingebildete Dinge, von denen Reisende einmal das Privilegium haben zu reden, ohne daß etwas Wahres dahinter steckt. Als die Herrschaft der Jesuiten in Spanien zusammenbrach, wurde ein eigner Commissär nach Kalifornien gesandt, um die wahre Beschaffenheit der Halbinsel zu untersuchen. In seinem Berichte finden sich Goldminen ausdrücklich erwähnt, aber trotzdem wurde nichts zur Hebung des Schatzes unternommen, und Karten, die noch kaum ein Jahrzehend alt sind, zeigen noch eine sehr geringe Kenntniß von den großen Länderstrecken zwischen dem Cap San Lucas und der Grenze von Oregon, und vom Rio del Norte und den Felsengebirgen bis zu den Gestaden des stillen Oceans.

Handelsleute von Santa Fe waren die ersten, welche die Wichtigkeit Oberkalifornien's in kommerzieller Beziehung begriffen. Kein Hinderniß schreckte sie ab; der zweitausend Meilen weite Weg durch noch unerforschte Gegenden so wenig, wie die reißenden Ströme und die steilen Felsen; sie erzwangen sich Pfade durch unwirthbare Gebirgspässe, über Sümpfe und Moräste, durch nie betretene Dickichte und endlose Prärien. Die einmal eröffnete Bahn ließ sich nicht wieder schließen. Allmählig traten Abenteurer auch zu andern als Handelszwecken zusammen. Man rief sich die leichte Erwerbung von Texas in's Gedächtniß zurück; das Mißlingen seeräuberischer Züge reizte den unruhigen Geist der Amerikaner nur noch mehr, erhöhte ihre Gier nach einem Lande, das, einmal in ihrem Besitz, ihnen voraussichtlich nicht so leicht wieder entrissen werden konnte. Endlich sah sich selbst die Regierung genöthigt, der rasch um sich greifenden Bewegung im Volke nachzugeben.

Anfangs widersetzte sich der alte Sutter mit den wenigen Ansiedlern des neuen Landes dem unberufenen Eindringen der Amerikaner. Aber die mexikanische Regierung, die in jenem Theile der Erde kaum durch ihre Quälereien bekannt war, that nichts, ihre Untergebenen zu schützen und diese fanden es bald zu sehr in ihrem eigenen Interesse, als daß sie sich der Aufnahme ihres Landes als Territorium in die Ver. Staaten lange widersetzt hätten. Oberst Sutter blieb auf seinen Gütern, und fand in dem zunehmenden Gedeihen des Landes keine Ursache, mit dem Wechsel der Regierung unzufrieden zu sein.*) Er war der erste weiße Ansiedler zwischen dem Amerikanerflusse und dem Sakramento. Ohne die mindeste Ahnung von dem Schatze, der unter seinen Füßen verborgen lag, hatte er nach und nach an dreihundert Acker Land urbar gemacht. Die Indianer belästigten ihn anfangs nicht wenig; aber die Wirkung einiger Feuergewehre war hinreichend, sie zu zerstreuen und in gehöriger Entfernung zu halten. Spä-

*) Als die „Review" dies schrieb, war ihr die Thatsache noch nicht bekannt, daß Sutter durch die Habgier der Spekulanten und die Treulosigkeit seiner eigenen Kinder noch im hohen Alter fast an den Bettelstab gebracht wurde. Anm. d. Red.

terhin wurden sie, wenn auch nicht sehr zuverlässige, doch nützliche Nachbarn, und halfen dem Oberst bei der Bebauung seiner Felder und sogar beim Baue seines Forts.

Zehn Jahre nach seiner Niederlassung ließ Sutter einige Meilen von seinem Fort ab am Amerikanerflusse eine Sägemühle errichten. Der Mühlgraben erwies sich bald zu enge; um die Arbeit des Ausgrabens zu ersparen, öffnete man die Schleusen, damit das Wasser selbst durch die Gewalt der Strömung den Graben erweitere. Dabei wurde eine große Masse Erde weggeschwemmt und am nächsten Morgen fand der Erbauer der Mühle, Marshall, beim Nachsehen glänzende gelbe Flecken in dem blosgelegten Felsen. Anfangs kümmerte er sich nicht weiter darum, bis seine Aufmerksamkeit durch ein größeres Stück gefesselt wurde, das sich bei näherer Untersuchung als reines Gold erwies. Der glückliche Finder sammelte einige zwanzig Stücke, forschte weiter nach, und fand die ganze Erde umher goldhaltig. In freudiger Aufregung eilte er zu Sutter. Beide suchten zusammen, und überzeugten sich bald von dem unerwarteten großen Reichthum des Bodens. Gold fand sich im Ueberfluß. Der Oberst selbst löste einen Goldklumpen von anderthalb Unzen Gewicht aus dem Felsen.

Bei diesen, wie sie glaubten, geheimen Nachforschungen wurden die glücklichen Entdecker von einem Kentuckier belauscht. Zurückkehrend nach der Mühle zeigten ihnen die Arbeitsleute zu ihrem größten Erstaunen eine Handvoll Goldstaub. Sutter und sein Gefährte suchten es für irgend ein werthloses Metall auszugeben; aber ein zufällig anwesender Indianer erklärte das Gefundene entschieden für Gold. Weiteres Geheimhalten war umsonst. Der Oberst dang funfzig Indianer und ließ sie nachgraben. Frische Kräfte kamen hinzu, wie die Sache mehr und mehr ruchbar wurde, und bald überstieg das Ergebniß alle Träume des „good old Dutchman.“

Ueber die nächste Umgebung hinaus nahm man die überraschende Neuigkeit anfangs mit ungläubigem Kopfschütteln auf. Sobald jedoch durch die Ankunft großer Goldmassen sich die Nachricht bestätigte, rief sie eine selbst in der rasch voranschreitenden Union unerhörte Bewegung hervor. Alles strömte nach dem Lande der Verheißung. Viele starben unterwegs wegen Mangels an Wasser, wurden weggerafft von Fiebern, erlagen unter der Last des Gepäckes, nachdem ihre Thiere unter den Anstrengungen der Reise gefallen waren. Besonders die alkalihaltigen Wasser des Humboldtflusses erwiesen sich Vielen verderblich; massenweise sanken die Goldgierigen hin, im Tode den Weg für die Nachkommenden verpestend. Weiterhin war eine über sechzig Meilen große Wüste, ohne Pflanzen und ohne Wasser, zu passiren; endlich noch die Schneegipfel der Sierra Nevada, doppelt unwirthbar im Winter. Alles dies schreckte nicht ab; der Strom wuchs von Jahr zu Jahr; Wege wurden gebahnt durch Sumpf und Morast,

durch Wald und Wüste. Im Mai 1851 passirten Fort Kearney etwa zwanzigtausend Menschen mit funfzigtausend Thieren, — in langer Linie ein Zug von 700 Meilen Länge. Eben so zahlreich waren die zuströmenden Schaaren zur See. In demselben Monat landeten über zehntausend im Hafen von San Franzisko, im Juni eben so viel. Schon in der ersten Hälfte des Jahres hatten sich auch bereits zehntausend Chinesen eingefunden. Zu Anfang des Jahres 1852 zählte Kalifornien über zweimalhunderttausend Einwohner.

Wo ein reiches Feld entdeckt wird, erhebt sich eine Stadt wie durch Zauberschlag. San Franzisko ist eine der schönsten und eine der bevölkertsten Hafenstädte der Welt. Die Landenge von Panama ist mit einer Eisenbahn überdeckt; in Monatsfrist läßt sich von England aus Kalifornien erreichen. Eine Telegraphenlinie von 2400 Meilen Länge ist in der Vollendung begriffen. Englische, französische, deutsche und spanische Zeitungen vermitteln den geistigen Verkehr. Was einst Venedig für den Handel des Mittelalters war, verspricht San Franzisko für den der Gegenwart und der Zukunft zu werden: die Vermittlerin des Verkehrs zwischen dem Osten und Westen, der Stapelplatz der Produkte beider. Neben der Ausbeute von Gold verspricht das Land große Vortheile für den Ackerbau, und selbst wenn der Reichthum des ersteren erschöpft ist, wird der letztere, wie die ganze Lage und die ungemeine Entwicklung des Gebietes, demselben eine immer noch große Bedeutung sichern.

Auf einem ganz anderen Wege kam man zur Auffindung des Goldes in Australien. Murchison, ein englischer Geograph, machte 1844 zuerst auf die Aehnlichkeit der Gebirge Australien's mit der goldhaltigen Uralkette aufmerksam, und wurde bald in seiner Vermuthung, daß sich auch in jenem fernen Welttheile das edle Metall finden müsse, durch einige ihm von dorther zugeschickte Stücke Goldquarz bestätigt. Genauere Nachforschungen führten bis 1848 zum wirklichen Auffinden von Gold. Die englische Regierung kümmert sich nicht weiter darum. Sobald aber 1851 ein gewisser Hargraves, geleitet durch die Aehnlichkeit mit kalifornischen Gebirgen, mit gutem Erfolg in den blauen Bergen von Neu-Süd Wales am Marquariefluß nach Gold grub, und dadurch eine allgemeine Aufregung hervorrief, erklärte der Gouverneur jener Inseln alles Gold für Kroneigenthum, und knüpfte die Erlaubniß zum Nachgraben an die Erlegung einer Steuer. Jetzt werden viele Millionen an Werth jährlich in Australien gewonnen.

Vor vierzig Jahren noch hielt man die blauen Berge für undurchdringlich. Erst 1813 überstieg sie General Marquarie, fand dahinter eine reiche Landschaft, und gründete die Stadt Bathurst, 121 Meilen von Sidney. Das Goldfeld von Sommerhill, auch Ophir genannt, liegt vierzig Meilen nordwestlich von Bathurst. Gold findet sich in ziemlicher Anhäu-

fung besonders am Turonfluß, wie in allen andern Nebenflüssen des Marquariestromes. Die ganze Ausdehnung des goldhaltigen Striches beträgt an siebenhundert Meilen. Noch so vi l tausend Hände vermögen diesen Reichthum in vielen Jahren nicht zu erschöpfen.

Auf Neu-Süd-Wal s schrieben di über den Alles mit sich reißenden Strom nach d n Minen auf Van Diemens Land bestürzten Bewohner einen Preis für die Entdeckung von Gold in ihrer Nähe aus, und es dauerte nicht lange, so fand sich auch der Gegenstand ihrer Sehnsucht an drei verschiedenen Orten. Zufällig fand später ein Schäfer goldhaltigen Quarz und damit eine ergiebige Fundgrube in der Nähe des Forts Alexander. Hier ließ sich Gold ohne viel Mühe gewinnen; im Bette der Bäche und Flüsse, vermischt mit dem sandigen Boden, brauchte man es nur aufzulesen. Kein Wunder, wenn Städte ihre ganze Bevölkerung, Schiffe all' ihre Mannschaft aussandten, den Durst nach dem so leicht zu hebenden Schatze zu stillen. Der Handwerker verließ die Werkstätte, der Gelehrte die Bücher, die Beamten ihre Pulte, um sich auch ihren Theil am Gewinne zu sichern. Binnen kaum zwei Monaten waren auf einer Strecke von fünfzehn englischen Quadratmeilen zwölftausend Menschen mit der Ausbeutung des Bodens beschäftigt. Die goldtragende Erde bedeckt hier im Ganzen über tausend Meilen.

Natürlicherweise zog sich rasch die Auswanderung nach diesen neuen lockenden Küsten. Bis jetzt ist trotz einiger Hunderttausend, welche jährlich die weite Reise unternehmen, immer noch Mangel an Arbeitskräften. Nur die ergiebigsten Goldfelder werden durchgraben; viele Aecker, fr her als sehr reichhaltig geltend, liegen jetzt unbenutzt und harren späterer Ankömmlinge. Und doch sind auch für das gewöhnliche Leben zu wenig Leute da. Auf allen Inseln der Südsee verlangt man um jeden Preis eine Masse thätiger Hände. Man hat sogar den Vorschlag gemacht, zur Abhülfe nicht nur die englischen Sträflinge, sondern auch Arme und Angehörige anderer Nationen nach Australien zu bringen. Der Handel nach jenen Gegenden hat sich merkwürdig gehoben. 1852 gingen von London und Liverpool allein schon jeden Monat zwischen zwanzig und dreißig Schiffe erster Klasse mit einer Last von 500—2200 Tonnen nach jenen weitentfernten Besitzungen Englands.

In neuerer Zeit scheinen unter den vielen Nachrichten über entdeckte Goldlager in andern Theilen die von Brasilien sich zu bestätigen; Nachrichten, die indeß bis jetzt noch zu spärlich und dürftig sind, um genaueren Aufschluß über die angeblich gefundenen Reichthümer zu geben.

Das Auftreten all' dieser neuen Schatzgru en scheint die alten Goldgegenden nicht zu beeinträchtigen. In Rußland nimmt der Gesammtbetrag der Aus eute so gut fortwährend zu, wenn auch nicht in denselben riesigen Verhältnissen, wie in den neueren Goldländern. Den Ertrag dieser

kann man als einen reinen Zuschuß zu den Reichthümern der Menschheit betrachten; die durchschnittliche Ertragssumme des Goldes für ein Jahr ist seit Benutzung der neuen Fundgruben wenigstens auf das Dreifache gestiegen. Daß eine solche Vermehrung bei einem der verbreitetsten Austauschmitt l von bedeutender Wirkung sein muß, liegt auf der Hand. Schon vor der Auffindung der Lager in Kalifornien hatte man von dem zu ehmenden Ertrag der russischen Goldminen auf eine herannahende Werthabnahme durch die vermehrte Zufuhr geschlossen. Da aber Gold vielfach als Normalwerth angenommen ist, wonach die andern Geldsorten bestimmt werden, so müssen die Geldverhältnisse überhaupt darunter leiden, die Preise aller Bed rfnisse steigen u. s. w. Gleichwohl gibt es auch hervorragende Männer genug, welche entgegengesetzter Ansicht sind, und von dem unverhältnißmäßigen Zuwachs keine üblen oder selbst nur irgend bedeutende Folgen erwarten. Diese stützen sich auf die Ansicht, daß die Masse des in der Welt vorhandenen Eigenthums zu groß, der Handel zu ausgedehnt sei und zu viel mit bloßem Tausch getrieben würde, als daß das Hinzukommen einiger Millionen jährlich, gleichviel ob zehn oder hundert, sich stark bemerklich machen könnte.

Man hat gesagt, die Vermehrung der Goldmasse müsse für anderes Eigenthum in dem Verhältnisse fühlbar werden, in welchem die beiderseitigen Ertragssummen zu einander stehen. Veranschlagt man z. B. den Werth des produktiven Eigenthums in der gebildet n Welt mit 28,780 Millionen, und nimmt man während einer bestimmten Zeit die Zunahme der Goldmenge auf 100 an, so mußte das Verhältniß der letzteren Summe zur ersteren den Einfluß auf die Preise im Allgemeinen bezeichnen. Dies ist nicht so ganz richtig. Die kost aren Metalle spielen unter der Form des geprägten Geldes bei großen Handelsoperationen eine nicht so bedeutende Rolle; doch geben sie das einzige Maaß f r den Werth, nicht den Werth selbst. Man könnte sie daher in gewisser Beziehung wie ander Masse betrachten, wie ein Pfund z. B. oder einen Scheffel: ob wir deren viele oder wenige haben, das Gewicht, der Werth des Gemessenen wird nicht im Geringsten sich ändern, so lange das Maaß selbst sich nicht ändert. Mit der Vergrößerung eines Maaßes muß der Preis des Gemessenen nothwendig steigen und umgekehrt fallen, wenn auch der Name des Maaßes derselbe bleibt. Wenn der Werth des Goldes sich soweit änderte, daß ein Pfund Sterling nur noch Dreiviertel seines Werthes behielte, würde man auch nur noch drei Viertel so viel damit kaufen können, als man früher dafür erhalten. Abgesehen hiervon, ändert sich der Werth eines Goldstücks auch noch in anderer Weise: für ein Pfund Sterling kann man in England doppelt so viel Mehl kaufen, als in San Franzis o. Der Werth hängt nicht allein von einer Vermehrung oder Verminderung des vorhandenen Goldes ab, sondern auch von dem Betrage des Eigenthums, zu welchem er im Ver-

hältniß steht. Wenn der Goldvorrath in der Welt unverändert bleibt, während andere Güter um zwanzig Prozent zunehmen, so wird diese Störung des gegenseitigen Verhältnisses den Werth des Goldes herunterdrücken. Naturlich gilt dasselbe auf der andern Seite. Der Nominalwerth des Eigenthums nimmt in dem Verhältnisse zu, wie der wirkliche Goldvorrath durch die jährliche Ausbeute; mit der Vermehrung des Goldes verringert sich sein Werth, während alle übrigen Sachen in die Höhe gehen. Doch ist das Letztere mehr scheinbar. Höherer Lohn für die Arbeit, höhere Preise aller Lebens- und Handelsmittel, höhere Kosten des Lebens überhaupt gehen damit zusammen. Aber die Gegenstände des Handels können nominell theurer sein, während sie verhältnißmäßig wohlfeiler sind, und dies um so mehr, je größer der Vorrath bei steigenden Preisen ist.

Daß durch die Goldzufuhr keine zu große oder zu plötzliche Störung im Verkehr herbeigefuhrt werde, dafur sorgen die großen Banken durch ihre absorbirende Thätigkeit. Einige derselben haben in wenigen Jahren ihren Stock fast um das Doppelte vermehrt, und wenn alle Banken der Welt hierin nur einigermaßen mit denen von Frankreich, England und New-York gleichen Schritt gehalten haben, braucht man nicht lange nachzufragen, wohin alle jene Goldmassen aus Kalifornien und Australien gekommen sind, oder warum sich bis jetzt keine große Aenderung in den Preisen aller Bedürfnisse zeigt. Gleichwohl hat das geprägte und im Verkehr befindliche Gold überall zugenommen, am meisten in den Vereinigten Staaten; daher denn auch hier die Preise aller Arten von Eigenthum schneller denn anderswo in die Höhe gehen.

Mit dem größeren Ueberflusse an Gold werden die Geldkrisen, wie wir sie auch in Amerika zuweilen durchmachen, seltener werden. Wenn sich der Vorrath von baarem Geld in der Welt nicht änderte, sondern immer auf derselben Höhe oder wenigstens annähernd so bliebe, könnte jede verkehrte Bankoperation eine Geldklemme hervorbringen; bei der fortwährend zunehmenden Zufuhr von Gold ist dies nicht so leicht mehr zu furchten. Man muß gestehen, daß in dieser Beziehung der Wechsel gerade zu der Zeit eingetreten ist, wo er am meisten nöthig war.

Man könnte uns einwenden, eine allgemeine Preiserhöhung sei eben nichts Gutes, bleibe im Ganzen ohne Einfluß, und bevortheile die Einen zum Schaden der Andern. Aber die Zunahme nationaler Wohlfahrt ist immer von höheren Preisen begleitet gewesen und umgekehrt. Unter Justinian enthielt die Schatzkammer des römischen Reichs nicht den funften Theil der Summe, mit welcher Augustus sie fullte. Die Industrie hängt im Allgemeinen von Leuten ab, welche bestimmte Zahlungen zu machen haben; je nachdem daher die Herbeischaffung von Geld durch den Stand der edleren Metalle erleichtert oder erschwert wird, gestaltet sich das Gedeihen der industriellen Unternehmen. Unabhängig von Staatslasten, welche sich mit

der abnehmenden Wohlfahrt eines Landes zu vermehren pflegen, wird die Industrie meist mit fremdem Kapital betrieben. Viele Ackerbauer verbringen ihr ganzes Leben als Pächter; wenige Fabriken stehen auf eigenem Grund und Boden; nicht ein Handelsmann unter Hundert nennt den Laden sein, in welchem er sein Geschäft hat. Manche von diesen treiben ihren Handel mit geborgtem Gelde; außer der Miethe und den Steuern haben sie bestimmte Prozente zu bezahlen und andern genau festgestellten Verpflichtungen nachzukommen. Eine kleine Aenderung in den allgemeinen Preisen bedeutet für alle diese Leute Gluck oder Ruin. Kein Land kann aber, zu seinem eigenen Schaden, das Herunterkommen gerade dieser Klasse befördern wollen. Der Arbeiter lebt nicht vom Reichen, sondern die Ruhe des Reichen, des Mannes, der behäbig sein bestimmtes Einkommen zu verzehren gewohnt ist, hängt wesentlich von dem Bluhen des Handels und der Industrie ab. Zwar leidet Eigenthum, welches ein festes Einkommen abwirft, bei einer Werthverminderung des Goldes am meisten; dafür haben auf der andern Seite auch die Goldbesitzer bis jetzt vorzugsweise von den bestehenden Zuständen den Nutzen gezogen.

Im Allgemeinen machen die merkwürdige Verbreitung des Goldes in Kalifornien und Rußland, die Leichtigkeit, womit es erlangt werden kann, und die hohe Achtung, welche es in der öffentlichen Meinung genießt, dies Metall zu einem wichtigen Vermittler zwischen den Völkern der Erde, zu einem mächtigen Förderer des allgemeinen Handels und Verkehrs, wie zum gewaltigsten Reformer des socialen Lebens.*) H.

Astronomie.

(Nach der "North British Review.")

Die Astronomie, Sternkunde, ist von jeher ein Gegenstand vom höchsten Interesse gewesen und wird es für alle Zeiten sein, wenn auch nicht die erste und höchste unter den Naturwissenschaften, doch das weiteste Gebiet beherrschend, lehrreich nach allen Seiten hin, die höchsten Interessen der Menschheit an sich ziehend, groß in ihren Entdeckungen, uberraschend in ihren Schlußfolgerungen, fur alle übrigen Wissenschaften von der höchsten Bedeutung. Uns zurückführend in vorsündfluthliche, ja, in vorerdliche Zeiten, hinaufweisend zu dem prachtvollen Himmelsgewölbe, die Geheimnisse der Nacht und des unendlichen Raumes um uns her enthullend, drücken sich ihre Wahrheiten schon im kindlichen Alter mit unauslöschlicher Flammenschrift dem staunenden Geiste ein.

*) Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß die national ökonomischen Ansichten der „Review“ nicht die unsrigen sind. D. R.

Alles, was da ist, „über und unter dem Monde“ umfassend, lehrt sie uns die ewigen Gesetze kennen, nach denen die Erde, der Mond, die Sonne, all die Tausende der himmlischen Körper im Weltall kreisen, weist uns dasselbe Gesetz, welches den Mond um die Erde treibt, auch im entferntesten Planeten nach, und zeigt uns über unsere Sonne hinaus die Centralsonne, um welche sich jene mit ihrem ganzen Systeme bewegt.

Das Gesetz der Schwere ist das allgemeine, das oberste Gesetz des Weltalls. Mit seiner Hülfe erklären wir nicht nur, was täglich um uns her im Weltall vor sich geht, sondern auch mit Bestimmtheit die Erscheinungen vergangener Jahrtausende, sagen wir mit derselben Genauigkeit, wie eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, die in wenigen Jahren eintreten wird, voraus, was sich nach Tausenden von Jahren ereignen wird. Es gibt uns keinen Aufschluß über die Beschaffenheit und die Erzeugnisse des Bodens, so wenig auf unserem, wie auf anderen Planeten; dagegen befähigt es uns, die Bewegung, Dichte und das Gewicht der Weltkörper mit einer merkwürdigen Genauigkeit nachzuweisen.

Von irgend einer erhöhten Stelle unseres Welttheiles aus die blaue Ferne mit ihren glänzenden Sternen betrachtend, erscheint uns die Erde als der Mittelpunkt des Ganzen. Alles scheint sich um sie zu drehen, nur für sie da zu sein. Fortwandernd finden wir den Horizont nach allen Seiten abwärts steigen; wir sehen die Erde ihren Schatten auf den Mond werfen, sehen Thürme, Schiffe, Berge in der Tiefe verschwinden und auftauchen, und gelangen zu der Ueberzeugung, daß wir einen runden Körper, gleich denen, die wir am Himmel sehen, bewohnen. Bei weiterer Untersuchung bemerken wir, daß die Sterne mit wenigen Ausnahmen unvermeidlich an derselben Stelle bleiben. Auf diese Weise wird uns das sternenbesäete Firmament ein Maßstab, mit welchem sich die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der übrigen wandelnden Gestirne beobachten lassen. Der Astronom zieht eine Linie auf der Ebene, und berechnet von da aus die Größe eines Kreisbogens am Himmel, die Länge eines Meridians, den Durchmesser der Erde selbst. Auf dieser Grundlage bestimmt er dann weiter die Entfernung und die Größe von Sonne und Mond. Die Bewegung des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne, enthüllt ihm den Charakter der Himmelskörper in seiner nächsten Umgebung: Planeten, die mit ihren Trabanten um die Sonne kreisen. Die verschiedenen Entfernungen werden bestimmt, und wir erhalten zuletzt ein vollständiges Bild unseres ganzen Sonnensystems in seiner ganzen Ausdehnung und Herrlichkeit. —

Die Beobachtung der Sterne zur Zeit, wenn die Erde an zwei entgegengesetzten Punkten ihrer Bahn ist, eine Entfernung von 40 Millionen deutscher Meilen, zeigt uns dieselben in einer unendlichen Entfernung. Diese veranlaßt, daß uns die Fixsterne nicht rund erscheinen, wie die Pla-

neten, selbst wenn sie durch ein Teleskop bedeutend vergrößert gesehen werden. Wäre der ganze innere Raum der 127 Millionen Meilen im Umkreis haltenden Erdbahn mit Licht erfüllt, so würde er immer noch, von einem Firsterne aus gesehen, kleiner als ein gewöhnlicher Planet erscheinen.

Mit Hülfe des Fernrohrs unterscheidet man doppelte, drei- und mehrfache Systeme unter den Sternen, wo immer einer oder mehrere sich um einen andern bewegen, wie der Mond um die Erde und diese um die Sonne. Das Rieseninstrument, welches Lord Rosse gegen den Himmel wandte, läßt auch in den anscheinend d unsten Nebeln noch unzählige Sterngruppen mit einer vorherrschend spiralförmigen Anordnung erkennen, Welten, von denen wir weiter nichts wissen, deren Unendlichkeit menschliche Forschung vielleicht nie durchdringt.

Auf solche Weise gelangt der Astronom zur Aufstellung von drei verschiedenen Systemen: die Erde mit ihrem Trabanten, dem Mond; die Sonne sammt dem ungezählten Heere der übrigen Gestirne; endlich die noch räthselhaften Kometen, jener seltenen, wunderbaren Gäste, welche unser Planetensystem mit andern, noch weit über dasselbe hinaus liegenden Körpern zu verbinden scheinen.

Mit der Aufstellung, Eintheilung und näheren Erläuterung dieser verschiedenen Abtheilungen sind die Tiefen der Astronomie indeß kaum sondirt, geschweige denn erschöpft. Die Thatsachen sind festgestellt, die Erscheinungen erklärt; die beschreibende Astronomie, wir könnten sagen die Naturgeschichte des Himmels, ist fertig. Jetzt kommen die Philosophen, die Mathematiker, und bestimmen die Gesetze, welche die Bewegungen der Gestirne regeln, berechnen die Abwechslungen und Veränderungen, denen sie unterworfen sind, ihre Bahnen, deren Richtung und Ausdehnung, ihre Form und ihre Entwicklung, entwerfen Vergangenheit und Zukunft aller jener Körper. Somit ergänzt die physikalische Astronomie, was die beschreibende begonnen, zu einem vollendeten wundervollen Ganzen.

Lange ehe die Gestirne in ihren gegenseitigen Verhältnissen erkannt waren, versuchten die Philosophen die Frage zu lösen, wie Sonne und Mond so regelmäßig ihren Weg durch das Gewimmel der Sterne ohne einen besonderen Lenker oder ohne eine ersichtliche Triebkraft, die sie in ihrer Bahn erhielt, zurückzulegen vermöchten. Der Gedanke einer durchsichtigen, sich drehenden Kugel, an welcher beide befestigt wären, war für die alten Zeiten keine sehr unsinnige Vermuthung. Kopernikus hatte zuerst einen der Wirklichkeit entsprechenden Gedanken. Er lehrte im Gegensatz zu allen früheren Anschauungen, die Umdrehung der Erde und die Bewegung der Planeten um die Sonne.

Keppler ging anfangs von der Annahme aus, daß die Planeten ein

eigenes Selbstbewußtsein und Leben hätten; Descartes erklärte, die Planeten bewegten sich in ätherischen Kreisen. Alle die Ansichten wurden bald durch richtigere verdrängt. Die Annahme einer gegenseitigen Anziehungskraft zwischen den verschiedenen Körpern des Weltalls, wie Gilbert sie aufstellte, war ein Schritt auf dem rechten Wege. Keppler verkündete 1609, glänzende Abbuße fur seinen fr heren Irrthum thuend, die Schwerkraft, die gegenseitige Anziehung, als eine Thatsache, wodurch das Universum regier werde. Halley, Hock u. A. bildeten die Theorie aus, und fanden, daß die Kraft, welche die Planeten in ihren Bahnen hält, sich umgekehrt verhalte, wie die Quadrate ihrer Entfernungen. Newton war es vorbehalten, das Gesetz in einer allgemeinen Form auszudrücken.

Jedes einzelne Stofftheilchen zieht jedes andere Theilchen mit einer Kraft an sich, welche in direktem Verhältniß zu der Masse des anziehenden Theiles und in umgekehrtem Verhältniß zu der beiderseitigen Entfernung steht.

Mit Hülfe dieses einfachen Satzes erklärte Newton fast alle Bewegungen im Gebiet unseres Sonnensystems. Durch das gegenseitige Verhalten zweier Körper, in welchen die Schwerkraft wirkt, wies er nach, daß ihre Bahnen Kegelschnitten entsprechen müßten, und dies auf die Planeten anwendend, fand er, wie schon Keppler gesagt hatte, daß alle ihre Bahnen Ellipsen sind, in deren einem Brennpunkte immer die Sonne sich befindet. Durch die hinzukommende Einwirkung eines dritten Körpers, z. B. bei Mond und Erde der Sonne, wurde die Rechnung viel schwieriger. Auch hierbei überwand Newton Vieles, führte mehrere Unregelmäßigkeiten des Mondes auf den störenden Einfluß der Sonne zurück, überließ aber die Vervollständigung seiner Theorie dem Franzosen Laplace, welcher sie hundert Jahre später bekannt machte.

Demselben Gesetze folgend, kam Newton zu dem Schluß, daß die Kometen ebenfalls in Ellipsen mit starker Eccentricität sich bewegen; daß die Gestalt der Erde eigentlich ein längliches Spheroid mit diesem entsprechenden Durchmesser sein müsse; daß der Einfluß der Sonne und des Mondes auf die Erde am Aequator eine Arenbewegung, zwischen diesem und den Polen eine entgegengesetzte hervorrufen müßten, endlich, daß Ebbe und Fluth ihren Grund in eben diesem Einflusse haben.

Es dauerte fast fünfzig Jahre, bis diese großen Wahrheiten sich Anerkennung und Verbreitung verschafften. Huyghens, Leibnitz, Bernouilli, die größten Mathematiker ihrer Zeit, versessen auf ihre eigenen Phantasien, wollten von der Lehre Newton's nichts wissen. Huyghens erklärte die Theorie des Descartes für ein Hirngespinnst; Leibnitz unterstützte sie, suchte aber dabei die Lehre von dem umgekehrten Verhältniß zu dem Quadrat der Entfernung aus der elliptischen Bewegung in einer Aetherbahn herzulei-

ten. Die Lehre von der Schwerkraft wurde fast allgemein verworfen. Erst Voltaire gab durch eine populäre Darstellung der Ansichten Newton's diesen eine allgemeinere Verbreitung und verschaffte ihnen damit Anerkennung in allen gebildeten Kreisen. Die eifrigsten Widersacher Newton's wurden seine eifrigsten Lobredner.

Die Infinitesimalrechnung war das einzige Mittel, Newton's Entdeckungen zu erweitern und auszubeuten. Leibnitz, Johann und Jakob Bernouilli unterzogen sich dieser Aufgabe, ohne sie in einer den Ansprüchen der Astronomie genügenden Weise zu lösen. Andere ausgezeichnete Mathematiker nahmen das Werk auf und vervollkommneten dasselbe den Bedürfnissen entsprechend.

Noch in demselben Jahre, in welchem Newton starb, (1727), veröffentlichte Christian Mayer eine interessante Denkschrift über die Anwendun der Algebra auf die Trigonometrie. Die geometrischen Lehrsätze, welche er darin aufstellte, bildeten die Grundlage zur Arithmetik der Kreisbogen. Euler erläuterte und verbesserte letztere mit einem Algorithmus und machte sie dadurch zu einem der einfachsten und schätzbarsten Mittel astronomischer Untersuchung. Die von d'Alembert angegebene Berechnung der theilweisen Differenzen ließ sich trefflich bei den schwierigeren Problemen der physikalischen Astronomie anwenden. Später von Euler verbessert und erweitert, wurde sie für jede neue Untersuchung, wobei man sich der reinen oder der angewandten Mathematik bedienen mußte, ein fast unentbehrliches Hülfsmittel.

So bedeutend alle diese Fortschritte auch waren, ist doch die 1760 von Lagrange erfundene Berechnung der Veränderungen ohne Zweifel das Größte, was in der Geschichte der Infinitesimalrechnung während des letzten Jahrhunderts geleistet wurde. Dieselbe gestattete nicht allein die vollständigste Lösung eines jeden Problems, bei dem sie nöthig war, sondern auch eine Anwendbarkeit, von deren Ausdehnung der Entdecker selbst kaum eine Ahnung gehabt hatte.

Diese rein mathematischen Arbeiten waren eine wesentliche Bedingung für den Fortschritt der Astronomie. Aber zur völligen Lösung der noch offenen wichtigen Fragen bedurfte man ebenso sehr neuer mechanischer [physikalischer] Grundsätze, oder die Ermöglichung einer ausgedehnteren Anwendung der bekannten. Der bedeutendste dieser Grundsätze wurde von d'Alembert und Fontain aufgefunden. Die Gleichmäßigkeit von Wirkung und Gegenwirkung vorausgesetzt, zeigte der erstere: wenn man die Schnelligkeiten A, B u. s. w. von zwei oder mehr Systemen der Theilchen gegenseitig sich anziehender oder abstoßender Körper in zwei Bewegungen a, a', b, b', u. s. w. zerlegt, und diese zertheilten Bewegungen sind der Art, daß die Körper, wenn sie nur die Bewegung a, b, u. s. w. hätten, im Stande wären, dieselben beizubehalten, ohne sich gegenseitig bedeutend zu beein-

trächtigen, bei der allein stattfindenden Bewegung a. b′ dagegen im Gleichgewicht bleiben würden; daß jene Theilchen dann in Folge des gegenseitigen Aufeinwirkens die Bewegung a′, b′, u. s. w. annehmen würden. Lagrange vereinfachte diesen Satz und zeigte dessen großen Werth, indem er ihn mit Erfolg auf die physikalische Astronomie anwandte.

Euler und Daniel Bernouilli fanden (1746) bei der Beobachtung der Bewegungen verschiedener Körper in einer gegebenen krummen Linie, so daß sie sich um einen festen Mittelpunkt drehen mußten, daß die Summe der Massenbestandtheile jedes Körpers, multiplizirt mit der Schnelligkeit seiner Drehung und mit seiner Entfernung vom Mittelpunkt, unabhängig ist von der gegenseitigen Aufeinanderwirkung der Körper und ein unverändertes Resultat gibt, so lange keine äußeren Ursachen auf die betreffenden Körper einwirken. Dieser Satz, in ähnlicher Weise gleichzeitig von d'Arcy ausgesprochen, enthält eine bedeutende Erweiterung der Newton'schen Theorie, daß die Leitstrahlen jeder Planetenbahn in gleichen Zeiten gleich große Flächenräume umschreiben.

Den Satz von der geringsten Einwirkung führte Maupertuis ein. Euler verbesserte ihn und Lagrange gab ihm eine größere Ausdehnung.

Dies waren die Rüstungen und das Kriegszeug, welches, nachdem Newton die Grundidee angegeben, die Mathematiker zurechtmachten, um den Himmel zu ersteigen und die unsteten Planeten dem Gehorsam bestimmter Gesetze zu unterwerfen. Kaum war ein Jahrhundert verflossen, seit Newton mit seinen großen Grundsätzen auftrat, und schon fand sich fast jede zu Tage tretende Unregelmäßigkeit im Gebiete der Planeten auf ihre Ursache zurückgeführt. In unseren Tagen noch wurde der letzte Störenfried im Sonnensystem an seinen eigenen Missethaten erkannt und mit unerbittlicher Strenge aus der tiefen Dunkelheit hervorgezogen, in welcher er sich seit seiner Entstehung verborgen hatte.

Die Lösung der Frage über die gegenseitige Wirkung dreier Körper beschäftigte kurz nach Newton die angesehensten Astronomen. Die Festsetzung der Längengrade zur See hatte der Aufstellung genauer Tafeln für die Berechnung der Stellung des Mondes ein besonderes Interesse gegeben. Euler, Clairaut und d'Alembert erreichten fast gleichzeitig siegreich das Ziel. Euler's Mondtafeln erwiesen sich nicht viel besser, als die, welche man bereits kannte. Clairaut gab die Stellung des Mondes mit ziemlicher Genauigkeit an; d'Alembert's Aufstellungen waren weniger genau. Später von Euler herausgegebene verbesserte Tabellen ließen immer noch viel zu wünschen übrig. Von seinen Angaben geleitet und gestützt auf eine Menge eigener Beobachtungen lieferte Tobias Mayer in Göttingen eine neue Reihe von Tafeln, welche die Stellung des Mondes bis auf dreißig Sekunden genau angaben und einen Irrthum über anderthalb Minuten hinaus unmöglich machten.

Bei diesen Untersuchungen ereignete sich ein Zwischenfall von besonderem Interesse. Clairaut, nach seinen Formeln die Bewegung des Längendurchmessers der Mondbahn berechnend, fand dieselbe, wie auch Newton, Euler und d'Alembert herausgebracht, nur halb so groß, als die Beobachtung lehrte, und fing an, die Richtigkeit des Gesetzes der Anziehungskraft zu bezweifeln. Die Kraft, welche den Mond in seiner Bahn um die Erde festhält, meinte er, könnte nicht im Verhältniß zum Quadrat der Entfernung abnehmen, sondern nur ein Theil jener Kraft müsse diesem Gesetze folgen, während ein anderer Theil sich umgekehrt zu der vierten Potenz der Entfernung verhielte. Hier kam die Philosophie zu Hülfe, um den Mathematiker wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Buffon griff jene Voraussetzung mit aller Schärfe seiner Kritik an, weil sie gegen den Grundsatz der Einfachheit verstoße, der alle physikalischen Gesetze charakterisire. Bei genauerem Nachsuchen erwies sich, daß Clairaut einige Zahlen vernachlässigt hatte, in der Meinung, sie seien zu unbedeutend, um das Ergebniß stören zu können. Nachdem dieser Irrthum berichtigt war, ergab sich eine mit der Beobachtung genau übereinstimmende Bewegung der Mondbahnaxe.

Trotz all dieser Entdeckungen und ihrer großen Genauigkeit wies die Beobachtung eine mit der Theorie der Schwerkraft nicht zu vereinbarende Unregelmäßigkeit in der Bewegung des Mondes nach. Man entdeckte nämlich durch Vergleichung älterer und neuerer Beobachtungen, daß die jährliche Umdrehung des Erdtrabanten in kurzerer Zeit vor sich ging, als früher. Jeder Astronom mußte die Wahrheit dieser zunehmenden Geschwindigkeit des Mondes zugeben. Die Beschleunigung beträgt ungefähr zehn Sekunden in einem Jahrhundert. Zahlreiche Hypothesen wurden aufgestellt, um diese auffallende Erscheinung zu erklären. Die annehmbarste darunter behauptete, die Planeten befänden sich in einer ihrer Bewegung Widerstand entgegensetzenden Aetherschicht, so daß die Kraft, welche sie in ihrer Bahn hielt, nach und nach ihre verminderte Schnelligkeit überwältige und auf diese Weise die jährliche Umlaufszeit verkürze. Dies erklärte wohl die Zunahme der Geschwindigkeit; aber schon Laplace bemerkte richtig, daß für die Annahme eines allgemein verbreiteten Aethers sich durchaus keine Gründe auffinden ließen und die ganze Hypothese unnütz wäre, bis nachgewiesen sei, daß man mit der Anziehungskraft die Erscheinung in keiner Weise erklären könne.

Andere suchten die Schlüssel dazu in einem, durch das Blasen der Tropenwinde gegen die Bergketten, welche in beiden Hemisphären sich vom Aequator nach den Polen hinziehen, verursachten Aufenthalt der Erde in ihrem täglichen Lauf. Streng untersucht, löste sich dieser Grund in Schaum auf; solche Winde vermögen der Drehung der Erde auch nicht das geringste Hinderniß entgegen zu setzen.

Eine dritte Hypothese paßte nicht allein auf den Mond, sondern ließ sich auch auf gewisse, anscheinend in dieselbe Kategorie gehörige Unregelmäßigkeiten im Laufe des Jupiter und Saturn anwenden. Die Schwerkraft hatte man immer als eine augenblicklich wirkende Kraft aufgefaßt, d. h. eine Kraft, welche zu ihrer Aeußerung auch in die Entfernung hin keiner Zeit bedurfte, wie z. B. die Lichtstrahlen. Wäre es anders, so müßte nach Laplace eine Verminderung ihrer Stärke damit verbunden sein. Er rechnete nach und kam zu dem Resultat, daß diese Zeit keinen merklichen Einfluß auf die Bewegung des Mondes haben könne, die Schwerkraft müsse dann acht Millionen mal schneller, als das Licht sich verbreiten, mit andern Worten in einer Sekunde einen Weg von dreihundertsechsunddreißig Millionen deutschen Meilen machen, — eine Geschwindigkeit, welche uns buchstäblich über den Horizont geht, wenn wir bedenken, daß das Licht schon die zwanzig Millionen Meilen von der Sonne zur Erde in kaum acht Minuten zurücklegt. Würde aber die steigende Geschwindigkeit des Mondes nicht durch die Schwerkraft veranlaßt, so müßte diese gar fünfzig Millionen mal rascher sein, als das Licht.

Im Laufe dieser Untersuchungen stellte es sich heraus, daß jede Unregelmäßigkeit, welche von der Schwerkraft abhängt, periodisch sein, d. h. bis zu einem gewissen Punkt zunehmen und dann nach demselben Gesetze zurückgehen muß. Es war allen Mathematikern, welche sich mit Astronomie beschäftigten, bekannt, daß die Entfernungen der Brennpunkte der elliptischen Planetenbahnen vom Mittelpunkte (die Eczentricitäten) Wechseln von sehr langer periodischer Dauer unterworfen waren; derselbe Wechsel mußte bei der Eczentricität der Erdbahn vorkommen. Dadurch wurde aber auch jedenfalls die Einwirkung der Sonne auf die Erde verändert und die Erde bekam nothwendigerweise mehr oder weniger Uebergewicht gegen den Mond, was eine Beschleunigung oder Verlangsamung, jedenfalls eine Unregelmäßigkeit in der Bewegung des letztern herbeiführen mußte. Wenn sich die Eczentricität verkürzt, also die Form der Erdbahn mehr kreisähnlich wird, wie es seit den ältesten bekannten Beobachtungen bis heute der Fall ist, so wird die Bewegung des Mondes dadurch beschleunigt. Sobald die Verkürzung aufhört und die Erdbahn sich der elliptischen Form wieder mehr nähert, erhält die Einwirkung der Sonne wieder das Uebergewicht und verlangsamt den Lauf des Mondes. Laplace berechnete von dieser Grundlage aus die Beschleunigung, und fand sie gleich zehn Sekunden in hundert Jahren, übereinstimmend mit den Beobachtungen.

Auch alle übrigen durch die gegenseitige Aufeinanderwirkung der Himmelskörper hervorgerufenen Störungen fanden durch die Anziehungskraft ihre Erledigung. Mit Sonne, Erde und Mond wurde man leicht fertig, weil die Sonne an Masse die beiden andern bedeutend übertrifft, und weil sie in einer so weiten Entfernung von beiden sich befindet. Nehmen wir da-

gegen Sonne, Jupiter und Saturn, so ist die Aufgabe weit schwieriger, da die Entfernung zwischen Saturn und Jupiter manchmal ihrem Abstand von der Sonne fast gleich ist. Euler bewies in einer Preisschrift, daß beträchtliche Ungleichheiten, welche bei Jupiter, wie bei Saturn vorkamen, aus der Aufeinanderwirkung beider Planeten entstanden. Aber alle diese Unregelmäßigkeiten waren periodisch, kehrten in Zwischenräumen von zwanzig, dreißig Jahren wieder, und hingen auch wieder sehr von der jedesmaligen Stellung des Planeten ab. Die großen Störungen, welche bei Jupiter in zweitausend Jahren eine Beschleunigung von 3·3," beim Saturn eine Verlangsa·ung um 5·30" bedingen, blieben dabei immer noch unergründet. Euler versuchte, das Geheimniß zu durchdringen, gerieth aber in Widerspruch mit den Beobachtungen und machte dadurch das Ungewisse noch dunkler.

Lagrange veröffentlichte 1763 eine neue Lösung der Aufgabe über die drei Körper, welche auf die Bewegungen des Jupiter und Saturn angewandt, für erstere einen Zusatz von drei Sekunden, für den letzteren eine Abnahme von vierzehn Sekunden für hundert Jahre nachwies. Das erklärte aber alles noch nicht nöthig, die Ungleichheiten in dem Lauf beider Körper. Da untersuchte Lagrange weiter, ob stetig zu- oder abnehmende Veränderungen in den Bewegungen der Planeten durch deren gegenseitiges Aufeinanderwirken veranlaßt werden könnt n. Die Antwort war: Nein. Alle Abweichungen müssen periodisch sein; aber die Anziehungskraft bringt weder eine Störung in der Umdrehungszeit eines Planeten, noch eine Aenderung seiner Entfernung von der Sonne zuwege.

Nach der Auffindung dieser großen Wahrheit, wodurch die Stabilität des Sonnensystems gesichert ist, mußte man sich für die Abweichungen des Jupiter und Saturn nach einer andern Ursache umsehen. Laplace entdeckte den wahren Grund derselben. Die genaueste Erwägung lehrte ihm daß die gegenseitige Aufeinanderwirkung der in Frage stehenden Planeten die Bewegung des einen beschleunige, die Schnelligkeit des andern dagegen vermindere. Bei Abweichungen von sehr langer Dauer müßten sich die beiderseitigen Störungen zu einander verhalten, wie die Masse jedes derselben, multiplizirt mit der Quadratwurzel der Entfernung. Danach würde sich von Saturn auf Jupiter ein Verhältniß von 3 zu 7 oder eine Beschleunigung des Jupiter um 3·58′, für den Saturn aber eine um 9·16′ verminderte Bewegung ergeben — ein Resultat, wie es schon Halley, mit einer kleinen Differenz von 9 Minuten, für Jupiter angegeben hatte. Weitere Nachforschungen stellten für die Bewegung des Jupiter gegen den Saturn ein Verhältniß von ungefähr 5 zu 2 fest, so daß der ganze Unterschied nahezu ein vier und siebzigstel der Schnelligkeit des Jupiter beträgt. Wenn man dies bei der Berechnung der Abweichungen berücksichtigt, findet man für diese bei beiden Planeten eine Periode von 929 Jahren. Im Jahre

1560 erreichten beide Unregelmäßigkeiten ihren Höhepunkt (Saturn 48' 44'', Jupiter 20' 49''); von da ab begann die Rückkehr zu der gewöhnlichen Geschwindigkeit, welche 1790 wieder eintrat. Der Vergleich dieser Theorie mit der Wirklichleit bestätigte deren Richtigkeit. In 43 Beobachtungen betrug die Differenz nicht über zwei Minuten; Laplace verminderte die Möglichkeit eines Irrthums bis auf 12 Sekunden. Wenige Jahre vorher hatte man mit den besten Tafeln die Stellung des Saturn nicht auf 20 Minuten genau angeben können.

Hiermit war die letzte Schwierigkeit weggeräumt, welche sich Newton's großer Theorie entgegenstellte: das Gesetz der Anziehungskraft war als das allgemeine Gesetz des Weltalls erwiesen.

Ob die Kometen auf die Körper unseres Sonnensystems einen Einfluß ausüben, ist noch nicht ausgemacht; bis jetzt haben sie unseres Wissens noch keine wahrnehmbare Störung verursacht und würden bei ihrer Kleinh it auch kaum dazu im Stande sein.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Das Gesetz der Nothwendigkeit.

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein: dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt".
Göthe, Urworte, Orphisch.

Wenn es Etwas gibt, das in dieser trüben Zeit den denkenden Menschen erfreuen und erheben kann, so ist es die Einsicht in den innern Zusammenhang aller Ereignisse, Bewegungen und Bestrebungen dieses Jahrhunderts. So verwirrt auch die Fäden der Weltgeschichte gegenwärtig erschinen, und so widerspruchsvoll die Ereignisse uns oft bedunken, so kann man doch Eine Grundrichtung in allen Gebieten des menschlichen Lebens und Denkens erkennen, das Streben nach innerer Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, der Hang zur Immanenz, im Gegensatze zu den früheren transzendentalen Theorien in Philosophie, Religion und Politik. Die Einsicht in die innere Nothwendigkeit der Dinge, die Nothwendigkeitstheorie, verdrängt die früheren theologischen und teleologischen Theorien, und verändert alle unsere politischen und wissenschaftlichen Zustände.

Es ist das Geheimniß der Dichter, dem werdenden Jahrhunder sein Geheimniß abzulauschen, und so war denn die klassische Literatur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Vorbild des heutigen Denkens und Strebens. In der Literatur ist Göthe der vorzüglichste Repräsentant der modernen Weltanschauung. Gegenüber der verschwommenen Romantik des Mittelalters, trug er und die Literatur seiner Zeit den Charakter des Nothwendigen und Gesetzmäßigen an sich; die Gesetze der Kunst wurden durch Beobachtung aus den Meisterwerken der Kunst selbst erkannt,—wir erinnern nur an Lessing's Laokoon,—und die Form des Kunstwerkes dem Inhalte selbst entlehnt. Der Unterschied zwischen dem Klassischen und Romantischen besteht darin, daß dieses das Produkt des Beliebens, der Willkühr und des Zufalles ist, wogegen das Klassische sein Gesetz und seine Nothwendigkeit in sich selbst trägt. In der klassischen Literatur, und besonders bei Göthe, ist Alles Harmonie Ordnung, Gesetz; nicht nur aus den größeren Werken Göthes, aus Faust, den Wahlverwandschaften u. s. w., nein, aus jeder Zeile, aus jedem Distichon athmet die moderne Weltanschauung, die Einsicht in die innere Nothwendigkeit, der Satz der Hegel'schen Philosophie: „Was wirklich ist, das ist vernünftig". Diese innere Nothwendigkeit und Vernünftigkeit ist in den Meisterwerken Göthe's nie vergessen; da ist kein Zufall und keine Willkühr; das Gedicht ist ein Organismus, an dem jede Blüthe dem Ganzen gemäß ist, und wo man kein Blatt abnehmen kann, ohne die Schönheit des Ganzen zu zerstören. Wenn einer unserer modernen Romantiker von Heinrich Heine bis zu Eugen Sue herunter ein Gedicht, einen Roman oder dgl. schreibt, so weiß der Schriftsteller in Anfange kaum wohl das Ende seines Werkes. Alles ist voll unmotivirter Sprünge und Ueberraschungen, und am Ende muß wie bei Kotzebue der deus ex machina in Gestalt eines Onkels aus Indien oder eines Prinzen mit dem Stern auf der Brust zur glücklichen Lösung verhelfen. Anders aber ist es mit der klassischen Literatur; sie ist die Literatur der Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, und wenn man die Werke eines Sophocles, Shakespeare oder Göthe genau und gründlich analysirt, etwa in der Art, wie dies Immermann in seinen Untersuchungen über den rasenden Ajar desSophocles und den König Lear des Shakespeare gethan hat, so wird man finden, daß nichts Ueberflüssiges, Unnöthiges und Zufälliges in dem Stücke enthalten ist und daß auch der selbst unbedeutende und gleichsam zufällige Nebenumstand in die Handlung wesentlich eingreift. Wir behalten uns vor, auf diesen Unterschied zwischen Romantisch und Klassisch in einem besondern Artikel zurückzukommen: wir wollten hier nur zeigen, daß die Dichter die Propheten waren, welche die Periode des Selbstbewußtseins und der Erkenntniß, in welcher wir gegenwärtig stehen, eingeleitet haben, und daß die klassische Literatur der Lessing'schen, Schiller'schen, Göthe'schen Zeit der Spiegel ist, in dem wir die Aufgabe dieses

Jahrhunderts in Bezug auf Wissenschaft, Kunst, Politik, kurz in Bezug auf jede Aeußerung des menschlichen Lebens, erkennen.

Nach der klassischen Zeit der Dichtkunst kam die Philosophie und stellte die Grundsätze der modernen Civilisation fest. Man mag sagen was man will, die Hegel'sche Philosophie ist die Grundlage der gegenwärtigen Bildung und die hauptsächlichste Quelle der Fortschritte, welche alle Wissenschaften in diesem Jahrhundert gemacht haben. Es scheint nicht mehr an der Zeit zu sein, die vornehme Verachtung, welche die empirischen Wissenschaften und besonders einzelne Zweige der Naturwissenschaften, gegen die Hegel'sche Philosophie an den Tag legten, fortzusetzen. Von Tag zu Tag sieht man deutlicher, welche große Revolutionen diese Philosophie in allen Gebieten des menschlichen Denkens hervorgebracht hat. Die Hegel'sche Philosophie ist die allgemein wissenschaftliche Atmosphäre dieses Jahrhunderts. Wir glauben wohl nicht nothwendig zu haben, dem Mißverständniß entgegenzutreten, als wollten wir Hegel und sein System als den Urheber der modernen Wissenschaft und Civilisation hinstellen. Die Civilisation eines Jahrhunderts wird durch tausend verschiedene Hebel und Mittel hervorgebracht. Aber es ist einzelnen Leuten vorbehalten, das Losungswort der Zukunft, das der Menschheit auf dem Lippen liegt, auszusprechen. Dies ist das Geheimniß des Dichters, dies die Aufgabe des Philosophen. Es ist ein verbreitetes, aber leicht zu widerlegendes Vorurtheil, daß die Philosophie die Dinge erst nachdem sie geschehen, begreifen und systematisch ordnen könne. In der Philosophie concentrirt sich der Geist des Jahrhunderts; durch sie kommt die Menschheit zum Bewußtsein dessen, was sie thut und will. Deßhalb ist auch die Philosophie den Ereignissen vorbildlich und voranschreitend; wenn der Philosoph auch kein Prophet ist, der die einzelnen Thatsachen der Zukunft speziell angeben kann, so wird er doch immer, falls er diesen Namen verdient, die allgemeine Richtung, welche die Weltgeschichte annehmen wird, angeben können. Denn die Philosophie ist die Einsicht in die Nothwendigkeit der Dinge. Indem die Hegel'sche Philosophie nachwies, daß Ursache und Wirkung, Materie und Kraft, Naturgesetz und Naturerscheinung identisch seien, und daß der Grund jeder Sache dieser Sache selbst immanent sei, ging er denselben Weg, den die Naturwissenschaften schon zu betreten gewagt hatten, und verschaffte der Methode der Induktion und Beobachtung den Sieg. An die Stelle des willkührlichen Schematisirens und Construirens, mit welchem sich früher die Philosophie, wie die Naturwissenschaften allzusehr beschäftigt hatten, trat eine Entwickelung von innen heraus; man suchte die Bedeutung, den Zweck, den Geist eines Ereignisses oder einer Thatsache nicht außerhalb dieser Thatsache, sondern in der Thatsache selbst; die Lehre der Zweckmäßigkeit, die Teleologie, welche alle Ereignisse und Erscheinungen in der natürlichen, wie in der moralischen Welt auf ein außerhalb liegendes Ziel

bezog, wich der Lehre von der Nothwendigkeit alles dessen, was ist. Dies war der größte Sieg, den jemals die Vernunft über die Religion davon getragen hat. Man fing an, die Urkraft aller Dinge nicht mehr in einem jenseitigen Gotte, sondern in der Natur selbst zu suchen, ein Beginnen, das schon Baco von Verulam und Spinoza angedeutet hatten, welches aber im Mittelalter bei dem niedrigen Stande aller Beobachtungswissenschaften und vorzüglich der Naturwissenschaften nicht zu einer allgemeinen Weltanschauung werden konnte. Damit war der Glaube mit dem Wissen, und das abstrakte Philosophiren mit der positiven Beobachtung vertauscht. Da man erkannte, daß der Geist, das Gesetz, der Grund, die Nothwendigkeit, — oder wie man es nennen mag, — in den Dingen selbst lag, so bemühte man sich nicht mehr um allgemeine und abstrakte Theorien in der Wissenschaft und um eine jenseitige Vorsehung in der Religion, sondern ging direkt auf die Dinge selbst los, und fand in ihnen selbst ihre Wahrheit und ihren Grund. Oerstedt's berühmtes Buch „der Geist in der Natur" bezeichnet die Schwelle zwischen der alten, transzendentalen und der modernen immanenten Weltanschauung. Es ist am Ende überflüssig, darüber zu streiten, wer am meisten sich um die Bildung dieser neuen Theorien verdient gemacht habe, die Philosophie und die Naturwissenschaften. Wenn einmal eine neue Periode der Civilisation, eine neue Epoche der Entwickelung des Menschengeschlechtes eintritt, so arbeiten alle Kräfte, die im Menschengeschlechte liegen, dieser neuen Epoche entgegen. So viel aber ist sicher, daß der Hegel'schen Philosophie das Verdienst gebührt, diese neue Epoche in wissenschaftlichem Zusammenhange dargestellt zu haben. Wenn auch Hegel selbst die Tragweite seiner Methode noch nicht erkannte, und die überraschenden revolutionären Schlüsse nicht daraus zu ziehen wagte, so arbeiteten seine Schüler, die sogenannten „Junghegelianer", doch bald das Werk zu Ende, so daß schnell in allen Gebieten des Lebens, in den Naturwissenschaften, der Politik, der Moral, dem Rechte, ja sogar in der Kunst, die strenge Lehre der immanenten Nothwendigkeit alle schwankenden Schattengestalten verbannte.

Welchen Aufschwung die Naturwissenschaften dieser veränderten Geistesrichtung verdanken, dies ist kaum zu schildern. Wir meinen hier nicht so sehr die Vermehrung des Materials, die Entdeckung und Verwendung neuer Stoffe und Kräfte, die Auffindung neuer Planeten und Metalle, und den ungemein vortheilhaften Einfluß, welche die Naturwissenschaften auf die Industrie, den Ackerbau und den Handel ausgeübt haben, als vielmehr die veränderte Methode des naturwissenschaftlichen Studiums. Während früher die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften nur eine geistlose, mechanische Sammlung von Notizen und Einzelheiten bildeten, die oft noch den willkührlichsten, zufälligsten Bestimmungen rubrizirt und klassifizirt waren, ist jetzt in den Naturwissenschaften Alles

Geist und Leben; der Gedanke ist innig vermählt mit den Thatsachen, und die Thatsachen selbst sind in Fluß, Zusammenhang und Harmonie gebracht worden. Wenn man die besseren neueren naturwissenschaftlichen Werke lies't, so findet man bedeutende, lebensvolle Naturgemälde, voll Fülle der Gedanken und Tiefe der Poesie, die bei dem denkenden Leser das lebhafteste Vergnügen erwecken. Humboldt, Arago, Oerstedt, Vogt u. A. sind ebenso wohl Philosophen, wie Naturforscher zu nennen, und wenn der menschliche Geist nicht von der hier eingeschlagenen Bahn abgelenkt wird, so sehen wir bald den Tag kommen, wo die Philosophie und die Naturwissenschaften ebenso identisch und innig miteinander verbunden sind, wie etwa die Philosophie und Dichtkunst in „Faust". Denn alle Fäden des menschlichen Geistes laufen zu Einem Ziele hin und das Vollkommene ist nur in der Einheit, nicht in der Vielheit vorhanden.

Mehr noch, wie die Naturwissenschaften, hat das Recht und die Moral durch die moderne Weltanschauung, durch die Einsicht in die innere Nothwendigkeit aller Dinge, gewonnen. Die transcendentalen Theorien, von denen früher die Juristen und Theologen ausgingen, und an denen sie selbst heute noch festhalten, haben eine große Verwirrung des Rechtsbewußtseins und eine beklagenswerthe Demoralisation des Volkes hervorgebracht. Wir haben in dem Artikel „höheres Recht" schon auf die schädlichen Wirkungen des sogenannten göttlichen Rechtes aufmerksam gemacht; das Recht, dessen Quelle nicht im Menschen selbst und in dessen natürlichem Rechtsbewußtsein liegt, wird immer sich als ein Unrecht und eine Gewaltthätigkeit darstellen; es ist ein Recht der Priester und Könige, nicht der Völker. Das historische Recht der Juristen ist ebenso wenig, wie das göttliche Recht der Theologen, ein wirkliches Recht; die Quellen des historischen Rechtes liegen in den Thatsachen der Vergangenheit, welche von der Geschichte, diesem stets flüssigen und veränderlichen Strome der Zeit, selbst schon negirt worden sind, und stehen im schroffsten Widerspruche zu der fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechtes. Was im Namen des göttlichen und historischen Rechtes in Europa gesündigt worden ist, und selbst in Amerika gesündigt wird, dies haben die Geschichtsschreiber auf die schwärzesten Seiten der Weltgeschichte geschrieben. Das Recht ist nach der neuern philosophischen Auffassung, welche auch schon in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und in der Erklärung der Menschenrechte während der ersten französischen Revolution zu einem positiven Gesetze geworden ist, eine dem Menschen inwohnende und mit ihm geborene Eigenschaft, eine natürliche Thatsache, welche mit derselben Nothwendigkeit immer eintreten muß, wie jedes andere Naturgesetz.

Ebenso sind auch die Quellen der Moral nicht jenseits, in den Geboten Gottes, in der göttlichen Gnade, in der Bibel oder dem Katechismus

zu suchen, sondern in der Brust des Menschen selbst. Die Moral nach der modernen Weltanschauung ist die Befolgung des im Menschen wohnenden Naturgesetzes. Dies hat Göthe sehr schön in d.m oben citirten Gedichte ausgedruckt und derselbe Gedanke liegt den Tragödien der alten Griechen zu Grunde. Der Mensch ist dann moralisch gut, d. h. frei, wenn er aus innerer Nothwendigkeit hand lt, wenn die Gründe seines Handelns in ihm selbst l egen. „Hier steh' ich; ich kann nicht anders," sagte Luther auf dem Reichstage zu Worms, und dieser Akt der inneren Nothwendigkeit, welcher Christus an das Kreuz und Huß auf den Scheiterhaufen brachte, bezeichnet die höchste persönliche Freiheit des Menschen. Der Grundsatz der Autonomie, der Selbstbestimmung, welcher durch die Kant'sche Philosophie in das allgemeine Bewußtsein gebracht ist, bildet die Basis jeglicher Moral und Sittlichkeit, und wir von unserem Standpunkte aus kennen keine andere Sünde, als wenn Jemand an sich selbst frevelt und seinem eigenen Selbst untreu wird. Die Freiheit und Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst, die Harmonie seiner Handlungen und Ueberzeugungen, die Treue gegen seine eigene Natur: dies sind bessere Garantien der Moral, wie Bibel und Priesterwort. Die ganze sittliche Erziehung besteht nur darin, die allgemeine Idee der Menschheit aus dem Leben des Individuums zu entwickeln. Dieser Entwickelungsprozeß geht mit Hülfe d r Natur selbst vor sich, denn der Mensch ist, wie Aristoteles sagt, ein politisches Geschöpf; seine Natur ist, mit andern Menschen in Gesellschaft zu leben und Staaten zu bilden. Deshalb nimmt auch die Moral, unserer Auffassung nach, immer einen allgemeinen, öffentlichen Charakter an, und wir können uns keinen moralisch guten und sittlich freien Menschen denken, der nicht ein treuer Sohn seines Vaterlandes und ein tüchtiger Staatsburger ist, der nicht die politische Freiheit als Garantie seiner eigenen Freiheit anstrebt.

In der Politik ist während den letzten funfzig Jahren derselbe Umschwung zu bemerken, wie in der Philosophie und den Naturwissenschaften; die transcendentalen Theorien haben dem einfachen Gesetze der Naturnothwendigkeit Platz gemacht. Der Grundsatz der Sel stregierung, welcher früher nur das Eigenthum der anglosächsischen Volksstämme war, ist die Basis unseres heutigen Staatsrechtes, und mögen die europäischen Staaten auch immer noch diesen Grundsatz verleugnen und verketzern, so ist derselbe doch eine anerkannte und festgestellte Thatsache, die jeglicher politischen Aktion der Gegenwart zu Grunde liegt, und das Glaub nsbekenntniß aller civilisirten Völker. Die Souveränität eines Volkes soll im Volkes soll im Volke selbst liegen, dies ist die erste und allgemeinste Forderung eines sich befreienden Volkes. Nicht die Krone, nicht eine Adels- oder Priesterkaste soll der Träger der Souveränität sein, sondern Gesetz- und Staatsverwaltung soll aus dem Volke selbst hervorgehen. Wie jedes Ding di Ursache von sich selbst ist — causa sui, — wie in jeder Naturerschei-

nung sich auch das Naturgesetz ausspricht, wi in allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens der Dualismus zwischen Diesseits und Jenseits verschwindet: so auch tritt in der Politik das Gesetz der inneren Nothwendigkeit auf; es entwickelt der Staat sich von unten, aus den breiten Schichten des Volkes auf; der Staat ist nicht mehr eine von Gott eingesetzte Institution, sondern eine naturgemäße Entwicklung des Gem inwes.ns; die Verwaltung und Gesetzgebung geht nicht mehr von einer über dem Volke stehenden Gewalt aus, sondern ist dem Volke selbst immanent. Die Politik des Zufalls, der Willkür und Gnade, nach welcher das Wohl der Völker oft von der Laune eines einzigen Menschen abhing, diese „romantische" Politik der Könige, Feldherrn u. Diplomaten, weicht der „klassischen" Politik der Demokratie der Politik der Nothwendigkeit und inneren Ges tzmäßigkeit, der Politik der Volkssouveränität und Selbstregierung. Es ist dies genau derselbe Weg, den wir auch in der Philosophie, der Lit ratur, den Naturwissenschaften bemerkt haben, und man kann in demselben Sinne, wie man von klassischer und romantischer Poesie, Kunst, Literatur spricht, von klassischer und romantischer Politik sprechen. Nach denselben Naturgesetzen, nach denen sich irgend ein Metall oder Salz in gewissen bestimmten Formen krystallisirt, muß sich auch ein Staatswesen bilden, in dem das Wesen und der Charakter eines Volkes zur Erscheinung kommt. Da darf von Zufall und Willkür keine Rede sein; die Naturgesetze regieren auch hier mit absoluter Gewalt; die Ereignisse vollenden ihren Kreislauf so regelmäßig, wie die Sonne am Himmel, und nicht nur im Leben der Individuen, sondern auch im Leben der Nationen gilt Göthe's Wort:

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten."

Diese Einsicht in die inn re Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der Ereignisse schützt uns nicht nur gegen die monarchischen und aristokratischen Theorien Europa's, sondern auch gegen eine in Amerika sehr verbreitete Auffassung der Demokratie, der Volkssouveränität und Selbstregierung. Man vergißt in Amerika sehr häufig, daß der Staat ein Organismus ist, der sich nach bestimmten Gesetzen entwick lt, daß der Willen des Volkes von inneren Gesetzen abhängig ist, eine innere Nothwendigkeit in sich trägt, die ebensowenig, wie irgend ein anderes Naturgesetz, verletzt oder umgangen werden kann. Die Ansicht der sogenannten demokratischen Partei, daß die Willkür der Majoritäten über die Geschicke der Völ er zu entscheiden habe, diese Ansicht, welche der bekannten Nebraskabill zu Grunde liegt, ist ebenso irrig und gefährlich, wie die Lehre vom göttlichen Rechte und der königlichen Gnade. Das Volk ist an sein eigenes Naturrecht, an sein Naturgesetz gebunden; die Natur des Menschen verlangt die Freiheit, und zu dieser Freiheit, zu diesem Rechte ist die Menschheit unbedingt verpflichtet. Wie es die größte Sünde — falls wir diesen häßlichen Ausdruck hier gebrauch n dürfen — des einzelnen Menschen ist, sich selbst untreu zu sein, so ist es der

größte politische Fehler eines Volkes, seinem eigenen Charakter, seinem Wesen und seiner Aufgabe untreu zu werden, und seine naturgemäße Entwicklung zu unterbrechen und zu verfälschen. Der Genius eines Volkes ist nicht immer in den Massen thätig und lebendig; oft wirkt und lebt er nur in einzelnen hellen Köpfen, welche die Mission ihres Volkes mit prophetischem Blicke ahnen. Moses, Muhamed, Jefferson waren solche Männer, in denen der Instinkt des Volkes zum Bewußtsein wurde, welche von der Gewalt der Nothwendigkeit ergriffen, ihrem Volke den Weg in die Zukunft zeigten. Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, welch ein trugerisches und gefährliches Ding die Herrschaft der Majoritäten sei. Nur ein tüchtiges Naturrecht und ein lebendiges Selbstbewußtsein des Volkes, ein sich selbst Erkennen und Verstehen des Volkes kann vor den Mißbräuchen des allgemeinen Wahlrechtes schützen. Aber freilich, wenn es schon die schwierigste Aufgabe des einzelnen Menschen ist, sich selbst kennen zu lernen, so muß es noch viel schwieriger für ein ganzes Volk sein, seinen Charakter, seine Aufgabe und Mission zu erkennen, und deshalb ist es leider nur zu erklärlich, daß ein noch unreifes und unfertiges Volk, wie das amerikanische, in vieler Beziehung seine Mission verleugnet und seine Aufgabe verfehlt.

Nicht nur in den großen Gebieten des Lebens, in der Wissenschaft und Politik, macht sich das Streben nach Gesetzmäßigkeit und Ordnung mit unwiderstehlicher Gewalt geltend; auch in der Kunst sucht man aus der nebligen, ungewissen Sphäre der Romantik wieder auf festen, klassischen Boden zu kommen; selbst das leichte, luftige Reich der Töne wird von dieser allgemeinen Störung des menschlichen Geistes hinweggerissen. In dieser Beziehung ist das Auftreten Richard Wagner's von der größten Bedeutung. Seine Stellung in der musikalischen Welt ist eine ähnliche, wie die Hegel's in der Philosophie, Humboldt's in den Naturwissenschaften, Göthe's in der Literatur. Er sucht die Musik dem Zufalle, der Willkür, der künstlerischen und politischen Gesinnungslosigkeit zu entreißen, und sie wieder auf ihr Gesetz und in ihre Ordnung zurückzubringen. In dieser Beziehung ist es bezeichnend, daß er der erste Musiker ist, der eine strenge Uebereinstimmung des Textes mit den Noten fordert, der sogar selbst die Texte zu seinen Opern schreibt, und dadurch der Musik einen festen, bestimmten Charakter gibt. Dies scheint Manchen nur eine formelle Aenderung zu sein, aber sie deutet in der That auf eine ganz neue Periode der Musik. Das Lalasingen, wie es bisher getrieben wurde, und das bei manchem Musiker sogar die Ansicht hervorrief, daß, je schlechter der Text, desto besser die Musik sei,— man berief sich dabei auf Mozart's herrliche Zauberflöte, — hatte noch andere Folgen als schlechte Operntexte. Die Unbestimmtheit der Worte hatte eine Unbestimmtheit der Gesinnung zur Folge; man glaubte, um ein guter Musiker zu sein, müsse man keinen Charakter und keine Ueberzeugungen haben, und politische Servilität, religiöse Heuche-

lei wurden die treuen Gefährten dieser herrlichen Kunst. Diesem liederlichen Sichgehenlassen gegenüber führt Richard Wagner die Kunst wieder auf ein strenges Gesetz und die eiserne Nothwendigkeit zurück; er zeigt, daß der Kunst dasselbe Gesetz innewohne, welches unsere politischen und socialen Verhältnisse beherrscht, daß das Gesetz der Kunst auch das Gesetz der Freiheit sei. Welch eine herrliche Musik aus dies.r Ansicht, welche Wagner in seinen Schriften „das Kunstwerk der Zukunft," „Kunst und Religion," „Oper u. Drama," entwickelt hat, entspringen wird, davon geben uns s ine Compositionen schon eine Vorahnung, welche zur Gewißheit wird, wenn man sieht, wie in allen anderen Gebieten der Politik, Kunst und Wissenschaft die moderne Weltanschauung so große und fruchtbare Aenderungen hervorgebracht hat.

Ja, die Jahrhunderte transzendentaler Theorien und religiöser Täuschungen sind vorüber; in allen Gebieten des menschlichen Lebens kommt man auf die Natur und ihre Gesetze zurück, erklärt die Dinge aus den Dingen selbst, und findet in jeder Erscheinung des Lebens Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit. „Alles, was wirklich ist, das ist vernünftig." Wie oft ist der alte Hegel dieses Wortes wegen verläumdet worden! Wie oft hat man ihn deshalb der Gesinnungslosigkeit beschuldigt! Und doch ist dieses Wort die Zauberformel gewesen, welche uns das Reich der Freiheit und Wahrheit erschließt. Die Vernunftigkeit der Wirklichkeit zu begreifen, das ist das Geheimniß zum Glücke sowohl, wie zur Freiheit; denn wir sehen dadurch in jeder Thatsache, die uns jetzt verstimmt, eine höhere Wahrheit, und finden trotz aller Sklaven und Tyrannen die ewige Freiheit in unserer Brust.

Und am Ende kommen wir doch immer wieder auf den alten Satz des griechischen Philosophen zurück: Erkenne dich selbst. Der letzte Grund unserer Erkenntniß ist das Gesetz, das in unserer Brust wohnt, das unserer Organisation zu Grund liegt, und alle Erfahrungen des Lebens, alle Denkmale der Weltgeschichte, alle Lehren der Philosophie, alle Entdeckungen der Naturforscher haben nur Einen Werth, — uns selbst kennen zu lernen. —

Verbrechen und Strafe.

Ein Blick in die Zukunft des Strafrechts.

Für die Atlantis von Dr. med. Blöde.

Wer die Vergangenheit g e n a u kennte, könnte die Zukunft vorhersagen. Denn wie das, was i s t, eine nothwendige Folge von dem ist, was w a r,

so kann das, was sein wird, sich nur aus dem, was ist, folgerichtig entwickeln. Es müßte derjenige einen wahrsagenden Blick in die Zukunft zu thun vermögen, der Grund und Wesen des Gegenwärtigen und Vergangenen vollständig und richtig erkannt hätte. Wenn diese Sätze irgendwo wahr sind, so sind sie es auf dem Gebiete der moralischen und socialen Entwickelung der Menschheit. Einer der wichtigsten Theile und zugleich der Maaßstab dieser Entwickelung ist das Criminal- oder Strafrecht. Von den Ansichten, die eine Zeit oder eine Nation über Verbrechen und Strafen hat, lassen sich sehr wichtige Schlußfolgerungen auf den Stand der Bildung und Gesittung derselben ziehen. Der Stand des Strafrechtes geht in dieser Beziehung Hand in Hand mit der Stellung der Frauen in einer gegebenen Zeit und bei einem gegebenen Volke. Ein Kenner der Geschichte und Menschheit braucht nur diese zwei Anhaltpunkte um über jene Zeit und jenes Volk ein Urtheil zu fällen, daß sich kaum weit von der Wahrheit entfernen würde. Für den Freund der Menschheit kann es daher kein undenkbares Unternehmen sein, einen Blick auf den Standpunkt des Strafrechtes in unserer Zeit im Vergleich mit den vergangenen Perioden zu werfen, zu sehen, in welcher Richtung sich dasselbe im Laufe der Zeiten entwickelt hat, und darauf einen Schluß zu gründen auf die fernere Entwickelung dieses wichtigen Theiles der Gesetzgebung und dessen dereinstige Gestaltung in vielleicht noch weit entlegene Zukunft.

Die Fortbildung des Strafrechtes im Laufe der Jahrtausende, auf welche zurück wir das Leben der Menschheit überblicken, ist entschieden charakterisirt durch fortwährenden Uebergang zu größerer Milde und Humanität. Dies zeigt sich theils in der stets zunehmenden Läuterung der Begriffe, vom Verbrechen und in der nie rastenden Thätigkeit denkender Gesetzgebung in dieser Richtung, theils in der damit Hand in Hand gehenden stetigen Milderung der Strafen sowohl im Allgemeinen, indem sich die Art der Strafen selbst vermenschlichte, theils im Besonderen, indem deren Zurmessung für einzelne Verbrechen milder würde. Welcher himmelweite Unterschied zwischen den verkehrten Ansichten über Verbrechen, welchen wir im Alterthum und Mittelalter und selbst bis in die neuere Zeit hinein (in der Gestalt der Herenprozesse) begegnen, und der philosophischen Auffassung von Verbrechen und Strafe, die sich in der Gegenwart geltend macht! — zwischen den grausamen Strafen des Alterthums und Mittelalters, dem Kreuzigen, den wilden Thieren Vorwerfen, dem Säcken, Verbrennung, Schählen, Viertheilen, Rädern und wie sie alle heißen mögen die gräßlichen Erfindungen des menschlichen Rachetriebes — und der fortwährenden Beschränkung und Abschaffung selbst der einfachen Todesstrafe durch die Gesetzgebungen unserer Tage!

Welch lehrreiches Stück Menschengeschichte liegt zwischen den Inquisitionsprozessen des Philipp von Spanien und der gesetzlichen Religionsfreiheit des N. A. Freistaates, zwischen den Hexenprozessen des 17. und selbst 18. Jahrhunderts, und der freien Ausübung spiritualistischen Humbugs u. Betruges in unseren Tagen — zwischen der Zeit, in welcher man die ungetreue Ehefrau ersäckte und erstach, und ihren Mitschuldigen ersäufte, und der geringen Freiheitsstrafe, welche heutigen Tages diese Vergehen trifft, mitten inne!? Wenn irgendwo der Fortschritt der Menschheit zur Humanität erkennbar ist, so ist es auf diesem Gebiete der Gesetzgebung — und die Frage, die sich uns Angesichts dieser unleugbaren Thatsache aufdrängt, ist die: geht diese Bewegung stetig vorwärts, ist ein konsequenter Fortschritt in dieser Milderung der Ansichten über Verbrechen und Strafe, und was und wo ist das Ende derselben? muß ihr Ziel in jenem Falle nicht völlige Aufhebung des Begriffes Verbrechen, nicht gänzlicher Wegfall aller Strafe sein? Wir wissen, daß es jetzt noch Leute genug gibt, die vor einem solchen Ergebnisse erschrecken, und darin das Ende aller Dinge in Staat und Gesellschaft erblicken — Andere wieder, die derartige Ideen in das Reich der Träumereien und müßigen Phantasien verweisen, und ihnen alle praktische Bedeutung absprechen. Die Einen, wie die Andern, haben Unrecht. Im Laufe folgerichtiger Aus- und Fortbildung der Ansichten über Verbrechen und Strafe, muß und wird allerdings eine Zeit kommen, in welcher man von Beiden in ihrer jetzigen Bedeutung nichts mehr wissen, in welcher man über unser gegenwärtiges Strafrecht mit demselben mitleidigen Lächeln und Achselzucken aburtheilen wird, mit dem wir auf die Zeit der Hexenprozesse zurückblicken. Und wer dergleichen Blicke in das Reich der Träumereien verweist, der zeigt blos, daß ihm über das Wesen der Menschheit und seine Entwickelung in der Geschichte noch kein Schimmer aufgegangen ist.

Wenn wir behaupten, daß eine Zeit kommen werde, in welcher man von Verbrechen und Strafe in ihrer gegenwärtigen Bedeutung nichts mehr wissen werde, so ist dies nicht so zu verstehen, als werde dann Das nicht mehr existiren, was wir jetzt mit dem Namen des Verbrechens zu bezeichnen gewohnt sind — eine solche Annahme gehörte allerdings in das Reich humaner Träumerei, weil sie der Natur des Menschen widerspräche. Wir erinnern vielmehr, daß eine Zeit im Schooße der Zukunft liege, in welcher der jetzige Begriff des Verbrechens unter die Antiquitäten gehören, und welche man über die Natur dessen, was wir Verbrechen nennen, von den heute gültigen völlig abweichende Vorstellungen hegen wird. Die Reform in dieser wie in so vielen anderen Sphären des Staates und der Gesellschaft, steht im innigsten Zusammenhange mit den Naturwissenschaften, und vor Allem demjenigen Zweige derselben, dessen Gegenstand die Erforschung des M e n s c h e n nach allen Richtungen seines Wesens ist. Der M e n s c h

kennt sich selbst noch zu wenig, und das „Erkenne dich selbst!“ der griechischen Philosophie ist das große, allen Fortschritt bedingende Wort nicht nur für den Einzelnen, sondern für die ganze Menschheit! Je besser der Mensch sein Wesen erkennt, desto besser werden seine Zustände im Ganzen, denn die meisten Mängel und Fehler der Gesellschaft lassen sich auf Irrthümer in Betreff der Natur des Menschen, auf Verkennung seiner natürlichen Bedürfnisse, auf über oder unter ideale Auffassung seines Wesens zurückführen. Die geistreiche französische Schriftstellerin, Madame Stael, hat ein großes und schönes Wort gesprochen, indem sie sagte: Tout comprendre serait tout pardonner (Alles begreifen hieße Alles verzeihen), ein Wort, dessen Tragweite in Anwendung auf Verbrechen und Strafe ihr vielleicht selbst nicht klar gewesen ist, das wir aber geradezu als den Grundstein zum Aufbau unserer Betrachtungen uber die Zukunft des Strafrechtes benutzen können. Tout comprendre serait tout pardonne, d. h. wenn der Mensch den Menschen vollkommen kennen, wenn sein Wesen mit allen geheimen Triebfedern desselben zu seiner klaren, wissenschaftlichen Erkenntniß gekommen sein wird, dann wird der Mensch für den Menschen keine Strafe mehr haben, sondern nur noch Verzeihung. Es wird dies aber nicht die auf einer schwächlichen Lebensauffassung beruhende, christliche Vergebung aus einer unnaturlichen, allgemeinen Menschenliebe, sondern die Verzeihung eben aus der Erkenntniß des Menschen sein. Beide, das Christenthum und eine richtige Naturerkenntniß des Menschen, würden freilich zu demselben Endergebniß, der Aufhebung aller Strafe, fuhren, wenn das Christenthum eine Wahrheit wäre, was es niemals gewesen ist und niemals sein wird. Denn das Erstgebot dieser Religion, die immer nur auf dem Papier gestanden hat, die Liebe, steht mit den bestehenden Begriffen von Verbrechen und Strafe im schreiendsten Widerspruch. Entweder ist der Verbrecher reuig, dann vergibt ihm Gott, der die ewige Liebe ist, und der Mensch hat kein Recht, seinen „Bruder“ zu bestrafen, oder er ist nicht reuig, dann tritt das christliche Gebot in Kraft, auch seine Feinde zu lieben und Denen wohlzuthun, die uns übel thaten, und außerdem hat Gott sich die Strafe des Bösen nach diesem Leben vorbehalten. In einem wahrhaft christlichen Staate könnte es daher keine Strafe des Verbrechens geben, sondern der Gesetzübertreter müßte entweder, wenn er nicht reuig wäre, ignorirt, und seine Bestrafung Gott anheimgestellt, oder wenn er Reue zeigte, liebevoll in die Gemeinschaft der christlichen „Brüder“ wieder aufgenommen werden. Wenn wir von einer geläuterten Kenntniß der Natur des Menschen und zu einem ähnlichen Resultate gelangen, so ist dies doch nicht dasselbe, denn es ist nicht einerlei, ob Zwei auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziele gelangen. So sind Unglaube aus Frivolität und Unglaube in Folge logischen Denkens himmelweit von einander verschieden, wie man an den praktischen Folgerungen erkennen wird. Der Un-

gläubige aus Frivolität wird stets ein Leichtfuß, der Ungläubige aus Erkenntniß kann und wird in den meisten Fällen ein Ehrenmann sein. So sind auch die praktischen Resultate, zu welchen wir mit unserem Vergeben auf dem Wege naturwissenschaftlicher Erkenntniß des Menschen gelangen, sehr verschieden von den Folgerungen des Christenthums. Doch ehe wir dazu gelangen, müssen wir vorher die gegenwärtigen Begriffe von Verbrechen und Strafe etwas näher in's Auge fass n, und zeigen, wie diese durch naturwissenschaftliche Auffassung des menschlichen Wesens abgeändert werden.

Im Criminalrecht gibt es einen Grundsatz, welcher lautet: „Kein Verbrechen ohne Strafe und keine Strafe ohne Gesetz," was nicht blos bedeuten soll, daß kein Verbrechen ohne Strafe bleiben solle, sondern daß der Begriff des Verbrechens nicht zu trennen ist von dem der Strafe, und daß eine Handlung nur dann Verbrechen ist, wenn ein ausdrückliches Gesetz eine bestimmte Strafe fur deren Begehung androht. Dies ist ein bei allen civilisirten Nationen feststehender Grundsatz, aus dem sich ergibt, daß in dem einen Lande eine Handlung ein Verbrechen sein kann, die es in dem andern nicht ist, in welche Categorie namentlich die sogenannten politischen Verbrechen gehören. Den König von Preußen einen Saufaus, die Königin Christine ein liederliches Weibsbild zu nennen, ist in Preußen und Spanien ein schweres, in den Ver. Staaten gar kein Verbrechen. Strafandrohung gehört also wesentlich zum Begriff des Verbrechens. Ferner gehört aber auch dazu, daß durch die mit Strafe bedrohte Handlung die Rechte fremder Personen verletzt werden. Aus diesem Grunde ist es verkehrt und auch jetzt von den meisten Gesetzgebungen abgeschafft, den einfachen fleischlichen Umgang zweier lediger Personen zu bestrafen, während der Ehebruch nach bestehenden Begriffen eine Rechtsverletzung enthält; deswegen ist es Unsinn, die sogenannte Gotteslästerung als Verbrechen gegen Gott zu bestrafen, weil Gott keine Rechte hat; deswegen ist es widersinnig, den geretteten Selbstmörder mit Strafe zu belegen, weil Jeder sich selbst so viel Unrecht thun kann, als er will, und man Niemandem das Recht über sein Leben abstreiten kann. Endlich liegt noch im Begriffe der Rechtsverletzung, daß der Eingriff in fremde Rechte zum Rechte des Eingreifenden gehört. Wenn ein fremder Unbefugter ein Kind züchtigt, so begeht er eine Rechtsverletzung, über welche das Kind dem Vater oder befugten Erzieher gegenüber sich nicht beschweren kann, und wer in gerechter Nothwehr einen Menschen tödtet, begeht zwar eine Rechtsverletzung, aber eine befugte. Als Definition von Verbrechen ergibt sich demnach: Verbrechen ist eine widerrechtliche Rechtsverletzung, welche vom Gesetze mit Strafe bedroht ist. Da sonach der Begriff der Strafe zu dem des Verbrechens gehört, so haben wir diesen näher zu fassen. Strafe ist ein Uebel, welches das Gesetz demjenigen zufügen zu wollen droht, der eine widerrechtliche Begriffsverletzung

begehen werde. Wer sich bei dem alten Volkssprüchworte: „Strafe muß sein" beruhigt, und es für eine abgemachte Sache ansieht, daß die Gesammtheit ein Recht habe, dem Verletzer fremder Rechte im Entgelt für diese Verletzung ein Uebel zuzufügen, — und Jahrtausende lang hat sich die Menschheit mit dieser petitio principii zufriedengestellt — für den ist die Sache damit abgethan, und es handelt sich für ihn höchstens noch um die zweckmäßigste Art der Strafe und deren sogenannte Abmessung nach dem Grade des Verbrechens. Aber seit die Philosophie die Köpfe der Menschen gelichtet hat, und das Forschen nach dem Grunde aller Dinge in Aufnahme gekommen ist, hat man sich auch nicht mehr mit der bloßen Thatsache des Strafens begnügt, sondern gefragt: Warum und wozu wird gestraft? oder mit andern Worten: worin liegt das Recht zu strafen, und was ist der Zweck der Strafe? Aus dieser Frage sind die verschiedenen sogenannten Strafrechtstheorien hervorgegangen, d. h. die verschiedenen Ansichten über das Recht zu strafen, und über den Zweck der Strafe, systematisch begründet und ausgeführt. Die Einen haben gesagt, der Zweck der Strafe sei Abschreckung, die Andern moralische oder auch nur politische Besserung. Die Einen haben behauptet, durch jedes Verbrechen werde die Gerechtigkeit verletzt und das öffentliche Recht aus dem Gleichgewicht gebracht, durch die Strafe aber jene versöhnt und dieses wiederhergestellt; die Anderen fanden den Zweck der Strafe in der Prävention, d. h. in der Verhinderung zukünftiger Verbrechen, die ohne sie begangen werden würden. Es würde uns zu weit führen, auf das Einzelne dieser verschiedenen Theorien zur Begründung und Rechtfertigung der Strafe einzugehen, aber eine kurze Revue müssen wir sie doch passiren lassen, um zu zeigen, auf wie schwachen Füßen sie sammt und sonders ruhen, und wie das Strafrecht eines vollständigen Neubaues bedarf. Wir werden dies am kürzesten erreichen, indem wir auf ihre logischen Consequenzen und ihren Widerspruch mit Praxis und Erfahrung hinweisen. Wenn nach der Abschreckungstheorie, in welcher sich der so große und verdiente Criminalist Anselm Feuerbach, der Oheim Ludwig Feuerbach's, vernarrt hatte, der Zweck der Strafe Abschreckung vom Verbrechen wäre, so würde die vernünftigste, d. h. dem Zwecke meist entsprechende Strafbestimmung offenbar diejenige sein, durch welche dieser Zweck bei möglichst Vielen, resp. Allen erreicht würde, und diesem Ziele könnte man nur dadurch nahe zu kommen hoffen, daß man auf alle Verbrechen die höchste Strafe setzte. Denn offenbar müßte man dabei den Maßstab nicht von Denjenigen entnehmen, welche leicht, sondern von Denen, welche schwer abzuschrecken wären. Man sieht leicht, zu welchen absurden Folgerungen dies führen würde, denn um auch dem stärksten Antriebe zum Verbrechen mit wirksamer Abschreckung zu begegnen, würde es dahin kommen, daß man die höchste Strafe, die des Todes, auf alle Verbrechen setzte. Die schlagendste Verurtheilung dieser Theorie aber liegt

in ihrem Widerspruch mit der täglichen Erfahrung, wonach Diejenigen, welche der Abschreckung bedürften, nicht abgeschreckt werden, weil sie nicht entdeckt zu werden hoffen, die Andern aber der Abschreckung gar nicht bedurfen. An derselben Schwäche leidet die Besserungstheorie, die theils auf naturwissenschaftlichem Irrthume über den Menschen beruht, theils ebenfalls von der alltäglichsten Erfahrung widerlegt wird, indem gebesserte Sträflinge noch seltener sind, als zur Tugend zurückgeführte Straßendirnen. Die sogenannten Gerechtigkeits- und Gleichgewichtstheorien sind reine Spiele philosophischer Spekulation, ohne allen reellen praktischen Gehalt. Denn Niemand wird sich wirklich klar zu machen vermögen, wie der Gerechtigkeit dadurch Genüge geschehen und die zerstörte Rechtsidee dadurch wiederhergestellt werden könne, daß dem Uebelthäter wieder ein Uebel zugefügt wird, daß der Taugenichts, der mir mein Vermögen stiehlt, der Unmensch, der einem Weibe Gewalt anthut, der Ruchlose, der einen Harmlosen niederschießt, auf einige Jahre seiner Freiheit beraubt wird. Es ist hier kein befriedigendes Verhältniß zwischen dem durch das Verbrechen zugefügten Uebel und dem Strafübel, und wenn Wiedervergeltung der Zweck der Strafe ist, so liegt mehr Sinn in dem altjüdischen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" Auch die Präventionstheorie, welche den Zweck der Strafe darin erblickt, daß das Individuum mit verbrecherischer Willensrichtung durch die Strafe von ferneren Verbrechen abgehalten werden soll, auch diese Theorie, obgleich sie, wie wir weiter unten sehen werden, Keime der Wahrheit enthält, — scheitert an ihren Consequenzen, die sein würden, daß man Einen, der einmal sündigte und dadurch seine gemeinschädliche Tendenz kundgab, dadurch für die Zukunft unschädlich machte, daß man ihm entweder den Kopf vor die Füße legte oder ihn zeitlebens einsperrte. Aber kein Satz ist richtig, der sich nicht in seinen äußersten logischen Folgerungen als stichhaltig erweist, und so sehen wir, daß alle diese Theorien über Grund und Zweck der Strafe eben nur Theorien sind, die, weil sie das wahre Wesen der Sache nicht treffen, mit der Wirklichkeit, mit der ewig grünen Praxis, in Widerspruch treten. Wenn man über die Strafe, wie sie jetzt noch besteht, eine Theorie zur Begründung aufstellen will, so ist es noch das Richtigste, zu unterscheiden zwischen dem Zwecke der Androhung und den der Vollziehung der Strafe. Der Zweck der Androhung der Strafe ist, wie schon im Worte „drohen" liegt, unverkennbar der der Abschreckung von dessen Begehung, und in dieser Beschränkung würde Feuerbach's Theorie weniger Blöße gegeben haben. Denn daß die Androhung der Strafe den Zweck der Abschreckung nicht erreicht, und daß sie als Theorie zu absurden Consequenzen führt, liegt nicht in dieser auf das Bestehende gebauten Ansicht, sondern in dem ganzen Institute der Strafe überhaupt.

Die Vollstreckung der Strafe aber hat ganz einfach die Erfüllung der Androhung zum Zweck; die Strafe wird vollzogen, weil sie angedroht war.

Aber man sieht leicht, daß man sich auf diese Weise im Zirkel herumdreht, und daß man zu einer befriedigenden Ansicht über Strafe nur gelangen kann, wenn man radikal zu Werke geht, und die Frage in's Auge faßt: ob Strafe überhaupt vernünftig ist! ob die Gesammtheit ein Recht hat, einem Einzelnen aus dem Grunde ein Uebel zuzufugen, weil er ein Uebel that, und dies eben nur zu dem Ende, damit es zugefügt werde?

Zu diesem Zwecke müssen wir etwas näher auf das Wesen der Strafe eingehen, müssen untersuchen, was diese von der Gesammtheit systematisch verhängte Zufügung eines U bels eigentlich ist. Wenn ein einzelner Mensch dem Ander n für ein von ihm erlittenes Unrecht ein gleiches od r ähnliches Uebel zufügt, so sagt man nicht: Dieser hat Jenen bestraft, sondern er hat sich an ihm gerächt. Wenn der Staat anstatt des einzelnen Verletzten dem Verletzer ein Uebel zufügt, so nennt man dies Strafen. Denn der Staat behauptet dadurch, daß nicht der Beschädigte dem Beschädiger das Uebel zufüge, sondern ein Dritter Unbetheiligter, und noch dazu eine bloße Gedankenperson, wie der Staat, ändere sich die Natur der Sache, und was bei dem Einzelnen Rache sei, werde in den Händen der Gesammtheit zur Strafe. Es gilt aber hier zu beweisen, daß dies irrig ist, und bei näherer Betrachtung unter die Sophistereien gehört, an denen unsere künstlichen Theorien vom Staate so vielfach leiden. Daß an dem alten Satze: „Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe," etwas Wahres sei, wollen wir nicht in Abrede stellen; wi. haben selbst schon oben geltend gemacht, daß wenn der Vater oder Erzieh r ein Kind züchtigt, dies nicht dasselbe ist, als wenn ein Dritter es schlägt. Allein ı ichtsdestoweni g r behaupten wir, daß wenn der Staat dem Verletzer fremder Rechte anstatt des Verletzten ein Uebel zufügt, dies bei Licht besehen, nichts Anderes ist, als Rache, bei welcher nur die Person des Handelnden wechselt. Wenn ein Unrecht geschehen, eine Unbill angethan, eine Beschädigung zugefügt wurde, so hat Der, dem dies widerfahren, vernünftiger Weise eigentlich nur Ein Interesse: nämlich, das Unrecht ungeschehen, die Unbill aufgehoben, die Beschädigung wieder gutgemacht zu sehen. In Fällen, wo dies möglich ist, z. B. das Entwendete wieder erlangt, das Geraubte zurückgegeben, der Schaden vergütet werden kann, ist das geschehene Unrecht wirklich ausgeglichen. Wenn dem Beschädiger in einem solchen Falle außerdem noch ein Uebel zugefügt wird, so hat dies offenbar keinen andern Zweck, als Befriedigung desjenigen Triebes, welcher den Menschen treibt, ein erlittenes Unrecht mit einem andern zu vergelten, blos um zu vergelten, d. h. des Rachetriebes, durch dessen Befriedigung an dem einmal Geschehenen nicht das Mindeste geändert wird. Aber hierin wird durch Zufügung eines Strafübels im entgegengesetzten Falle nichts geändert, wenn ein geschehenes Unrecht nicht ungeschehen, eine Verletzung durch Rückgabe oder Ersatz nicht ausgeglichen werden kann, denn dann stehen blos ein einmal gesche-

henes Unrecht auf der einen und ein deshalb zugefügtes Uebel auf der andern Seite sich entgegen, zwischen denen offenbar gar kein logischer, ursächlicher Zusammenhang stattfindet, indem das dem Verletzer angethane Uebel an der Verl tzung nicht das Mind ste ändert, und auf den Verletzten selbst in keiner andern Weise rückwirkt, als seinem Rachetriebe einige Befriedigung zu gewähr n. Wenn ein Mann einen beschimpfenden Schlag sofort mit einem gleichen oder etwas Schlimmerem erwiedert, so finden wir dies natürlich und daher ver eihlich, weil es in der Aufwallung des Gemüthes geschieht, und weil zwischen Schlag und G genschlag logischer, ursächlicher Zusammenhang stattfindet, obgleich die Handlungsweise offenbar unter den Begriff der Rache fällt. Wenn aber d r Geschlagene nicht wiederschlägt, sondern den andern Tag hingeht und den Beleidiger mit kaltem Blute auf Strafe und Schadenersatz verklagt, so fällt seine Handlungsweise noch unzweifelhafter unter den Begriff d r Rache und zwar der allergemeinsten, denn er handelt nicht unter dem Einflusse augenblicklichen Affektes, und zwischen dem Schlage den er bekam, und der Einsperrung oder dem Geldzahlen des Beleidigers findet keinerlei logischer Zusammenhang statt; er klagt nur, um seinen Rachetrieb recht bewußt zu befriedigen. Was wird nun, fragen wir mit Recht, hierin dadurch geändert, daß der Einzelne auf seinen natürlichen Antrieb, für erlittenes Unrecht dem Urheber ein anderes Uebel zuzufügen, verzichtet, und dessen Genügen an einen Anderen, den Staat, die Gesammtheit, abtritt? Welche andere Rückwirkung hat dies auf den Menschen, als Befriedigung seines Rachegefühles? Was Anderes geschieht hier, als daß die Gesammtheit, die Gesellschaft, zum Vollstrecker und dadurch zum Mitschuldigen des Rachetriebes des Verletzten gemacht, und diesem die Befriedigung dieses Triebes ohne sein Zuthun verschafft wird? Hier werden uns die Staatskünstler einwerfen: dies ist nicht wahr; der Staat straft nicht um deßwillen, um dem einzelnen Verletzten eine Genugthuung, eine Befriedigung seines Privatrachegefühles zu verschaffen, sondern weil der Staat, die Gesellschaft, ein Interesse daran hat, daß das Verbrechen nicht ungestraft bleibe, weil jede Rechtsverletzung des Einzelnen, jeder Angriff auf das Eigenthum, die Gesundheit, das Leben, die Sittlichkeit der Einzelnen, einen Angriff auf die Ordnung, den Bestand des Ganzen enthält, mithin jedes Verbrechen gegen den Einzelnen ein Verbrechen gegen die Gesammtheit ist. Das heißt mit andern Worten: wenn der Staat straft, so rächt er nicht den Verletzten, sondern sich selbst. Denn Rache bleibt es um deßwillen, weil der Staat davon, daß kein Verbrechen ungestraft, d. h. ungerächt, bliebe, nur dann ein wirkliches, begründetes Interesse hätte, wenn bewiesen wäre, daß mit der Strafe nicht blos ein theoretischer, sondern ein praktischer Zweck erreicht, daß durch die sogenannte Strafe eine Verbesserung in dem Zustande der Gesellschaft herbeigeführt, daß damit entweder das gesch hene Unrecht ungeschehen gemacht,

oder Zukünftiges verhindert würde. Dies aber zu beweisen, wird den Herren Staatskünstlern nun und nimmermehr gelingen. Denn einmal wird Niemand behaupten, daß durch die Einsperrung des Verbrechers das Verbrechen ungeschehen gemacht oder dessen Folgen aufgehoben würden, und sodann lehrt die alltägliche Erfahrung, daß durch keine Strafe zukünftige Verbrechen (außer die derselben Person, wenn die Strafe in Tod oder lebenswieriger Einsperrung besteht), verhindert werden, weil dies eben nur vermittelst der Abschreckung geschehen könnte, die, wie wir gesehen, eine Chimäre ist. Außerdem mußte es nach der ersten Strafe, welche verhängt wurde, kein zweites Verbrechen mehr gegeben haben. Aber weit entfernt, irgend einen zum Verbrechen Gereizten von der ersten Gesetzübertretung abzuhalten, erreicht Ihr mit Eurem widersinnigen: „Strafe muß sein" nicht einmal so viel, dasselbe Individuum durch die erlittene Strafe von einem zweiten, dritten, vierten Verbrechen zurückzuscheuchen. Wir fragen daher mit Recht: Was bleibt an Eurer Strafe noch Vernünftiges übrig, und wodurch unterscheidet sie sich von der Rache, da durch sie weder eine geschehene Verletzung ungeschehen gemacht, noch irgend eine zukünftige Verletzung verhindert wird? Wenn Ihr sagtet: der Staat, die Gesammtheit, die Gesellschaft hat ein wesentliches Interesse daran, daß Verbrechen, welche geschehen könnten, verhindert werden, so würden wir mit Euch übereinstimmen, denn das das ist ein Satz, von welchem aus wir unser Strafrecht der Zukunft zu erbauen gedenken. Allein was hat die Strafe damit zu thun, da sie noch niemals Verbrechen verhindert hat?

Dies sind in der Kürze die philosophischen Einwendungen gegen das sogenannte Strafrecht des Staates. Wir müssen dasselbe jetzt aber auch noch vom naturwissenschaftlichen Standpunkte beleuchten:

Der Mensch ist ein Naturprodukt, d. h. sein ganzes Wesen, Körper wie Geist (so wie man sie gewöhnlich, jedoch ungehörig, zu trennen pflegt) ist das Ergebniß der Zusammensetzung und Mischung verschiedenartiger Elemente oder einfacher Bestandtheile der Materie, ein Ergebniß — und dies ist die Hauptsache für uns — an welchem der Mensch selbst nichts ändern, zu dem er weder etwas zusetzen, noch von dem er etwas hinwegnehmen kann, ein Ergebniß, welches auf größtentheils noch räthselhaften Naturgesetzen beruhend, vollständig außerhalb des menschlichen Willens liegt. Mensch und Thier — nur verschiedene Grade der Entwickelung der Motive darstellend — bestehen aus ebendenselben Elementen, welche die Pflanze, denselben, welche den Stein, die Luft, das Wasser zusammensetzen, und die Mischungsverhältnisse sind verschieden, nur die Verbindungen und Kreuzungen der Elemente untereinander zu neuen, so zu sagen zusammengesetzten Elementen sind mannigfaltiger und verwickelter. Von der Art und Weise wie diese Bestandtheile im einzelnen Falle gemischt und angeordnet sind, hängt das ab, was wir Individualität, Besonderheit der Person nen-

nen, und Charakter eines Menschen ist nichts weiter als das Resultat, das Gesammtbild, die Summe der Elemente, welche den Körper des einzelnen Menschen zusammensetzen. Von der Größe des Gehirnes, von der Beschaffenheit seiner Substanz, von der Anordnung und Vertheilung seiner Masse, der Menge und Tiefe seiner Windungen, hängt die Besonderheit eines Jeden unter uns ab; hängt es ab Einer ein Genie oder ein Dummkopf, ein Wohlthäter oder ein Feind der Menschheit, ein Narr oder ein Weiser sein soll. Auf die ursprüngliche Anlage, die Beschaffenheit des Keimes kommt Alles an; nachfolgende Ausbildung durch Einwirkung äußerer Umstände ist Etwas, ist sogar Viel, aber die Grundanlage, den Keim kann sie nicht ändern; sie kann nur entwickeln, was in diesem von Anfang an da war. Was und wie der Mensch ist, beruht auf seiner Organisation, und der Unterschied zwischen den Menschen reduzirt sich auf mehr oder minder glückliche Organisation, auf mehr oder minder Gleichgewicht und Harmonie der einzelnen Seelenkräfte. Wenn wir hier Ausdrucke wie den eben gebrauchten „Seelenkräfte" anwenden, so thun wir dies nur um uns der hergebrachten Sprachweise anzupassen, und dadurch verständlicher zu werden. Denn an und fur sich giebt es keine besondere Seelenkräfte, wie es keine besondere Seele giebt, vielmehr ist was wir Seele, Geist, Gemuth u. s. w. nennen, nur die Bewegung der feinsten organischen Materie, welche die Form des thierischen Nervensystems und Gehirns angenommen hat Daher ist organische Materie und Leben, Körper und Geist, Nerven- und Gehirnmasse und Denken, Fuhlen und Wollen Eins und dasselbe, Eins ohne das Andre undenkbar, Eins von dem Anderen untrennbar. Wie dein Blut ist, so ist dein Gehirn und Ruckenmark, wie dieses ist, so ist dein Denken, dein Fuhlen und Begehren. Was wird aber denn aus dem freien Willen? So fragen die Bedenklichen, und die Moralischen und Frommen schreien Zeter, wenn wir ihnen sagen, daß der freie Wille ein Phantasiegebilde der menschlichen Eitelkeit ist! Der menschliche Wille, d. h. nach gewöhnlichen Begriffen die Fähigkeit, sich aus eigenem Antriebe entweder fur das sogenannte Gute oder Böse zu entscheiden, ist gerade so frei, als derjenige, dem Ihr Hände und Füße bindet, frei ist, so weit ihm seine Kräfte erlauben die Bande zu zerreißen! Bindet ein Kind mit Zwirnsfäden, und es kann sich nicht befreien, bindet einen Simson mit Seilen und er zerreißt sie wie Spinnweben. Gerade so ist es mit den freien Willen. Jeder Mensch ist gerade so weit im Stande, den Antrieben zu den sogenannten Bösen zu widerstehen, oder, um mit den Theologen zu reden, sich aus den „Banden der Sinnlichkeit" aus den „Fallstricken des Teufels" loszumachen, als ihm seine angeborene und von ihm nicht abzuändernde Organisation erlaubt. Oder findet Ihr dies nicht wörtlich bestätigt durch die tagtägliche Erfahrung um Euch herum! Seht Ihr nicht allstündlich den Einen einer Versuchung unterliegen, die der Zweite nur mit Kampf seines ganzen Wesens,

der Dritte aber ohne alle Anstrengung widersteht? Warum konnte hier der Erste nicht was der Zweite, der Zweite nicht, was der Dritte vermochte? Seht Ihr nicht daß Keiner von Allen Dreien anders handelte als er eben konnte? Konnte, vermöge seiner Grundanlage, seiner Organisation, seines Wesens? Und was giebt Euch denn ein Recht, den Dritten zu preisen als Tugendhelden, weil er sich ohne Schwierigkeit für das Gute entschied? Den Zweiten zu loben, weil er „sich selbst besiegte"? und den Ersten zu verdammen und zu — bestrafen? Oder ist es etwa nicht so wie wir sagen? Setzet nur ein halbes Dutzend Menschen in dieselbe Lage, und Ihr würdet, wenn Ihr im Stande wäret, in ihrem Innern zu lesen, finden, daß sie alle sechs nach verschiedenen Antrieben handeln. Laßt Jeden von Ihnen eine Million finden unter Umständ.n, welche die Verlierer in Tod und Verderben stürzen, dem Finder aber die völligste Sicherheit des Besitzes gewähren. Die Einen werden die Million einstecken, ohne die geringsten Gewissensregungen zu fühlen; — ihr Erwerbstrieb ist so überwiegend daß er alle anderen Seelenvermögen unterjocht; — die Andern werden sich nur nach schwerem Kampfe entscheiden, und zwar wird der Eine die Million zurückgeben, weil entweder seine Gewissenhaftigkeit, oder sein Wohlwollen oder seine religiösen Antriebe stark genug waren, um den Sieg über den Erwerbstri b davonzutragen; der Andere wird sie behalten, sein Gewissenhaftigkeit, sein Wohlwollen sind der Habsucht unterlegen, aber sie werden ihm keine Ruhe lassen, er wird des unredlichen Besitz s nicht froh werden; — Ein Dritter aber wird den gefundenen Schatz den Eigenthümer sofort zurückstellen, ohne auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit des Behaltens zu denken; er kann nicht anders, es liegt in seiner Organisation! Thut Ihr nun Recht, diese Drei auf Eure moralische Goldwaage zu legen, und den Einen für gediegenes Gold, den Andern für unedles Metall, den Dritten für Schmutz zu erklären? Alles was Ihr mit Recht sagen könnt, ist nur: daß der Eine glücklicher organisirt ist als der Andre, aber frei handelte Keiner; Alle gerade nur so, wie sie ihrer Natur nach handeln mußten.

Was wird aber bei solcher Ansicht der Dinge aus dem Verbrechen? ruft man kopfschüttelnd! Nun wir antworten darauf ganz einfach, wie Napoleon von den Königreichen sagte: „Es hat aufgehört zu existiren". Zum Begriffe des Verbrechen im heutigen Sinne gehört in subjectiver Beziehung (d. h. seitens des Thäters, daß derjenige, der es beging, zurechnungsfähig gewesen sei, d. h. sich in einem so normalen Zustande des Denk- und Willensvermögens befunden habe, daß man annehmen kann, er habe die fragliche Handlung begriffen, und mit freier Bestimmung seines Willens vorgenommen. War dies der Fall, so sagt man der Urheber der Handlung war zurechnungsfähig, die Handlung kann ihm als Schuld zugerechnet werden. Deßhalb schließen solche Zustände die Zurechnungs-

fähigkeit aus, und heben den Begriff des Verbrechens auf, in dem entweder das Denkvermögen nicht in gesunder Thätigkeit begriffen (alle Arten von Geisteskrankheiten) oder der Wille nach hergebracht n Begriffen nicht frei war (Zwang, Gemüthskrankheit, Trunkenheit, Schlafwandel u. s. f.) In solchen Zuständen begangene Rechtsverletzungen rufen höchstens Maßregeln der Unschädlichmachung gegen die betreffende Person hervor. Wenn uns nun aber eine geläuterte, auf naturwissenschaftlicher Erkenntniß beruhende Ansicht vom Wesen des Menschen überzeugt, daß auch der geistiggesunde und angeblich nach freier Willensbestimmung handelnde Mensch, nur frei scheint, in Wahrheit aber nach eben so unerklärlichen, geheimnißvollen, unwiderstehlichen Antrieben der von seinem Willen unabhängigen Natur handelt: so ist es klar, daß die Fälle rechtsverletzender Handlungen in anerkannt unfreiem Zustande (Geistes- und Gemüthskrankheit u. s. w.) begangen, sich von den übrigen Verbrechen nur dadurch unterscheiden, daß bei Jenen das geheimnißvolle Wirken jener geheimnißvollen Antriebe schärfer und klar erkennbar hervortritt. Aber fragen wir, wo ist hier die Scheidelinie zwischen dem einen Fall und dem andern? wo fängt die Grenze Eures Strafrechtes an, und wo hört sie auf? Wer eröffnet Euch den Einblick in die geheime Werkstatt der Gedanken, Gefühle und Regungen im Hirne Eures Nebenmenschen? Kennt Ihr doch nicht einmal Euch selbst, könnt Ihr doch von Euren eigenen Stimmungen, Neigungen. Abneigungen und Antrieben Euch nur in seltenen Fällen klare Rechenschaft geben! Sehet Ihr doch heute die Welt im Rosenlichte und in Jeden der Euch entgegentritt, einen Busenfreund, vielleicht nur weil Ihr ein Glas Wein trankel, das Eure Gehirnsubstanz veränderte, die electrische Thätigkeit in Euren Nervenknoten erhöhte und dadurch Eure Gedanken, Gefühle und Bestrebungen umstimmte. Geht Ihr doch Morgen vielleicht schon wieder mit finsterem Gesicht unter denselben Menschen einher, weicht ihnen aus, wie Euren Feinden und Verfolgern, und verwünscht die Welt und Euer Leben, und vielleicht nur weil Ihr ein Gericht aßet, das Eurer Natur nicht zusagt, oder weil Ihr die Nacht zum Tage machtet, oder weil das Thermometer um 10 Grad fiel. Wahrlich ich sage Euch: kein Mensch kennt den Andern — und Keiner hat daher das Recht, ihn zu verurtheilen! Die Macht der sichtbaren Umstände, wie die der geheimen unsichtbaren Verkettungen, ist unberechenbar, und Keiner von uns weiß, wohin ihn selbst die finstern unwiderstehlichen Mächte seines Ichs im Bunde mit den Launen des Zufalles und den Wechselfällen des Schicksales zubringen vermögen! Wer ist so gesunden Geistes, wer so freien Willens, um den Stein zu werfen auf seinen Nachbar und zu sagen: Du bist des Todes schuldig! Schlaget nach in den Annalen der Kriminaljustiz und Ihr werdet auf eine Menge jener räthselhaften Fälle stoßen, in denen unbescholtene, ja sogar edle „geistesgesunde und willensfreie" Menschen, Menschen bei denen ein

Verbrechen außer aller Berechnung lag, die blutigsten Thaten vollbrachten, zum Theil an ihren theuren Personen und um geringfügiger Ursachen willen! Da finden wir Vater-, Mutter-, Kinder- und Gatten-Mörder, die selbst nicht zu sagen vermögen, wie sie zu dem Entschlusse des Gräßlichen gekommen! In unseliger Stunde fällt, wie eine Sternschnuppe in der Nacht, von der man nicht weiß, woher sie kommt und wohin sie führt, ein finstrer Gedanke in ihre Seele; sie werden den Gedanken nicht wieder los; er heftet sich wie ihr Schatten an all ihr Sinnen und Denken; er steht mit ihnen auf, er legt sich mit ihnen nieder, er ißt und trinkt mit ihnen, er spielt zuletzt mit ihnen wie die Katze mit der Maus; er nährt sich von ihrem besten Blute, er wächst zum Plane, der Plan zum Entschluß, der Entschluß zur That, und das fürchterlichste ist geschehen, ihnen selbst fast unbewußt. Da finden wir den Freund, der den Freund, den Bruder, der den Bruder erschlug um eines Wortes willen, das er Monatelang wie verschlucktes langsames Gift mit sich herumtrug, da finden wir den „Mann Gottes," der eine Reihe von Mordthaten beging aus Leidenschaft für seltene Bücher, den Juwelier, der die Käufer seiner Juwelen ermordete aus Liebe zu den herrlichen Steinen, da finden wir die ganze Klasse der geheimnißvollen Antriebe zum Giftmischen, die Hunderte von Beispielen des räthselhaften Brandstiftungstriebes bei Kindern, namentlich Mädchen, in der Periode der Geschlechtsentwickelung! Der Verfasser dieses vertheidigte in Deutschland einst einen jungen Mann aus dem Volke, der, während er im Rufe eines harmlosen, ja gutmüthigen Menschen stand, durch keinerlei Neigung zu Gewaltthat und Ausschweifung sich auszeichnete, vielmehr sich in jeder Beziehung als Mensch von gewöhnlichem Schlage darstellte, seine Mutter und Schwester mit dem Küchenbeile erschlug. Beide waren ganz arm, der Bruder hatte mit ihnen zusammen und durchaus nicht in Unfrieden gelebt, er zeigte keine Spur von Geisteszerrüttung im gerichtlichen Sinne, und die Bildung seines Schädels keine irgend abnorme Erscheinung; vielmehr ein durchschnittlich gutes Gleichgewicht des Seelenvermögens. Die gräßliche That wurde nicht in leidenschaftlicher Aufregung, sondern früh am Morgen mit ruhigem Vorbedacht an der Schwester, während sie noch im Bette lag und schlief, verubt, und Niemand mußte sich daher die Motive dieses fürchterlichen Verwandtenmordes zu erklären. Den vertraulichen Nachforschungen des Vertheidigers bei dem Verbrecher selbst gelang es zu entdecken, daß der junge Mann in der Entwickelungsperiode seines Lebens Jugendsünden getrieben, dann aber der bösen Gewohnheit wieder entsagt und bis zur Zeit des Verbrechens — bei dem er im 26sten Jahre stand, — geschlechtlich streng enthaltsam gelebt hätte, daß er dann eine mehr als brüderliche Neigung zu seiner Schwester gefaßt, und dieser Zumuthungen gemacht hatte, die zurückgewiesen worden waren, worauf er kurz nach Begehung der blutigen That zum ersten Male den Akt geschlechtlichen Genusses voll-

zogen hatte! Dem Vertheidiger war jetzt dieses Verbrechen kein Räthsel mehr; er war gewiß, daß es in das Gebiet der Pathologie gehörte, daß man es mit einem jener dunklen Fälle tiefliegender Krankheit des Willens und Begehrungsvermögens [Hypochondrie], mit einem jener Ausbrüche finsterer dämonischer Mächte zu thun habe, deren Walten sich namentlich in der bekannten merkwürdigen Verwandtschaft zwischen Wollust und Blutdurst kundgibt! Der Vertheidiger machte diese Auffassung geltend, indem er auf die pathologischen Folgen der Selbstbefleckung, wie der geschlechtlichen Enthaltung, hinwies, und durch die besten medizinischen Autoritäten begründete, daß es eine Erkrankung des Willensvermögens gebe, welche die Zurechnung ebensowohl, als die Erkrankung des Verstandes und Gemüthes ausschließe, und zeigte deutlich, daß nur durch diese Annahme logischer ursächlicher Zusammenhang in die blutige That des Unglücklichen komme. Aber was half ihm dies? Von einer solchen moralischen Unzurechnungsfähigkeit stand nichts in den Lehrbüchern der gerichtlichen Medizin, nichts in dem Codex der Strafgesetze; sie kannten und kennen nur greifbare Verstands- und Gemuthszerrüttung, von welcher der Angeklagte keine Spur zeigte. Dieser wurde in beiden Instanzen zum Tode verurtheilt und am 28. Juli 1849 in Dresden öffentlich enthauptet! Wie zur Rechtfertigung seines Vertheidigers schlief er in der Nacht vor seiner Hinrichtung den „Schlaf des Gerechten,“ verzehrte nicht nur sein Henkersmahl mit dem besten Appetite, sondern steckte noch dessen Reste zu sich, haschte auf seinem Todesgange nach einem Schmetterlinge und nickte dem Scharfrichter Willkommen zu. Wer als denkender Mensch, der nicht in der Tretmühle des Schlendrians zu gehen gewohnt ist, steht vor dem Nachtbilde eines solchen Menschen, ohne daß ihm das Herz schlüge, wenn er die Hand aufheben und den Stab des „Schuldig“ über dessen Haupt brechen soll. Wer wagt es, im Angesichte solcher Thatsachen noch an den freien Willen des Menschen zu glauben? Wem wird es nicht wahrscheinlich, daß sein Thun und Lassen das Produkt ihm und Andern unbekannten, seiner Willkür nicht unterworfenen Naturkräfte ist, daß in Folge des ewigen Zusammenhanges aller Dinge durch das starre, unwandelbare Naturgesetz von Ursache und Wirkung der Mensch vom Menschen sich nur unterscheidet durch die mehr oder minder glückliche Grundmischung seiner Elemente, die Gunst oder Ungunst allmächtiger Umstände, die diese Elemente zum Ganzen formen und entwickeln, nach einem anderen Naturgesetze, dem der Anziehung und Abstoßung? Des Menschen Gesundheit des Leibes, wie der Seele, [wir machen diesen Gegensatz, dem Herkommen gemäß], beruht auf der gesetzmäßigen Bewegung der feinsten Atome seines Stoffes. Aber wer wer kennt bis jetzt die Gesetze dieser Bewegung? wer kennt die Verwandtschaft jener Atome unter sich, und zu der umgebenden Natur? Wir wissen nur, daß diese Bewegung unendlich fein und nicht wahrnehmbar,

wie die des Magnetismus und des elektrischen Stromes, aber dennoch ihre Wirkung unendlich groß ist, den ganzen Menschen angeht, den ganzen Menschen in den Bruchtheilchen einer Sekunde zu einem Andern schafft. Wir wissen, daß ein Tropfen einer wasserhellen Substanz, auf die Zunge gebracht, ja daß der Niederschlag eines unsichtbaren Stoffes auf die Schleimheit eines Nasenloches, die Bewegung der Gehirnmasse zum ewigen Stillstand zu bringen, aus einem Weisen einen Narren, aus einem Lamme einen Löwen zu schaffen vermag; wir sehen, was aus aus dem „Herrn der Schöpfung“ wird, wenn er den Rauch eines erbsengroßen Opiumkörnleins schluckt, ja wir sehen einen Mundvoll Weines, einige Tropfen Wassers unglaubliche Wirkungen hervorbringen, und wir maßen uns an, zu entscheiden, ob und wann unser Bruder, dessen Wesen uns ein Räthsel ist, unter freier Selbstbestimmung handelte? Wir maßen uns an, ihm zuzurufen: „Du bist schuldig, Du mußt gekreuzigt werden, denn Strafe muß sein!“ Nicht e r ist es, Ihr Kurzsichtigen, den Ihr an das Kreuz schlagt, es ist die ewige Natur selbst! Aber sie kennt keine Schuld, sie kennt kein Verbrechen, sie kennt keine Strafe in Eurem Sinne! Sie hat nur ihr ewiges, unwandelbares Gesetz von Ursache und Wirkung, ein Gesetz, das in der moralischen Welt dieselbe Geltung hat, als in der physischen, denn auch dort ist nur Natur; ein Gesetz, in dessen Walten eine nie wankende Gerechtigkeit, eine unerbittliche Vergeltung sich ausspricht. Wollt Ihr den Schuldigen treffen mit Eurem Strafrecht — und gerecht zu sein, ist ja Euer Bestreben und Euer Ruhm, — so haltet Euch nicht an den Ruchlosen auf der Bank der Angeklagten, geht zurück auf die Urheber seines Lebens, auf deren Wesen und Charakter, geht zurück auf die Umstände, unter denen es entstand, zurück auf die Mängel, Verkehrtheiten und Sünden der Gesellschaft, in der er erwuchs, in der er die Stoffe und Elemente fand, in denen sich die Keime seiner Antriebe zum Verbrechen nährten und groß sogen! Und wenn Ihr dies nicht könnt, so seht ab von dem thörichten und ungerechten Unternehmen, den Unglücklichen zu strafen, und — „Laßt ihn laufen?“ hören wir Euch schreien; „ihn, den Dieb, den Mörder, den Ehrenschänder, um Andere zu bestehlen, zu morden, zu schänden?!“ Wir antworten: „Ja und Nein!“ doch dies führt uns auf die praktischen Folgerungen unserer ketzerischen Ansichten, auf unsere Ideen über die zukünftige Gestaltung des Strafrechtes in der reformirten Gesellschaft, deren Verwirklichung vielleicht nicht in das Reich der Träume gehört!

(Schluß in dem nächsten Hefte.)

Die Kunst,

die Harmonie zwischen Völkern, Parteien und Religionen.

Festrede, gehalten am 7. nordamerikanischen Gesangfeste zu Cleveland, O, am 30 Mai 1855.

„Ich sehe eine Oase in der Wüste. Mitten in dem Meere der Widerwärtigkeiten und Widersprüche des amerikanischen Lebens taucht eine Insel auf, geschmückt mit den Blumen und Blüthen des Glückes. Welch ein Wunder hat dies hervorgebracht? Ist es möglich, in dieser Zeit glücklich zu sein? Wenn auch nicht der Donner von Sebastopol an unsere Ohren dringt, so gibt es doch auch in diesem Lande so viele Verstimmungen und Verwirrungen, daß die Freude ein seltener Gast ist. Der Hader der Parteien, die Abneigung der Nationalitäten, die Härte der Zeit druckt die Herzen und furcht die Stirnen. Aber von allen Leiden der Zeit finde ich in diesem Saale keine Spur. Hier sind wir einig, weil wir gludlich sind. Diese Stelle ist gefeit gegen den Wirrwarr der Zeit; hier sind wir nicht im fremden Lande, ein machtloses Geschlecht; nein, die Luft der Heimath umweht uns und unsere schönsten Jugendträume werden wieder lebendig. Die Kunst hat uns hinaufgetragen in eine höhere Region des Bewußtseins, wo wir mit klaren, ruhigen Augen auf den Wirrwarr des Lebens hinuntersehen, wo eine freundliche, versöhnliche Stimmung herrscht, und wir die fremden Thorheiten milde verzeihen, weil wir die eigenen erkennen. Gewiß, die Kunst, die Macht der Töne, hat heute noch die versöhnende und besänftigende Eigenschaft, wie in jenen sagenhaften Tagen der Vorzeit, wo Orpheus durch die thrazischen Gebirge zog, und die starren Felsen sich vor seinem Gesange beugten, die Thiere des Waldes ihre Wildheit ablegten. Auch die starren Verhältnisse des amerikanischen Lebens beugen sich unter der Macht der Töne; auch die Leidenschaften legen ihre Wildheit und ihren Ungestüm ab; die qualvolle Unruhe, die diesem unfertigen, unreifen Lande eigen ist, wird gemildert und beschwichtigt. Die Kunst ruft die Erinnerung an ein besseres Selbst in uns hervor; die Erinnerung, wie Plato sagt, an ein vergangenes, besseres Jenseits; sie adelt uns mit ihrer eigenen Anmuth und Würde, und macht uns edler und besser, weil glücklicher.

Die Kunst, die Harmonie zwischen Völkern, Parteien und Religionen. In diesen Tagen der nationalen Abneigungen und politischen Verwirrungen, wo nicht nur die Leute fremder Zungen sich nicht miteinander verstehen, ist es doch gut, daß wenigstens Eine Sprache existirt, die zu jedem menschlichen Herzen und Ohre klingt: die Sprache der Töne. Die Kunst, und speziell die Musik, ist von den engen Sprachgrenzen befreit; sie

ist universell, wie der große Gedanke der Menschheit. Damit ist schon angedeutet, daß sie ein allgemeines Terrain bildet, auf welchem die verschiedensten Nationen und Zeitalter sich vereinigen und verständigen. Die Kunst kennt keine Grenzen der Zeit und der Völker. Der griechische Marmor ist heute für uns noch so schön, wie zu den Zeiten, da er einen Phidias entzückte, und die Madonnen des Raphael sind uns noch heute Göttinnen, ob auch die Sonne hint r St. Peter schon untergegangen ist. Wenn wir das schwermüthige Lied des Negers hören, das durch die Baumwollenwälder Alabama's tönt, glauben wir nicht das Lied jener Frauen zu hören, die da saßen an den Wassern Babylon's und weinten, wenn sie an Zion gedachten? Es ist dieselbe Weise; es ist dasselbe Lied; ob es in Palästen oder in Hütten, in dem Wigwam des Indianers oder an den Ufern des Rheines ertönt. Hinter diesen Liedern schlägt das große, weite Herz der Menschheit, das an allen Punkten des Erdballes gleich empfindet, gleich leidet und jubelt. Deshalb ist auch die Kunst und die Sprache der Töne für Jeden verständlich, der mit zu dem großen Bunde der Menschheit gehört, und wir können uns nicht zu der Ueberzeugung zwingen, daß es einen Menschen geben könne, den die Eigensucht und der Golddurst so sehr aus den Kreisen der Menschheit entf rnt hätte, daß die Macht der Töne wirkungslos an ihm vorüberglitte.

Die amerikanischen Verhältnisse machen uns die Kunst doppelt werth. Gleich dem Gefangenen, in dessen Kerker nur ein vorübergehender Morgenstrahl dringt, und der mit leidenschaftlicher Sehnsucht den Boten des Tages erwartet, sehnen wir uns nach künstlerischen Genüssen mit um so größerer Begierde, je weniger sie uns geboten werden. Gewiß, wir müssen den Musen dankbarer sein, wie in Europa, da sie den rauhen Pfad durch den Urwald mit Blumen schmücken. Und grade im gegenwärtigen Momente kommt uns dies recht zum Bewußtsein. Unter unsern angloamerikanischen Mitbürgern herrscht eine leider allgemeine Abneigung gegen die „Fremden." Wir wollen hier nicht nach den Ursachen fragen, noch in Klagen und Vorwürfen ausbrechen, sondern nur nach dem Mittel schauen, welches das Band der Freundschaft über alle Bewohner dieses Landes schlingt. Mit der Sprache der Töne wollen wir aus unserm anders sprechenden Mitbürgern näheren; wenn sie auch die Sprache Schillers und Göthes nicht kennen, so werden sie doch die Sprache Mozarts und Beethoven's verstehen und lieben. Die Kunst ist der ideale Kosmopolitismus, die höhere Einheit des Menschengeschlechtes, und in ihrer großen weltgeschichtlichen Bedeutung, wie speziell in dem Leben Amerika's ist sie die Harmonie unter den Nationen.

Die ideale, selige Stimmung, in welche wir durch die Kunst versetzt werden, erhebt uns über die Leidenschaften des Tages und über die Abneigungen und Erbitterungen, welche die socialen und politischen Verhältnisse

erzeugen. Es ist natürlich, daß in dem großen und weiten Kreise der politischen und socialen Bestrebungen nicht Alle Eine Richtung einschlagen können und daß vielfache Irrthümer und Vorurtheile die Reinheit der politischen Ueberzeugung trüben. Grade in Amerika, in diesem einseitigen, unreifen Lande, wo alle Verhältnisse noch in der Bewegung begriffen sind, und die Gährung der Geister sich im höchsten Stadium befindet: gerade hier ist es nicht zu verwundern, wenn in dem Chaos des Parteilebens sich die verschiedensten Tendenzen auch unter den Deutschen kund geben. Da entstehen nun Abneigungen und Gegensätze, welche unser sociales Leben verwirren und zersplittern. Glücklich, daß die Kunst uns ein Terrain bietet, welches höher und allgemeiner ist, als das Feld persönlicher und parteilicher Neigungen und Abneigungen. In der Kunst tritt das Menschenthum, die reine, wahre Humanität zur Erscheinung, ungefärbt und ungetrübt von persönlichen und parteilichen Leidenschaften, und das höchste Ziel der Kunst, ist die Liebe, die allgemeine, Alles umfassende Menschenliebe. Hier reichen wir uns die Hand als Brüder; unsere Empfindungen wachsen auf Einem Baum; unsere Gefühle fließen aus Einer Quelle, unser Glück ist dasselbe.

Das Gebiet der Kunst — das ist der wahre Socialismus im menschlichen Leben, und je mehr die Kunst unser Herz erwärmt und unsere Neigungen veredelt, desto fester wird das Band der Freundschaft sein, das die einzelnen Menschen zu einem großen Bunde der Menschheit vereinigt.

Wenn ich sage, daß die Kunst hoch über den Parteien steht, so kann ich wohl unmöglich dahin verstanden werden, als wollte ich jene Indifferenz, jene Servilität, welche sich oft bei den Künstlern findet, in Schutz nehmen. Nein, die Kunst und die Künstler haben kein Privilegium auf politische Gesinnungslosigkeit. Das Reich der Kunst ist das Reich der Freiheit und Wahrheit, und die Kunst wird immer ihrer Basis treu bleiben, der Natur, welche auch die ewige Basis menschlicher Freiheit ist. Dies gilt von allen Künsten und besonders auch von der Musik. Wo ein deutscher Männerchor sein Lied ertönen läßt, da muß die Göttin der Freiheit ihr Haupt voll Muth und Vertrauen erheben, und selbst in der Brust des Sklaven der Stolz und das Selbstbewußtsein des Mannes erwachen. Was ich sagen wollte, ist: die Kunst soll uns in eine solche Höhe tragen, daß wir frei und stolz über die Persönlichkeiten hinwegsehen auf die Sache, die ewige Sache der Freiheit, die auch die Sache der Kunst ist. Sie soll uns mit großen, allgemeinen Ideen erfüllen, daß wir, Herren unserer persönlichen Neigungen und Leidenschaften, nur Eine Quelle unserer Handlungen anerkennen: die Menschenliebe. In diesem Sinne nennen wir die Kunst die Harmonie zwischen den Parteien.

Und auch dort, wo die Menschen sich am Feindlichsten gegenüberstehen, wo der größte Fanatismus wüthet und die unversöhnlichen Bannflüche gesprochen werden, — auch in der Religion ist die Kunst der milde, versöhnende Heiland, der die Wogen der Leidenschaften ebnet, und die Abgründe des menschlichen Herzens mit Liebe und Freude ausfüllt. In der Veredlung des Herzens, in der Beseligung des Gemüthes durch die Kunst, liegt der Schlüssel, der uns das Reich der religiösen Toleranz öffnet. Die Kunst ist die Erfüllung der Religion; sie gibt dem Menschen jene hohe, heilige Weihe der Unsterblichkeit; sie öffnet ihm den Himmel der Glückseligkeit und Liebe; sie erfüllt die Brust des Menschen mit jenem Gottesbewußtsein, in dem wir uns als das kleine Bild des großen Weltalls fühlen. Die griechischen Statuen, wie die gothischen Dome, die Madonnen des Raphael und die Symphonien Händel's, sie sind nur ein Vorbild jener großen, glücklichen Zukunft, welche durch die Erfüllung der Religion durch die Kunst entstehen wird.

Die Kunst der Zukunft, als die höchste Spitze der Nationalerziehung, als das allgemeinste Interesse des Volkes, als die oberste Pflicht des Staates angesehen, wird selbst Hellas Bildsäulen und Statuen überbieten. Wir werden auf den öffentlichen Märkten unserer Städte, in den freundlichen, dichtbelaubten Hainen, welche die Wohnungen der Menschen einschließen, edle Statuen, harmonische Säulenhallen sehen; schöne Bilder werden das Volk an die Großthaten der Geschichte erinnern; zum Feste der Wagen und Gesänge zieht eine fröhliche Menge aus, und in dem weiten, geräumigen Amphitheater sitzt ein versammeltes Volk, die großen Lehren der Moral und Geschichte aus den Tragödien seiner Dichter zu hören. Das wird die nationale Kunst der Zukunft sein, und ein kleiner Stein zum Baue dieser Zukunft ist auch unser Fest. Dann, in jener fernen, schönen Zukunft werden die dunkeln Wolken der Intoleranz und des Aberglaubens verschwinden, und die guten Lehren der Religion zur Thatsache werden. Gewiß, das Gemüth des Menschen muß sein Recht haben, und der höchste Gipfel der Gemüthswelt ist die Kunst. Hier angelangt, haben wir keine Illusionen und Täuschungen mehr nothwendig, um jene tiefe, innere Selbstbefriedigung zu empfinden, die aus flüchtigen Momenten eine Ewigkeit von Glück macht. Der Kultus der Kunst ist die höchste Garantie menschlicher Sittlichkeit und Moralität; er kennt nicht den Unterschied zwischen Sekten, zwischen Priestern und Laien; er verdammt und verketzert nicht, sondern heiligt den Menschen zum Gliede seines großen Bundes der Menschheit, welcher die Kirche der Zukunft bildet. Darum ist die Kunst die höhere Einheit, *die Harmonie zwischen den Religionen.*

So eint die Kunst die Gegensätze und Widersprüche des menschlichen Lebens. Sie ist von derselben allheilenden Kraft, wie die Natur, ihr

Ebenbild. Sie ist der wahre Erlöser der Menschheit. Lassen wir die Eindrücke der Kunst auf uns wirken, wenden wir ihre Regeln auf uns selbst und unser eigenes Leben an. Ja, das ist es: der Mensch soll aus sich selbst ein Kunstwerk machen; er soll sein eigenes Leben nach den Regeln der Schönheit, der Harmonie und des Ebenmaaßes gestalten; er soll eine reine, fleckenlose Statue aus sich machen, ein Gedicht voll Glück und Zufriedenheit. Möge der heutige Tag einen Baustein zu diesem Baue liefern; möge er die Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit, die Bürgschaft einer schönen Zukunft sein!"

Das Gesangfest zu Cleveland.

Wir glauben, unseren Lesern einen kurzen Bericht über dieses Fest geben zu mussen, da es in seinem engen Rahmen und seiner bescheidenen Haltung doch eine würdige Manifestation des deutschen Geistes war, und den zahlreichen Gästen, welche zugegen waren, ein Gegenstand dankbarer Erinnerung bleiben wird. Nachdem das hiesige Festkomitee in einer in den meisten Punkten befriedigenden Weise die Vorarbeiten absolvirt hatte, kamen am Samstage und am Montage, den 26. und 28. Mai die Sänger von Westen, Osten und Suden an. Die Gäste, welche wir zuerst begrüßen durften, waren diejenigen, welche die weiteste Reise zurückgelegt hatten, die Mitglieder des Milwaukee Musikvereins, die freilich nur in geringer Anzahl erschienen, aber mit ausgezeichneten Gesangskräften und unverwüstlicher guter Laune. Am Pfingstsonntage in aller Frühe kamen die Sänger von Detroit, und wir durften mit ihnen und den Milwaukier Freunden trotz aller puritanischen Sonntagsgesetze einen so fröhlichen Pfingsttag verleben, wie jemals nur ein deutsches Gemüth erfreut hat. Am Montage war die Stadt sehr lebendig; vom fruhen Morgen bis zum Abende trafen Sängervereine und Deputationen fremder Städte ein, und es war des Wiedersehens und der Begrüßungen kein Ende. Von den fremden Städten war Pittsburg am zahlreichsten und darnach Detroit vertreten; neben diesen Städten und Cleveland und Milwaukie waren Vereine oder Delegationen von Cincinnati, Buffalo, Columbus, Toledo, Sandusky, Erie, Akron, Massillon und andern Plätzen Ohio's anwesend, so daß die Zahl der Sänger wenigstens auf 250 geschätzt werden konnte. Von Chicago, dem volkreichen lebendigen Chicago, war leider nicht ein einziger Mensch gegenwärtig, und es war erklärlich, daß eine solche Gleichgültigkeit gegen unser Fest von vielen Seiten bedauert und getadelt wurde. Der Fackelzug am

Montag Abend war der glänzendste, den jemals unsere Waldstadt gesehen; nur machte der Staub der Straßen und der Qualm der Fackeln es den Sängern unmöglich, ihren Stimmen Geltung zu verschaffen, und auch die beiden Begrüßungsreden der Herren Thieme und Dresel konnten nur in nächster Nähe gehört werden. Der erste Tag des Festes ging jedenfalls so vorüber, daß er die freudigsten Erwartungen für den weiteren Verlauf desselben hervorrief.

Am nächsten Morgen sahen die Bewohner von Cleveland einen imposanten Zug vom Postgebäude über die Superiorstraße zum Festplatze hinziehen. Man sah dem Zuge an, daß er die Elite der deutschen Bevölkerung des Westens enthielt. Er bildete eine kleine Armee von Streitern für die Freude, die Kunst und die Geselligkeit. In der Probe, welche den Vormittag ausfüllte, hatten die meisten Sänger zum ersten Male das Vergnügen, Herrn Balalka dirigiren zu sehen. Dieser Herr hatte mit Unterstützung der Milwaukee Sänger in aller Eile noch Vorbereitungen getroffen, um dem Conzertprogramme eine werthvolle Zugabe hinzuzufügen, den großen Chor aus der Zauberflöte, der denn auch wirklich das Prachtstück des ganzen Conzertes bildete. War in den einzelnen Wettgesängen der kleineren Vereine auch noch hie und da etwas Urwald zu finden, so gingen doch die meisten Sachen und besonders die großen Chorgesänge trefflich von Statten; Balatka hatte an der Cleveland Cäcilia ein gutes Orchester zur Unterstützung; und die Ouverture zum Tell und zur Martha verdienten den Beifall des Publikums. Unter den Wettgesängen der einzelnen Vereine erwarb sich der Vortrag des Champagnerliedes von den Mitgliedern des Milwaukee Musikvereines ungemeinen Beifall, und die Stimmen des Publikums waren darüber getheilt, wem der Preis des Tages gebühre, der trefflichen und sehr zahlreich vertretenen „Harmonie" von Detroit, oder den leider nur in kleiner Zahl anwesenden Sängern von Milwaukee. Die Pittsburger sangen den wunderschönen Männerchor: „der Barde", und erwarben sich damit verdienten Beifall, und unser Clevländer blieben mit ihrem „Jägerlied" nicht hinter den fremden Gästen zurück. Ueberhaupt hatte das Publikum mehr wie hinreichenden Grund, mit dem Conzerte zufrieden zu sein; es war eine Leistung, welche selbst in Deutschland eine ausgezeichnete und ungewöhnliche genannt zu werden verdient hätte. Wenn man von der oberen Tribüne herab auf die Schaar der Sänger und das versammelte Volk sah, so konnte man sich einer freudigen Ueberraschung nicht erwehren bei dem Anblick der frischen, jugendlichen Gestalten, und Mancher wünschte wohl, ein Daguerotyp von der Sängertribüne zu besitzen, auf welcher so manches bekannte freundliche Antlitz zu sehen war.

In der Nähe des Festgebäudes liegt auf einem vorspringenden Hügel ein Wäldchen, zwischen dessen schattigen Bäumen hindurch man eine

entzückende Aussicht auf die Stadt, den See und das Flußthal des Cuyahoga hat. Hier versammelten sich die Sänger und die andern Festgenossen, und dem Gotte Gambrinus und Bachus wurde ein festliches Opfer gebracht. Lange noch, nachdem die Sonne untergegangen, tönten die Lieder der Sänger über das Thal, und die schönste Harmonie der Töne und der geselligen Eintracht herrschte bis spät in die Nacht. Wenn es mir erlaubt ist, eine sich von selbst verstehende Bemerkung zu machen, so ist zu erwähnen, daß trotz großer Verehrung des Gambrinus und Bachus während des ganzen Festes kein einziger Fall vorkam, welcher den Temperenzfanatikern einen willkommenen Stoff zu Beschuldigungen hätte geben können.

Am dritten Tage fand ein großes Festessen statt, welches als Veranlassung benutzt wurde, die politische und sociale Bedeutung des Festes kund zu geben. Haben solche Feste auch einen vorwiegend gesellschaftlichen und künstlerischen Zweck, so müssen sie doch auch immer dazu benutzt werden, allgemeine Ideen unter die Mässen zu bringen und die Freiheitsbestrebungen der Gegenwart zu ermuthigen. Diese Pflicht erfüllte das Clevelander Gesangfest nun vollständig. Es hatte von Anfang an einen radikalen Charakter, und gleich beim Beginne der Festreden, als Jakob Müller den Toast auf den nordamerikanischen Sängerbund beantwortete, erklärte er diesen Sängerbund für ein Produkt der Revolution und Emigration von 1848 und 1849. In diesem Sinne wurde der Charakter des Festes während der ganzen Dauer desselben aufgefaßt, und damit zugleich der Weg angedeutet, auf welche Weise allein Einigung und Harmonie unter der deutschen Bevölkerung Amerika's hervorgebracht und aufrecht erhalten werden kann, nämlich durch das Beharren auf freien Grundsätzen, durch Unabhängigkeit der Gesinnung und Consequenz der Ueberzeugung.

Die regulären Toaste, welche vorgelesen und beantwortet wurden, theilen wir deshalb mit, um den Charakter des Festes und die Stimmung der versammelten Menge zu bezeichnen. Mögen die Wünsche, welche darin ausgedrückt sind, in Erfüllung gehen!

1. Der nordamerikanische Sängerbund! Möge er in seinem Wachsen und Gedeihen ein Vorbild sein der steigenden Civilisation Amerika's! Beantwortet von Jakob Müller, von Cleveland.

2. Die Gäste! Mögen sie sich hier glücklich, wie in ihrer Heimath, fühlen, und eine freundliche Erinnerung an unsere Waldstadt bewahren! Beantwortet von Herrn Roth aus Pittsburg.

3. Die Kunst, die Harmonie zwischen Völkern, Parteien und Religionen! Beantwortet von Essellen.

4. Das deutsche Element, der unerschütterliche Träger freier und

kosmopolitischer Ideen gegenüber den Einseitigkeiten und Widersprüchen des amerikanischen Lebens! Beantwortet von Thieme.

5. Die Damen! Wie sie immer die Pflegerinnen der Kunst und edler Geselligkeit sind, so auch sind sie dieses Festes Schönheit und Würde. Beantwortet von Dressel aus Columbus.

6. Die deutschen Volksfeste! Mögen sie die Erinnerung an glückliche Tage in der Heimath, die Garantie einer schönen Zukunft in Amerika sein! Beantwortet von Schmidt aus Cleveland.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch bei dieser Gelegenheit, wie fast bei allen andern ähnlichen Festen, etwas zu viel und zu lange geredet wurde, und daß der Gesang während dieses Theiles des Festes nicht ganz zu seinem Rechte kam Es gilt ja uberall das alte deutsche Wort: „Wovon das Herz voll ist, davon gehet der Mund uber!" Da auch die Damen ihr Recht haben mußten, wurde der Abend mit einem großen Festballe beschlossen.

Die amerikanische Bevölkerung dieser Stadt, welche bei der letzten Stadtwahl ein Know-Nothing-Ticket durchgesetzt hatte, war doch so ehrlich, dem Feste eine einstimmige und ungetheilte Billigung zu ertheilen; ihre Zeitungen sprachen sich mit der größten Anerkennung und Theilnahme darüber aus, und selbst das hiesige Nichtswisserblatt mußte mehr loben, wie tadeln.

Das schönste Wetter begünstigte die Feier. Ueberhaupt waren alle äußern Umstände dem Feste günstig; die Arrangements waren gut getroffen. und die heitern lebenslustigen Sänger hatten vielleicht über nichts weiter zu klagen, als über den massenhaften Staub, der unsere sonst so behagliche Waldstadt oft unleidlich macht.

Wir sind der Ueberzeugung, daß das Fest eine bleibende Wirkung haben wird; es hat den Amerikanern Achtung, den Deutschen Selbstbewußtsein verliehen; es hat gezeigt, daß wir doch nicht so ganz isolirt und fremd in diesem Lande sind. Wäre es nicht möglich, in der Politik, der Literatur, den Wissenschaften und den anderen ernsten Gebieten des menschlichen Lebens dasselbe zu leisten, wie im Gesange und in der Geselligkeit?

Deutsche Staaten.

Als das Projekt, deutsche Staaten zu gründen, um dem nativistischen Treiben sich zu widersetzen, zuerst auftauchte, glaubten wir mit einem gutmüthigen Spott darüber hinweggehen zu können, zumal, da das Projekt schon gleich in seinem Entstehen zu einem der vielen Colonisationspläne zusammenschmolz, welche in Amerika von Zeit zu Zeit auftauchen. Da aber das Projekt von manchen Zeitungen ernsthaft aufgegriffen und besprochen wurde, so denken wir auch wohl ein Wort darüber verlieren zu dürfen, nicht um dieses Projekt in seiner Unmöglichkeit und Unzweckmäßigkeit darzustellen, — denn dies scheint kaum nothwendig, — sondern um an einem offenkundigen Beispiele zu zeigen, welch schiefe Richtung auch die Gedanken sonst verständiger Menschen nehmen können, wenn sie eine politische Frage einseitig behandeln, und wie sich oft unter dem Mantel des Radikalismus sehr reaktionäre Tendenzen verbergen. Man hat so oft und viel über die Mission der Deutschen in Amerika geredet und geschrieben; man hat mit der Laterne des Diogenes nach dem deutschen Genius gesucht, aber man scheint wenig von ihm gefunden zu haben, wenn man den deutschen Bewohnern der Ver. Staaten zumuthet, in den Westen zu ziehen, um Colonien a la Weitling und Cabet zu bilden. Es scheint selbst, daß unter den Führern der Deutschen in Amerika oft weder das rechte Verständniß der amerikanischen Zustände, noch das richtige nationale Selbstbewußtsein vorhanden ist. Nordamerika ist, im Gegensatze zu den nationalen Staaten des Alterthums, der moderne kosmopolitische Staat. Schon in dem jetzigen Europa fallen die Grenzen der Staaten nicht mehr mit den Grenzen der Nationen und Sprachen zusammen; man kann ebensowenig von einer österreichischen Nation, wie von einer eidgenössischen Sprache reden. In Amerika kommt dieser Kosmopolitismus vollständig zur Erscheinung, und alle nativistischen Bestrebungen werden die Entwicklung desselben nicht hindern können. Der Prozeß der Amalgamirung und Zersetzung der verschiedenen Racen, Nationen und Volksstämme zu einem Ganzen, zu einem neuen zusammengesetzten Produkte, erinnert in vieler Beziehung an chemische Vorgänge. Die verschiedensten Volkselemente sind in Einem Tigel zusammengeschüttet, gähren, kochen, sieden dort miteinander, bis daß die gegenseitige Durchdringung der Atome zu Stande gekommen ist. Kein Wunder, daß bei diesem Prozesse Trübungen und Niederschläge entstehen, und heftige Reaktionen statt finden. Dies ist der interessanteste Prozeß, welcher vielleicht jemals in der Weltgeschichte stattgefunden hat; selbst die Zeiten der Völkerwanderung sind ihm kaum vergleichbar. Aus dieser Zusammensetzung, aus dieser kosmopolitischen Gährung nun den nothwendigsten Theil herauszunehmen, dies hieße einen nothwendigen und entscheidenden Prozeß der Weltgeschichte rückgängig machen, und wäre ein Rück-

schritt zu jenen nativistischen Vorurtheilen und Einseitigkeiten, welche zu bekämpfen gegenwärtig unsere nächste und oberste Pflicht ist.

Fürwahr, man könnte nicht beleidigender und niedriger von den Deutschen denken, als wenn man sie aus dem amerikanischen Leben entfernen, und der deutschen Nationalität einen neuen Staat und eine neue Heimath aufbauen wollte. Niemals ist uns das Bedürfniß, uns zu amerikanisiren so klar und deutlich geworden, wie in diesen nativistischen Tagen. Man könnte heute das Bewußtsein fehlen, daß wir Deutsche in dem Proceß der amerikanischen Entwickelung, der amerikanischen Staaten und Rechtsbildung nothwendig sind, daß unsere Mitwirkung zum Baue des Staates der Zukunft unentbehrlich ist. Das deutsche Element aus dem amerikanischen Leben wegstreichen, dies hieße, uns aus der Zukunft wegstreichen. Denn die amerikanische Geschichte ist die neueste, vorgeschrittenste Phase der Weltgeschichte; mag Amerika auch noch Hunderte von Jahren hinter der europäischen Kultur zurück sein, so sind doch alle Bedingungen und Voraussetzungen seiner Existenz modern, und dem Zustande der heutigen Civilisation, Philosophie, Wissenschaft u. s. w. angemessen. Es kommt nur darauf an, daß die Nordamerikanische Union in das weite, prächtige Kleid hineinwächst, das ihr eine glückliche Laune der Weltgeschichte verliehen hat, und dieses Wachsthum zu begünstigen und zu beschleunigen, ist vornehmlich der Deutschen Pflicht.

Wie jeder Mensch das Bewußtsein seiner Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit haben muß, so auch muß uns dieses Bewußtsein in Amerika immer zur Seite stehen. Wir sind die Hefe in dem Gährungsprozesse der Neuzeit, der Sauerstoff in dem Verbrennungsprozesse nationaler und religiöser Vorurtheile. Wenn das deutsche Element nicht so zahlreich über alle Staaten Amerika's verbreitet wäre, so würden die vielfachen Gegensätze und Widersprüche, welche sich hier vorfinden, unvermittelt und abstrakt sich gegenüber stehen. Aber wir Deutsche sind gerade durch unsere Geschichte, Literatur, Kunst, Philosophie 2c. dazu befähigt, die Gedanken in Fluß, die Ideen in Contakt, die Widersprüche miteinander in Berührung zu bringen. Speziell zwischen Puritanern und Katholiken, zwischen Nativisten und Irländern ist unsere Position eine vermittelnde und neutrale; wir stehen auf dem Boden der modernen Weltanschauung, auf welcher sich alle Gegensätze der Vergangenheit friedlich und ohne Schwierigkeiten lösen.

Der Nativismus, der sich unter den Amerikanern speziell gegen die deutschen Ungläubigen kund gibt, ist der deutlichste Beweis für diese unsere Mission. Es sträuben sich die Reste mittelalterlicher Vorurtheile und Zustände gegen die moderne Weltanschauung, gegen dieselbe Weltanschauung, welche die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung diktirte. Man sucht der Wissenschaft gegenüber die Religion, der Freiheit gegenüber die Slaverei, dem Kosmopolitismus gegenüber die Nationalitäten zu verthei-

digen. Man möchte gern eine „amerikanische" Politik, eine „amerikanische" Religion, ein „amerikanisches" Volk schaffen, ähnlich, wie es eine russische Nation, Politik und Religion gibt. Aber es geht nicht. Die Weltgeschichte läßt sich nicht auf den Kopf stellen. Sobald wie die Politik dieses Landes wirklich „amerikanisch" ist, wird sie republikanisch, frei, universell, kosmopolitisch. Sobald wie die religiösen Vorstellungen einen „amerikanischen" Charakter annehmen, verlieren sie den orientalischen und mittelalterlich-germanischen Mystizismus, und von einem eigentlichen Christenthum ist nicht mehr die Rede. So bald eine spezifisch-„amerikanische" Nation existirt, wird man die Abstammung von Angelsachsen und Germanen vergessen haben; die amerikanische Nationalität ist die Negation jedes Stammbaumes sowohl der Völker, wie der Individuen. So sehen wir, wie das eigentliche „Amerikanische" grade das Gegentheil von dem ist, was unsere heutigen „Amerikaner" wollen. Die Leute kennen ihre Mission nicht; das Bewußtsein ihrer großen Aufgabe lastet schwer auf ihnen, und sie möchten für den Augenblick gern dasselbe von sich abwälzen. Hinter dem nativistischen Stolze liegt aber immerhin ein richtiger Gedanke, der Gedanke, die Zukunft der Menschheit in Händen zu haben, und dieser Gedanke wird endlich dort zum rechten Ziele führen.

Dieses Ziel immer im Auge zu behalten, es mit festen, sichern Schritten zu verfolgen, eine positive, organische Politik anzustreben: dies ist vornehmlich die Aufgabe Derjenigen, welche die negativen Arbeiten der Politik, die Abschüttelung nationaler und religiöser Differenzen, schon hinter sich haben, die Aufgabe der Deutschen. Wir müssen, wie die Magnetnadel, immer nach Einem Ziele hinzeigen; wir müssen der Compaß sein, der in den Verwirrungen des amerikanischen Lebens den rechten Weg zeigt. Dies mag am Ende nur ein theoretisches Verdienst sein, aber es ist doch immerhin ein nothwendiges Verdienst. Wenn jemals sich die großen Hoffnungen erfüllen, welche die Menschheit von Amerika hegt, wenn jemals dieses Land glücklich, frei, gesittet wird, und die europäische Civilisation sich zur amerikanischen Freiheit fügt: dann muß der Geschichtsschreiber sagen, daß das deutsche Element der Ver. Staaten einen wesentlichen Beitrag zu dieser Entwickelung geliefert habe. Deshalb sollte das deutsche Element sich auf allen Punkten der Union einnisten, überall die Propaganda der modernen Weltanschauung bildend. Die Kunst schreitet in unserer Mitte voran, das gesellige Leben veredelnd; die Wissenschaft folgt, mit ihren großen kosmopolitischen Resultaten; eine vorurtheilsfreie Naturforschung, eine freie Entwicklung des Selbstbewußtseins führt über die jetzige religiöse Intoleranz heraus, — nicht wieder zurück in jene schlaffe religiöse Toleranz, wo man die Religionen als etwas Uebernatürliches respektirt, — sondern zu einer Versöhnung, welche aus der Erkenntniß der Wahrheit entspringt. So bildet sich der Geist dieses Jahrhunderts seinen organischen Leib und

durchdringt alle politischen und socialen Verhältnisse. In dieser allgemeinen ideellen Weise, nicht im Hinblick auf Maine-Law und deutsche Behaglichkeit, müssen wir Deutsche die amerikanische Politik auffassen und treiben. Wenn wir dies nicht können, wenn wir im amerikanischen Staatsleben nicht das Element zu bilden vermögen, welches die Gährung beschleunigt; wenn wir desertiren und in den Urwald gehen wollen, um dort einen deutschen Staat gegen Mainelaw und Sonntagsgesetze zu gründen; dann sind wir der Aufgabe nicht werth, welche die Geschichte an uns gestellt hat; dann können wir unsere eigene Heimath uns und der Freiheit nicht wieder erobern, und am Allerwenigsten sind wir dann fähig, deutsche Staaten in Amerika zu bilden.

Ohio-Politik

Unser Staat macht in der letzten Zeit wenig von sich reden, wenigstens, was die deutsche Presse anbetrifft; die englischen Zeitungen beschäftigen sich schon mehr mit unserer Staatspolitik und der bevorstehenden Staatswahl. Die Politik Ohio's, des dritten Staates in der Union, ist indessen von der größten Bedeutung für die ganze Union, denn fast in keinem andern Staate treten die Gegensätze reiner und unvermittelter auf, wie hier; kein anderer Staat ist zu einer prinzipiellen und radikalen Politik reifer und fähiger, wie Ohio. Die centrale Lage dieses Staates zwischen Nord und Süd, Ost und West macht ihn gewissermaßen zu einem Schwerpunkte der amerikanischen Geschicke, und es ist gut, daß so viele liberale Elemente hier versammelt sind, damit der große Einfluß Ohio's keine falsche Richtung nimmt. Die Fragen, welche in andern westlichen und östlichen Staaten gegenwärtig vielfach die Politik verwirren, die Temperenz- und nativistischen Bestrebungen, haben in diesem Staate nicht das exklusive und hervorragende Interesse, wie in Illinois, Pennsylvanien oder New-York. Die Temperenzfrage ist vorläufig hier abgemacht; wir haben ein modifizirtes Liquorgesetz, welches Bier und Nativwein erlaubt, — unter dem Namen Nativwein können übrigens der Praxis nach alle Weine verkauft werden, — und den Kleinverkauf von Liquor verbietet; und wenn dieses Gesetz auch keine konstitutionelle Prufung aushält, wenn es auch in handelspolitischer Beziehung sich als eine verfehlte Maßregel erweist, so ist es doch in der Praxis von befriedigender Wirkung. Jedenfalls ist der Hauptgewinn dieses Gesetzes, daß es für's Erste die politische Temperenzagitation von der Bühne verdrängt hat, und wir Zeit haben, uns um etwas Anderes zu bekümmern, als um diese widerwärtigste aller politischen Be-

strebungen. Was nun den Nativismus anbetrifft, so ist derselbe in Ohio, wie überall in Amerika, verbreitet, und unser Staat zählt der Nichtswisserlogen genug. Aber diese Bewegung ist hier so sehr im Rückgang begriffen, daß sie voraussichtlich bei der nächsten Herbstwahl von sehr geringem Einflusse sein wird. Die armen Know-Nothings von allen Seiten werden sie zurückgedrängt und mit Füßen getreten. Während die demokratische Partei aus ihrer Abneigung gegen die Know-Nothings schon den ganzen Winter politisches Kapital zu machen gesucht hatte, erklärte sich auch die Freesoil-Partei durch ihre Organe und Führer direkt gegen die heimliche Verschwörung, und es wäre eher möglich, Samuel Chase als Gouverneurskandidat auf einem demokratischen, als auf einem nativistischen Ticket zu sehen. Indessen wird sich wohl keines von Beiden ereignen.

Man sprach viel davon, die demokratische Partei durch eine Verbindung mit den Freesoil-Elementen zu regenoriren, und wenn wir darunter verstehen, daß die Demokratie ihre ganze Pierce-Demokratie sammt Aemterjägerei, Sklavenjagd und Nebraskabill an den Nagel hängen wollen, so haben wir von unserm Standpunkte aus nichts dagegen. Aber es ist eher an die unbefleckte Empfängniß, als daran zu glauben. Was wir hier zu erstreben haben, ist einfach die Verhütung jeder Fusion und Confusion, die Parteistellung nach festen, unerschütterlichen Prinzipien. Giddings hat neulich die Erklärung erlassen, daß die Freesoilpartei jede Verbindung mit den Know-Nothings zurückweist; Chase erklärte uns auf das Bestimmteste, nichts von einer Aenderung der Naturalisationsgesetze u. dgl. wissen zu wollen; die leitenden Blätter der Partei, wie Cleveland Leader, Columbian Ashtabula Sentinel 2c. sind gegen die nativistische Bewegung, und wenn wir Deutsche unsere Pflicht thun, können wir die Reihen der Kämpfer gegen Sklaverei auf der einen, gegen Nativismus auf der andern Seite so verstärken, daß wir mit großer Majorität einer freien nördlichen Politik den Sieg verschaffen. Dies Beispiel würde nicht ohne Nachwirkung auf andere Staaten sein; es wäre der Anfang einer rationalen, prinzipiellen Politik.

Deutsch-amerikanische Literatur.

„San Francisko Journal," Herausgeber: Ruehl u. Co., Redakteur: Julius Froebel. — Wenn auch die deutsche Literatur nicht grade reich ist an bedeutenden Erscheinungen und großen Leistungen, so ist doch jedenfalls ein erfreulicher Fortschritt in ihr zu bemerken, ein Fortschritt, der die heimische Literatur, — die streng wissenschaftlichen Werke ausgenommen, —

zu überbieten droht. Während drüben die Journalistik ängstlich und schweigsam an den politischen Zuständen vorübergehen muß; während sie sich, statt mit der Wirklichkeit und dem Leben zu beschäftigen, mit den Fadheiten der Mode und schlüpfriger Novellen behilft: wendet sich die deutsche Presse Amerika's mit Ernst an die bestehenden Zustände, und sucht aus der Beobachtung der Thatsachen die Kritik derselben zu entwickeln. Man kann nicht mit Unrecht sagen, daß die deutsche Presse sich mit jedem Tage mehr amerikanisirt. Freilich, nicht in dem Sinne, wie es früher von den Organen der Aemterjäger verstanden wurde, welche das gedankenlose Nachtreten der Partei und die Unterwürfigkeit unter den Wink der Parteiklepper, die Nachahmungssucht der amerikanischen Unbildung und Unreife, das Aufgeben europäischer Civilisation und das ausschließliche Geldmachen „amerikanisiren" nannten. Wir verstehen unter amerikanisiren: die hiesigen Verhältnisse kennen lernen, ihnen nach Kräften nützen, und nach Kräften Nutzen aus ihnen ziehen. Die Presse muß ihre Aufgabe nicht nur als eine kritische, sondern als eine instruktive betrachten; das Aburtheilen, was man früher so häufig fand, und was die Haupteigenschaft eines „Grünen" war, muß einer ruhigen, vorurtheilsfreien Darstellung weichen; nicht die Empfindungen und Vorstellungen einzelner Individuen müssen den Inhalt unserer Kritik bilden, sondern die Ereignisse für sich selbst sprechen und sich selbst in ihrem wahren Lichte darstellen. Diese objektive, positive Art, die Gegenstände des amerikanischen Lebens zu behandeln, weiß **Julius Froebel** im „San Francisko Journal" trefflich zu handhaben; seine Zeitung ist nicht nur für die kalifornischen Verhältnisse sehr instruktiv, sondern auch für die allgemeinen Themata der amerikanischen Politik. Daß solche Leute, wie Froebel, sich wieder mit der deutschen Literatur beschäftigen, ist ein gutes Zeichen für dieselbe, und wir hoffen, daß bald noch andere Schriftsteller, die in Deutschland die Lehrer ihres Volkes waren, auch in Amerika wieder die Feder ergreifen.

Fröbel zeigt, daß man die Politik nach derselben Methode behandeln könne, wie die Naturwissenschaften, nach der Methode der Beobachtung und Induktion. Seine Beobachtungen des amerikanischen Lebens gehen von einem hohen kosmopolitischen Standpunkte aus, und sind deshalb von momentanen Verstimmungen und Abneigungen der Politik unabhängig. Fröbel's Aufsätze über Nationalitäten und Sprachen, von dem wir freilich nur die ersten Abschnitte bis jetzt zu Gesichte bekamen, scheint uns mit zu dem Besten zu gehören, was der Autor der „socialen Politik" jemals geschrieben hat. Die Racen- und Völkerfrage, welche gegenwärtig den Mittelpunkt der amerikanischen Politik einnimm, ist gerade eine Spezialität Fröbel's, und dies ist ein Punkt, der in Californien mit mehr Glück und Sachkenntniß behandelt werden kann, als anderswo. Neger, Chinesen, Mexikaner, Deutsche, Franzosen, Amerikaner, Leute jeder Race und Nationa-

lität, treiben sich an der Küste des Pacifik umher, und finden in dem unfertigen, gesetzlosen Lande alle Freiheit, die Eigenthümlichkeiten ihrer Race und Kulturstufe zu zeigen. Fröbel behandelt diese Fragen, welche die Thätigkeit der kalifornischen Gesetzgebung in hohem Grade in Anspruch nehmen, mit großer Sachkenntniß, und die scharfe Trennung, welche er zwischen der Sklavenfrage und der Racenfrage macht, lös't manche verbreitete Widersprüche; die gediegenen Urtheile über den spanischen und mexikanischen Volkstypus, und ähnliche Arbeiten verdienen die weiteste Verbreitung durch die deutsche Presse. Die deutsche Bevölkerung scheint in Californien jedenfalls eine hervorragende Stellung einzunehmen; es müssen dort viele gebildete Deutsche sein, sonst konnte es nicht möglich sein, daß ein solches Blatt, wie das „San Francisko Journal," daselbst existirt.

Um Fröbel's Ansichten über die Racen- und Völkerfrage und überhaupt das „San Francisko Journal" unsern Lesern bekannt zu machen, theilen wir folgende Stelle aus einem Artikel: „Amerikanische Nationalität und Spracheinheit" mit:

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Mischung von Völkern, welche durch die ältere und neuere Einwanderung auf das Gebiet der Vereinigten Staaten gebracht worden ist und noch gebracht wird, manche Unbequemlichkeit und selbst manchen ernsten Uebelstand mit sich führt. Diese Uebelstände existiren keineswegs blos für den Anglo-Amerikaner, — sie existiren auch, und in noch höherem Grade, für den adoptirten Bürger, und werden noch lange für seine Nachkommen existiren. Aber gerade eben diese Nachtheile, — diese Schwierigkeiten, welche die verschiedenen Elemente einer gemischten Bevölkerung einander in den Weg legen, — gerade alle diese uns in der Gegenwart unbequem fallenden Umstände, treiben zu jenen vielseitigen Anstrengungen, die zu den bei gemischten Völkern wahrnehmbaren großen Resultaten führen.

In wiefern man überhaupt sich vermessen darf, in der Geschichte des Menschengeschlechtes in ferner Zukunft liegende Resultate aus dem Entwickelungsgange der zurückgelegten Perioden erkennen zu wollen, muß man sagen, daß die Verschmelzung aller Racen, soweit sie fähig sind mit dem allgemeinen Culturgange Schritt zu halten, und die Vernichtung aller der Racen, welche dessen **nicht** fähig sind, der wahrscheinliche Ausgang der physischen Geschichte unseres Geschlechtes sein wird. Mit dieser Verschmelzung der Racen muß aber eine Verschmelzung der Sprachen gleichen Schritt gehen, und bei diesem letzten Prozesse noch mehr als bei dem ersten, werden die roheren Elemente gänzlich ausgestoßen werden. Schon jetzt laufen die Tausende von Sprachen der Menschheit auf einige wenige Hauptsprachen hinaus, welche Anspruch darauf machen, dürfen mit einander zu concurriren. Die übrigen haben im Weltverkehr keinen anderen Charakter als den von Provincialdialekten. Die Zeit mag noch sehr fern liegen, in

welcher der Concurrenzstreit der wenigen Hauptsprachen sich soweit entschieden hat, daß eine einzige Sprache die dominirende des ganzen Menschengeschlechts sein wird; demungeachtet wird diese Zeit kommen. Unser großer deutscher Sprachforscher Jacob Grimm scheint der Meinung zu sein, daß die zukünftige Weltherrschaft der englischen Sprache zufallen wird, und in der That möchten wohl nur die slavischen Mundarten im Stande sein, unter gewissen Umständen diesen wahrscheinlichen Gang der Dinge abzuändern.

Doch überlassen wir dies der Zukunft, und richten wir unseren Blick auf die näher liegenden Interessen, welche aus dem Verhältnisse der deutschen und englischen Sprache in diesem Lande hervorgehen. Die beiden Hauptelemente der Einwanderung sind die Irländer und die Deutschen; in sprachlicher Beziehung sind also die Letzteren das einzige „fremde" Element, welches in Betracht kommt. Die Nativisten haben sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß die englische Sprache ausschließlich die politische Sprache der Vereinigten Staaten sein und bleiben solle, und wir glauben, daß sie darin Recht haben. So wenig man von unbefangenem Standpunkte es als ein Unglück für die Vereinigten Staaten betrachten könnte, wenn einmal einer oder mehrere der jetzigen oder später entstehenden Staaten der Union eine so überwiegend deutsche Bevölkerung erhielte, daß dadurch der Gebrauch der deutschen Sprache in der Gesetzgebung und den Gerichten des Landes gerechtfertigt erscheinen sollte, so wenig könnten wir darin ein Glück für die Bürger eines solchen Staates sehen.

So kommen wir denn auf den für uns praktischen Theil der ganzen Frage. Die mangelhafte Kenntniß der englischen Sprache bei den Deutschen ist zunächst kein Nachtheil für die Anglo-Amerikaner, sondern nur ein Nachtheil für uns selbst. Sie schließt uns von dem politischen Einflusse aus. Wenn die Know-Nothings uns nöthigen, gut Englisch zu lernen, so arbeiten sie zu unserem Wohle und gegen sich selbst. Das was von unseren deutschen Ideen, von unserer ganzen Art die Welt anzusehen, wirklich verdient, sich geltend zu machen, läßt sich auf englisch so gut aussprechen, wie auf deutsch; ja die Uebertragung in eine andere Sprache gehört immer zu den heilsamen Reinigungsprozessen, durch welche das Korn von der Spreu der Gedanken geschieden wird. Und so kommen wir wiederholt auf die Mahnung zurück, die vollkommene Aneignung der englischen Sprache zu einem Hauptzwecke deutscher Bildungsbestrebungen in diesem Lande zu machen. Weit entfernt unserer eigenen deutschen Sprache damit zu entsagen, würden wir vielmehr durch jenen Zweck dazu beitragen, neben dem guten Englisch ein gutes Deutsch zu erhalten, während in dem Kauderwelsch, mit welchem sich jetzt so häufig der Deutsch-Amerikaner hilft, beide Sprachen in gleichem Grade gemißhandelt worden.

* * *

„Burlington freie Presse." Wir haben die beiden ersten Nummern dieses Blattes, welches von Hrn. Leopold Mader redigirt wird, erhalten, und mit Vergnügen gelesen. Die „Freie Presse" verfolgt diejenige politische Richtung, welche allein auf die Dauer den Nativismus niederwerfen kann, eine freie, unabhängige Richtung, die direkt gegen Sklaverei und Hierarchie gerichtet ist. In diesen Tagen der politischen Schwankungen und Apostasien, wo die „New-Yorker Staatszeitung fast jede Woche die Wiederkehr eines reuigen Sünders in die demokratische Kirche begrüßt, ist es um so erfreulicher, wenn junge, im Entstehen begriffene Blätter sich gleich auf den rechten Standpunkt der Ehre und Freiheit stellen. Das Erscheinen dieser Zeitung wirft ein gutes Licht auf die deutsche Bevölkerung von Burlington. Jowa hat jetzt drei deutsche Zeitungen, den „Demokraten" in Davenport, die „Jowa Staatszeitung" in Dubuque, und die „Freie Presse" in Burlington. Alle drei sind freisinnige und unabhängige Organe. Dies ist gewiß eine gute Empfehlung für den aufblühenden Staat, und ein wirksames Motiv für die freisinnige deutsche Einwanderung, sich in Jowa niederzulassen. Gewiß, der Westen bietet noch schöne Hoffnungen für das deutsche Element der Ver. Staaten. Mögen sie in Erfullung gehen!

* * *

In Detroit, Michigan, ist ein Blättchen entstanden, „Michigan Journal," herausgegeben von Marxhausen, und der angenehmen und belehrenden Lektüre gewidmet. Das Blättchen sieht sich harmlos an, und wird wohl keine Revolution im journalistischen Leben Amerika's hervorbringen.

* * *

Wir vernehmen, daß die Herren Albrecht Böhme, Fritz Kapp und die andern New-Yorker Mitarbeiter an den „Atlantischen Studien", welche in Göttingen bei Wiegand erschienen, ihre Theilnahme an diesem Unternehmen aufgegeben haben, und daß Herr Wiegand allein das Blatt forterscheinen läßt. Uns sind in der letzten Zeit keine Nummern zu Gesichte gekommen, und können wir also über die Wiegand'sche Spekulation, bei der die Scheere sehr thätig zu sein scheint, — auch aus der Atlantis wird ohne unser Wissen nachgedruckt, — kein Urtheil abgeben. Die früheren Mitarbeiter wollen das begonnene Unternehmen als Vierteljahrschrift fortsetzen. Längst schon waren wir der Ansicht, daß es vielleicht kein dankbareres Feld für den deutschen Schriftsteller in Amerika gibt, als gesunde Ansichten über dieses Land in Deutschland zu verbreiten, und an die Stelle der Runnerliteratur, der oberflächlichen Reiseliteratur oder der politischen Kanngießerei eine sachgemäße Darstellung der Amerikanischen Verhältnisse zu setzen.

* * *

Während hier und dort im Westen neue freisinnige Zeitungen auftauchen, ist es ein bemerkbares Zeichen, daß die Blätter der alten Partei, die sich Organe der Demokratie" nennen, sichtlich zerfallen. Sie sind aller-

dings meistens wohlhabend genug, aber es ist ein auffallender Mangel an „demokratischen" Redakteuren vorhanden; die Nachfrage ist größer, wie das Angebot, und der Preis wird bald steigen. Die Herausgeber der demokratischen Zeitungen müssen sich oft mit alten, vergriffenen Personen behelfen, mit jenen alten Soldknechten der Presse, welche eine „Geschichte der Parteien" aus ihrem eigenen Leben schreiben könnten. Wir kennen mehrere der größeren Städte des Westens, wo man einen Hunkerredakteur mit der Laterne des Diogenes sucht. Sollte es denn wirklich möglich sein, daß die Leute endlich eingesehen haben, daß es eine positive Unmöglichkeit ist, die Nebraskabill und das Sklavenfanggesetz in deutscher Sprache zu vertheidigen? Nun, die Herren mögen sich trösten: gestern sagte uns ein junger Freund, „daß es bald wieder losgehe", und dann kommen alle die Literaten von den deutschen Hofzeitungen herüber. Wir machen „Banner und Volksfreund" darauf aufmerksam, daß Herr Brüggemann von der „Kölner Zeitung" jetzt schon zu haben ist.

Man fragt uns vielfach nach dem „American Liberal", und wir glauben, diese Anfragen dahin beantworten zu dürfen, daß sich so große Theilnahme für dieses Blatt zeigt, daß das Wiederaufleben desselben bald ermöglicht sein wird. Unser unmaßgeblichen Meinung nach ist der Herbst, etwas 6—8 Wochen vor den Wahlen, die geeignete Zeit für die Wiederaufnahme des Projektes. Es ist wohl nicht nothwendig, die Freunde des Unternehmens zu ersuchen, dasselbe im Auge zu behalten, und etwaige Mittheilungen zu diesem Zwecke an Jacob Müller, Cleveland einzusenden.

Die „Atlantis" hat in neuester Zeit mehrere neue Freunde gefunden, denen ich für die Verbreitung des Blattes meinen aufrichtigen Dank abstatte. Wenn der Zuwachs der Abonnenten so vorwärts geht, wie in den letzten Monaten, glaube ich bald, die Versicherung geben zu können, daß das Blatt vollständig gesichert ist. Ich sehe in diesem Anfange zum Gelingen eine Aufforderung, der „Atlantis" immer mehr und mehr Fleiß und Aufmerksamkeit zuzuwenden, und auch andere literarische Kräfte zur Theilnahme einzuladen. Das Publikum möge manche Lücken und Fehler der bisherigen Hefte mir nicht zu hoch anrechnen; ohne Bibliothek, ohne Mitarbeiter, mitten in Sorgen und Verdrießlichkeiten aller Art, war es mir manchmal nicht möglich, aus dem Blatte Das zu machen, was das Publikum von ihm verlangen kann. Mögen die Abonnenten der „Atlantis" selbst an der Verbesserung derselben dadurch arbeiten, daß sie mir den ge-

schäftlichen Wirrwarr durch pünktliche Bezahlung des Abonnementsgeldes erleichtern! Es ist nichts für mich widerwärtiger, als die Spalten der „Atlantis" mit diesen leidigen Geldgeschichten zu beschmutzen, aber ich muß noch einmal die vielfachen Rückstände in Erinnerung bringen und zur sofortigen Abtragung derselben auffordern. Auch bemerke ich, daß fast alle Abonnements mit den letzten Nummern erloschen sind.

Herr Kutzkopff hat die Gefälligkeit, im Interesse der „Atlantis" Wisconsin zu besuchen; — Herr Lingenau ebenso Illinois und die andern westlichen Staaten. Unsere Freunde sind gebeten, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen.

Druckfehler:

Seite 336 Zeile 21 von oben, lies: unpoetischen statt unparteiischen.
Seite 364 Zeile 23 von oben, lies: Sterne statt Sonne.

☞ Das nächste Heft erscheint bis zum 25. Juni.

☞ Buchhändlerische oder andere allgemeine Anzeigen, werden für den Umschlag erbeten.

Atlantis.

Neue Folge, Heft 6. Band 2. | Juni, 1855. | Alte Folge, Bd. 4, Nr. 89—92.

Entweder—Oder!

Entweder die demokratische Partei; oder die Know-Nothings! so heißt es überall in den demokratischen Zeitungen; ein Drittes wird nicht zugegeben. Es ist die Eigenthümlichkeit des ungebildeten Bewußtseins und des unwissenschaftlichen Urtheils, eine solche abstrakte Scheidung zwischen zwei Gegensätzen zu machen. Wie die Kirche sagt: entweder selig oder verdammt, entweder Gott oder Teufel, entweder Himmel oder Hölle, so ist auch der sogenannte gesunde Menschenverstand gewöhnlich geneigt, zwischen gut und schlecht, zwischen wahr und falsch, eine abstrakte Trennung zu machen. Dem Kinde, wie jedem unerzogenen Menschen, ist Alles entweder gut oder schlecht; das Gute ist ganz gut, das Schlechte ist ganz schlecht, und zwischen diesen beiden Extremen liegt ein bodenloser Abgrund von Begriffslosigkeit und Unwissenheit. Aus dieser abstrakten Auffassung kommen die verdammenden Urtheile, welche man in vielen politischen Blättern liest; für ein gutes, reguläres, demokratisches Blatt ist ein Whig ein schrecklicher Mensch, während der Whig sich kreuzt und segnet, wenn er von einem Hunker hört. Entweder—oder: hier sind die Guten, dort die Schlechten; hier die Schafe, dort die Böcke; diese gehen, wie auf jenen Breughel'schen Gemälden, ein zur himmlischen Glückseligkeit, jene müssen im höllischen Feuer schwitzen. Entweder Demokraten oder Nichtswisser!

Wie die meisten Irrthümer in der Welt auf einem einfachen Fehler im logischen Schließen beruhen, so auch der vorliegende Fall. Neun Zehntel alles menschlichen Unsinns kann man auf den Grund zurückführen, daß die Leute die Identität, d. i. die innere Uebereinstimmung der Gegensätze nicht begreifen. Die alte logische Regel: tertium non datur, ist falsch; es gibt überall ein Drittes, eine höhere Einheit der Gegensätze, und es ist viel verständiger zu sagen: Sowohl — als auch, wie: Entweder — oder.

Das ganze Geheimniß der gegenwärtigen politischen Verlegenheiten liegt in diesem logischen Fehler. Wie der Astronom, wenn er sich um eine einzige kleine Ziffer verrechnet, die Gesetze des Weltalls über den Haufen geworfen zu sehen glaubt, so auch kann ein einziger Fehler im Schließen den Politiker so verwirren, daß alle Gesetze der moralischen Welt, alle Gesetze des Rechts und der Freiheit, für sie verloren zu sein scheinen. So sehen wir jetzt freie Leute des Nordens sich mit der Sklaverei versöhnen, se-

hen früher freisinnige Zeitungen den Interessen der demokratischen Parteiklepper und Aemterjäger dienen, — nicht aus bösem Willen, nicht aus moralischer Schlechtigkeit, — nein, sondern weil sie glauben, dies sei das einzige Mittel, um die Nichtswisser zu besiegen. Entweder — oder.

Die Wahl in Virginien hat dies auf's Deutlichste bewiesen. Stimmten doch selbst Bläter, die man nicht im Lager der Sklaverei zu sehen gewohnt ist, ein Triumphlied an über einen Wahlsieg, der, wenn auch eine andere politische Frage dabei konkurrirte, doch hauptsächlich im Namen und Auftrage der Sklaverei erfochten wurde. Herr Wise war Candidat der Pierce'schen Administration; er war im ganzen Staate umhergezogen, um seine Anhänglichkeit an das südliche Institut darzuthun; — als wenn Jemand noch daran gezweifelt hätte; — und wenn er seine politischen Gegner, die Nichtswisser, brandmarken wollte, so nannte er sie Abolitionisten, Freesoiler, Agrarianer. Haben wir Ursache, über einen solchen Sieg uns zu freuen? Gewiß nicht. Wenn das Interesse und die Ehre der fremden Bevölkerung in den Händen solcher Leute liegt, denen der Name „Freesoiler" das ärgste Schimpfwort ist, wenn die stärksten Stützen der Sklavenhaltermacht auch die Stützen der Rechte der eingewanderten Bürger sein sollen, dann wollen wir lieber auf unsern Antheil an diesen Rechten verzichten, als unserem Rechtsbewußtsein diese Tortur anthun.

Hätten wir denn den Sieg der Nichtswisser in Virginien gewünscht? fragt man uns. Gewiß nicht, antworten wir, indem wir das Recht zu dieser Frage bestreiten. Die Frage ist durchaus nicht motivirt; wir können die Wahl, die Virginien jetzt getroffen hat, tadeln; wir können wenigstens es tadeln, wenn freie Bürger des Nordens ein Tedeum fur einen Sieg der Sklavenhaltermacht anstimmen, aber wir geben den Nichtswissern dadurch noch nicht den kleinen Finger von unserer Hand.

Die Art und Weise, wie man das vorliegende Dilemma gewöhnlich auffaßt, ist ganz unrichtig. Die Beweisführungen demokratischer Blätter sind gradezu lächerlich. Weil Wilson, der Freesoiler von Massachussets, ein Nichtswisser ist, daraus wurde bewiesen, daß die Freesoiler Alle Nichtswisser seien. Ebenso, weil der Demokrat Atchison ein nativistischer Rowdy ist, sollte die ganze demokratische Partei nativistische Tendenzen haben. Solcher Beispiele kann man Hunderte und Tausende aufzählen, und man hat noch nicht das Geringste damit bewiesen. Selbst wenn man von jedem einzelnen Freesoiler beweisen könnte, daß er ein Nichtswisser sei, würden wir doch noch anstehen, zuzugeben, daß die Freesoilpartei eine nativistische Partei sei. Dies wäre ein ebenso falscher Schluß, wie jener populäre und breitgetretene Schluß, den Hegel so trefflich kritisirt hat, und den wir hier des Beispieles wegen erwähnen müssen. In den ABC-Büchern der Logik findet man gewöhnlich folgenden naiven Schluß als Beispiel angeführt: Alle Menschen müssen sterben; ich bin ein Mensch, also muß ich sterben.

Hegel fragt: Aber wenn nun irgend ein Mensch kommt, der nicht stirbt, wie ist es dann?—Der Schluß ist also falsch. Nicht deshalb, weil alle Menschen bisher gestor en sind, muß ich sterben, sondern weil es die Natur des Menschen ist, sterblich zu sein, weil das Leben nur im Tode und durch den Tod besteht. Um das Beispiel auf unsern Fall anzuwenden: Nicht deshalb ist die Sklavereipartei die nativistische Partei, weil Atchison und tausend oder hunderttausend andere Sklavenhalter Nativisten sind, sondern weil die Natur der Partei Unterdrücku g und Despotismus ist, weil es in ihrem Wesen liegt, das Recht zu beschränken und zu verweigern. Und umgekehrt: Nicht deshalb ist die Freesoilpartei die Partei unseres Schutzes und unserer Rechte, weil Chase, Giddings, National Era, New-York Tribune, und tausend andere Antisklavereimänner und Zeitungen gegen den nativistischen Fanatismus sind, — sondern weil die Natur, das Wesen, das oberste Prinzip dieser Partei das ewige, unveräußerliche Menschenrecht ist. Dieses Prinzip mag oft durch die Leidenschaften der Zeit verdunkelt werden; in sich selbst bewahrt es aber eine unzerstörbare Dauer und Festigkeit, und wird deshalb uber allen gegenwärtigen Parteiwirrwarr triumphiren.

Das ist es. Der Grund unserer Politik muß in uns selbst liegen; das Gesetz der inneren Nothwendigkeit muß auch unser politisches Benehmen bestimmen. Wer wird so unselbstständig sein, durch die Thorheiten und Irrthümer fremder Personen sich seine Ueberzeugungen und Handlungen diktiren zu lassen? Ist das Treiben der Nichtswisser ein Grund, daß wir unser politisches Glaubensbekenntniß verändern, ja, daß wir einer früher verachteten und mit Recht verachteten Partei uns wieder nähern mussen! Ein größeres Compliment hat man den Know-Nothings noch nie gemacht, als wenn man uns räth, aus Furcht vor nativistischen Bestrebungen unsere bisherigen Ueberzeugungen, unser Ehrgefühl und unsere Freiheitsliebe in die Schanze zu schlagen. Nein, trotz aller Thorheiten und Schandthaten der Know-Nothings, trotz allem Fanatismus der Temperenzler erklären wir doch nicht das Sklavenauslieferungsgesetz fur eine konstitutionelle Maßregel, die Nebraskabill für einen Ausdruck der Volkssouveränität, die Pierce-Administration für eine fähige Verwaltung, und Hrn. Douglas für einen ehrlichen Politiker. Die Quelle unserer politischen Ueberzeugungen ist das Bewußtsein und die Erkenntniß; nicht das schwankende, ungewisse, jeden Augenblick sich verändernde Chaos der Parteien. Darin besteht die politische Sittlichkeit und Moralität, daß wir kein leichtsinniges, frivoles Spiel mit unsern Ueberzeugungen treiben, heute so, morgen anders denken und sagen; sondern mit Achtung und Aufmerksamkeit uber uns selb wachen, und mit der Liebe zur Freiheit auch die unerschütterliche Treue verbinden.

Wenn es in der Politik, in diesen zusammengesetzten, konkreten Ver-

hältnissen, wo tausend Bestimmungen sich gegenseitig bedingen und durchdringen, ein Entweder — Oder gibt; so ist es das: entweder ist man in der Politik selbbstständig und kennt keine andere Gründe des politischen Handelns, als die eigene Ueberzeugung, oder man ist ein Spielball des Zufalls, der Verhältnisse, der Parteien, der Staatsumwälzungen und Volksabstimmungen. Dies ist ein anderes Entweder — Oder, als das zwischen Demokraten und Know-Nothings. Wir haben schon in der vorigen Nummer den inneren Zusammenhang zwischen Sklaverei und Nativismus nachgewiesen, und alles „demokratische" Geschwätz über die Virginische Wahl widerlegt unsern Ansichten nicht. Wenn jede politische Dummheit, welche in diesem unreifen Lande gemacht wird, jeder Wahltrick und jede demagogische Intrigue unsere Ueberzeugungen über den Haufen werfen könnte, dann wären wir allerdings nicht mehr werth, das Stimmrecht zu haben, und die Nichtswisser hätten mit ihren Fremdenfresserischen Bestrebungen vollständig Recht. Für's Erste wollen wir jedoch noch ein wenig die Bahn verfolgen, welche die deutsche Bevölkerung seit den Tagen der Nebraskabill eingeschlagen hat, die Bahn, welche allein Amerika vor dem Untergange retten kann, nämlich die Eindämmerung und Verhütung der Sklaverei, wann und wo es nur immer möglich ist, und die Verfolgung einer kosmopolitischen Politik, welche die Union zum Vorbilde machte des Völkerbundes der Zukunft. Gewiß, die Geschicke Amerika's müssen sich erfüllen; die Union muß auswachsen zu einem großen Bunde zwischen Staaten und Völkern. Der enge Kastengeist der Nationalitäten, der sich in den letzten Jahren überall geltend gemacht hat, widerstrebt zwar dieser Zukunft, und es sucht sich in Amerika ein spezifisches Amerikanerthum geltend zu machen. Aber Amerika ist nicht ein enger Schweizerkanton, von einem Walle eisbedeckter Gebirge umgeben, daß sich hier eine solche nationale Einseitigkeit ausprägen könnte. Die natürlichen und politischen Verhältnisse dieses Landes sind größer, als das jetzt darin lebende Volk, und deßhalb ist es eine natürliche und historische Nothwendigkeit, daß das amerikanische Volk nicht lange in den Banden und Schranken der Vorurtheile festgehalten bleibt, mit denen es sich jetzt selbst gerne fesseln möchte. Ebenso, wie die Amerikaner, haben auch schon die deutschen Bewohner der Ver. Staaten vielen Unsinn in der Politik getrieben, aber trotzdem werden sie, wie jene, doch noch ihre historische Mission erfüllen. Man muß nicht gleich jede vorübergehende Unpäßlichkeit im Leben der Völker für eine tödtliche Krankheit ansehen; sonst müßten wir ja an Allem verzweifeln. Wir denken, die Erfahrungen, die wir in der eigenen Heimath während der letzten Jahre gemacht haben, stimmen uns auch den amerikanischen Verhältnissen gegenüber geduldig und versöhnlich: trotz aller Reaction, trotz aller Erbärmlichkeiten, welche sich das deutsche Volk hat gefallen lassen, haben wir noch eine vollständig begründete Hoffnung auf eine bessere Zukunft, auf die Freiheit des

Vaterlandes. Wollen wir nicht diese Hoffnung auch in Amerika bewahren?

Gewiß, wir können eintretende Reaktionen dann am besten bewältigen, wenn wir dieselben so wenig, wie möglich, auf uns reagiren lassen; wenn wir ruhig und mit festen Schritten unseren Weg verfolgen, wenn wir mit anderen Worten uns selbst treu bleiben. Wir müssen den Ereignissen keine Macht über unsere Ueberzeugungen geben: wir müssen den Leidenschaften des Volkes nicht erlauben, daß sie unsere Energie brechen, unseren Charakter verfälschen. Deßhalb ist die einzige Bahn, welche sich für uns darbietet, ein rastloses, unaufhaltsames Fortschreiten in der Selbstemancipation und jener freisinnigen nördlichen Politik, welche die deutsche Bevölkerung des Westens in der letzten Herbstwahl bekundet hat. Dies ist die einzige Lösung des verhängvollen Dilemma: Entweder — oder.

Verbrechen und Strafe.

Ein Blick in die Zukunft des Strafrechts.

Für die „Atlantis" von Dr. med. Blöde.
(Schluß.)

Unsere Reform des Strafrechtes setzt allerdings zunächst die reformirte Gesellschaft voraus, d. h. die Gesellschaft, in welcher die sogenannten socialen Fragen, welche jetzt nur erst theoretisch die Classe der Leidenden und eine Anzahl humaner Denker beschäftigen, die Fragen über Capital und Arbeit, über die naturgemäße Stellung der Geschlechter, über Ehe, Familie und Erziehung, wenigstens erhebliche Fortschritte auf dem Wege zu praktischer Lösung gemacht haben. Ein beträchtlicher Zeitraum und schwere Kämpfe und Opfer mögen zwischen der Gegenwart und jener Zeit noch inneliegen, aber daß eine Zeit der reformirten Gesellschaft kommen wird und muß, dafür bürgen uns schon vielfache Zeichen der Gegenwart. Die Samenkörner des wahren Bedürfnisses der Menschheit, welches zusammenfällt mit der Glückseligkeit jedes Einzelnen, gehen sicher auf; sollten auch Jahrhunderte, ja Jahrtausende bis zum ersten Herantreiben ihrer Keimblättchen vergehen. Sie behalten ihre Triebkraft für undenkliche Zeit, gleich den Getreidekörnern, die man in den uralten Pyramidengräbern der Aegypter findet, und die, in den Boden gesenkt, noch heute Wurzel schlagen, und Stengel, Blatt und Blüthe treiben. Das natürliche Bedürfniß der Menschheit aber erheischt die Reform der Gesellschaft, die Lösung der socialen Fragen, die das Verschwinden eines großen Theiles des gegenwärtigen menschlichen Elends und die radikale Umgestaltung der Begriffe von

Verbrechen und Strafe im Gefolge haben wird. Wir nehmen an, daß zu der Zeit, in welche wir voraussehende Blicke richten, die ganze zahlreiche Klasse derjenigen Eigenthumsverbrechen, welche in Mangel und Nahrungslosigkeit, in Hunger und Entblößung ihren Ursprung haben, nicht mehr existiren werde. In der reformirten, auf gesunde, menschliche Grundlagen zurückgeführten, auf mäßiger Arbeit und entsprechendem Lohne Aller beruhenden Gesellschaft wird es Keinem an Arbeit und Auskommen fehlen, der arbeiten will; die Gesellschaft wird es für ihre erste und heiligste Pflicht halten, jedem Gliede die seiner Kraft und Fähigkeit entsprechende Verwendung und genügenden Lohn dafür zu sichern. Da aber bei Alledem die Menschen immer verschieden organisirt bleiben, und daher auch in der reformirten Gesellschaft Leidenschaften herrschen, und das Gleichgewicht des Lebens stören werden, so wird es, — obgleich in bedeutend verringertem Maaße, — auch dann noch Das geben, was wir jetzt mit dem Namen des Verbrechens bezeichnen. Es wird auch dann an Einzelnen nicht fehlen, welche es vorziehen werden, zu genießen ohne Arbeit, zu ärnten, wo Andere säeten; es werden auch dann die mächtigen Triebfedern Haß und Liebe spielen, wie jetzt. Aber der Mensch wird geläuterte naturwissenschaftliche Kenntniß seines eigenen Wesens besitzen; was jetzt noch als ein Räthsel erscheint, wird zu populärer Klarheit gebracht sein, und was wir jetzt als strafwürdige moralische Schuld betrachten, wird sich in eine Naturerscheinung aufgelöst haben. Von Strafe im jetzigen Sinne des Wortes, d. h. von einem Uebel, welches man dem Uebelthäter zufügt, um es ihm zuzufügen, wird dann keine Rede mehr sein, sondern blos noch von Sicherstellung der Gesellschaft gegen solche Mitglieder derselben, deren genau untersuchte und wissenschaftlich erkannte Organisation die Ergreifung sicherstellender Maßregeln als nothwendig rechtfertigt. Was hat eine auf gesunden Prinzipien beruhende Gesellschaft im Falle einer begangenen Rechtsverletzung für ein weiteres Interesse, als, daß entweder dessen Folgen ausgeglichen, oder wenn dies nicht möglich ist, die Gesellschaft gegen die Wiederholung gleicher oder ähnlicher Rechtsverletzungen von Seiten derselben Person sichergestellt werde? Diese Sicherstellung würde natürlich nur darin bestehen, daß man den Verletzer fremder Rechte in eine Lage brächte, die ihm seine Ein- und Uebergriffe für die Zukunft unmöglich machte. Dazu werden auch dann gewisse Anstalten und Vorkehrungen erforderlich sein, aber freilich auf andere Grundsätze gebaut und nach andern Prinzipien geleitet, als die Strafanstalten unserer Tage, die entweder die Hochschulen des Verbrechens oder die Pflanzschulen des Wahnsinnes sind. Auch die Tödtung eines Menschen — natürlich nicht als Todesstrafe, wie jetzt, — würde an sich nach unserem Prinzip der Sicherstellung nicht ausgeschlossen sein. Denn warum sollte eine Gesammtheit vernünftiger Menschen nicht das Recht haben, ein absolut und unabänderlich gemein-

schädliches Naturprodukt, sei es auch Mensch genannt, zu vernichten, und dadurch den Zweck der Sicherstellung am Genügendsten zu erreichen? Wenn wir gleichwohl Gegner der Todesstrafe sind, so ist dies nicht der Fall aus Zweifel an der Berechtigung der Gesellschaft an sich, einem ihrer Glieder das Leben abzusprechen, — denn die Zwecke der Gesellschaft sind souverän und absolut,*) — auch nicht aus humanen Rücksichten für das etwa noch mögliche Seelenheil des Verurtheilten, — die Kirche kann ihn ja direkt zum Himmel befördern, — sondern einmal aus dem praktischen Bedenken, das wir oben ausführten, weil der Mensch den Menschen noch zu wenig kennt, um ein Urtheil über sein Wesen zu haben, dessen Klarheit die Entscheidung über eines anderen Sein oder Nichtsein rechtfertigte; und sodann, weil der einzige vernünftige Zweck gesetzlicher Tödtung: Unschädlichmachung, auf andere unblutige Weise erreicht werden kann, und deßhalb der stets unvermeidliche demoralisirende Einfluß Jener auf das Volk besser vermieden wird. Aber an und für sich unterliegt es uns keinem Zweifel, daß es einzelne seltene Beispiele so unglücklicher Organisationen, solcher moralischer und intellektueller Mißgeburten gibt, daß deren gesetzliche Tödtung in eine Kategorie fiele mit der Vernichtung eines schädlichen Insektes, dem Erschlagen einer giftigen Schlange, der Ausrottung einer Giftpflanze. Wer z. B. jemals Gelegenheit hatte, die Gesichts- und Schädelbildung der berüchtigten Bremer Giftmischerin Resina Gallfried, gen. Timm, oder einer andern ähnlichen Mißgeburt zu prüfen, der wird verstehen, was wir meinen, indem wir behaupten, daß es sich in gewissen Fällen von Verbrechen nicht um Menschen im gewöhnlichen Sinne, sondern um abnorme krankhafte Naturerscheinungen, um eine Art moralischen Kretinismus, um giftige Naturprodukte in Menschengestalt handelt! Zu behaupten, daß die Gesellschaft nicht das Recht habe, sich solcher Individuen, — natürlich unter völligem Absehen von der verkehrten Idee, sie bestrafen zu wollen, — durch ihr Ausstreichen aus der Reihe der Lebendigen vollständig zu entledigen, ist unserer Meinung nach ein Fehlschluß der Humanität. Allein es liegt auf der Hand, daß von der Ausübung dieses Rechtes abzusehen, der Humanität entspricht, und auch die reformirte Gesellschaft wird dies zweifelsohne thun.

Was aber, fragt man, wird die reformirte Gesellschaft mit ihren Gesetzübertretern vornehmen? Manche Verbrechen werden, gleich den Eigenthumsverbrechen, deren Mutter die Noth ist, in Folge der Reform der sozialen Verhältnisse zu existiren aufgehört haben. So wird es kein Vergehen des Ehebruchs mehr geben, weil mit der Reform der Geschlechtsverhältnisse und der Ehe, die Begriffe von ehelicher Pflicht und ehelichem Rechte

---

*) Wir werden eine entgegengesetzte Ansicht in einem folgenden Artikel zu motiviren suchen. — D. R.

in Wegfall kommen werden. Andere Rechtsverletzungen dagegen wird vielleicht von Seiten der reformirten Gesellschaft eine strengere Reaction folgen, als deren jetzige gesetzliche Ahndung enthält, z. B. der Nothzucht und Verführung von Kindern. Dergleichen Vernichtern eines ganzen Lebensglückes, dergleichen Vergiftern der Blüthen im Keime, wird die zukünftige Gesellschaft vielleicht sofort mit lebenslänglicher Freiheitsberaubung entgegentreten. Andere nach jetzig n Begriffen vielleicht schwerere Verbrechen wird sie nach gehöriger Feststellung des Thatbestandes lediglich ihren eigenen Folgen anheimgeben, z. B. alle in entschuldbarem Affecte verübten Rechtsverletzungen, nach Befinden selbst Tödtungen nicht ausgeschlossen — von der richtigen Ansicht ausgehend, daß z. B. Jähzorn bis zu einem gewissen Grade gesteigert, als momentane Geisteszerrüttung aufgefaßt zu werden verdient, und daß ein übrigens unbescholtener Mann, der in einem solchen unseligen Augenblicke eine rechtsverletzende Handlung beging, in der Rückwirkung derselben auf sein Inneres und oft auch seine äußeren Verhältnisse eine häufig allzuschwere Ahndung eines unbewachten Augenblicks erduldet. Oder bedarf der Freund, der im Jähzorn den Freund erschlug, noch eine Strafe zur Sühne seiner unseligen That, deren Stachel Zeitlebens in seinem Herzen festsitzt? Einzelne Individuen würden freilich auch durch im Affect begangene Rechtsverletzungen die vorbeugenden Maßregeln der Gesellschaft hervorrufen, wenn sie nämlich durch öftere Wiederholung rechtsverletzender Affectausbrüche die Gemeingefährlichkeit ihres Temperamentes unzweifelhaft an den Tag gelegt hätten.

Gegen Eigenthumsverbrecher aus Hang zu Müßiggang und Genußsucht — zur Zeit ihrer ersten Fehler gewöhnlich noch in jugendlichem Alter — würde zunächst ein Besserungsverfahren eingeleitet werden, freilich kein solches, das auf Beten und Singen und andere Lächerlichkeiten, sondern auf Aufklärung, Bildung und allmähliche Gewöhnung zum Vernünftigen, namentlich durch Versetzung in andere Verhältnisse, gerichtet wäre. Würde jedoch ein solches Besserungsverfahren sich wiederholt als erfolglos erweisen, so würde die reformirte Gesellschaft kein Bedenken tragen, gegen solche einzelne Unverbesserliche auch wegen bloßer Eigenthumsvergehen dauernde Freiheitsberaubung eintreten zu lassen. Andere auch in diese Classe gehörige Vergehen beurkunden jedoch schon an sich ein so bedenkliches Uebergewicht d r Selbstsucht über die anderen Seelenvermögen, auf deren Thätigkeit das friedliche und glückliche Zusammenleben der Menschen beruht, daß die reformirte Gesellschaft sich für berechtigt halten wird, ihnen sofort mit den ausreichendsten Mitteln der Sicherstellung entgegenzutreten. So würde der Streiter mit offener Gewalt geg n Personen, der Brandstifter an bewohnten Gebäuden, sei es aus Rachsucht oder nur zu stehlen, mit Recht für so gemeingefährlich erklärt werden dürfen, um die Gesellschaft von ihm für alle Zukunft sicher zu stellen.

Die Vortheile einer solchen, von der jetzigen Strafe, sowohl dem Wesen als dem Erfolge nach gänzlich verschiedenen Reaction der Gesellschaft gegen das sogenannte Verbrechen liegen zwar ziemlich auf der Hand. Zum Besten derjenigen jedoch, die sie nicht zu sehen vorgeben oder nicht sehen wollen, ist es nicht überflüssig, sie etwas näher zu beleuchten, und zu diesem Zwecke dürfen wir sie nur mit den practischen Ergebnissen des jetzigen Strafsystems in Vergleichung setzen. Was wird mit dem heutigen Strafsysteme, dem Grundsatze: „Strafe muß sein", „Kein Verbrechen ohne Strafe" erreicht? Sicherstellung der Gesammtheit gegen wiederholte Angriffe Seitens desselben Individuums? Nur bei den wenigen Verbrechen, welche mit dem Tode oder lebenslänglicher Einsperrung geahndet werden. Bei alle übrigen Verbrechen, welche die überwiegende Mehrzahl bilden, namentlich die Eigenthumsvergehen, wird der Zweck der Sicherstellung nicht im Entferntesten erreicht. Oder welche Sicherung der Gesammtheit gegen erneuerte Angriffe des Diebes, Räubers, Betrügers, Brandstifters, Gewaltthäters liegt darin, daß derselbe für Monate oder auch Jahre seiner Freiheit beraubt wird, welche Sicherung über die Zeit seiner Einsperrung hinaus? Wer und was schützt die Gesellschaft gegen ihn, wenn er nach Verbüßung seiner Strafe in die ihm feindselige, aufsätzige Gesellschaft, ohne Mittel, ohne Freunde, ohne Zukunft, aber mit aufgeregtem Rachetriebe gegen den begünstigteren Theil der Menschheit, zurückgestoßen wird? Was bleibt ihm in der Regel gegen den Hungertod übrig, als sich durch erneuerte Verbrechen entweder Lebensunterhalt oder eine neue Anstellung im Zuchthause zu erwerben? Schlaget nur die Annalen der Criminalgerichte nach, und ihr werdet über die Anzahl der rückfälligen Verbrecher, namentlich gegen das Eigenthum, erstaunen. Auch die Bemühungen der Menschenfreunde, einmal bestrafte Verbrecher auf den Pfad der Vernunft und in das Gebiet bürgerlicher Ordnung zurückzuführen, müssen an dem jetzigen Strafsysteme und der Constitution unserer Gesellschaft scheitern, wie die höchst geringen Erfolge aller Vereine zur Besserung entlassener Sträflinge beweisen. Was hat demnach die Gesellschaft durch die zeitweilige Einsperrung des Verbrechers nach seiner ersten Ergreifung gewonnen? Was weiter, als daß derselbe Monate oder Jahre auf ihre Kosten gelebt hat, um nach seiner Entlassung fortzufahren, wo er aufgehört hatte, nicht zu gedenken, daß eine große Mehrzahl der aus den Strafanstalten Entlassenen diese auf einer noch tieferen Stufe der Moralität und unter bedeutender Erschwerung eines ehrlichen Erwerbes verläßt, und nicht Wenige von ihnen zu schwereren Verbrechen z. B. vom Diebstahle zum Raube und Raubmorde übergehen? Oder wird etwa durch das jetzige System der Strafen der Zweck der moralischen Besserung, den die Humanitätsvertreter der Strafe unterlegen, erreicht? Nein, entweder niemals oder nur in so seltenen Fällen, daß sie gegen die Mehrzahl der Uebrigen nicht in Be-

tracht kommen, oder die erfolgte Besserung anderen äußeren glücklichen Nebenumständen zugeschrieben werden muß. Dafür bürgt die ungeheure Anzahl der rückfällig n Verbrecher, die Beschaffenheit unserer Strafanstalten, die ganze Constitution der gegenwärtigen Gesellschaft, und endlich die Natur des Menschen selbst, die eigentlich niemals anders wird, als sie werden kann, d. h. als sie von Hause aus war, und die namentlich nach Erreichung eines gewissen Alters des Menschen jede Gedanken an eine wirkliche Aenderung seines Wesens (und das allein ist doch moral sche Besserung) völlig ausschließt. Die fortwährende physische Wiedergeburt und Erneuerung aller Theile des Menschen durch den Stoffwechsel, welche uns die Physiologie lehrt, schließt nicht auch die moralische Wiedergeburt im Sinne der Theologen und Humanisten in sich. Die zum abgeschlossenen Ganzen der einzelnen Person (Individualität) zusammengeballte Materie erneuert sich nur den Stofftheilchen nach; ihre Gruppirung und Anordnung zum Ganzen geht nach unwandelbaren Gesetzen vor sich, die jedenfalls schon den Keime innewohnen, und erzeugt also wesentlich dasselbe Resultat Zeitlebens, und wer in seinem Alter sich als Schuft beweiset, von dem kann man sicher annehmen, daß er schon in seiner Jugend nicht weit vom Schurken entfernt war, und Ni mand, der in jungen Jahren ein moralisch Verworfener war, wird im Alter ein edler Mensch werden. Beispiele, die hiergegen zu sprechen scheinen, werden bei näheren Eingehen sich eben als Schein erweisen. — Drum man wird es nicht für moralische Wiedergeburt erklären wollen, wenn der ehemalige Wüstling im Alter tugendhaft und fromm, oder selbst der jugendliche Verschwender zum greisen Geizhals wird!

Aber selbst gegen alle Thatsachen angenommen, es würde eine beachtenswerthe Menge der G setzübertreter durch das jetzige Strafsystem moralisch gebessert, wer gäbe dann der Gesellschaft die Goldwage, den Probirstein, den Zeitmesser in die Hand, mit welchen das Gewicht, der Gehalt und der Anfang dieser Besserung abgew ogen, geprüft und bestimmt werden könnte? Welches Recht hätte die Gesellschaft, denjenigen Sünd r für 4 Jahre einzusperren, der mit einem oder zweien gebessert worden wäre? und warum einen Andern auf 5 Jahre detiniren, von dem es außer Zweifel ist, daß er auch nach 10 Jahren der Unfreiheit noch derselbe sein wird? Ihr sehet, es ist kein Grund und Boden, keine Logik und keine Consequenz in der Theorie der Strafe zur Besserung, aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch dem Menschen ein Räthsel ist und bleibt.

Oder rechtfertigt die Abschreckung derjenigen Mitglieder der Gesellschaft, welche keine Verbrechen begehen, das jetzige Strafsystem? Ist sie als dessen praktisches Resultat zu betrachten? Abgesehen davon, daß die täglich wachsende Zahl derjenigen, welche durch die Bestrafung Anderer von demselben Verbrechen nicht abgeschreckt werden, beweis't, daß diese

Abschreckungstheorie ein gänzlicher Fehlschuß ist, brauchen wir uns, um ihre Absurdität zu erweisen, wohl nur an das Gef hl jedes Lesers zu wenden, und ihn zu fragen, ob er geneigt ist, zuzugeben, daß er nur deshalb nicht stiehlt, betr gt, raubt, mordet, brandstiftet; weil er täglich Andere wegen dieser Verbrechen nach Sing-Sing abführen sieht? Wo ist also auch nur der Schein von praktischem Erfolge, der Schatten von reellen Nutzen des jetzigen Strafsystems für die Gesellschaft, die dessen Aufrechthaltung mit so beträchtlichen Opfern zu einer Forderung der V rnunft und gesunden Politik machten? Oder hat das jetzige Strafsyst m etwa ideale Erfolge? Sein Einfluß auf die zum Verbrechen Gereizten, ist, wie wir gesehen haben, Null; — in Bezug auf die Uebrigen aber ist die Strafe entweder ebenfalls wirkungslos, oder sie enthält nur die Befriedigung des Rachetriebes, und aus einer solchen kann und wird der Natur der Sache nach niemals ein idealer Erfolg hervorgehen. Oder sollte die Idee des Rechtes und der Gerechtigkeit, der Moral und Sitte in einem Staate um deßwillen höher stehen, weil in demselben das Verbrechen mit Strafe bedroht und betroffen wird? Dann müßten Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Moral in den Gemüthern der Bürger desjenigen Staates am festesten begrundet sein, in welchem die häufigsten und die schwersten Strafen verhängt würden, was zu behaupten offenbar widersinnig und in Widerspruch mit den Thatsachen sein würde. Wir haben gesehen, daß das auf den Grundsatz: „Strafe muß s in" begründete jetzige Strafsystem nicht der Idealität, sondern der Leidenschaft, dem Triebe Uebles mit Ueblem zu vergelten, seinen Ursprung verdankt. Der Anblick der Verhängung und Zufugung einer Strafe kann daher auch auf den nicht betheiligten Burger keine andere Wirkung haben, als die Leidenschaft, den Trieb der Vergeltung anzuregen. Oder ist dies etwa nicht belegt durch den Zustand der Bildung und Gesittung derjenigen Nationen, vor deren Augen täglich die grausamsten Strafen vollzogen werden!

Prüfet dagegen die ideellen und praktischen Folgen des Reaktionssystems, welches die reformirte Gesellschaft den dem Gemeinwohl schädlichen Handlungen Einzelner entgegensetzen wird! Wer — wenn dies in der reformirten Gesellschaft noch vorkommen könnte, — aus wirklicher Noth die Rechte Anderer verletzte, den würde die Gesellschaft dadurch, daß sie ihn in eine gunstigere Lage versetzte, aller zukunftigen Nothwendigkeit zum Fehltritt entheben. Anfängern auf der Bahn des emeinschädlichen, namentlich jugendlichen, — deren Organisation nicht als unbedingt ungunstig sich darstellte, und deren erste Gesetz bertretung nicht von solcher Gefahr für die Gesammtheit wäre, um sofort Maßregeln absoluter Sicherstellung hervorzurufen, also namentlich noch nicht ruckfällige Verletzer fremden Eigenthumsrechtes, würde nicht mit einer Strafe entgegengetreten, die sie der Gesellschaft für immer und ewig entfremdet, und sie tiefer

in die Verdorbenheit hineindrückt, sondern mit einem geeigneten, auf Hebung ihrer Moralität und ihrer gesellschaftlichen Stellung berechneten Besserungsverfahren begegnet. Läuft die Gesellschaft dabei, daß sie erste Verbrechen leichterer Art ungestraft läßt, irgend eine Gefahr im Vergleich zu dem jetzigen Verfahren? Wir können beweisen, daß dies nicht der Fall ist. Durch das jetzige Verfahren wird nichts erreicht, als eine zeitweilige Sicherung der Gesellschaft, auf deren Kosten, so lange die Einsperrung dauert; sobald diese geendigt ist, steht der Bestrafte nicht gebessert, sondern verschlechtert einer ihm feindlichen Gesammtheit gegenüber, und rächt sich seinerseits an dieser durch erneute und häufig schwerere Verbrechen. Die reformirte Gesellschaft dagegen sagt zu dem angehenden Gemeinschädlichen: „Wir wollen Dir nicht Uebles mit Ueblem vergelten, wir wollen Dich nicht strafen, d. h. uns an Dir rächen, denn dies würde nur Deinen Rachetrieb gegen uns anregen; wir sehen Deine Handlung für ein Unglück an, das Dich betroffen hat; wir wollen Dir Gelegenheit geben, Dich zu reformiren, und ein nützliches, anstatt ein schädliches Mitglied unserer Gemeinschaft zu werden. Aber sei weise und benutze diese Gelegenheit! Wenn Du dies nicht thust, sondern wir Dich wiederholt auf Angriffen auf die Rechte Anderer ergreifen, so werden wir uns genöthigt sehen, uns dadurch gegen Dich sicher zu stellen, daß wir Dich für immer der Möglichkeit dazu berauben, denn Du hast uns dann den Beweis geliefert, daß die Organisation Deines Wesens nicht in Einklang zu bringen ist mit dem Interesse der Gesammtheit, und diese gebraucht ihr Recht, und nichts mehr, wenn sie Dich für immer von sich ausschließt!" Tritt dagegen die reformirte Gesellschaft solchen rechtsverletzenden Handlungen, die auf ein nie aufzuhebendes Uebergewicht der Selbstsucht und der niederen Triebe über die moralischen Gefühle und die Vernunft in der Organisation ihres Urhebers schließen lassen, sofort mit der Maßregel absoluter Sicherstellung durch fortdauernde Freiheitsberaubung entgegen, so wird sie in vielen Fällen vielleicht strenger, aber auch offenbar vernünftiger und praktischer verfahren, als der gegenwärtige Staat mit seinen nach einer ganz willkürlichen Scala zugemessenen Strafen, die nur eine zeitweilige Sicherung mit sich bringen. Was z. B. geschieht jetzt dem Nothzüchtler, dem Vergifter der Unschuld der Kinder, dem Vernichter eines ganzen Lebensglückes, dem Brandstifter mit der Gefahr für Menschenleben, dem muthwilligen Zerstörer des Lebens und der Gesundheit seiner Mitbürger unter sogenannten mildernden Umständen? Sie werden auf einige Jahre ihrer Freiheit beraubt, und treten dann in die unbeschützte Gesellschaft zurück, als wenn der Tiger im Verlaufe der Zeit aufhörte, ein Tiger, die Schlange verlernte, giftig zu sein! Zu Solchen würde die reformirte Gesellschaft sagen: „Wir strafen Euch nicht, denn wir entbehren dazu der nöthigen Einsicht in die Geheimnisse Eurer Organisation; wir haben keine Waage und kein Gewicht, das Verhältniß Eurer

Seelenkräfte zu einander, und das Maaß der Kraft oder Unkraft Eures Willens, und somit Eure Schuld zu messen. Aber was Ihr gethan habt, zeigt uns, wessen Ihr fähig seid, und versetzt uns in die Nothwendigkeit, uns selbst, unsere Brüder, Frauen und Kinder gegen Eure ferner möglichen Angriffe auf unersetzliche Güter sicher zu stellen, und Euch deshalb für den Rest Eures Lebens von dem ungehinderten Verkehr mit uns auszuschließen." Jedoch würde die Unersetzlichkeit des angegriffenen Gutes nicht den einzigen Maßstab für die Beurtheilung der Nothwendigkeit absoluter Sicherungsmaßregeln abgeben. Denn sehr wohl lassen sich Fälle sogar der schwersten Verbrechen denken, bei denen die obwaltenden Umstände es durchaus unwahrscheinlich machen, daß von deren Urhebern jemals dieselbe oder ähnliche Rechtsverletzung zu befürchten stehe, und in solchen Fällen würde natürlich die nicht vergeltende, sondern sich nur sicherstellende Gesellschaft von aller und jeder reaktiven Maaßregel gegen den einmaligen Verletzer absehen, und diesen unbesorgt und ohne Haß den natürlichen äußeren und inneren Folgen seiner Handlung anheimgeben. Die reformirte Gesellschaft wird nicht nach den auf unhaltbare Theorien gebauten Strafsystemen und dickleibigen Strafcodices, mit fertigen Strafscalen, sondern nur nach dem lebendigen Urtheile der besten, gebildetsten und humansten ihrer Mitglieder, jeden einzelnen Fall als einen neuen, individuellen auffassen und beurtheilen.

Wie nahe — und hiermit sind wir wieder bei unserem Ausgangspunkte angekommen, — diese Zeit geläuterter, auf der Kenntniß der Natur des Menschen beruhenden Ansichten über freien Willen, Schuld, Verbrechen und Strafe sein möge, wissen wir nicht. Allein das wissen wir, weil wir es aus der bisherigen Entwicklung des Strafrechtes zu immer größerer Milde und Humanität zu schließen vermögen, daß eine Zeit kommen wird, in welcher die Gesellschaft Dem, was man jetzt Verbrechen nennt, gegenüber, eine durchaus veränderte, der von uns entwickelten Idee ähnliche Stellung einnehmen wird. Wir haben einen Blick in die Zukunft zu werfen versucht, nicht nach den Eingebungen der Einbildungskraft, sondern nach Gesetzen der Vernunftthätigkeit, und jeder derartige Versuch, den Schleier der Zukunft zu lüften, ist nicht müßig, denn er regt die Gegenwart an, sich über sich selbst klar zu werden, und gebiert die Idee, — die Idee aber regiert die Welt! —

Politisches Märtyrerthum.

Wer sich unter der politischen Emigration der letzten Jahre in der Schweiz, England und Amerika bewegt hat, wird gewiß manchmal jene blassen, abgehärmten Menschen gesehen haben, mit langen Haaren und leuchtenden

Augen, deren Temperament eine seltsame Mischung von tiefer Melancholie und überspanntem Sanguinismus ist. Dies sind die Märtyrer der Revolution. Durch und durch Romantiker, harren sie von Tag zu Tag auf einen Zufall, der die Schleusen der Revolution wieder öffnet; sie haben nur Einen Gedanken im Kopfe: die Revolution, und nächst der Revolution sich selbst, denn sie betrachten sich als identisch mit der Revolution. Wie jeder Mensch von dem Gefühle seiner Nothwendigkeit durchdrungen ist, so auch betrachten sich diese Leute als die Pfeiler und Ecksteine der Revolution; und sind der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß es ohne sie gar nicht gehen würde. Das Unglück, welches sie vielleicht durch ihre revolutionären Gesinnungen erlitten haben, Kerker, Verbannung, Armuth u. s. w., liegt ihnen, wie ein Heiligenschein, um die Stirn; sie sind sich bewußt, welch großes Verdienst sie durch diese Aufopferungen sich erworben haben. Da sie sich als die legitimen Repräsentanten der Revolution betrachten, so haben sie die Revolution natürlich schon fix und fertig im Sacke; Constitution, Regierung, Verwaltung, Besetzung der Ministerien, Generalspatente, Kriegsplan, Alles ist schon vorher abgemacht; es braucht nur eine Pistolenkugel, den „Tyrannen" zu treffen, und die ganze Geschichte ist arrangirt. Es gibt in der revolutionären Partei grade so gut Prätendenten, wie unter vertriebenen Königsgeschlechtern, jene enterbten Ritter der Freiheit, die mit aller Romantik des fahrenden Ritters im Mittelalter auf den Tag harren, wo sie die Burg ihrer Väter wieder erobern können. Es ist in der That ein sehr glücklicher Zufall, daß Deutschland, falls es einmal wieder in den Strudel der Revolution geräth, genug Leute hat, welche sich dazu hergeben, es zu regieren. Welch eine Menge Minister, Gesetzgeber, Generäle hat uns nicht die Revolution hinterlassen! Während Heinrich Simon, der „Reichsregent," sich als den „legitimen Vertreter der Revolution" betrachtet, und selbst noch der „edle Heinrich" die Hoffnung auf den deutschen Kaiserthron nicht ganz aufgegeben hat, macht Herr Struve einstweilen die Karte und die Verfassung Deutschlands zurecht, ganz nach den Regeln des „gesunden Menschenverstandes," und Herr Heinzen köpft zwei Millionen Menschen. Diese Märtyrer der Revolution sind daran zu erkennen, daß sie gewöhnlich jeden Satz mit den Worten anfangen: „Wenn's wieder losgeht!"

Ja, „wenn's wieder losgeht;" es wird ein großer Tag sein, und wenn wir ihn erleben, haben wir wohl genug gelebt. Die Hoffnung auf diesen Tag ist der Stern, der unser Leben erleuchtet. Aber mit so großer Sehnsucht, mit so unerschütterlicher Hoffnung wir diesem Tage entgegensehen, so glauben wir doch, daß das immerwährende Revolutionsprophezeien, die gereizte Spannung, mit welcher man die europäischen Ereignisse von Tag zu Tag verfolgt, das ängstliche Warten von Gestern auf Heute, und von Heute auf Morgen, Symptome einer geistigen Krankheit sind, welche das

Nervensystem zerrüttet, und die daran leidenden Patienten für die Revolution selbst unbrauchbar macht. Das nächste Resultat dieser Krankheit ist eine große Selbstüberschätzung. Wir kennen Leute, die sich für die Revolution unentbehrlich halten, weil die Revolution ihnen unentbehrlich ist, welche die Revolution wie ihre Domäne betrachten, die ihnen von Rechtswegen gehört. Sie glauben, daß die persönlichen Opfer, welche sie der Freiheit vielleicht gebracht haben, schwer wiegen in der Wagschale der Geschichte, und ihnen Ansprüche auf die Zukunft geben. Wir sind dieser Ansicht nicht. Wir sehen in der Betheiligung an den Freiheitskämpfen der Gegenwart nichts, als die Erfüllung einer einfachen Pflicht, und in den Aufopferungen und Entbehrungen, in den Leiden des Kerkers und Exiles, welche Dieser oder Jener erdulden mußte, eine natürliche Folge dieser Pflichterfüllung und der damit verbundenen Umstände. Da kann von keinem Opfer, keinem Märtyrerthum die Rede sein; wir folgten Alle einer einfachen Naturnothwendigkeit, und haben natürlich auch die Folgen derselben zu tragen. Wer mit diesen Sachen koquettirt, verdient, mit Mißtrauen betrachtet zu werden. Wir haben an den politischen Märtyrern der vorrevolutionären Zeit im Jahre 1848 Beispiele gesehen, wie unzuverlässig und unbedeutend sich die Romantiker der Revolution erwiesen, z. B. dieser Venedey, der — wir nehmen die eigenen Worte — „siebzehn Jahre lang für das Vaterland gedarbet und geblutet hatte," dieser Jordan, der den ehrenvollen Kerker mit der unehrenhaften Synekure als Marinerath vertauschte, dieser Jahn, Eisenmann u. s. w. Das waren die Revolutionäre der früheren Periode; als die eigentliche Revolution kam, waren sie unbrauchbar. Wie Vielen von uns wird es ebenso gehen!

Wir denken, das beste Mittel zur Vorbereitung zur Revolution, welches uns hier zu Gebote steht, ist: daß wir uns selbst geistig und körperlich frisch und gesund erhalten, und daß wir uns an dem hiesigen Freiheitskampfe für den zukünftigen Freiheitskampf in Europa stählen und stärken. Das ist mehr, wie Brandschriften und Nationalanleihen. Wir können uns in Amerika nicht als „Flüchtlinge" betrachten; dieses Land ist uns kein Exil, denn es gilt hier so gut, wie in Europa, den Kampf um die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit zu kämpfen, und dieser Kampf ist unser Interesse und unser Recht. Hier haben wir die Probe auf unsere revolutionäre Thätigkeit in Europa zu machen. Hier reizt uns kein Ehrgeiz, hier grünt uns kein Lorbeer; eine unabhängige, freisinnige politische Haltung wird hier vielleicht nur durch Verläumdungen und Schmähungen belohnt. Persönlich ohne Einfluß und in einer fremden Sprache reden, schreiben und kämpfen wir hier in zweiter Reihe; erringen wir Erfolge, werden dieselben gewiß nicht uns zugeschrieben. Die persönlichen Anreizungen, die Anfeuerungen des Ehrgeizes, die in Europa Manchen in die Bahn der Revolution lockten, fehlen hier; hier haben wir nur ein rein

objektives, prinzipielles Interesse an der Politik. Deshalb kann man sagen, daß wer hier treu aushält und hier seine Pflicht in vollem Umfange thut, daß es diesem Ernst mit der Sache ist. Wie das amerikanische Leben in jeder Beziehung eine harte Schule ist, so besonders in Rücksicht auf politische Bestrebungen. Jeder denkende Politiker kann in Amerika unendlich viel lernen. Die geschichtlichen und philosophischen Studien über den Staat, über die Organisation der Gesellschaft, über die Wirkung der Centralisation und Decentralisation, über die Praxis des allgemeinen Wahlrechtes u. s. w., welche wir drüben machen konnten, werden in Amerika durch die Beobachtung eines großen, reichen Volkslebens ergänzt, und wir können uns kaum denken, daß Jemand auf politischem Felde sachgemäß und zweckmäßig handeln oder ein richtiges Urtheil abgeben könne, wenn er nicht eine Zeitlang in Amerika gelebt hat.

Wie viele gutmüthige Illusionen sind nicht schon an den starren Felsen der amerikanischen Verhältnisse zerschellt, wie viele Täuschungen hier gebrochen, wie viele Geheimnisse hier aufgeklärt. Die politische Maschinerie, der Mechanismus des allgemeinen Wahlrechtes, die Operationen der Volkssouveränität, die wechselnden Volksleidenschaften, alle diese Themata der demokratischen, revolutionären Politik, welche uns drüben ein unverstandenes Geheimniß waren, enthüllen sich uns hier nach und nach, und wenn wir durch irgend Etwas befähigt werden können, bei kommenden Katastrophen unserem Vaterlande nützlich zu sein, so werden wir dies durch einen längeren Aufenthalt in Amerika und durch eine denkende Beobachtung der amerikanischen Verhältnisse. Amerika ist die hohe Schule der Politik; hier sehen wir dem Volke gerade ins Auge und ins Herz; hier lernen wir die Menschen kennen, gerade, wie sie sind, nicht wie wir sie gern haben möchten. Wenn auch manche Illusionen hier schwinden, so glauben wir doch denen nicht beistimmen zu können, welche in dem kalten, herzlosen Amerika alles Vertrauen auf die Menschheit verlieren; wir sehen, wie in einem freien Lande jeder Mißbrauch der Freiheit sein Heilmittel aus sich selbst produzirt, wie bei einem freien Volke jeder Unsinn und jede Schlechtigkeit sich von selbst zu Grunde richtet. Wir sehen hier, was wir drüben in den gekünstelten und erzwungenen Verhältnissen nicht sehen konnten, daß das Leben der Nationen und Staaten ein natürlicher Prozeß ist; wir sehen den Ursachen die Wirkungen schnell folgen, und der Zusammenhang zwischen Aktion und Reaktion bleibt uns kein Geheimniß. Wir sehen hier, — und dies ist die Hauptsache, — wie werthlos die Formen des Staates, Verfassungen und Gesetze, sind, wenn die Bildung des Volkes der Bildung des Staates nicht entspricht; wir sehen, daß auf die Erziehung des Volkes Alles ankommt, und daß die politische Freiheit erst der Anfang, die Vorbedingung wahrer menschlicher Freiheit ist. Der Lärm der Demagogen, die Corruption der Wahlen, die vielfachen Beweise von der Selbsttäuschung

des Volkes, die Gefährlichkeit des allgemeinen Wahlrechtes, die Wirkungen des Fanatismus: Alle diese Aeußerungen des amerikanischen Lebens geben uns ein reiches Material zu politischen Studien, und anstatt über die Verdrießlichkeiten des Exils zu klagen, sollten wir unserem Genius dankbar sein, daß er uns in diese ausgezeichnete Schule des Lebens geworfen hat.

Gewiß, wenn wir nur recht wollen und verstehen, so fehlt es dem hiesigen Leben nicht an Werth und Bedeutung, nicht einmal an Poesie. Freilich, es ist uns hier nicht so behaglich und gemüthlich, wie damals, als wir an den reizenden Ufern des Genfer See's müßige Tage verlebten, als wir glaubten, der nächste Tag öffne uns wieder die Thore Deutschlands und unser Exil sei nur eine kurze Episode, eine freundliche, behagliche Idylle in dem wilden, bewegten Leben. Aus der Idylle ist ein Drama geworden, voll von wechselnden Begebenheiten und bedeutenden Scenen. In Amerika liegt das Leben nicht so glatt, so ruhig und freundlich da, wie drüben; die Seeen rollen wilde Wogen; der Sturmwind streut die Bäume des Urwaldes umher; donnernd stürzt der Niagara herunter; aber aller Ungestüm der Natur ist nichts gegen den Ungestüm und die Wildheit, mit welcher die Menschen hier ihrem Ziele nachrennen. Im Anfange mag dies hastige, wilde Treiben uns befremden und erschrecken, aber bald fühlen wir uns wohl in der freien, frischen Luft; wir athmen mit vollen Zügen; wir merken, daß wir auf eigenen Füßen stehen, und je mehr Schwierigkeiten wir finden, desto größer wird unser Muth und Selbstvertrauen. Da ist neben der politischen eine moralische Erziehung, wie keine Hochschule der Welt sie sonst bietet. Gewiß, wenn wir uns und das amerikanische Leben recht verstehen und begreifen, so haben wir bei dem Tausche zwischen hier und drüben mehr gewonnen, als eingebüßt; sollten wir einmal wieder in die Heimath und die alten Genüsse zurückkehren können, so sind wir gewiß mehr befähigt, die Genüsse der Civilisation zu empfinden, wie vorher, oder wie die Leute, welche ihr ganzes Leben drüben gelebt haben. Jede kleine Blüthe der Kunst, jede Spur von Freundschaft und Geselligkeit wird uns hier zum Hochgenuß, und nirgends lernen wir das rein Menschliche so schätzen, wie hier, wo die Humanität am seltensten ist. Wie es denn überhaupt unsere alte Doktrin ist, daß die Summe des Glückes bei allen Menschen und unter allen Umständen dieselbe ist, so auch glauben wir, daß wir in Amerika eben so glücklich leben können, wie drüben, und daß Keiner sich über ein Schicksal beklagen darf, welches in seiner rauhen äußern Form eine Menge der interessantesten und lehrreichsten Erfahrungen bietet.

Aber nicht nur, daß wir Nutzen von dem hiesigen Leben ziehen sollen, wir müssen diesen Nutzen auch an dem hiesigen Leben abtragen. Wir Flüchtlinge der letzten Revolution müssen eine breite, tiefe Spur im amerikanischen Leben zurücklassen. In dem Wirrwarr der Parteien eine scharfe, grade Richtung einzuschlagen, eine systematische Politik zu verfol-

gen, und den Leidenschaften des Tages die Prinzipien entgegenzuhalten, namentlich die deutsche Bevölkerung für eine freisinnige Politik zu gewinnen, dies ist unsere Aufgabe in Amerika. So leidenschaftlich wir auch den Tag herbeiwünschen, der uns in die Heimath zurückbringt, so möchten wir ihn doch nicht eher sehen, als bis wir auf der einen Seite selbst genug von dem amerikanischen Leben kennen, um unsere Erfahrungen drüben benutzen zu können, und bis wir auf der andern Seite die deutsch-amerikanische Bevölkerung für eine freisinnige Auffassung der amerikanischen Verhältnisse gewonnen haben.

Astronomie.

(Nach der „North British Review" für die „Atlantis" bearbeitet)

[Schluß.]

Bei all den ausgezeichneten Fortschritten, welche die Astronomie während des achtzehnten Jahrhunderts gemacht hat, übertrifft dennoch das neunzehnte seinen Vorgänger durch die Lösung einer Aufgabe, welche keiner der bereits genannten Sternkundigen würde für möglich gehalten haben: die Bestimmung der Stelle und der Bahn eines noch gänzlich unbekannten Planeten durch bloße Zugrundelegung der durch seinen Einfluß bei bekannten Planeten verursachten Störungen. Nachdem Adams und Leverrier mit Hülfe des umgekehrten Problems der Störung die Bahn des Neptuns angegeben hatten, wurde derselbe von Galle in Berlin und andern Astronomen gesehen, und fand sich auch in einer Beobachtung La Lande's vom Jahre 1795 verzeichnet. Nicht lange nachher [1857] entdeckten Lassels in England, Otto Struve in Pultowa in Rußland und Bond zu Cambridge in Amerika, schon einen Trabanten des neuen Planeten.

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts hatte Wilh. Herschel, (der Vater), den Uranus an's Licht gezogen und demselben sechs Trabanten zugeschrieben. John Herschel (der Sohn) sah die letzteren 1828, Lassels den ersten und dritten, Lamond den zweiten und sechsten. Andere Astronomen fanden diese kleinen, nur schwach leuchtenden Körper gar nicht. Eine auffallende Eigenthümlichkeit dieser Trabanten besteht darin, daß ihre Bahnen in beinahe rechten Winkeln gegen die Bahn des Uranus selbst laufen, und daß ihre Bewegungen retograd erscheinen. 1851 entdeckte Lassels noch zwei neue dieser kleinen Körper.

Aber die interessantesten unter allen neueren Entdeckungen in der Astronomie sind diejenigen in Bezug auf den Ring und die Trabanten des

Saturn. In dem großen Zwischenraume zwischen den Bahnen des vierten und fünften Trabanten dieses Planeten fanden Lassalle und Bond zu gleicher Zeit (1848) einen achten, den Hyperion, dessen Dasein schon Huygens vorbergesagt hatte.

Der Ring des Saturn ist eine der wunderbarsten Erscheinungen. Cassini hatte denselben bereits im 17ten Jahrhundert in zwei Ringe unterschieden; Wilhelm Herschel bestätigte dies. Spätere Astronomen schlossen von mehreren Linien, welche sie an jenem wahrnahmen, daß noch mehr concentrische Ringe da wären. Die Beobachtung verschiedener hellerer Punkte an dieser ringförmigen Bildung und die in der Lage derselben vorgehenden Veränderungen führten zur Berechnung der Geschwindigkeit, mit welcher der Ring sich um den Saturn dreht. Will, Herschel und Laplace kamen dabei zu einem nahezu gleichlautenden Resultate. Gleichwohl hat man Erscheinungen beobachtet, welche mit dieser drehenden Bewegung des Ringes durchaus unvereinbar scheinen. So fand Struve, daß der Ring sich nicht um die Mitte des Saturn befinde; Lassels sah in dem sehr dunkeln Schatten, welche der Ring auf den Planeten wirft, Einschnitte, als wäre der Ring selbst mit Knoten besetzt. Zwischen den beiden Ringen haben neuerdings Amerikaner und Engländer einen dritten gesehen; Galle in Berlin hatte diesen schon 1838 gefunden. An diesem neuen Ringe will man bereits wieder Spuren einer beginnenden weiteren Bildung bemerkt haben. Struve und Bond, welche das neue Wunder am aufmerksamsten und gemeinsam beobachteten, behaupten, der innere Rand der ganzen Ringmasse habe sich seit früheren Zeiten allmählig dem Körper des Planeten genähert, d. h. der Ring wachse so nach innen, daß er den Zwischenraum zwischen sich und dem Planeten allmählig ausfülle, so daß sich alle drei Ringe vielleicht in nicht gar zu langer Zeit mit dem Körper vereinigen würden.

Ein anderes höchst anziehendes Gebiet der Astronomie bildet die Sonne. Ueber die Sonnenflecken weiß man im Ganzen noch zu wenig, als daß sich etwas Genaueres darüber festsetzen ließe. Joh. Herschel hat zwar über deren Entstehung einige gute Gedanken gehabt; ehe man aber darüber in's Klare kommen kann, müssen wir vorerst die Oberfläche der Sonne, den Charakter des von ihr ausgehenden Lichtes, die Vertheilung der ausstrahlenden Hitze und manches Andere besser kennen lernen. Bis jetzt sind der Thatsachen, welche hierauf Bezug haben, noch zu wenige, und diese von zu beschränktem Charakter, um eine auch nur einigermaßen zutreffende Theorie darauf gründen zu können.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Licht der Sonne, gleichviel von welchem Theile derselben es ausgeht, keine wesentliche Verschiedenheit in seiner Zusammensetzung zeigt, und es strömt immer in gleichen Linien nach allen Seiten hin. Aber bereits im Anfang des 17. Jahrhun-

derts kam man zur Ueberzeugung, daß die von der Mitte der Scheibe ausgehenden Strahlen kräftiger seien, als die vom Rande ausgehenden. Vorzitelli fand mit Hülfe des von Meloni eingeführten Thermo-Dynamometers während der Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851, daß die Wärmestrahlen vom Rande nach der Mitte hin an Kraft zunahmen. Sie sind am Aequator der Sonne am stärksten. Vorzitelli und Meloni stellten auf dem päpstlichen Observatorium eine Reihe von Untersuchungen an über die Veränderungen, welche die Sonnenstrahlen beim Durchgehen durch helle (feste und flüssige) Körper erlitten. Luft, Quartz und farbloses Glas vermindern die Wärme der sie durchdringenden Strahlen am wenigsten (ein Galvanometer ergab blos einen Grad Unterschied zwischen Mittag und einer Stunde vor Sonnenuntergang). Steinsalz, ein sonst sehr guter Wärmeleiter, läßt die Sonnenstrahlen weit weniger ungestört durch. Durch drei aufeinander gelegte Platten von Steinsalz, reinem Alaun und krystallisirtem schwefelsaurem Kalk kann man die Sonnenstrahlen vollständig aller Wärme berauben. Im Allgemeinen behalten die Strahlen die ganze Kraft ihrer Wärme bis dreißig Minuten nach drei Uhr Nachmittags.

Die bereits erwähnte Sonnenfinsterniß vom Jahre 1851, so wie die vom 8. Juli 1842 haben eine hohe Bedeutung gewonnen durch die zahlreichen und genauen Beobachtungen, welche man während derselben in allen Welttheilen, hauptsächlich in Italien und Rußland, aber in ausgedehnten Maßstabe auch in England, Frankreich und Deutschland anstellte. Der bei vollständiger Sonnenfinsterniß sich bildende Lichtkranz ist eine der interessantesten Naturerscheinungen. Man bezeichnet mit diesem Namen einen leuchtenden Ring, welcher sich rund um den Mond bildet und manchmal sich so allmählig verliert, daß es schwer wird, seine Grenzen anzugeben. Gewöhnlich sendet dieser Ring nach allen Seiten unregelmäßige Strahlen aus, oft so zahlreich, daß seine ganze Gestalt darunter verschwindet; manchmal erscheint sein Licht flackernd oder sonst wie in heftiger Bewegung, zuweilen in unregelmäßigen Strahlenbündeln. Diese herrliche Erscheinung wird nicht, wie Einige glauben, durch die Atmosphäre der Erde veranlaßt, sondern direkt durch die Sonnenstrahlen, welche durch das Dazwischentreten des Mondes dem Auge deutlicher werden.

Die Entstehung der Sonnenstrahlen hat man dadurch zu erklären gesucht, daß man die Sonne als einen immerfort brennenden Körper hinstellte. Abgesehen von der unentdeckbaren Quelle dieses ewigen Feuers, müßten Licht und Wärme dann, wie bei jedem andern brennenden Körper, eine im Lauf der Zeit wahrnehmbare Verminderung zeigen, was aber in der That nicht der Fall ist. Der Wahrheit näher kommt vielleicht die allgemeinere Ansicht, wonach die Sonne, ein an sich dunkler Körper, durch die ungeheure Geschwindigkeit ihrer Umdrehung die sie umgebende Atmos-

phäre in Schwingungen ersetzt, welche als Licht und Wärme unsren Sinnen begreiflich werden.

Auch der Mond zeigt bei einer Sonnenfinsterniß eigenthümliche Erscheinungen. Von seinem dunkeln Rande gehen, kurz ehe er die Sonnenscheibe erreicht, rothe Knöpfe und Hervorragungen aus, oft mit unglaublicher Schnelligkeit sich bildend, zuweilen als eine lange Bergkette, am Fuß durch ein durchlaufendes rothes Band verbunden, erscheinend, wachsend, hellere Zwischenräume lassend, in einander übergehend, sich ausstreckend bis zu Linien, welche den ganzen zwischen Mond und Sonne noch freien Raum ausfüllen. Nicht immer kann man dies wahrnehmen; 1733, 1836 und 1851 beobachtete man es in überraschender Schönheit. Zu erklären ist es nicht leicht. Es mag die Umgebung des Mondes oder die Atmosphäre der Erde es veranlassen, so daß das Ganze auf eine „optische Täuschung" hinausliefe; vielleicht auch liegt die Ursache allein in der Sonne oder ihrer Nachbarschaft; über die letztere wissen wir aber leider so viel wie nichts.

Noch müssen wir der Kometen erwähnen, welche zwar in elliptischen Bahnen rollen, aber über die Grenzen unsres Sonnensystems hinaus sich verlieren, so daß einige erst nach Tausenden von Jahren in unserem Kreise wieder zum Vorschein kommen. Den wunderlichsten derselben hat man eine Parabel als Laufbahn angewiesen, wobei an eine Wiederkehr aus dem unendlichen Raume gar nicht zu denken wäre; doch ist dies wahrscheinlich ein Irrthum, vielleicht durch irgend eine auf das Gesetz der Schwere zurückbare Störung oder sonstwie erklärlich. So entdeckte Fay 1843 zu Paris einen Kometen, dessen Bewegung auch selbst mit der Annahme einer parabolischen Bahn nicht übereinstimmen wollte. Goldsmith schloß auf eine Bahn mit elliptischer Form und eine Umlaufzeit von siebeneinhalb Jahren. Leverrier zog eine Verzögerung von 7 Tagen 67 Minuten, hervorgebracht durch die Einwirkung der Planeten, ab und sagte die Wiederkehr des geschwänzten Gastes richtig vorher. Ein anderer Komet wurde 1844 zu Rom von de Viro entdeckt. Seine Umlaufzeit betrug nur fünf und ein halbes Jahr, aber man hatte ihn nie vorher gesehen, außer einmal im Jahre 1760.

Nach keiner Seite hin hat die Astronomie raschere Fortschritte gemacht, als in der Auffindung einer Menge neuer Planeten zwischen Mars und Jupiter, Bruchstücke, wie man glaubt, eines großen, auseinander gefallenen Weltkörpers. Von 1801 bis 1807 wurden nur vier derselben gefunden; zwischen 1845 und 53 vervollständigte sich die Liste bis auf 23 (der Engländer Hund allein entdeckte acht, Gasparis in Neapel sechs dieser Planetchen), deren Bahnen, Entfernungen, Umlaufszeit u. s. w. bis auf die der zwei letzten bereits vollständig berechnet sind.

Das ganze Sonnensystem sammt den dazu gehörigen Kometen bewegt sich um einen außerhalb desselben liegenden Punkt mit einer Geschwin-

digkeit von 57 englischen Meilen in der Sekunde. Vergleichungen des jetzigen Standpunktes der Fixsterne mit früheren Zeiten, so wie der Bewegungen vieler Hunderte von Gestirnen, besonders aber die Untersuchungen des jüngeren Herschel, Argelander's, Otto Struve's, Peters's u. A. haben dies als unumstößliche Thatsache dargethan.

Es giebt vielleicht keine andere Wissenschaft, welche eine so ungemein fortschreitende Entwickelung aufzuweisen hat, als eben die Astronomie. Die große Vervollkommnung der Instrumente und anderer Hülfsmittel, die Freigebigkeit, mit welcher man bereitwillig überall aushilft, und der rege Eifer, der sich allerorten für die Wissenschaft zeigt, stellte noch die schönsten Resultate in Aussicht. Auch in den Vereinigten Staaten ist man bereits mit anerkennungswerthen Eifer an's Werk gegangen. In der Hauptstadt Washington besteht ein Central-Observatorium und ähnliche Anstalten sind in andern Städten gegründet. Die berühmteste darunter, die Harvard-College zu Cambridge, hat auf ihrem Observatorium ein sehr gutes, von Merz in München gearbeitetes achromatisches Fernrohr. Wir haben schon früher bemerkt, welch eine herrliche Sternwarte mit der Staatsuniversität von Michigan zu Ann Arbor verbunden ist. Die Instrumente sind von Berlin aus der Fabrik von Pistow und Martins, und Direktor der Sternwarte, ein junger Gelehrter aus Berlin, Dr. Brunow. Amerika hat die Ehre, zuerst den Elektromagnetismus für astronomische Zwecke benutzt zu haben: 1844 wurde mit Hülfe des Telegraphen der Unterschied der Zeit in Washington und Baltimore, später auch zwischen anderen Orten bestimmt. Das kollimatische Teleskop und der elektromagnetische Apparat für sogenannte durchgehende Beobachtungen am Himmel gehören ebenfalls Ameri a an. Der Augenbli k, in welchem der durchgeh nde Stern den andern Stern schneidet, wird durch einen einfachen Fingerdruck binnen des zwanzigsten Theils einer Sekunde mit diesem Instrument angezeigt. In Verbindung mit anderen Einrichtungen, unter welchen der elektrische Telegraph eine Hauptrolle spielt, machte diese Erfindung es möglich, in allen Theilen von England die Zeitbestimmung nach der großen Uhr auf der Sternwarte von Greenwich zu regeln. Auch für die Gleichzeitigkeit der Beobachtung an verschiedenen weit von einander entfernten Orten und die genauere Bestimmung der geographischen Lage derselben, ist dieses Instrument von hoher Bedeutung.

Einer der größten Gedanken ist aber unstreitig die in England angeregte Aufstellung eines Riesenteleskops in den Tropengegenden, weit über die unteren Luftschichten hinausragend. Ohne Zweifel beeinträchtigt die Atmosphäre die Wirkung des Teleskops; die raschen Temperaturwechsel, Dünste und andere Umstände treten in den gemäßigten Klimaten hinzu, um die Strahlenbrechung zu stören, und werden eben so viele Hindernisse für genaue astronomische Beobachtungen. In heißen Klimaten, in Aegypten

oder Indien, auf dem Himalaya oder den Anden, werden diese Schwierigkeiten verschwinden, und von einem solchen Wachtthurme herab dem scharfen Auge des Astronomen Entdeckungen möglich werden, von denen er in unserer Gegend höchstens während der vorübergehenden Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft nach einem Regen träumen kann. Freilich würden wahrscheinlich alle Materialien nur auf den Schultern nach einem so hohen Standpunkte zu bringen sein; aber das ließe sich am Ende wohl überwinden, und zudem wurde sich die Mühe voraussichtlich mehr als reichlich bezahlen. Menschliche Kräfte haben schon Muhsameres und Schwierigeres geleistet; warum sollten sie nicht auch einmal im Dienste der Wissenschaft etwas wirklich Großes zu Stande bringen? Nachdem Herschel und Lord Rosse ihre Rieseninstrumente gegen den Himmel gerichtet, könnte auch ein astronomischer Riesenbau auf einem hoch aufragenden Gebirgsrücken etwas mehr als ein frommer Wunsch werden. Jedenfalls wäre es ein sehr schwieriges, aber auch ein sehr großartiges und dabei ein unberechenbar nützliches Unternehmen.

H.

Die Rechte des Individuums und die Rechte der Gesellschaft in Bezug auf die Todesstrafe.

Der Verfasser des Artikels „Verbrechen und Strafe, – ein Blick in Zukunft des Strafrechtes," — hat in seinem trefflichen Artikel zwei Fragen berührt, welche die höchsten Probleme der Philosophie bilden, die den denkenden Menschen um so mehr beschäftigen, je weniger er eine Lösung darauf finden kann. Die Grenzen der menschlichen Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit zu entdecken, dies Problem hat die Denker aller Jahrhunderte beschäftigt, und befindet sich trotz der mühsamsten und fleißigsten Untersuchungen, trotz der genialsten philosophischen Entwickelungen heute noch in einem zweifelhaften und kritischen Stadium. Die Handlungen des Menschen sind allerdings durch seine Natur und Erziehung bestimmt; er muß, wie alles Andere in der Welt, den Gesetzen der Naturnothwendigkeit folgen; aber es ist doch auch nicht zu leugnen, daß er eine gewisse Freiheit des Denkens, des Willens, des Handelns besitzt, welche von der Mischung der Atome und den Einflüssen der Gesellschaft, wenn auch nicht gerade nicht ganz unabhängig, doch wenigstens nicht absolut abhängig ist. Dies Thema bildet den Schlüssel nicht nur zum Strafrecht, sondern zu allen Gebieten der Psychologie, Ethik und Moral; wir werden in der nächsten Nummer der „Atlantis" dasselbe zu behandeln versuchen. Der zweite Punkt, der in jenem Artikel beruhrt ist, steht dem ersten kaum an Wichtig-

keit nach; er betrifft die Grenzlinien zwischen dem Rechte der Individuen und dem Rechte der Gesellschaft, des Staates, und in diesem Punkte stimmen wir nicht mit den von Hrn. Blöde geäußerten Ansichten überein.

Herr Blöde nennt die Zwecke der Gesellschaft absolut und souverän, und beweist daraus die Berechtigung der Gesellschaft, einem ihrer Glieder das Leben abzusprechen. Schon aus der Folgerung scheint es uns hervorzugehen, daß die Prämisse unrichtig ist. So sehr sich auch die Vertheidiger der Todesstrafe bisher abmühen mochten, sie konnten doch keinen stichhaltigen Grund für das Recht des Staates, einen seiner Angehörigen zu tödten, finden. Alle dahin zielende Theorien erwiesen sich als mangelhaft und unbrauchbar; dies hat Herr Blöde selbst zur Genüge nachgewiesen. Die Vernunft und das sittliche Gefühl des Menschen empört sich nun einmal gegen das Recht des Staates, zu tödten, und selbst die Leidenschaft der Rache und das Bedürfniß nach Vergeltung kann diese Abneigung gegen die Todesstrafe nicht überwinden. Wenn wir die Literatur und die Verhandlungen der neuernen Gesetzgebungen über diesen Gegenstand durchsehen, so finden wir, daß die Todesstrafe überall als eine Beleidigung gegen die Civilisation dieses Jahrhunderts angesehen wird.*] Je freier und gesitteter die Völker, desto seltener und verhaßter die Todesstrafe. Die Revolution von 1848 hatte in Frankreich und Deutschland nichts Eiligeres zu thun, als die Todesstrafe abzuschaffen. Wo noch gegenwärtig in civilisirten Ländern die Todesstrafe existirt, wird sie nur auf das schwerste Verbrechen, den Mord im ersten Grade, angewendet. Herr Blöde, der nach einer ganz richtigen Theorie nichts mehr von Todesstrafe wissen will, — weil überhaupt der Begriff der S t r a fe ganz nach seinen geläuterten, humanen Ansichten wegfällt, — gibt jedoch der Berechtigung der Gesellschaft, einem ihrer Glieder das Leben abzusprechen, einen viel größeren Spielraum und häufigere Anwendung, als selbst unsere Criminalisten aus der alten Feuerbach'schen Schule, indem er fragt: warum sollte eine Gesammtheit vernünftiger Wesen nicht das Recht haben, ein absolut und unveränderlich gemeinschädliches Naturprodukt, sei es auch Mensch genannt, zu vernichten, um dadurch den Zweck der Sicherstellung am Genügendsten zu erreichen? Wie es nun immer mißlich ist, wenn man nach Zwecken, anstatt nach Gründen handelt, — das ist ja grade die Errungenschaft der

---

*) Wir hatten vor einigen Tagen noch in Cleveland ein Beispiel davon. Seit vielen Jahren war in der Western Reserve kein Todesurtheil exekutirt worden. Am 2. Juni wurde hier der Mörder Parks gehängt, ein Individuum, welches man vollständig unter die Kategorie derjenigen rechnen mußte, welche Herr Blöde „giftige Naturprodukte in Menschengestalt" nennt. Dieser Parks soll in England schon Morde verübt haben, und war in Amerika schon mehrmals wegen der schändlichsten Verbrechen bestraft, bis daß er wegen Raubmordes zum Tode verurtheilt wurde. Wenn also irgend ein Mensch die Todesstrafe verdient hatte, so war es dieser Mann, und doch sprachen sich a l l e hiesigen Zeitungen gegen die Hinrichtung aus. Dies Urtheil der Presse traf nicht den Mörder, sondern die Strafe.

modernen Wissenschaft, die Lehre von der innern Nothwendigkeit an die Stelle der Teleologie zu setzen, — so ist es besonders in diesem Falle sehr bedenklich, indem hier der Zweck nur ein unbestimmter, ein rein negativer ist, ein untergeordneter polizeilicher Zweck, der durch hundert andere Mittel auch erreicht werden kann. Ja, wenn hier noch ein großes Prinzip auf dem Spiele stände, das Interesse der Revolution oder einer sonstigen großen politischen Bewegung, — wie bei der Hinrichtung Ludwig's XVI., — dann kann man die Zwecktheorie für einzelne ausnahmsweise Fälle entschuldigen, aber blos zu Zwecken der Sicherstellung einen Menschen tödten: dies ist ein zu großes Mißverhältniß zwischen Mittel und Zweck. Die Frage der Sicherstellung ist nicht einmal eine Frage des Rechtes, sondern nur der Polizei, und aus polizeilichen Gründen wird man doch wohl keinen Menschen tödten wollen. So ungenügend und unbestimmt dieser Zweck ist, so unbestimmt ist auch die Angabe der Eigenschaften, wegen welcher es dem Staate erlaubt sein soll, einen Menschen zu tödten. Welcher Mensch ist ein absolutes und unveränderlich gemeinschädliches Naturprodukt? Herr Blöde hat selbst in vielen Stellen seines Aufsatzes angedeutet, wie wenig der Mensch gegenwärtig das Wesen anderer Menschen kenne, und mögen die Naturwissenschaften auch einen noch so großen Aufschwung nehmen, sie werden niemals eine absolute Wissenschaft, welche irgend einen Richter befähigten, einen Mensch n als „absolut“ gemeinschadlich zu betrachten. Schädlich und unschädlich sind relative, keine absolute Bestimmungen, und man kann wohl polizeiliche Präventiv- und Prohibitivmaßregeln darauf gründen, aber keinen Richterspruch. Für die Gemeinschaft, für den Staat selbst ist die Annahme, daß zum Zwecke der Sicherstellung der Gesellschaft die Tödtung eines Menschen nothwendig sei, eine grobe Beleidigung; ein Staat, der kein anderes Mittel zu seiner Sicherstellung weiß, eine Gemeinschaft, die sich gegen die Uebergriffe eines Einzelnen nicht anders vertheidigen kann, als durch einen Mord, steht auf den äußersten Grenz n der Barbarei. Die Civilisation ist schon seit Jahrhunderten zu einer solchen Höhe gediehen, daß man z. B. kein menschliches Monstrum, es mag noch so unglücklich und gebrechlich geboren sein, tödten darf. Ein Mensch, der an einer unheilbaren Krankheit leidet, und bis zu seinem sicher vorauszusehenden Tode noch Wochen der gräßlichsten Schmerzen auszustehen hat, darf nicht von einem mitleidigen Arzte von dem Reste seiner Qualen erlöst werden. Ja, ein Aussätziger, ein Mensch, der an einer gefährlichen, ansteckenden Krankheit leidet, dessen Athem den Tod in die menschenreichen Städte schleudert — er darf nicht, wie ein toller Hund, niedergeschossen werden. Und ist ein solcher Mensch nicht viel „gemeinschädlicher,“ als ein Mörder? Wenn es empörend und alles menschliche Gefühl verletzend ist, einem physisch todtkranken Menschen das Genick zu brechen, — ist es nicht ebenso empörend, einen moralisch todtkranken Menschen

aufzuhängen? Von dem freien und hohen Standpunkte, den der Verfasser des besprochenen Artikels einnimmt, gewiß. Denn von diesem Standpunkte aus wird das sogenannte Verbrechen als eine Naturerscheinung aufgefaßt, rangirt also in einer Klasse mit den physischen Gebrechen des Menschen, die aus natürlichen Ursachen entstehen, durch naturliche Gründe erklärt und durch natürliche Mittel geheilt werden.

Dieses ist jedoch nur der unbedeutendste Theil der ganzen in Frage stehenden Untersuchung. Die gefährlichste Seite derselben ist die große Macht, welche durch die hier besprochene Ansicht der Gemeinschaft, dem Staate, über Leben und Freiheit der Individuen gegeben wird. Wir kommen hier zunächst wieder auf die alte Frage: Was ist der Staat? Was ist die Gemeinschaft? Wer spricht den Willen derselben aus? Wer vollzieht ihn? Wer hat in dem vorliegenden Falle das Recht über Leben und Tod? Wir finden hier keine andere Antwort, als: die Majoritäten bilden den Willen der Gemeinschaft; die Majoritäten hätten also nach Blöde's Ansicht die Entscheidung über Leben und Tod ihrer Mitbürger. Denn Herr Blöde wird den Staat der Zukunft auch nicht anders organisiren können, als vermittels des allgemeinen Wahlrechtes. Dies wäre eine Auffassung der Volkssouveränität, welche noch weit, sehr weit über die Interpretation derselben durch die demokratische Partei, und über die Nebraskabill hinausgeht. Herr Douglas gibt der Mehrzahl des souveränen Volkes doch nur das Recht über Freiheit und Sklaverei zu bestimmen, während hier sogar Leben und Tod von der Herrschaft der Majoritäten, d. h. von dem souveränen Volke, abhängig gemacht wird. Wie in der Praxis dies Gesetz gehandhabt werden würde, braucht wohl nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Der herrschenden Majorität ist gewöhnlich das Alles „gemeinschädlich", was ihren Ansichten und Bestrebungen widerstrebt Nach den Ansichten der katholischen Kirche ist der Ketzer ewig verdammt, also ganz gewiß ein „absolut und unabänderlich gemeinschädliches Naturprodukt". Die fanatischen Prosclavereileute des Südens, die Leute von Platte-County, die Rowdiebanden in Missouri, die Atchisonleute, welche in den meisten Staaten des Südens die Majoritäten bilden, halten einen Abolitionisten gewiß für eine „abnorme, krankhafte Naturerscheinung", für eine „Art moralischen Kretinismus", für „giftige Naturprodukte in Menschengestalt". Was sollte daraus werden, wenn bei solchen Umständen und unter solchen Menschen das Recht über Leben und Tod der Gesellschaft überlassen wäre? Freilich, hören wir entgegnen, bei solchen Umständen und unter solchen Menschen findet dieser Grundsatz auch nicht Anwendung, sondern bei dem Staate und der Menschheit der Zukunft. Wir entgegnen darauf, daß sich auch in dem Staate der Zukunft große Parteigegensätze finden werden, und zwar größer, wie jetzt. Denn je entwickelter, je freier und reifer ein Staat ist, desto entschiedener bilden sich verschiedene politische Richtungen in ihm

aus, und die meisten Leute, welche von ihrer eigenen Ansicht recht lebhaft überzeugt und durchdrungen sind, halten die entgegenstehende Ansicht für „gemeinschädlich". Es würden also durch diesen Grundsatz eine Menge von politischen Morden sanktionirt.

Die Folgerungen, welche Herr Blöde aus seiner sehr humanen und vernünftigen Theorie zieht, scheinen dieser Theorie selbst zu widersprechen; sie sind ziemlich drakonischer Natur; es ist dort vielfach die Rede von lebenslänglichem Gefängniß und Todesstrafe. Würden solche Ansichten zur Praxis, so würde diese Aenderung vielleicht nicht als eine Milderung des jetzigen Strafrechtes zu betrachten sein. Es ist offenbar zu viel Nachdruck auf das Recht der Gesellschaft dem Rechte der Individuen gegenüber gelegt. Das richtige Abmessen der Grenzen zwischen beiden Rechten: dies ist das höchste Geheimniß der Staats- und Rechtswissenschaft, und alle verschiedenen Tendenzen und Ueberzeugungen in der Politik rühren von einer Verschiedenheit in der Bestimmung dieser Grenzlinien her. Wir können uns kein Staatsrecht denken, ohne das bestimmt anerkannte, allgemein gültige Menschenrecht. Schon mehrmals haben wir darauf hingedeutet, daß es eine verfängliche Sache ist, diese Menschenrechte, (— „der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren", —) zu beweisen; man kann sie höchstens auf phychologischen, nicht aber auf juridischem Gebiete beweisen; aber sie sind in unseren Tagen einmal Thatsache; die Anerkennung der Menschenrechte ist die Basis der modernen Civilisation; die Menschenrechte sind ein wesentlicher Bestandtheil des Selbstbewußtseins des jetzt lebenden Menschengeschlechtes. Die Menschenrechte, die unveräußerlichen, „angeborenen" Menschenrechte stehen fest; nur ihre Begrenzung und Ausdehnung ist verschieden. Während die Constitution der Vereinigten Staaten zu den Menschenrechten das Recht auf persönliche Freiheit, Sicherheit des Eigenthums u. s. w. zählt, rechnen die europäischen Socialisten auch das Recht auf Arbeit, und die amerikanischen Freesoiler das Recht auf freien Boden dazu. Diese Menschenrechte bilden die Grenzen, wo das Recht der Gesellschaft und die Herrschaft der Majoritäten aufhört, hier gilt keine Volkssouveränität, keine Volksabstimmung; zur Vertheidigung dieser Rechte darf jeder Einzelne sich gegen die Gesammtheit empören. Die Ausdehnung dieser Menschenrechte ist nach der Culturstufe einer Nation oder Zeitepoche verschieden; in dieser Beziehung stehen die allgemeinen Menschenrechte in demselben Verhältnisse zu dem Stande der Civilisation, wie die speziellen Frauenrechte, die auch nichts weiter sind, wie der Wärmemesser der steigenden Humanität. Aber so unbestimmt auch das Gebiet der Menschenrechte begränzt ist: das erste und ursprunglichste Menschenrecht ist „das Recht auf das Leben", und niemals kann ein vernünftiger und sittlicher Zustand der menschlichen Gesellschaft gedacht werden, wenn nicht das erste und

höchste Menschenrecht, das Recht auf das Leben, über alle Zweifel und Angriffe erhaben ist.

Kindereien in Amerika.

Barnum hat seine große Weltausstellung von „Baby's" in New-York eröffnet. Ohne auf das Widerliche der Details näher einzugehen, bemerken wir nur, daß der große Humbugger noch mit keinem andern Unternehmen so viel Glück gehabt hat, wie mit dieser Kinderausstellung; das Geld ist reichlich in seine Kasse geströmt; Tausende von Menschen drängten sich in das Allerheiligste des Humbugs, und selbst die größten und angesehensten Journale entwürdigten sich dazu, die Affaire bis in die kleinsten Details zu beschreiben.

Als in Chicago die Abstimmung über das Temperenzgesetz bevorstand, nahmen die Lehrer und Pastore die Kinder aus den öffentlichen Schulen, den Häusern und Straßen hinweg, und formirten eine Temperenzprozession mit ihnen. Fahnen mit Aufschriften, wie: „Vater, gib uns das Maine-Law," Symbole, wie: Bierfässer u. s. w. wurden von den Kleinen umhergetragen. Diese Demonstration der Kinder sollte am andern Tage die Polls für das Liquorverbietungsgesetz erobern.

An den Schaufenstern der amerikanischen Bilderhändler sieht man häufig eine Lithographie, Onkel Sam's jüngsten Sohn, den Know Nothing, darstellend. Die Amerikaner kauften das Bild anfangs zahlreich, doch dies wird jetzt vorüber sein. Wir können nicht leugnen, daß Onkel Sam's jüngster Sohn gut getroffen war; wenigstens das Nichtswisserthum sah man ihm sofort an. Ein unverschämtes, naseweises Gesicht, mit vollständig unreifen, jungenhaften Zügen erinnerte auf das Genaueste an den auf deutschen Universitäten wohlbekannten „dummen Jungen."

Etwas älter schon, als Onkel Sam's jüngster Sohn, ist Jung-Amerika. Jung-Amerika ist nicht mehr das Baby in Barnum's Museum, nicht mehr das Temperenzkind in Chicago, nicht mehr der unbedeutende Laffe im geheimen Orden; er ist in die Flegeljahre hereingewachsen, und beträgt sich darin grade so lümmelhaft, wie nur irgend ein der Schule entlaufener Knabe. Er trinkt kein Wasser mehr, sondern Brändy; rauft sich und skandalirt alle Tage, prügelt seine Hunde und Sklaven, und hat wenig Achtung vor fremdem Eigenthum. Er macht ein fürchterliches Geschrei von seinem Muthe, hat auch schon ein Paar Duelle mitgemacht, und rauft sich gern mit seinen Kameraden. Er möchte gern hier und dort anbinden, im stillen und im atlantischen Ocean Land stehlen, den europäischen Monarchen einmal die republikanische Faust zeigen, — aber, wenn es zur That kommt, ist Jung-Amerika mäuschenstille und versteckt sich hinter die Schürze

seiner Mutter. Für blanke und funkelnde Sachen, wie Gold, Silber u. dergl., ist Jung-Amerika sehr eingenommen, und in seiner ausgelassensten Laune läßt er sich durch Vorhalten solcher Sachen zur Ruhe und Ordnung bringen. Jung-Amerika hat Anlagen, aber diese Anlagen sind noch nicht entwickelt; man sieht wohl, daß er zu fruh der Schule entlaufen oder daß sein Lehrer nicht streng genug gewesen ist.

Das Volk, welches sich mit großer Vorliebe „Amerikaner" nennt, ist wirklich noch jung und unreif, und aus dieser Eigenschaft kann man sich manche Thatsachen des öffentlichen Lebens erklären, welche jedes andern Deutungsversuches spotten. Merkwurdig, die Amerikaner sind die Sprößlinge alter und erfahrener Nationen, Sprößlinge der anglo sächsischen Race, welche eine so lehrreiche Geschichte hinter sich hat; aber trotzdem merkt man von diesen historischen Erfahrungen und Errungenschaften wenig; will man etwa die schlechtesten Seiten des amerikanischen Lebens, die Sklaverei und das englische gemeine Recht ausnehmen. Bloß die Abfälle, die faulen, unbrauchbaren Abfälle der europäischen Cultur scheinen in Amerika adoptirt zu werden, der Luxus, die Mode, die aristokratischen Gelüste, die Laster der europäischen Großstädte, der Katholizismus und das Sektenwesen; der Rest ist Urwald. Ja, dies Volk ist noch sehr jung; dies kann man in seinem privaten, wie in seinem öffentlichen Leben überall sehen. Man findet hier die Eitelkeit der Kinder, die Neigung zu hellen, auffallenden Farben, eine übertriebene Putzsucht, eine große Selbstgefälligkeit, eine wahrhaft kindische Neugier, eine fabelhafte Leichtgläubigkeit. In den Theatern und Concerten hört man kein anderes Wort, als: Ah, wie schön! ein Ausdruck, mit dem die Kinder ihren Beifall zu erkennen geben. Im politischen Leben herrscht eine Einseitigkeit, eine Hast und Unbesonnenheit, die eine sehr jugendliche Periode der Entwickelung verräth. Ueberall regiert die Uebertreibung; die Trunkenheit wird mit dem Maine-Law bekämpft, der Katholizismus durch Nichtswisserlogen. Die Kategorie des Maßes, diese überall versöhnende und berichtigende Kategorie, ist in Amerika unbekannt. Ein unermeßliches Land liegt zu den Füßen dieses jugendlich unreifen Volkes, ein Land, das zehn-, zwanzigfach so viel Menschen aufnehmen könnte, wie jetzt es bewohnen; aber dies genügt nicht; neue Territorien müssen geöffnet, neue Länder erobert werden. Das Maßlose, welches allen amerikanischen Verhältnissen zu Grunde liegt, ist der beste Beweis für die Jugend dieses Volkes; denn der Mann weiß sich zu bestimmen und zu beschränken, und findet in der Beschränkung die wahre Größe.

Und doch findet man auf der andern Seite wiederum Züge sehr hohen Alters unter dem amerikanischen Volke, Züge, die man nur bei abgelebten, stagnirenden Menschen findet. Die Sucht nach Erwerb, die große Verehrung des Geldes, welche in Amerika die allgemeinste Triebfeder des Handelns ist, wird nach allen psychologischen Beobachtungen erst auf der Rück-

seite der Sonnenwende des menschlichen Lebens gefunden, wenn der Mensch von der Höhe seiner Ausbildung und Kraft hinunterstürzt in das Grab. Aber der Amerikaner berechnet schon in der Schule so genau, und benutzt schon als Knabe so sehr jede Gelegenheit zum Geldmachen, wie ein alter, ausgemergelter Geizhals. Es ist wirklich betrübend, zu sehen, wie die jungen Leute im Alter von 17—20 Jahren, in welchem Alter man in Deutschland oder Frankreich die ganze Romantik der Jugend durchlebt, wo tausend Pläne den reifenden Geist beschäftigen, und die aufblühende Phantasie alle Leidenschaften der Liebe und des Ehrgeizes hervorruft, wo man auf den Universitäten des fröhlichen Rheins umherjubelt, und der Lust und der Freude kein Ende weiß, — es ist betrübend, zu sehen, wie hier die jungen Leute schon „smart" sind, schon „Geld machen," Pork einpacken, Cotton messen, in Lotten spekuliren oder nach Aemtern jagen. Man sehe das Antlitz eines amerikanischen Jünglings an; es ist das Antlitz eines Geschäftsmannes, eines von Sorgen und Arbeiten übergeplagten Menschen; es sieht, wie eine Rechnenmaschine aus, nicht durch Empfindungen, Leidenschaften, Gedanken belebt und verschönt, sondern nur mit Ziffern vollgeschrieben. Laßt Ihr euch mit einem solchen Menschen in ein Gespräch ein, so findet Ihr ebensoviel Altklugheit, wie jugendliche Unreife und Unerfahrenheit, eine Mischung von Eigenschaften, welche jedenfalls nicht wohlthuend und erfreuend auf uns wirkt.

So seltsam diese Widersprüche uns auch scheinen mögen, sie lassen sich doch am Ende erklären, wenn man die natürlichen Verhältnisse dieses Landes betrachtet. Arbeit kann aus diesem Lande Alles machen; dem Streben und Gewinnen ist hier kein Ziel gesetzt. Gewiß, Amerika hat eine große Zukunft, aber der Amerikaner hat keine Zeit, sie zu erwarten; er dürstet mit Tantalusqualen nach dieser Zukunft, und möchte sie gern anticipiren. Daher die Unruhe und Rastlosigkeit des amerikanischen Lebens.

Nun, die Gegensätze, welche sich im amerikanischen Volkscharakter vorfinden, werden sich schon gegenseitig abschleifen. Die Schule des Lebens, die harte strenge Schule des Schicksals, wird auch diesem jungen, unweisen Volke nicht fehlen. Nach den Gesetzen der Geschichte vererbt sich die Cultur eines Volkes auf das andere, eines Welttheiles auf den andern. So wird auch die europäiische Civilisation Amerika überflügeln und den dummen Know-Nothing in die Schule nehmen. Drum ist alle Aufmerksamkeit und aller Fleiß darauf zu wenden, daß diejenigen, welche europäischer Cultur theilhaftig sind, dieselbe behaupten und vertreten, und daß die Vorposten europäischer Civilisation treu und unverzagt auf ihrem Posten ausharren.

Alfred der Große.

(Nach der „North British Review".)

Wenn man die Geschichte der Menschheit durchgeht, stößt man nach allen Seiten hin auf so viel Leute mit dem Beinamen „der Große", daß eine unwillkürliche Bewunderung der Zeiten, welche solche Männer in solchem Ueberflusse hervorbrachten und zugleich eine mitleidige Bedauerniß der armseligen Gegenwart uns beschleicht, in welcher der Stoff für derartige „Größen" vollständig ausgegaugen zu sein scheint. Ein genaueres Studium, eine unparteiische Würdigung der Verhältnisse hat indeß manch einem der so lange Gefeierten die unverdiente Krone heruntergerissen, hat den Mantel der „Größe" von der Schulter des Unwürdigen weggenommen und viele der berühmten großen Männer in der ganzen Blöße erbärmlicher Kleinheit enthüllt. Groß waren sie alle, gewiß, jeder in seiner Art. Da haben wir christliche Päpste, groß in allem Unchristlichen; Väter der Völker, fürchterlich groß in Mordthaten und Blutbädern; gepriesene Feldherrn, schrecklich groß durch die Fehler und Narrheiten, welche statt eines Tadels ihren Ruhm begründeten; unendlich „große" Gesetzgeber, deren ganze Größe in der ungeheuren Verdrehung aller Rechtsbegriffe, welche sie zu Stande brachten, zu suchen ist. Eine vernünftigere Weltanschauung hat solche Größen Begriffe mit vollem Recht über Bord geworfen und nur die eine Bedingung fur wahre Größe übrig gelassen: Adel des Geistes und des Herzens und daraus folgende Thaten zum Besten der Menschheit Von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt, schwindet der Haufen der „großen" Männer in ein sehr kleines Häuflein zusammen; dafür bleibt uns aber auch die Genugthuung, daß diese Wenigen die Bewunderung wirklich verdienen, welche die Welt ihnen zollt, und wer später noch unter der Zahl dieser Männer aufgeführt wird, mag mit Recht als leuchtendes Vorbild in dem Streben nach allem Edeln und Guten betrachtet werden.

Einen ehrenvollen Platz unter den großen Männern in diesem Sinne verdient unstreitig jener König der Westsachsen, welcher in England aus dem Dunkel der halbbarbarischen Zeiten als ein heller Stern uns entgegenleuchtet. So sehr man auch im Allgemeinen gewohnt ist, alles Bestehende in England, die Herkunft der königlichen Häuser und des Adels, die Oberherrschaft zur See, selbst die so vielfach und so sehr unverdient gelobhudelte „freie" Constitution ihren Ursprunge nach auf die Zeiten der Normannen zurückzuführen, deren Einfluß allerdings bis heute in vielen Beziehungen sich sichtbar erhalten hat; so ist doch nichtsdestoweniger die eigentliche Wurzel aller englischen Freiheit, des gesetzlichen Systems, der Sprache und vor allem jenes tieferen Gefühlslebens, welches sich in der Poesie und theilweise in der Philosophie Englands offenbart, bis weit zurück unter den Sachsen zu suchen, und als Hauptgründer und Befestiger der politischen, so-

zialen und geistigen Verhältnisse unter diesen ist Alfred, König der Westsachsen, zu bezeichnen. Eine nähere Bekanntschaft mit diesem hervorragenden, für die ganze Entwicklung Englands bedeutungsreichen Mannes, wird daher ebenso zeitgemäß als nützlich und interessant sein.

Seine Erziehung wurde im Allgemeinen sehr vernachlässigt; indeß gab die Sorgfalt der Mutter Osburg, durch welche das Kind schon frühe mit den dichterischen Schätzen seines Landes bekannt wurde, und der Eifer des Vaters, der den feurigen Knaben im Alter von 4 Jahren bereits mit auf Reisen nahm, dem jungen Geiste bald Gelegenheit zu einer außergewöhnlichen Entwicklung. Kaum von einer Reise nach Rom zurückgekehrt, wo Alfred vom Pabste gesalbt wurde, rüstete sich Aethelwulf mit seinem sechsjährigen Sohne von neuem wieder zum Aufbruch nach demselben Ziele. Eine so weite Reise war fur damalige Zeiten selbstredend nicht nur ein viel schwierigeres, sondern auch viel wichtigeres und folgenreicheres Unternehmen, als jetzt. Je mehr die Mittel zum Reisen sich vervollständigen, um so weniger Belehrung und geistiger Nutzen läßt sich aus einer Reise ziehen. Heutzutage ist eine Reise von England nach Indien, von Wien oder Paris nach Amerika Etwas, dem man aus bloßem V rgnügen sich unterzieht. Das Fehlen aller Transportmittel hinderte zwar früher das Fortkommen, brachte aber dafür den Reisenden mit Ländern und Völkern in nähere Berührung, bereicherte ihn mit einer Masse neuer Anschauungen und Anregungen, an denen wir heute per Dampf vorüberfliegen, und ließ in seinem Geiste, wie in seinem Gedächtnisse unvertilgbare Spuren zurück.

Alfred war der jüngste von vier Brüdern. Während der kurzen und nun glücklichen Regierung des ältesten von diesen, Aethelbald, hören wir wenig von ihm. Unter dem zweiten, Aethelbehrt, sah sich der wißbegierige Jüngling vergeblich im ganzen Königreich Wessex nach einem Lehrer um. Es gelang ihm, nach manchen Schwierigkeiten, lesen und schreiben zu lernen. Aber auch die Hauptbeschäftigung jedes wehrhaften Mannes jener Zeit wurde nicht vernachläßigt: bei kriegerischen Uebungen und auf der Jagd war Alfred immer der Erste, von Keinem übertroffen.

Nach Aethelbehrt's Tode bestieg der dritte Bruder, Aethelred, den Thron. Alfred, beim Eintritt in die männlichen Jahre an Geist und Körper vor Allen hervorragend, wurde Mitregent und fünf Jahre später alleiniger König (871). Bisher war sein Leben nur eine Vorbereitung für die Zukunft gewesen; jetzt rief ihn der Drang der Ereignisse zur That. Schon Aethelred war durch Einfälle der Dänen sehr belästigt worden; für Alfred wurden sie der Prüfstein seiner Kraft und seiner Fähigkeiten. Anfangs wehrt er sich wacker, wurde später geschlagen, vertrieben und umhergejagt, sammelte aber insgeheim seine Treuen wieder, und eroberte sich endlich sein Land zurück, aus welchem er die Dänen für immer vertrieb. Als so Ruhe und Friede hergestellt waren, begann er auch in geistiger Beziehung fur

seine Sachsen zu sorgen. Er vereinigte in merkwürdiger Weise nach Gibbon's Ausdruck „während eines so barbarischen Zeitalters die Tapferkeit des Antonius, die Gelehrsamkeit nnd Thatkraft des Cäsar mit dem legislativen Genius Lykurg's", ein anscheinend übertriebenes, aber vollkommen gerechtfertigtes Lob.

Eine Hinneigung zur Despotie, wie Einige sie ihm vorwerfen, läßt sich bei Alfred nicht nachweisen; aber er wußte seinen persönlichen Einfluß in einer bei seinen Vorgängern nie gekannten Weise geltend zu machen. Die Gewalt der „Earldormen" (Grafschaftsverwalter), welche bisher der königlichen Macht kaum nachstand, wurde bedeutend beschnitten; auch die Bischöfe verloren, trotzdem daß Alfred immerwährend sich als eifriger Anhänger der katholischen Religion zeigte, fast ihren ganzen Einfluß auf die Politik, der doch unter den früheren Königen nicht gering war. Neben einer fast kindischen und übertriebenen Ehrfurcht, nicht nur vor den Vorschriften des Christenthums, sondern auch vor den mosaischen Gesetzen, welche veranlaßte, daß Alfred in seine Gesetzbücher eine größere Anzahl Bibelstellen einmischte, als in irgend einem andern Lande selbst im Mittelalter je der Fall war, findet sich bei ihm auch nicht die mindeste abergläubische Verehrung der Kirche oder ihrer Diener. Er unterhielt immer die freundlichsten Beziehungen zu den Geistlichen, erlaubte ihnen jedoch in keiner Weise einen irgend zu großen Einfluß selbst in kirchlichen Angelegenheiten; unter seinen zahlreichen Gesandten an den Papst findet sich nur einmal ein Priester. In seinem Kopfe schien die Idee, welche später in der Reformation an's Licht trat, bereits gedämmert zu haben: daß nämlich der Leiter des Staates auch das zeitliche Haupt der Kirche sei. Dabei lag ihm die Förderung der Kirche sehr am Herzen: er beklagt sich bitter, daß die Geistlichen nicht mehr wie früher lernten und lehrten, daß wenige oder gar keiner von ihnen im Stande wäre, eine lateinische Epistel zu übersetzen u s.w. Aber er war nicht der Mann, es mit einem Uebelstande bei Klagen und Kopfschütteln bewenden zu lassen. Was er im eignen Lande nicht fand, suchte er in fremden; Flandern und Deutschland sandten ihm zwei gelehrte Mönche, welche Alfred thätig an's Werk setzte. Ja sein Eifer für den Katholizismus ging so weit, daß er, als einst die heidnischen Dänen vor London lagen, ein Gelübde that, er wolle, wenn er sie besiege, eine Gesandschaft mit reichen Geschenken an die christlichen Kirchen schicken, welche die Apostel Thomas und Bartholomäus im fernen Asien gegrundet hätten. An die Erfüllung dieses Gelübdes knüpfen sich die heutigen Besitzungen Britanniens in Ostindien.

Durch einen jener Mönche, Asser, seinen späteren Biographen, wurde Alfred mit der lateinischen Sprache bekannt. Für damalige Zeiten war dies späte Lernen selbst für

„den weisesten Mann,
der war in Engelanden dann"

nicht besonders auffallend; dieser Eifer war im Gegentheil jedenfalls lobenswerther, als die Ueberbildung unsrer Tage, welche lange vor der Erreichung des männlichen Alters aufhört zu lernen, und thut, als ob sie schon Alles wüßte, wenn sie eigentlich noch gar nichts weiß. Wohl möchte Göthe sich rühmen, daß er, in welchem Lebensalter er auch sterben möge, als Student sterben werde. Wer, wie die Griechen sagten, „alt wird bei fortwährendem Lernen", der besitzt das letzte Gegenmittel gegen die Tücken des Alters, wie gegen die Langeweile und die Mühsale des Lebens.

Alfred lernte indeß nicht allein für sich selbst: während er lernte, vergaß er nie, daß er König sei, und seine erste Sorge war, die Zufriedenheit und Seelenruhe, welche er aus den Worten der Weisen geschöpft hatte, auch seinem Volke mitzutheilen. Leider ist sein „Handbuch", eine Zusammenstellung aller Stellen, die er beim Lesen der näheren Beherzigung werth fand, nebst eigenen Bemerkungen über die Geschichte seines Hauses und seiner Zeit, vollständig verloren gegangen.

Des Boethius' „Tröstungen der Philosophie" vertraten zu damaliger Zeit und selbst noch einige Jahrhunderte später die Stelle gründlicherer philosophischer Arbeiten. Alfred selbst machte dies Werk, wie unzählige andere, mit Hülfe Asser's durch eine Uebersetzung seinem Volke zugänglich. Dabei hatte er seine eigne Weise: bei der Uebersetzung nahm er sich nämlich nicht allein wahrhaft königliche Freiheiten heraus, sondern flickte auch seine eigenen Gedanken in den Text überall ein, wo es ihm grade passend erschien. Besonders auffallend ist diese Gewohnheit in einer Uebersetzung des Orosius. Der Verfasser war in der geographischen Kenntniß des Nordens ein wenig zurück; der König vervollständigte den Bericht, so weit sein Wissen ausreichte. Er fügte namentlich die Grenzen Deutschlands hinzu, und eine genaue Beschreibung der einzelnen Stämme, welche es zu seiner Zeit bewohnten.

Doch wir wollten weder eine Geschichte Alfred's schreiben, noch ein Verzeichniß seiner Werke, sondern nur eine allgemeine Uebersicht geben von seinem Charakter und Wirken. Das letztere anlangend, darf man dreist behaupten, daß dieser eine Mann während einer kurzen, durch Krankheit, Krieg und Drangsale aller Art vielfach gestörten und verbitterten Regierung, in einer allem höhern Streben durchaus ungünstigen Zeit und fast ohne alle Hülfsmittel, mehr für sein Volk gethan hat, als die lange Reihe seiner Nachfolger aus den Plantagenets, den Tudors, den Stuarts während vieler Jahrhunderte und unter den günstigsten Verhältnissen. Wir finden unter diesen wohl große Eroberer, Männer mit entschiedenem Willen, wie großer Thatkraft, und selbst Einige, welche ihre hohe Aufgabe an der Spitze eines mächtigen Volkes zu würdigen wußten; aber wir suchen vergebens auch nur nach Einem unter ihnen, welcher so vollständig wie Alfred der Vater seines Volkes in jeder Beziehung war.

Es ist eine gewöhnliche, aber irrige Annahme, daß tiefes Denken und kräftiges Handeln in einer Person unvereinbar sei. Die Möglichkeit wird zwar zugegeben, aber man meint, eine vorwiegend abstrakte Thätigkeit müsse die Fähigkeit zum praktischen Handeln vermindern; und es ist nicht zu leugnen, daß es in vielen Fällen so ist: wir dürfen nur, wenn die Einführung so bedauerlicher Persönlichkeiten an diesem Orte erlaubt ist, an die Prachteremplare unsrer deutschen Professoren erinnern, bei denen die geistige Ueberspanntheit allen praktischen Verstand vollständig verschlungen hat. Aber man kann diesen Maßstab an wirklich große Geister nicht anlegen. Gemeiniglich zieht sich Derjenige, welcher sich abstrakten Studien, geistiger Thätigkeit hingeben will, von den Einflüssen der Aussenwelt zurück, und kommt dadurch außer Verbindung mit ihr: der Sinn für das Praktische geht verloren. Wer dagegen keinen höheren Zwecken nachstrebt, sondern sich mehr unter den Leuten bewegt, im Geräusch des Lebens seinen Geschäften nachgeht und so vorzugsweise für das lebt, was der Andere vernachläßigt, findet selten Zeit oder Lust für eine mehr geistbildende Beschäftigung. Diese Einseitigkeit liegt indeß nicht so sehr in der Natur weder des Studiums noch des Geschäftslebens, als sie das Resultat der Beschränktheit ist, welche sich nur ausschließlich nach einer Seite hin stark genug fühlt. Bei begabteren Menschen fällt dieses weg: bei ihnen ergänzen sich die Gegensätze; Theorie und Praris unterstützten sich gegenseitig, wachsen und bilden einander als zusammengehörende Theile Einer Natur. So war es besonders bei Alfred.

Bisher hat man ihn vorzugsweise als Besieger der Dänen, als Helden im Kampfe, als Eroberer geschildert; seine Thätigkeit im Frieden, seine Bemühungen für die materielle und geistige Wohlfahrt seiner Unterthanen, sind nicht weniger bewundernswerth. Der Ruf seines praktischen Talentes für die innere Regierung, und das Andenken seines segensreichen Wirkens war noch im zwölften Jahrhundert, als die Hand der normännischen Eroberer schwer auf dem gefallenen England lastete, so groß, daß er nicht nur in den Sagen des Volkes noch lebte, sondern daß auch die Sachsen alle freieren Einrichtungen, deren Werth sie jetzt erst fühlten, wo sie ihnen entrissen wurden, auf den großen König zurückführten. Er war es, der England zuerst in Grafschaften eintheilte nach dem Vorbilde der Gauen bei den alten Germanen; er war es auch, der zuerst die richterliche Gewalt von der Exekutive trennte, und zu einer Zeit, wo Zufall oder Gewalt die einzigen Schiedsrichter waren, eigene Richter einsetzte. Um ihre Thätigkeit um so genauer zu überwachen, was bei der Schwierigkeit, geeignete Personen für diese neuen damals eigenthümlichen Aemter zu finden, doppelt unerläßlich war, machte er sich selbst zum obersten Richter, indem er sich eine Art von Kassationsrecht vorbehielt. Auf die Prüfung der Richter und ihrer Entscheidungen verlegte er sich mit einem Eifer, welcher einem Kanzler spä-

terer Zeiten alle Ehre gemacht hätte. Besonders ließ er es sich angelegen sein, darauf zu achten, daß durch Unkenntniß, Dummheit, Bestechung oder sonstige persönliche Rücksicht keine unbillige Handlung begangen wurde. Gestanden die Richter, daß sie sich unfähig für die ihnen übertragene Aufgabe fühlten, so wußte der König ihnen derb den Text zu lesen. „Ich wundere mich sehr", sagte er einmal zu einem solchen, „daß Ihr, mit dem Amte und der Würde der Weisheit bekleidet, es vernachläßigt, Euch mit den Gedanken und Thaten weiser Männer bekannt zu machen. Entweder legt auf der Stelle die Zeichen Eures Amtes ab, oder verlegt Euch fleißig auf die Erwerbung von Weisheit!" Mancher ging nach solchen Worten beschämt davon und versuchte noch in hohem Alter im Lernen nachzuholen, was er in der Jugend versäumt hatte, so daß nicht selten betagte Männer und hohe Würdenträger es vorzogen, sich neben der Jugend auf die Schulbank zu setzen, ehe sie ihre Aemter niederlegten.

Alfred entging es auch nicht, daß ein richtiges, den Bedürfnissen des Volkes entsprechendes Gesetzsystem allein aus dem Charakter des Volkes und den Verhältnissen entspringen könne, daß daher Niemand für seine Nachkommen Vorschriften machen dürfe. Für sich legte er daher die bestehenden Gesetzbücher zu Grunde, versah sie aber mit solchen Aenderungen, als seiner Ansicht nach für seine Zeit nothwendig waren. Dabei ist es bemerkenswerth, daß die erste Bestrafung durch Beraubung persönlicher Freiheit, welche unter den germanischen Stämmen sich erwähnt findet, von ihm herrührt: er setzte Einsperrung auf den Meineid. Eine andere Neuerung war die Einführung der Todesstrafe für Verräther.

Von Alfred's häuslichem Leben ist wenig bekannt; aber in mancher Hinsicht merkwürdig ist sein Testament. Seine Schätze verwandte er darin gleichmäßig auf die Förderung desselben Zweckes, dem sein ganzes Leben geweiht war: die Hebung des Volkes in materieller und geistiger Beziehung. Selbst die Kirche konnte sich keiner sonderlichen Bevorzugung rühmen, denn nur ein Viertel des Ganzen wurde zum Unterhalt der Klöster u. dergl. Zwecke bestimmt; ein Achtel zu Almosen, ein anderes Achttheil erhielt die von Alfred selbst gegründete Schule. Man mag sich wundern, derartige Bestimmungen bei einem Manne zu finden, welcher nicht allein einen tiefen religiösen Sinn zeigte, sondern auch zu einer Zeit lebte, wo die katholische Kirche mit ihrem eisernen Scepter alle Verhältnisse beherrschte, und der Mittelpunkt alles geistigen Lebens war. Eine Lösung dieses scheinbaren Räthsels mögen wir mit Dr. Reinhold Pauli, dem neuesten und besten der Biographen Alfred's, in seiner noch vorwiegend deutschen Denkart und Gefühlsweise finden, welche sich ja zu allen Zeiten gegen das römische Joch gesträubt hat.

So war Alfred der Große. Noch bei seinen Lebzeiten umgaben ihn

Dankbarkeit und Bewunderung mit einem Heiligenschein, welcher bei den Nachkommen trotz des Christenthums seine Abstammung auf Wodan zurückführen ließ. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurde „der große Westsachse" noch verehrt als ein halbmythischer Charakter. Dasselbe Gefühl, welches ihn vom Himmel herabkommen ließ, versetzte ihn auch später wieder in das Reich der Götter.

Die Zeiten sind vorüber, wo die Vergötterung durch die Menge oder die Heiligsprechung der Kirche den Menschen groß machten; auch ohne diese wird Alfred immer als ein leuchtendes Vorbild dastehen, groß in jeder Beziehung, werth der Bewunderung der Nachwelt.

Die Nichtswisser-Convention in Philadelphia.

„Beschlossen, — daß die auf den Ruinen der alten Parteien der Demokraten und Whigs entstandene amerikanische Partei in keiner Weise für die von ihnen erlassenen verhaßten Maßregeln, noch die von ihnen begangenen Wortbrüche verantwortlich gemacht werden kann. Daß die von diesen Parteien angefachte systematische Agitation der Sklavereifrage die sektionelle Feindschaft zu einem positiven Elemente von politischer Gewalt erhoben und unsere Institutionen in Gefahr gebracht hat; —

„Deshalb, und um den Frieden im Lande wiederherzustellen und die Erhaltung der Union zu sichern, ist es die gebieterische Pflicht der amerikanischen Partei, sich in das Mittel zu legen. Daß, wie die Erfahrung gelehrt, es unmöglich ist, so weit auseinandergehende Meinungen zu vereinigen, und da keine Unehre darin gefunden werden kann, sich Gesetzen zu unterwerfen, welche die Nationalconvention für geeignet hält, um den Forderungen der Gerechtigkeit zu genügen, den Frieden zu erhalten und die über Sklaverei bestehenden Gesetze in Geist und Wesen als eine endgültige Entscheidung aufrecht zu erhalten — in Erwägung Alles dessen:

„Sei es beschlossen, daß die National-Convention, welche es für ihre höchste Pflicht erachtet, sich über einen so wichtigen Gegenstand klar und unzweideutig auszusprechen, folgendes als ihr Glaubensbekenntniß erklärt:

„Daß der Congreß nach der Bundesverfassung keine Gewalt hat, Gesetze über Sklaverei in den Staaten zu machen, oder irgend einem Staate die Zulassung in die Union aus dem Grunde zu verweigern, weil seine Verfassung die Sklaverei als einen Theil seiner socialen Einrichtungen entweder anerkennt oder nicht anerkennt, und daß die Verfassung sich ausdrücklich jeder Bestimmung über die Gewalt des Congresses, Sklaverei in den Territorien zu erlauben oder zu verbieten, enthalten hat.

„Es ist die Meinung dieser Convention, daß der Congreß über

die in dem Distrikte Columbia bestehende Sklaverei keine gesetzgeberische Verfügung erlassen sollte, und daß jede Einmischung des Congresses in besagte Institution in dem genannten Distrikte als eine Verletzung des Geistes und der Absicht des zwischen Maryland und den Ver. Staaten abgeschlossenen Cessions-Vertrages, und als ein Bruch von nationalen Verbindlichkeiten anzusehen wäre."

Plattform des Comite's der Nationalconvention der Nichtswisser.

Was längst geschehen mußte, ist geschehen. Die Nichtswisser haben sich in ihrer zu Philadelphia abgehaltenen Nationalconvention auf den Boden der Nebraskabill und der Prosklaverei-Politik gestellt. Es ist dies eine ganz natürliche Thatsache, welche kaum einer näheren Erläuterung bedarf. Wenn wir dies jetzt beendigte Thema noch einer weiteren Besprechung unterwerfen, so ist dies nur deshalb, um die interessante Bewegung im Zusammenhange zu überschauen, und aus dem ganzen Verlaufe der Dinge zu zeigen, wie schnell sich hier die Ereignisse erfüllen, und wie leicht es ist, in dem Wirrwarr der amerikanischen Politik den rothen Faden zu finden.

Nach einer großen Dürre und Stagnation in der amerikanischen Politik, welche ihren Höhenpunkt in den bekannten Kompromissen von 1850 erreichte, brachte die Nebraskabill wieder neues Leben in das amerikanische Volk. Die Siege, welche die Prosklavereileute in den letzten Jahren errungen hatten, indem sie sich nacheinander die beiden großen Parteien dieses Landes unterthan machten, hatten die gewöhnliche Folge großen Uebermuthes und übertriebener Anmaßungen von Seiten des Südens. Dieser glaubte, dem Norden, der sich bisher so nachgiebig gezeigt hatte, den puritanischen, temperenzlerischen Teiggesichtern der Neu-England-Staaten, Alles bieten zu können, und während der demokratische Sieg von 1852 durch das Versprechen, die Sklavenfrage nicht weiter zu agitiren, bewerkstelligt wurde, benutzten meineidige Politiker denselben, um einen kühnen, gewaltigen Handstreich gegen den Norden auszuführen. Die Tendenz der Nebraskabill, die schimpfliche Art und Weise, mit welcher dieselbe durchgesetzt wurde, ist noch in Aller Gedächtniß. Die Politiker hatten bei dieser wichtigen Katastrophe Alles auf das Schlaueste eingerichtet; alle Fäden der Corruption, alle Mittel der Täuschung wurden angewandt; nur in Einem hatte man sich verrechnet, im Volke. Das Volk des Nordens begriff sofort, um was es sich handelte, und ein Sturm des Unwillens brauste durch das Land. Selbst die Demokratie des Nordens empörte sich Anfangs gegen den Bruch des Missourikompromisses, und wenn auch die Bedientenseelen in der demokratischen Presse sich dem Gebote der Aemterjäger fügten, so steht doch noch heute ein großer Theil Derer, welche bei der letzten Wahl für Pierce stimmten, auf Seiten der Opposition. Die wohlthätige Folge der Nebraskabill war, daß wieder Leben

in die Politik kam, daß die Frage der Sklaverei, die durch das Compromiß von 1850 aus der politischen Diskussion ausgeschlossen war, wieder offen an's Tageslicht trat, und daß endlich innerhalb der demokratischen Partei sich ein tiefer Bruch kundgab. Die Herbstwahlen im Jahre 1854 waren eine passende Antwort auf die Nebraskabill; die demokratische Partei wurde in den meisten Staaten des Nordens verurtheilt, und namentlich die deutschen Bürger verließen schaarenweise die demokratische Partei, der sie früher mit Leib und Seele angehört hatten. Das amerikanische Volk schien auf dem Wege zu einer gesunden, prinzipiellen Politik zu sein, zu einer nördlichen Politik, welche nicht gerade im Abolitionismus, sondern in einer Beschränkung und Eindämmung der Sklaverei besteht.

Dies Alles ist bekannt genug, und man entschuldige uns, daß wir es des Zusammenhanges wegen wiederholen. Die neuere Geschichte Amerika's datirt von der Nebraskabill, und keine Erscheinung der amerikanischen Politik kann ohne diese Bill begriffen werden.

Die erneute Strebsamkeit und Regsamkeit des Nordens, das frische Leben, welches in der Presse und den politischen Versammlungen herrschte, mußte auch nach andern Seiten hin wirken. Man erkannte außer der Sklaverei noch viele andere Anzeichen des Verfalles der Republik, und der allgemeine Ruf: Reform tönte durch das ganze Land. Mit der Unbesonnenheit und Maßlosigkeit, welche dem amerikanischen Volke eigen ist, wurde nun ein wahrer Kreuzzug der Reform begonnen. Zwei Dinge waren es hauptsächlich, gegen welche sich diese Reformsucht erklärte: der Schnaps und der Katholizismus; die Temperenzbewegungen gewannen einen neuen bedeutenden Aufschwung; der Nativismus gab sich eine bestimmte Form: zwei Bewegungen, aus edlen Motiven hervorgegangen, durch gegründete Ursachen veranlaßt, nothwendige Glieder in der Geschichte der amerikanischen Entwickelung, aber in der Auswahl der Mittel unbesonnen, unpraktisch, ungerecht, unvernünftig.

Die geschlagene demokratische Partei sah mit Vergnügen neue Bestrebungen auf dem politischen Gebiete auftauchen. Ihr konnte nichts fataler sein, als wenn das Auge des Volkes immer auf die Sklaverei gerichtet war. Wie sie schon früher die Temperenz-Agitation als einen Blitzableiter gebraucht hatte, um den Unwillen des Volkes von sich ab auf die Abolitionisten zu lenken, so benutzte sie jetzt die nativistischen Bestrebungen, um die Nebraskaschande in den Hintergrund der öffentlichen Diskussion zurückzudrängen. Der Nativismus machte eine Seitenbewegung von der graden Bahn der nördlichen Politik ab, und wem konnte dies lieber sein, als den Anhängern und Vertheidigern der Sklaverei?

Anfangs, als der Reformgedanke in der amerikanischen Bewegung noch vorherrschend war, kämpften die demokratischen Zeitungen, welchen jede Reform ein Gräuel, gegen dieselbe an, um politisches Kapital aus dieser Op-

position zu machen. Sie spekulirten namentlich auf die eingewanderten Bürger, und dachten, durch betrunkene Irländer und gutmüthige Deutsche ihre durch die Nebraskabill gelichteten Reihen wieder zu füllen.

Die Stellung der eingewanderten, besonders der deutschen Bevölkerung, schien für einen Moment schwierig und kritisch. Die demokratische Partei bot sich durch ihre Fuhrer und Organe wiederholt zum Schutze der eingewanderten Bürger an, während die Reformer, welche vor der letzten Herbstwahl sich sehr angelegentlich um die deutschen Stimmen beworben hatten, diesen Punkt entweder mit einem verdächtigen Stillschweigen übergingen, oder sich direkt für nativistische Maßregeln aussprachen. Namentlich die Freesoiler thaten bei und vor den letzten Stadtwahlen nicht ihre Pflicht; ihre Aufgabe war, Opposition gegen Hunker und Nichtswisser zu gleicher Zeit zu machen, und auf diese Weise eine Bresche zu brechen, durch welche die eingewanderte Bevölkerung aus dem Dilemma heraus konnte. Aber die Freesoiler, in deren Reihen d r Nativismus ebenso vertreten war, wie in jeder andern Partei, schienen auf der Lauer zu liegen, um zu sehen, woher der Wind kam.

Die deutsche Bevölkerung wurde unter diesen Umständen schwankend und ungewiß, und die hauptsächlichste Thätigkeit der wirklich radikalen Presse mußte nur darauf gerichtet sein, die Fliehenden zurückzuhalten. Die Sirenenworte der Hunker fanden darum nur verhältnißmäßig bereitwilliges Gehör; aber die Demokraten brauchen nicht stolz auf Diejenigen zu sein, die aus Angst vor den Nativisten in das demokratische Lager liefen; diese Leute werden das Gefühl der Beschämung, das sie im gegenwärtigen Moment der Enttäuschung empfinden, in ein Gefühl der Erbitterung gegen diejenige Partei, welche sie getäuscht hat, verwandeln.

Es war am Ende nicht schwer, die Situation zu erkennen, trotzdem daß sich gewisse Zeitungen alle mögliche Mühe gaben, den Sachverhalt zu verdrehen. In der chaotischen Verwirrung mußte sich bald der Schlamm von dem klaren Wasser trennen. Wenn man etwas mehr auf die Prinzipien der Parteien, als auf die Phrasen der Zeitungen aufmerkte, so konnte das Ergebniß kein Geheimniß sein. Es war erklärlich, es war selbstredend, daß der Haufen der Aemterjäger, welche für die Nebraskabill gestimmt hatten, der Sklavereileute, denen jedes Rechtsbewußtsein, jedes humane Gefühl fremd ist, sich mit den Leuten vereinigen mußten, welche in geheimen Logen auf Aemter und auf die Unterdrückung der eingewanderten Bevölkerung conspirirten. Auf der andern Seite konnte man erwarten, daß der Kern derjenigen Partei, welche sich im Interesse freier Arbeit und Einwanderung gegen die Nebraskabill erklärt hatte, daß die Partei des freien Bodens und der freien Arbeit, das Banner der Freiheit auch für die eingewanderten Bürger erheben würde. Wir waren überdiesen Ausgang der Dinge nicht im Mindesten und nicht einen Augenblick in Zweifel, und kön-

nen heute noch nicht begreifen, wie irgend ein Mensch darüber nur einen Moment in Zweifel sein konnte.

Die Ereignisse gingen denn auch ihren natürlichen Weg. Bei dem raschen Verlauf der politischen Geschicke in Amerika hat man nicht lange zu warten, bis daß die Probe auf die Rechnung kommt. Die Popularität, welche die „amerikanische" Bewegung im Anfange erlangte, drängte den ganzen Haufen korrupter Politiker und hoffnungsloser Aemterjäger in die geheimen Logen, und die skandalösen Vorgänge, deren Schauplatz diese Logen waren, der Aemterstreit in Baltimore, die Riots in Cincinnati u. Louisville, die Hiß-Patterson-Geschichte in Massachussets u. s. w., machten es jedem halbweg anständigen und ehrbaren Menschen unmöglich, Mitglied der Nichtswisserlogen zu sein. Die Reformbestrebungen, welche Anlaß zu der amerikanischen Bewegung gegeben hatten, traten immer mehr und mehr in den Hintergrund, und man verhehlte es sich nicht mehr, daß das Ganze nur eine Conspiration zur Erlangung und Theilung der Beute bei den nächsten Stadt-, Staats- und Nationalwahlen sei.

Unterdessen nahmen die Freesoiler, der eigentliche Kern der Anti-Nebraska Partei, immer mehr und mehr eine entschiedene Stellung gegen die nativistischen Bestrebungen ein. Die beiden Hauptorgane dieser Partei, „New-York Tribune" und „National-Era" haben nicht einen Augenblick gezögert, den Fremdenfressern den Handschuh hinzuwerfen, und niemals hat die „Tribune" so sehr prosperirt, als in dieser Zeit. Der „Ashtabula Sentinel," in Ohio, brachte die Erklärung der Freesoilpartei dieses Staates gegen irgend eine Theilnahme oder ein Compromiß mit den nativistischen Logen. Giddings, Chase, Wade, alle hervorragenden Freesoilpolitiker Ohio's, denken in dieser Frage gesund. Der „Cleveland Leader," der manchmal wohl etwas schärfere Waffen gegen die Know-Nothings hätte gebrauchen können, erklärte, nachdem das Resultat des Philadelphier Kongresses bekannt war, daß jetzt die Situation klar und die Sache der Freesoiler und der Know-Nothings für ewig geschieden sei. Selbst Wilson, von Massachussets, der einst so eifrige Know-Nothing, mäßigte sich dahin, daß er mit einer strengen Beobachtung der jetzigen Naturalisationsgesetze zufrieden sei. Die gesunde Vernunft kehrt gern dorthin wieder zurück, wo vorübergehende Irrthümer sie vertrieben haben, aber die Grundlage und das Prinzip vernünftig ist. So sind wir denn auf eine leichte und glückliche Weise aus dem Dilemma herausgekommen, welches so manchem unlogischen Menschen Kopfschmerzen gemacht hat.

Im Süden fanden die nativistischen Bestrebungen natürlich den besten und fruchtbarsten Boden, denn die Anhänglichkeit an die Sklaverei und die Abneigung gegen freie Einwanderung ist ein und dasselbe. Der Süden, der sich bisher jeder nationalen Partei in Amerika bemächtigt hat, riß auch die Herrschaft über die Know-Nothing-Logen an sich;

die Plattform der amerikanischen Partei, wie sie auf der National-Convention in Philadelphia aufgestellt wurde, ist eine reine, unverfälschte Prosklaverei-Plattform. Es war natürlich, daß bei einer „amerikanischen" Partei auch wieder viel Unionsretterei getrieben wurde; hinter Unionsretterei ist aber immer und allemal nichts Anderes zu verstehen, als Beschützung der Sklaverei. So sind wir denn endlich zu dem erfreulichen Resultate angelangt, daß die Know-Nothing-Logen auf einem Boden stehen, wo sie schon längst hätten stehen müssen, auf dem Boden der Nebraskabill, der Douglas'schen Volkssouveränität, der Sklavereiprotektion, auf dem Boden der New-Yorker Staatszeitung und ihrer ganzen Sippschaft.

Wir nennen das Resultat ein erfreuliches, denn es zeigt, daß alle Irr- und Schleichwege in der Politik doch die Bildung einer rein nördlichen Politik nicht verhindern können. Die Freesoilpartei steht jetzt wieder in einer so unabhängigen und vorurtheilsfreien Haltung da, daß namentlich bei der deutschen Bevölkerung gar kein Zweifel mehr darüber herrschen kann, auf welche Seite sie ihren politischen Einfluß werfen soll. Wir haben mehrmals und nachdrücklich nachgewiesen, daß die Sklaverei der Focus und Angelpunkt der amerikanischen Politik sei, und jedes politische Ereigniß bestätigt dies auf das Entschiedenste. Diese Frage mischt sich in jede politische Diskussion heran; die Nationalökonomie, wie die Politik, das strenge Recht, wie der Socialismus, sind daran betheiligt, und man kann kein Wort von der Geschichte, der Politik und den Zuständen Amerika's verstehen, wenn man nicht immer auf die Sklavenfrage in erster Reihe Rücksicht nimmt. Die demokratischen Blätter haben natürlich ein Interesse daran, in Bezug auf diesen Punkt die Meinungen zu verwirren, und die ganze Agitation gegen Sklaverei als heuchelnde, frömmelnde Philanthropie zu verschreien; aber nicht nur die Philanthropie, nein, das lebendige, wirkliche Interesse des amerikanischen Volkes kämpft gegen die Uebermacht der Sklaverei an, und dieser Kampf wird trotz alles Sträubens und aller Scheu resolut und frisch zu Ende geführt werden. Das ist grade die Bedeutung der nichtswisserischen Platform von Philadelphia, daß sie uns auf das Nachdrücklichste daran erinnert, daß alle anderen politischen Differenzen vor der großen Frage der Sklaverei verschwinden. Es wird und muß sich eine nördliche Partei bilden, welche einen festen Damm gegen die Sklaverei errichtet, und die den Congreß und die Union von der Herrschaft des sklavenhalterischen Südens befreit. Auf dieses Ziel muß mit allen Kräften hingearbeitet werden; dies ist die wahre „Unionsretterei," welche der Union unzerstörbare Lebensfähigkeit geben wird. An allen Krankheiten des öffentlichen Lebens, welche wir in Amerika beklagen, ist die Sklaverei und die Uebermacht des Südens schuld; entfernen wir die Ursache dieser Krankheiten, oder vermindern wir nur wenigstens die Wirkungen dieser Ursache, so erhöhen wir die Lebensfähigkeit und vermehren wir die Dauer-

haftigkeit der Union. Es ist dazu nichts anderes nothwendig, als die Frage zu vereinfachen. Liegt einmal die Frage zwischen Süd und Nord, zwischen Sklaverei und Freiheit, einfach und unvermischt in der Wagschaale der Parteien, so ist der Süden verloren. Die Frage vereinfachen, heißt sie entscheiden. Deshalb begrüßen wir mit Genugthuung die Platform der nativistischen Nationalkonvention, welche sich einfach und rückhaltlos auf den Boden der Prosklavereipolitik stellt; es ist dies ein herrlicher Beweis der politischen Wahlverwandtschaft, nach welcher das Schlechte vom Schlechten, das Gute vom Guten angezogen wird.

Also, die Nichtswisserei hat sich in Prosklaverei- und Nebraskapolitik verwandelt. Man sieht, es ist noch Logik in der amerikanischen Politik vorhanden. Die Nichtswisser gehörten längst dahin, wo sie schon jetzt stehen, und wenn sie nicht heute zu den Nebraskaleuten übergegangen wären, hätten sie es Morgen thun müssen, wenn nicht morgen, dann gewiß übermorgen. Die Nichtswisserei ist damit factisch aufgehoben; sie bildet bloß eine Sektion der großen Sklavereipropaganda, an deren Spitze Stringfellow, Atchison die New-Yorker Staatszeitung und die ganze Bande von demokratischen Rowdies und Aemterjägern steht. Die Komödie ist aus; die Farce ist zu Ende gespielt, und die Lacher sind auf u n s e r e r Seite.

Was werden jetzt die Nebraskazeitungen thun, diese eifrigen Beschützer der Rechte und Interessen der eingewanderten Bürger? Was werden diejenigen Zeitungen sagen, welche ihren bei den letzten Herbstwahlen ausgesprochenen freisinnigen Grundsätzen untreu wurden, und aus Angst vor dem Nativismus wieder in den Hinterhalt der demokratischen Partei zurückfielen? Sie stehen jetzt auf ein und demselben Boden mit den Nichtswissern, auf dem Boden der Privilegien, Vorurtheile und Gewaltthätigkeiten. Wir sehen, was der Schild und die Lanze taugte, mit welchem diese Leute die Rechte der eingewanderten Bürger vertheidigen wollten. Wir rathen den demokratischen Zeitungen jetzt, mit den Nichtswissern, die ja in der Hauptsache eines Sinnes mit ihnen sind, gemeinsame Sache zu machen, oder vielmehr, die Bestrebungen wieder aufzunehmen, welche sie seit Jahren verfolgt haben. Hieß es nicht immer in den demokratischen Zeitungen, daß man erst zwanzig Jahre im Land sein müsse, ehe man über amerikanische Verhältnisse urtheilen dürfe? Sagte nicht die New-Yorker Staatszeitung, man solle Keinem erlauben, eine politische Zeitung zu dirigiren, der nicht wenigstens das Bürgerrecht habe? Wurde nicht immer der Gegensatz zwischen „Grau" und „Grün" hervorgehoben; wurde nicht immer empfohlen, sich zu „amerikanisirrn", daß heißt, sich von amerikanischen Aemterjägern humbuggen zu lassen? Nun, alle diese Rathschläge passen trefflich zu den Bestrebungen der Nichtswisser, die auch erst nach 21jährigem Aufenthalte den Einwanderern erlauben wollen, sich mit Politik zu beschäftigen, die auch verlangen, der Deutsche solle seine deutschen Sitten

und seine heimische Kultur mit amerikanischer „Smartneß" vertauschen. Wie in Bezug auf Sklaverei und Nebraskabill, so passen die Junker- und Nichtswisser noch in vielen Andern Punkten zusammen, und wir haben ihre Vereinigung mit dem Gefühle der innigsten Befriedigung gesehen.

Die letzte Täuschung, mit welcher die demokratische Partei die Deutschen in ihr Netz ziehen wollte, ist entlarvt; eine neue Lüge wird schwerlich so bald gefunden werden. Wir rufen mit lauter Stimme: „Bahnfrei"!

Europäischer Nativismus.

Wie wir im vorigen Artikel angedeutet haben, so glauben wir, die nativistische Bewegung, die gegenwärtig an ihrem Ziele angelangt und ihres eigenthümlichen Charakters entblößt ist, aus den Spalten der „Atlantis" entlassen zu können. Um unparteiisch und gerecht zu sein, wollen wir indessen zum Schluß noch an den europäischen Nativismus erinnern, um zu zeigen, wie auch die hochgebildeten Nationen Europa's sich einer Thorheit wiederholt schuldig gemacht haben, die wir an dem unentwickelten Volke der Amerikaner fast unerklärlich fanden. Eine solche Parallele wird uns versöhnlich und bescheiden machen; wir gedenken des alten Sprüchwortes, daß, wenn wir den Splitter im Auge des Anderen sehen, wir den Balken im eigenen Auge nicht vergessen dürfen.

Der Nativismus ist das Produkt der nationalen Eitelkeit und Selbstüberschätzung; er ist im Gegensatze zu dem Kosmopolitismus eine Sonderstellung der Nationen; er trennt die Interessen einer speziellen Nation von den Interessen der Menschheit; er stellt die Nationalität höher, als die Prinzipien der Freiheit und des Rechtes. Mag nun auch der Nativismus die verschiedensten Tendenzen bezwecken; mag der Nationalstolz sich auf gute und rühmenswerthe Eigenschaften des Volkes oder auf Vorurtheile und Albernheiten stützen: sobald die Nationalität mehr gilt, wie die Freiheit, steht sie im Widerspruch mit dem Charakter dieses Jahrhunderts und dem Losungsworte der europäischen Revolution, der Solidarität der Völker. Sehen wir, wie sich in dieser Beziehung die verschiedenen europäischen Nationen verhalten.

Um nun zuerst an Deutschland zu erinnern, so wollen wir die diplomatischen und dynastischen Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Höfen, zwischen Preußen und Oesterreich, die Intriguen Baiern's und der kleineren Staaten, und den ganzen monarchischen Jammer mit Stillschweigen übergehen, und nur diejenigen Thorheiten erwähnen, für welche das deutsche Volk selbst direkt verantwortlich ist. Wenn auch das deutsche Volk

seinem Charakter, seiner Wissenschaft und Literatur nach kosmopolitisch ist, und man ihm seiner übertriebenen Bescheidenheit grade keinen Nationalstolz nachrühmen kann, so hat doch der Nationalitätsschwindel namentlich in den Revolutionsjahren mehr Unheil angerichtet, und der Freiheit mehr geschadet, wie die Kanonen der Könige. Als durch die Februar- u. Märzrevolutionen der Freiheit eine Gasse in Deutschland gebahnt wurde, suchte man mit dem roth-schwarz-goldenen Deutschthum der Hambacher Zeit den Donner der Revolution zum Schweigen zu bringen, und der Versuch gelang. Es wurde ein ähnliches Experiment veranstaltet, wie mit der Unionsretterei in America; man opferte die Freiheit der Einheit des Vaterlandes auf; die Revolution der Nationalität. In allen Parlamenten und Kammern hörte man die rührenden Worte: Erst die Einheit Deutschlands, dann die Freiheit desselben; dies war ein vollständig reaktionärer Gedanke, der fürchterliche Früchte getragen hat. Aber das deutsche Volk lauschte mit Behagen dem Sirenengesange, trug roth–schwarz–goldene Kokarden, schwenkte deutsche Fahnen, träumte vom deutschen Reich, machte eine äußerst complizirte Reichsverfassung, und während diese nationalen Allotria getrieben wurden, ging die Zeit der Revolution und Freiheit vorüber. Gegen eine solche Nationalitätssimpelei ist in der That der amerikanische Nativismus noch praktisch und nützlich.

Und nicht nur als Nation, sondern auch als Provinzen und Stämme, trieben die Deutschen in den Revolutionsjahren den Partikularismus in einer Weise, welche in der That Massachussets überbietet. Wir wollen nur ein Beispiel erwähnen. Wenn ein Preuße 1849 an der deutschen Revolution, welche sich damals in Baden und der Pfalz vorbereitete, Theil nehmen wollte, wurde er von dem spezifisch-badischen Nationalstolz mit großem Mißtrauen betrachtet. In keiner amerikanischen Nichtswisserloge kann man einen so krassen Nativismus sehen, wie damals im Ständehause zu Carlsruhe unter Brentano's Regiment. Schreiber dieses wurde damals von einem Beamten Brentano's gefragt: Was er hier wolle? und ihm der gute Rath gegeben, nach Westphalen zu gehen, um dort Revolution zu machen. In den Parlamenten hörte man damals nur von dem „engeren Vaterlande" reden; jede Provinz, jedes Städtchen wollte seine Revolution für sich machen, und unter diesem nativistischen, an die Scholle gebundenen Partikularismus ging die Revolution zu Grunde. Schleswig–Holstein verwandte für sich seine eigenen Kräfte; Baden und die Pfalz ebenso; Wien kämpfte allein, und Berlin ging für sich allein zu Grunde.

Ja, wird dieser Nativismus, dieser Partikularismus nicht auch von den Deutschen Amerika's fortgesetzt? Herrscht nicht in Amerika eine große Abneigung zwischen Plattdeutschen und Schwaben? Man gehe in ein Pommer'sches, Westphälisches, Schwäbisches, Holsteinisches Settlement, findet man nicht häufig einen kleinen Krieg zwischen den Abkömmlingen

der verschiedenen deutschen Volksstämme? Selten, daß in einer Stadt Schwaben einen Preußen zum Arzt oder Prediger nehmen, und umgekehrt. Jeder sucht zuerst seine Landsleute. Ja, hier in Amerika scheint der provinzielle Partikularismus noch ärger zu sein und deutlicher hervorzutreten, als in Deutschland. Und wenn wir nun selbst auf diese Weise den Nativismus bis zur größten Absurdität treiben, haben wir dann ein Recht, uns über die amerikanischen Nichtswisser zu beschweren? — In dem freiesten Lande Europa's, in der Schweiz, haben wir den größten Nativismus gesehen. Mit welcher Verachtung schaut der Berner Spießbürger auf die fremden „Kaibe"; welch ein krasser Nativismus wohnt in den Urkantonen, besonders in Schwyz, wo es für einen Fremden fast lebensgefährlich ist, sich länger, wie momentan, aufzuhalten. Dieser Nativismus ist ein wesentliches Element in der schweizerischen Politik; nur durch diesen Nativismus war es dem Bundesrathe möglich, den Handlanger der europäischen Contre-Revolution durch die Austreibung der Flüchtlinge zu spielen.

Was der Nativismus in der innern Politik ist, das ist die Neutralität in der äußern. In dieser Beziehung befindet sich die Schweiz mit Nordamerika in derselben Lage. Neutralität ist der schnöde, gemeine Egoismus der Nationen, welche sich von den allgemeinen Interessen der Menschheit isoliren, die zu engherzig sind, zu begreifen, daß ihr Schicksal von dem Schicksale anderer Nationen abhängig ist, welche die Universalität des Begriffes „Freiheit" nicht einsehen. Neutralität ist nur eine politische Maske, welche republikanischen Nationen erlaubt, den Henker an der Freiheit anderer Nationen zu machen. In dieser Beziehung gegen Nativismus und Neutralität Hand in Hand.

Auch die Freiheit Italiens, des schönen, glücklichen Italiens, ist durch den Nationalstolz und durch den Nativismus umgebracht. Im Jahre 1848 hätte es nur einiger ernsthafter Anstrengungen von Seiten der Italiener gebraucht, um die französische Armee in den Kampf für die Unabhängigkeit Italiens zu verwickeln, und dann wäre der Lauf der Weltgeschichte gewiß ein anderer gewesen. Aber die Vorposten der Reaktion schmeichelten dem Nationalstolze des Volkes; in den Zeitungen des jungen Italiens hieß es: „Italia fara da se", (Italien muß für sich selbst handeln); der Verräther Carlo Alberto wurde zum „Schwerte Italiens" gemacht, und die Niederlage von Novara war das Ende.

Nirgend kann man die nationale Eitelkeit und den Nativismus in einer entschiedeneren und unangenehmeren Weise ausgeprägt finden, als bei den slavischen Völkern. Die Polen, die Ungarn sind die eigentlichen Repräsentanten des Nationalstolzes. Während Wien, das glorreiche, hochherzige Wien, sich Ungarns wegen zusammenkartätschen ließ, fanden die Ungarn mit ihrem mächtigen, siegreichen Heere keine Zeit und Gelegenheit, nach Wien zu ziehen, um dort die österreichische Monarchie zu zer-

stören; nein, sie mußten ihr „Vaterland" vertheidigen, und ließen sich dort von einer Uebermacht Russen zerdücken. Selbst Kossuth, dieser Mann mit weitreichenden aufgeklärten Ideen, leidet noch im Exil an diesen ungarischen Nationalitätsphantasien; für ihn existirt die Welt nur in Ungarn, und sein höchster Stolz ist, ein Magyar, nicht ein Mensch zu sein. Wenn solche Leute, die auf der Höhe des Ruhmes und der Popularität stehen, noch am Nativismus leiden, — aus welchem Grunde soll man denn die armseligen Pork- und Cottenhändler Amerika's tadeln, daß sie in die Nichtswisserlogen gehen? Ja, was soll man sagen, wenn selbst ein Bakunin, Philosoph und Revolutionär zugleich, die Klarheit seiner politischen Ueberzeugungen durch eine zu weit getriebene Nationalitätstheorie verdunkelte. Seine höchste politische Forderung war die Gleichberechtigung der Nationen, und er trieb dieselbe so weit, daß er den kleinen Bruchstücken slavischer Volksstämme in fernen Osten ein selbstständiges politisches Leben zuerkannt wissen wollte. Wir glauben dagegen, daß nur diejenigen Nationen Anspruch auf eine selbstständige politische Existenz haben können, welche eine selbstständige geistige Existenz haben, eine eigene Literatur, Geschichte u. s. w., welche ein unentbehrliches und charakteristisches Moment in der Entwickelung der Menschheit bilden. Es scheint uns ein natürliches Gesetz, daß die kleineren Nationen nach und nach von den größeren absorbirt werden, daß mit der Zeit nur wenige Hauptvölker übrig bleiben, welche die Aufgabe der Menschheit und die Zwecke der Weltgeschichte erfüllen.

Wenn man eine Stufenleiter des Nationalstolzes bilden will, so muß man oben auf die Spitze die „große Nation" der Franzosen stellen. Dieses Volk ist unter allen andern das eitelste und eingebildetste; es ist beklagenswerth, daß seine sonstigen vielfachen liebenswürdigen Eigenschaften diese unangenehme Beimischung erhalten haben. Freilich muß nach dem alten deutschen Sprüchwort: „Hoffahrt muß Pein leiden," das französische Volk selbst zunächst die Folgen seines Nationalstolzes tragen; es hat sich durch seinen Hochmuth grenzenlos elend gemacht und nicht nur seine eigene Freiheit, sondern die Freiheit Europa's ruinirt. Der Durst nach Ruhm, die selbstgefällige Erinnerung an gewonnene Siege, warf dieses mächtige, intelligente Volk dem Napoleonischen Schwindler zur Beute hin, und Tausende von Leichen vor Sebastopol, hunderte Millionen von Schulden sind die Folgen eines übertriebenen und ungerechtfertigen Nationalstolzes.

Ueber den stolzen Engländer brauchen wir wohl nichts mehr zu sagen. Er ist als Engländer natürlich schon ein höheres Wesen, als alle andern Menschen, und wiederholt sich noch heute mit Selbstgefälligkeit das alte Wort: Civis romanus sum. Möglich jedoch, daß die neueren Ereignisse dieses Nationalgefühl merklich erschüttern.

Wir haben in Kurzem die verschiedenen Arten und Wirkungen des Na-

tionalstolzes in Europa skizzirt, um zu zeigen, daß Amerika am Ende nur europäische Vorbilder bei der Gründung seiner Know-Nothing-Logen befolgt hat. Gut, daß man hier nicht noch weiter in die europäische Geschichte zurückgegriffen, und sich an sicilianische Vespern, an die Behandlung der Sachsen durch die Normannen u. dergl. erinnert hat. Wir sehen an solchen Parallelen, daß die Zeiten doch immer milder und die Sitten humaner werden; namentlich die schnelle Beendigung des hiesigen Know-Nothing-Schwindels, der kaum ein paar unbedeutende Tumulte hervorzubringen vermochte, stellt Amerika den europäischen Verhältnissen gegenüber in ein nicht unvortheilhaftes Licht.

Zum Schlusse noch eine hoffentlich überflüssige Bemerkung. Wenn wir den Nationalstolz tadeln und seine schlechten Resultate nachweisen, so wollen wir gewiß keinem Menschen die Liebe zu seinem Vaterlande und den Stolz, einer gebildeten Nation anzugehören, schmälern und verdächtigen. Patriotismus ist unleugbar eine politische Tugend. Aber er ist nicht die höchste politische Tugend. Man muß sein Vaterland lieben, aber mehr noch die Freiheit. Die Nationalität ist immer erst das Zweite, worauf wir stolz sein dürfen, und wir können nur dann mit Recht und in Wahrheit uns derselben ruhmen, wenn wir unsere Nation als ein Glied der civilisirten Menschheit, als die Heimath der Freiheit betrachten.

Ueberschätzung der Naturwissenschaften.

Die großen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften in den letzten fünfzig Jahr-n gemacht haben, die ungemeine Vermehrung des Materials, die Vereinfachung der Prinzipien, die Verbesserung der Methode, erregen die Bewunderung jedes denkenden Menschen. Der Weg, den die Naturwissenschaften in den letzten wenigen Jahren zurückgelegt haben, ist länger, als die ganze frühere Geschichte derselben. Eine Menge der genialsten Schlüsse, der nützlichsten Entdeckungen, der scharfsinnigsten Beobachtungen hat den Kreis des menschlichen Wissens vergrößert, und man muß unwillkürlich Hochachtung vor dem menschlichen Geiste bekommen, wenn man die Arbeiten eines Humboldt, Arago, Oerstedt, Liebig betrachtet. Daher hört man denn auch häufig, wenn über den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften gesprochen wird, die übertriebensten Ausdrücke der Bewunderung und des Lobes, und es wird den Naturwissenschaften der Vorrang vor allen andern Wissenschaften zuerkannt. Der praktische, empirische Charakter dieses Jahrhunderts scheint auch Etwas zu der großen Verehrung beizutragen, die man den Naturwissenschaften zollt; der nützliche

Einfluß derselben auf Industrie und Ackerbau vermehrt die Bewunderung, mit welcher man die Fortschritte der Chemie, Physik, Astronomie u. s. w. betrachtet. Es ist unter diesen Umständen natürlich und erklärlich, daß die Naturwissenschaften auch häufig überschätzt werden, und zwar auf Kosten anderer Wissenschaften, denen das empirische Wissen selbst viel Dank schuldig ist. Die Naturwissenschaften werden als das Alpha und Omega jedes menschlichen Wissens ausgegeben, und erscheint es kaum noch der Mühe werth, von andern Dingen zu reden. Vornehmlich leidet unter dieser Ueberschätzung die Philosophie, aber auch die Rechtswissenschaft, die Staatswissenschaften und selbst auch die historischen Wissenschaften, welche doch an positivem Gehalte die Naturwissenschaften noch übertreffen. Es scheint deshalb nothwendig, die Bewunderung, welche man den Naturwissenschaften zollt, auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen, und namentlich zu zeigen, daß dieselben niemals die leitenden Ideen der Philosophie entbehren können. Nehmen wir z. B. diejenige Wissenschaft, welche am meisten bewundert und gefeiert wird, deren Entdeckungen das größte Aufsehen machen, deren Gebiet ein unermeßliches ist, die Astronomie, — wie viele Gründe hat dieselbe, bescheiden und dankbar gegen andere Wissenschaften zu sein. Wie ein Tropfen zum Meere, so verhält sich ihr Wissen zu ihrem Gebiete. Ueber die ersten und einfachsten Prinzipien ist sie im Unklaren. Hier wimmelt Alles von Hypothesen, Voraussetzungen und Vermuthungen. Nicht einmal die kleine Sternschnuppe kann wissenschaftlich erklärt werden. Ja, in jenen Zeiten, als das Kopernikanische System noch herrschte, als man die Erde noch für den feststehenden Mittelpunkt der ganzen Sternenwelt hielt, rechnete man ebensogut die Finsternisse aus, wie heute; ein Zeichen, wie wenig wahrhaft wissenschaftlich die Astronomen verfahren. Aber die ungeheuren Ziffern, welche man in den astronomischen Büchern findet, imponiren der Menge; man staunt über die Millionen Sonnenfernen, nach denen der Astronom rechnet, und glaubt, in diesen unermeßlichen Entfernungen etwas Erhabenes, Göttliches, Unendliches zu finden. Aber wird eine Sache dadurch bedeutender und größer, daß man hunderttausend Nullen dahinter hängt? Die Unendlichkeit der Astronomie ist eine leere, öde Unendlichkeit, durch wenig Gedanken, durch kein Gefühl belebt. Gewiß, wenn man einen Blick in das kleine Menschenherz wirft, und es beobachtet in seinem Leiden und Lieben, seinem Hoffen und Streben, so finden wir mehr Unendlichkeit, als in den weiten, öden Räumen der Astronomie. Der Handwerker, welcher die Linsen schleift, hat diese ganze Wissenschaft unter seiner Controle, und aller Scharfsinn der Gelehrten bricht sich an einfachen technischen Schwierigkeiten. Und diese Wissenschaft wird von einigen Leuten als die erste und vornehmste Wissenschaft ausgegeben!

Die Astronomie ist das rechte Terrain für religiöse Träumerei und Andächtelei; man läßt den Blick über den gestirnten Himmel schweifen,

und mißt nach den räumlichen Entfernungen, nach den Ziffern und Nullen die Größe Gottes. In jeder Predigt spielen die Sterne eine große Rolle. Es ist ein gedankenloses Thun, diese leere Unendlichkeit zu bewundern, und deßhalb paßt es so gut auf die Kanzel. Freilich wird kein denkender und fühlender Mensch den gestirnten Himmel anblicken, ohne daß er sich mächtig ergriffen und erhoben fühlt; es liegt eine große Poesie in diesem Anblick, aber dieselbe kann nicht durch Ziffern und mathematische Figuren ausgedrückt werden. Ziffern bleiben Ziffern, und werden noch nicht zu Gedanken, wenn man sie auch in das Unendliche vergrößert. Daher ist die Astronomie eine rein formelle, abstrakte, fast möchten wir sagen, mechanische Wissenschaft, welche auf den Menschen nicht den veredelnden, moralischen Eindruck ausübt, den die philosophischen und selbst auch andere Naturwissenschaften hervorbringen. Denn am Ende haben alle Wissenschaften doch nur insofern Werth, daß wir uns selbst kennen lernen, und die Beiträge, welche die Astronomie hierzu liefert, sind nicht bedeutend.

In andern naturwissenschaftlichen Gebieten, in der Chemie und Physik, ist allerdings schon Gründlicheres und Wissenschaftlicheres geleistet worden, als in der Astronomie; hier kommt man dem „Geiste in der Natur" schon näher. Aber wenn man bedenkt, wie wenig Einfachheit und Einheit auch in diesen Wissenschaften herrscht, welch eine Menge Urstoffe der Chemiker aufstellt, mit wie vielen Kräften der Physiker operirt, — während es doch gewiß ist, daß in der Natur die größte Einfachheit und Harmonie herrscht, — so schwindet wohl einigermaßen die übertriebene Verehrung, welche wir vor diesen Wissenschaften haben. Wir sehen, daß diese Wissenschaften ein großes Material gewonnen haben, aber noch wenig wissenschaftliche, prinzipielle Tiefe. Dem Zufalle ist hier noch ein großer Spielraum überlassen; er macht oft die wichtigsten Entdeckungen, und das Experiment vertritt die Stelle des Beweises. Tausende von Experimenten und jahrelange Beobachtungen geben über das Wesen des Lichtes, der Wärme, der Farben u. s. w. noch keinen Aufschluß; es werden, wie bei der Undulationstheorie des Lichtes, Hypothesen aufgestellt, welche wieder auf Hypothesen, z.B. die des Weltäthers, basirt sind, und so sind die Grund- und Ecksteine an diesen wissenschaftlichen Gebäuden oft nur Fictionen, über welche ein späteres Menschengeschlecht vielleicht ebenso erstaunen wird, wie der heutige Astronom sich über das Kopernikanische Weltsystem verwundert. Die großen Fortschritte, wegen welcher man diese Wissenschaften rühmt, bestehen hauptsächlich nur in der Vermehrung des Details, und ihr größter Nutzen ist in der Industrie, Technik u. s. w. zu suchen; zur Versittlichung, zur Veredelung des Menschen, zu seiner inneren Selbstbefreiung, zur Läuterung seines Selbstbewußtseins werden sie vielleicht später einen großen Beitrag liefern, wenn die wissenschaftliche Beobachtung und

Erkenntniß der Menschennatur weiter vorangeschritten ist; bis jetzt haben sie in dieser Beziehung noch wenig genützt.

Wir erinnern an naturwissenschaftliche Systeme, wie z. B. das berühmte Linnee'sche System der Botanik, um die Geistlosigkeit dieses empirischen Treibens zu charakterisiren. Nach der Zahl der Staubfäden hat man die Pflanzen, nach den Zähnen und Hufen die Thiere eingetheilt, und vermittelst dieser äußerlichen, mechanischen Eintheilungen die verschiedenartigsten Naturprodukte in eine Klasse geworfen. Wo ist da eine Spur von wahrhaft wissenschaftlichem Sinne?

Manche werden darüber ungehalten sein, daß wir der allgemeinen Verehrung der Naturwissenschaften, welche jetzt grade ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint, entgegenzutreten wagen. Indem wir ihnen die Spalten der Atlantis zu einer Entgegnung anbieten, bemerken wir nur noch, aus welchem Grunde wir uns zu diesen Bemerkungen bewogen fühlten. Nicht, daß wir irgendwo den Ruhm der naturwissenschaftlichen Entdeckungen beeinträchtigen, oder die Achtung vor den Naturwissenschaften schwächen wollten; — nein, wir wollten nur dem vornehmen Ueberschätzen des empirischen Wissens entgegentreten, das sich für allein berechtigt hält, und von den ethischen, philosophischen und politischen Wissenschaften nichts wissen will. Wenn selbst ein Chemiker, wie Mulder, es als die erste Vorbedingung des chemischen Studiums hält, nichts von Philosophie zu wissen, so muß eine solche Einseitigkeit natürlich eine Reaktion nach sich ziehen. Die Wissenschaften der sittlichen Welt sind wenigstens ebenso nothwendig, nützlich und interessant, wie die der natürlichen Welt, und wenn man ein allzu großes und ausschließliches Gewicht auf die letzteren legt, so kommt man in Gefahr in einem krassen Materialismus zu verfallen. Die Wissenschaften der sittlichen Welt, die Ethik, die Politik, die Rechtswissenschaft u. s. w. basiren allerdings auf den Naturwissenschaften; aber auf der andern Seite erfüllen die Naturwissenschaften weder ihren Zweck, noch erreichen ihren Grund, wenn sie sich als etwas Anderes betrachten, als ein bloßes Material zur Selbsterkenntniß und Veredlung des Menschen. Die Philosophie muß immer ihre Führerin sein. Die innige, wechselseitige Durchdringung der philosophischen und der Naturwissenschaften, welche die Philosophie längst schon wünschte, die aber vor manchen ehrgeizigen und einseitigen Führern auf dem Gebiete der Naturwissenschaften verweigert wurde, wird für beide Gebiete von unendlichem Vortheile sein; die Naturwissenschaften selbst werden zunächst am meisten dabei profitiren, indem ihre Hypothesen geprüft, ihre Theorien vereinfacht, ihre Methode verbessert wird; die philosophischen Wissenschaften, — wir rechnen dazu alle Wissenschaften, welche sich mit dem denkenden Menschen beschäftigen, — werden durch eine solche Vereinigung eine festere Basis und größeren Einfluß auf das praktische Leben erhalten. Wenn wir einmal Wissenschaften,

wie die Politik, die Ethik, die Aesthetik, die Rechtswissenschaft vom Standpunkte der Naturwissenschaften behandeln, welch einen neuen Aufschwung werden dann diese Wissenschaften nehmen, in welch anderm Charakter werden sie sich zeigen! Nicht nur die Wissenschaften der sittlichen Welt, auch die Künste werden dadurch unendlich gewinnen, indem sich wieder auf ihren wahren Boden stellen und in ihrem eigenen Gebiete bewegen, in dem der Natur. Die Naturwissenschaften selbst werden durch eine solche Erweiterung ihres Gebietes und ihrer Ideen mit hohem geistigen Gehalte erfüllt; der Hauch der Philosophie durchdringt sie; die Kritik reinigt sie; statt der Zahlen und Formeln kommen Gedanken und Ideen hinein, und aus dem empirischen Wissen wird ein vernünftiges.

Gewiß, wir wollen den Naturwissenschaften nichts von ihrer Würde und Bedeutung nehmen, sondern nur grade diese ihre große Bedeutung zum Bewußtsein bringen. Auf der andern Seite wollen wir aber auch nicht, daß die philosophischen, geschichtlichen und politischen Wissenschaften vernachlässigt werden. Und dies scheint uns zur Zeit gerade der Fall zu sein. In diesen Tagen großer politischer und socialer Katastrophen, wo in den Gebieten der Politik und Moral so viele Verwirrungen herrschen, wo die Menschen sich über ihre eigenen Interessen so sehr täuschen, ist es besonders nothwendig, die Wissenschaften der sittlichen Welt, die Rechtswissenschaft, die Politik, den Socialismus, die Aesthetik u. s. w., mit allem Eifer zu behandeln. Dies wäre am Ende noch nützlicher, als Geologie zu treiben oder Sterne auszurechnen. Es kann hier Großes geleistet werden, will man nur auf dieses Gebiet der Wissenschaft denselben Fleiß verwenden, wie auf die Naturwissenschaften. Letztere haben dazu schon ein großes Material geliefert, welches noch nicht verarbeitet ist. Die Rechtswissenschaft ist aus der historischen Schule herausgewachsen; sie muß eine neue, eine naturwissenschaftliche Grundlage erhalten.*) Die Aesthetik, die Lehre von der Schönheit, würde, mit den Resultaten der Naturwissenschaften bereichert, eine ganz neue Form gewinnen. Aus der Politik würden die Naturwissenschaften viele Vorurtheile verbannen, und eine organische, systematische Wissenschaft anbahnen. Die Moral könnte dadurch gereinigt und menschlicher, natürlicher gemacht werden. Hier bieten sich dem menschlichen Geiste eine Reihe der großartigsten Arbeiten dar, und Derjenige kann sich glücklich preisen, dem es vergönnt ist, mitzuarbeiten. Aber für den Augenblick kann man es sich nicht verhehlen, daß das empirische Wissen einen zu großen Vorsprung gewonnen hat, daß die Naturwissenschaften sich allzu einseitig in den Vordergrund gedrängt haben, und daß auf dem Gebiete der sittlichen Welt verdoppelte Anstrengungen gemacht werden müs-

*) Auf welche Weise ungefähr, dies hat Herr Blöde in dem mitgetheilten Artikel „das Strafrecht der Zukunft" angedeutet.

sen, um das Gleichmaaß zwischen den verschiedenen Wissenschaften und die Ebenbürtigkeit derselben wiederherzustellen.

Gewohnheit.

„Das Leben, die süße Gewohnheit des Daseins."
Göthe.

Eine der interessantesten Erscheinungen auf psychologischem Gebiete ist bisher von der Wissenschaft und Literatur noch wenig beachtet worden: die Gewohnheit. Während man dem Zwillingsbruder der Gewohnheit, dem Traumleben, eine große Aufmerksamkeit schenkte, und die geistreichsten Theorien darüber aufstellte, hielt man die bescheidene, anspruchslose Funktion der Gewohnheit kaum der Untersuchung und Besprechung werth, und doch gewinnt die Psychologie aus einer sorgfältigen Beobachtung und Untersuchung dieser Funktion eine tiefe Einsicht in das Wesen und die Thätigkeit des menschlichen Geistes. Das Traumleben und die Gewohnheit, beide äußerlich so sehr von einander verschieden, daß jeder Vergleich zwischen Beiden auffallend erscheint, stehen in genauem, innerm Rapport zusammen; beide bilden die Bahn, auf welcher die Menschen aus dem hellen Lichte des Selbstbewußtseins in das dunkle Reich der Bewußtlosigkeit hinuntersteigen, an dessen äußersten Grenzen hier der Wahnsinn, dort der Blödsinn steht. Beide lösen den Zusammenhang und die Klarheit des menschlichen Selbstbewußtseins auf; wenn auch der menschliche Geist ebensowohl im Traumleben, wie in der Gewohnheit, noch thätig erscheint, so fehlt doch das Bewußtsein dieser Thätigkeit; der Mensch kann sich darüber keine Rechenschaft geben. Die Naturgewalten werden über den Geist und das Bewußtsein des Menschen Herr, ohne daß gerade eine Zerstörung des Bewußtseins stattfände. Aber die Unterbrechung des Selbstbewußtseins, welche im Traume und in der Gewohnheit stattfindet, ist ein treuer Spiegel des zerstörten Selbstbewußtseins im Wahnsinn und Blödsinn. Der Wahnsinn verhält sich zum Traumleben, wie der Blödsinn zur Gewohnheit; beide stehen aber im größten Gegensatze zu einander. Im Wahnsinn, wie im Traumleben, sind große Sprünge und Lücken des Denkens; der menschliche Geist ist hier einem wilden, verworrenen Gebirge zu vergleichen, wo glänzende, kühn aufsteigende Gletscher mit dunkeln, unerforschbaren Abgründen abwechseln; aber im Blödsinn, wie in der Gewohnheit, ist der menschliche Geist eine ebene, einförmige Fläche, ohne Unterschiede, Wegweiser und Merkmale.

Man hat vielfach die Gewohnheit mit Geringschätzung und Verach-

tung behandelt, und man muß allerdings zugeben, daß man diese Funktion des menschlichen Lebens allerdings nicht mit der Hochachtung und der Werthschätzung behandeln kann, wie die höheren Funktionen des menschlichen Geistes, die Phantasie, die Urtheilskraft u. s. w. Ein „Gewohnheitsmensch“ gilt allgemein für ein trauriges Wesen, aber wenn wir ihn bedauern, vergessen wir gewöhnlich dabei, daß unser eigenes Leben zum größten Theile aus Gewohnheiten besteht. Die Operationen der Gewohnheit, ihre Ursachen, ihre Entstehung und weitere Entwickelung, wie schließlich deren Verlauf und Resultate zu beobachten, dies ist eine der schwierigsten psychologischen Aufgaben, obgleich wir dieselbe an uns selbst und durch Erforschung unseres eigenen Lebens lösen könnten. Gerade, weil das Selbstbewußtsein den Handlungen der Gewohnheit fehlt, ist es schwer, eine deutliche Einsicht in das Wesen derselben zu gewinnen; an der Schwelle der Gewohnheit bleibt die Kritik und das Urtheil stehen, und weigert sich, uns ferner zu begleiten. Der erste Ursprung der Gewohnheit ist sehr schwer zu finden; wenn wir tausend gute und schlechte Gewohnheiten haben, wir wissen kaum von einer die Veranlassung und das Datum der Entstehung. Wenn z. B. Jemand die Gewohnheit hat, zu rauchen oder Nachmittags zu schlafen, oder sonst irgend eine andere gleichgültige Gewohnheit, so mag er sich vielleicht wohl des Tages zu erinnern, an dem er zum ersten Male geraucht hat, oder an dem er sich nach dem Essen zum Schlafen niedergelegt hat; aber er weiß nicht, wann es ihm eben zur Gewohnheit geworden ist. Auf einmal merkt er, daß daß das Unterlassen dieser oder jener Handlung mit Unannehmlichkeiten und persönlichen Beschwerden für ihn verbunden ist; jetzt weiß er, daß er sich Etwas „angewöhnt“ hat; aber wann dieser Zustand eingetreten ist, dies kann er sich ebensowenig sagen, wie Jemand sagen kann, wann, in welcher Minute, mit welchen Gedanken und unter welchen Umständen er eingeschlafen ist. Das Selbstbewußtsein verläßt langsam, allmählig und zögernd den Menschen, gleichsam, als weigerte es sich, ihn der Bewußtlosigkeit zu überliefern.

Die Gewohnheit entsteht durch die Wiederholung, durch die Gleichmäßigkeit der Zeit und des Raumes. Wenn man in denselben Räumen lebt, und die Tage nach demselben Zeitmaße eintheilt, so ist man der Gewohnheit am schnellsten verfallen. Durch die öftere Wiederholung gleichmäßiger Handlungen werden uns dieselben zuletzt so geläufig, daß unser Verstand sich nicht mehr dabei anzustrengen braucht; die Handlungen, die früher mit Selbstbewußtsein verrichtet wurden, werden mechanisch; wir behelligen unsern Verstand und unser Bewußtsein nicht mit Dingen, die wir ohne Verstand und Bewußtsein auch machen können. Insofern ist die Gewohnheit gewiß berechtigt, denn es wäre lächerlich, wollten wir unsern Verstand da anstrengen, wo es nicht nothwendig ist. Diese mechanische Thätigkeit verrichtet eine Menge von Geschäften für uns, ohne daß wir es wis-

sen und Acht darauf geben; sie ist uns eine sehr nützliche Sklavin, der wir freilich selten den verdienten Dank abstatten. Wollten wir auf die gleichgültigen Funktionen der Gewohnheit ein besonderes Augenmerk wenden, wollten wir unseren Verstand immer mit den mechanischen Handlungen des Geistes und des Körpers beschäftigen, so würden wir in Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei verfallen, und wenig Verstand und Aufmerksamkeit denjenigen Dingen zuwenden können, zu deren Behandlung Verstand und Aufmerksamkeit gehört. Gute Gewohnheiten sind eine feste Basis für richtiges Denken und Handeln; sie verhindern es, daß unser Geist sich durch Kleinigkeiten und gleichgültige Dinge zersplittert, und erhalten auf diese Weise den Geist frisch und gesund. Dieser Mechanismus der Intelligenz, wie wir die Gewohnheit nennen können, erspart uns viele Zeit und Arbeit, und wir können uns um so mehr mit unserer ganzen geistigen Kraft den großen Fragen des Lebens zuwenden, je weniger wir mit den kleinen Bedürfnissen desselben zu thun haben.

Zwei Quellen sind es hauptsächlich, aus denen die Gewohnheit entspringt, die Natur mit ihrem ewig wiederkehrenden, unveränderlichen Kreislaufe des Lebens, und die menschliche Gesellschaft mit ihren sternotypen Formen der Mode, Convenienz und dergl. Im Leben der Natur ist Alles Gewohnheit; dieselben Ursachen erzeugen immer und überall dieselben Wirkungen, und da die natürlichen Prozesse ohne Bewußtsein stattfinden, so können wir sie zu den Funktionen der Gewohnheit rechnen. Das Leben der Thiere ist ein sprechender Beweis dafür; es ist ein vollständiges Gewohnheitsleben, und selbst diejenige Thätigkeit derselben, welche wir mit dem Namen Instinkt bezeichnen, ist in den meisten Fällen eine Funktion der Gewohnheit. Wir bemerken an unseren Hausthieren, wie unverdrossen und unermüdlich sie ihren Gewohnheiten nachgehen; die wilden Thiere des Waldes, die schlanke Gemse, der geschwinde Hirsch, geben durch ihre Gewohnheiten dem Jäger Gelegenheit, ihnen verderblich zu werden. Also ist auch der Mensch, was die rein natürlichen Bedürfnisse und Prozesse des Lebens anbetrifft, ein Gewohnheitsthier; so lange er gesund bleibt, arbeiten die Organe des Körpers in regelmäßiger Weise fort; Essen, Schlafen, Verdauen, Alles geht den Weg der Gewohnheit. Aber der Mensch unterscheidet sich dadurch von den Thieren, daß er nicht an diese Naturbestimmtheiten gebunden ist; sein Wille kann eine Unterbrechung und Aenderung in den Gang der Maschine hervorbringen; in Bezug auf Speise, Ruhe, Schlaf und andere körperliche Bedürfnisse kann der Mensch sich zu den ungewöhnlichsten Anstrengungen zwingen, wenn die geistigen Triebfedern der Willenskraft mächtiger sind, als die körperlichen. *) Friedrich der

*) Wenn wir hier, wie an andern Stellen, „geistig" und „körperlich" als Gegensätze hinstellen, so bedienen wir uns des gewöhnlichen Sprachgebrauches; es ist wohl nicht nothwendig, daran zu erinnern, daß wir im wissenschaftlichen Sinne keinen Gegensatz zwischen geistig und körperlich anerkennen.

Große, Napoleon haben sich oft Wochenlang ihrer Gewohnheiten, des Schlafes, der Ruhe u. s. w. beraubt, und es gibt wohl keinen Menschen, der in dieser Beziehung nicht manchmal seinen Gewohnheiten Zwang anthun müßte. Dies scheint auch für die geistige, wie körperliche Gesundheit des Menschen nicht grade schädlich zu sein: eine Unterbrechung des gewöhnlichen Lebens, falls sie nicht zu anstrengend und aufreibend ist, gibt den Körper, wie dem Geiste neue Spannkraft und Frische.

Aehnlich verhält es sich mit den Gewohnheiten, welche aus dem socialen Zusammenleben der Menschen entstehen. Jede menschliche Gesellschaft, vom Wigwam des Indianers bis zum Palaste des Kaisers, nimmt eine Menge von Gewohnheiten an, welche zum Theile aus den natürlichen Gewohnheiten herrühren, zum Theil Produkte der freiwilligen Thätigkeit des Menschen sind. Diese Gewohnheiten bestehen aus dem Herkommen, der Sitte, dem Gebrauche, der Mode, Convenienz, Etiquette u. s. w. und bilden allgemeinsten und gebräuchlichsten Leitfaden für die Handlungen der Menschen. Der Mensch thut wohl daran, sich nach diesen Gewohnheiten zu richten, denn er spart viel Zeit dadurch, wenn er eine Menge unbedeutender Kleinigkeiten in seinem Leben der Gewohnheit überläßt. Je weniger man sich in diesen Kleinigkeiten von seinen Mitmenschen unterscheidet, desto mehr Zeit und Gelegenheit findet man, sich in großen, bedeutenden Sachen hervorzuthun. Sich den socialen Gewohnheiten fügen, ist gerade keine Unselbstständigkeit, sondern eine kluge und verständige Bequemlichkeit, die sich nicht wegen jeder Kleinigkeit den Kopf zerbrechen will. Wir wissen, daß ein allgemeines Vorurtheil gegen die Mode, die Etiquette und andere gesellschaftlichen Gewohnheiten vorhanden ist, und dies Vorurtheil ist gerechtfertigt, so bald man auf diese Dinge einen besonderen Werth legt. Das Gleichgültige gleichgültig, das Bedeutende mit Bedeutung zu behandeln: dies ist eine der vornehmsten Regeln der Lebensweisheit. Daher sind auch die Sachen der Ueberzeugung, des Gewissens nicht geeignet, der Gewohnheit überlassen zu werden; wenn man z. B. in der Politik, der Literatur, den Künsten u. s. w. der Mode und Etiquette folgen wollte, so würde man charakterlos und gemein handeln.

Objekt der Gewohnheit ist Alles das, wobei die freie und spontane Thätigkeit des Selbstbewußtseins und der Urtheilskraft nicht nothwendig ist. Von der niedrigsten körperlichen Funktion bis zur komplizirtesten mathematischen Rechnung oder bis zum obersten Sittengesetz hat die Gewohnheit ihr Recht; man kann ohne Uebertreibung sagen, daß wenigstens die Hälfte aller menschlichen Handlungen durch die Gewohnheit vollbracht wird. Zunächst ist bei m e ch a n i s ch e n Arbeiten die Gewohnheit von großem Interesse. Der Schneider, der Schuster, der Schreiner verrichtet die meisten seiner Geschäfte gewohnheitsmäßig; er braucht nicht viel zu denken, wenn er die Nadel, die Pfrieme oder den Hobel in die Hand nimmt; durch die

Gewohnheit hat er die Fertigkeit des Gebrauches dieser Instrumente erlangt; seine Arbeit ist eine mechanische. Es ist eine große, vielleicht die größte Errungenschaft dieses Jahrhunderts, daß die mechanische Arbeit immer mehr und mehr der Maschine überantwortet wird, und dadurch der Mensch eine höhere, gedankenvollere, selbstständigere Arbeit zugewiesen erhält. Indessen reicht der Mechanismus der Gewohnheit weit über die Grenzen des Handwerkes hinaus. Die Art und Weise, wie wir unsere Sprache gebrauchen, ist eine gewohnheitsmäßige; wir denken bei der Flexion der Worte und der Bildung der Sätze nicht mehr an die Grammatik, welche wir in der Schule gelernt haben; wir haben oft die Regeln der Grammatik und Satzbildung vergessen; das richtige Sprechen und Schreiben ist Gewohnheit geworden. In der Mathematik werden die meisten Operationen gewohnheitsmäßig, mechanisch abgemacht; die mathematischen Formeln sind die Werkzeuge dieses Mechanismus; wir sind an den Gebrauch derselben so gewöhnt, daß wir uns nicht bei der jedesmaligen Anwendung derselben darüber erst Rechenschaft zu geben brauchen. Dasselbe ist sogar bei dem Denken, ist sogar in den höchsten Gebieten der Philosophie der Fall. Wir wenden dort die gebräuchlichen Schlußformen fast in derselben Weise an, wie der Mathematiker seine mathematischen Formeln; die Methode des Denkens wird oft so geläufig, daß wir dasselbe fast eine mechanische Operation nennen könnten. Ja, selbst der Dichter, der die Gebilde seiner Phantasie zu reiner, fester Form verdichtet, hat vielfache Gewohnheiten dabei nothwendig. Die Vertrautheit mit dem Versmaaße, die Gewandtheit, Worte und Reime zu finden, kann nur durch die Gewohnheit hervorgebracht werden, und ohne diese durch die Gewohnheit erlangten Fähigkeiten würde der Dichter in dem Fluge seiner Phantasie jeden Augenblick gehemmt werden. Je mehr gute Gewohnheiten und dadurch erlangte Fertigkeiten den Menschen bei den Arbeiten der Wissenschaft und Kunst unterstützen, desto freieren Spielraum gewinnt, desto höheren Flug nimmt die Phantasie, desto leichter und schneller entwickeln sich die Gedanken.

Auch auf dem moralischen Gebiete ist die Gewohnheit von großer Bedeutung; hier bestimmen die Gewohnheiten oft den Charakter des Menschen. Wenn es irgendwo nothwendig ist, die Gewohnheiten sorgfältig zu prüfen und mit aufmerksamer Kritik zu begleiten, so ist es hier. Einzelne Fehltritte können an und für sich wenig zu bedeuten haben; aber wenn man sie gleichgültig und gedankenlos repetiren läßt, so entsteht daraus eine schlechte Gewohnheit und aus der Gewohnheit ein Laster. Jeder Mensch, — er mag hoch oder niedrig stehen, er mag geistig begabt oder vernachlässigt sein, — begegnet oft in seinem Leben dem Schlechten und Gemeinen; seine Phantasie wird mit unreinen Bildern beschmutzt, sein

Gedächtniß mit lästigen Erinnerungen behelligt. Ist er nun gleichgültig und gedankenlos gegen solche schlechte Einwirkungen der Außenwelt auf sich, so fügen sich zufällige Ereignisse und Begebenheiten leicht zu einer Gewohnheit zusammen, und ehe der Mensch sich dessen bewußt wird, ist die Reinheit seiner Anschauungen und der Adel seines Charakters getrübt.

„Nur aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme,"

sagt der Dichter, und wo ist ein Mensch, der die Wahrheit dieser Worte an sich und Andern nicht schon eingesehen hätte? Man findet es häufig, daß eine Handlung, die in vereinzeltem, ausnahmsweisen Auftreten dem Rufe und dem Charakter eines Menschen nicht schädlich ist, als eine fortdauernde Gewohnheit ihn beschimpft und ruinirt. Die Schwierigkeiten, den Punkt zu bestimmen, wo das gleichgültige Belieben aufhört und die zwingende Gewohnheit anfängt, macht die Sache um so gefährlicher, da jeder Mensch geneigt ist, sich über sich selbst zu täuschen. Es gibt viele Handlungen, die im Momente der Aufregung, der Leidenschaft, einer besondern Seelenstimmung, nicht nur verzeihlich sind, sondern sogar den Charakter eines Menschen in ein vortheilhaftes Licht stellen. Aber die Gewohnheit zieht Alles in's Triviale und Gemeine, und nimmt die Entschuldigungen, welche die Leidenschaft des Momentes darbietet, hinweg. Wir können uns nicht zu sehr dafür hüten, in den gewöhnlichen Schlendrian unserer Neigungen und Begierden zu verfallen, wo unsere Leidenschaften keine Würde und unsere Gedanken keine Frische mehr haben. Das beste Mittel gegen das allmälige Hinabsinken in die Trivialität ist das Aufflammen irgend einer Leidenschaft, die mit ihrem Feuer die Schlacken, welche die Gewohnheit in unserer Seele abgesetzt hat, verzehrt; das beharrliche Verfolgen irgend eines Studiums oder Planes, das unsere Denkthätigkeit immer wach erhält; ein großes Bestreben, welches alle Energie des Willens zusammenrafft und uns aus dem Schlafe der Gewohnheit weckt. Dies gibt uns einen festen Halt gegen die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebens, welche auch gar zu leicht eine Einförmigkeit unseres Charakters wird.

Das Laster kann zur Gewohnheit werden, — dies ist unbestreitbar, — ob aber auch die Tugend zur Gewohnheit werden könne, dies müssen wir bezweifeln. Wir können mit dem Namen „Tugend" nur eine freie, selbstbewußte Handlung bezeichnen. Die sogenannten Gewohnheitstugenden sind am Ende nichts Anderes, als Abwesenheit von Gewohnheitslastern, ein Ausfluß eines schläfrigen und passiven Temperamentes, welches keiner großen Leidenschaften und Aufregungen fähig ist. Ueberhaupt ist Das, was man mit dem Namen „Tugend" bezeichnet, eine sehr zweifelhafte Sache, deren Wesen sehr häufig in der Unfähigkeit, von dem gewöhnlichen

Schlendrian der Sitte und Gewohnheit abzuweichen, in einer moralischen Feigheit, welche die öffentliche Meinung nicht herauszufordern wagt, besteht.

Die gewöhnlichen Mittel, mit welchen man das Gewohnheitsleben zu unterbrechen sucht, Zerstreuungen, Reisen u. s. w., genügen nicht vollständig. Das Denken ist die beste Garantie gegen diese Schläfrigkeit und Unselbstständigkeit des Geistes. Das Denken macht uns zu Herren der Gewohnheit. Und so lange wir die vollständige Herrschaft über unsere Gewohnheiten haben, brauchen wir keine Verschlechterung des Charakters durch dieselben zu fürchten. Die Gewohnheit darf nur der gehorsame, demüthige Diener sein, der die mechanischen, untergeordneten Arbeiten des Lebens verrichtet: aber die Vernunft und das Selbstbewußtsein müssen als mächtige Herrscher auf dem Throne sitzen, und unser Leben regieren.

Die beiden Zöpfe der New-Yorker „Tribune."

Wir brauchen unsern Lesern wohl nicht zu versichern, welch ein ausgezeichnetes Blatt die New-Yorker „Tribune" ist, und welch ein vortheilhaftes Licht die ungemeine Verbreitung dieser Zeitung auf den Culturstandpunkt des amerikanischen Volkes wirft. Die „Tribune" steht in den meisten Fragen auf dem Boden der modernen Weltanschauung; ihre Artikel sind von kundiger, oft meisterhafter Hand; ihre Darstellungen europäischer Verhältnisse sind besser, wie die irgend eines andern anglo-amerikanischen Blattes; ihre Tendenzen reichen weit in die Zukunft Europa's und Amerika's hinein; sie ist das leitende Organ der Antisklaverei-Partei, und es ist vorauszusehen, daß sie bei den nächsten Nationalwahlen unter allen amerikanischen Zeitungen die einflußreichste Rolle spielen wird. In den beiden großen Fragen, welche das Schicksal jeder amerikanischen Partei entscheiden, in der Sklaven- und Nationalitätsfrage, ist ihre Stellung vorwurfsfrei. Diese Zeitung nun wäre gewiß ebenso, wie sie bei dem amerikanischen Publikum ungemein beliebt ist, auch der Liebling des gebildeten deutschen Publikums, wenn nicht zwei lange, lange Zöpfe auf den Rücken der weisen Dame hinunterhingen, welche seltsam zu dem modernen und eleganten Anzuge derselben passen. Wir meinen Temperenz u. Schutzzoll. Es ist wirklich auffallend, daß eine Zeitung, wie die „Tribune," die fast ganz auf dem Boden europäischer Civilisation steht, und die so viel europäische und speziell deutsche Mitarbeiter hat, die Temperenzfrage in der rohen und einseitigen Weise auffassen kann, wie etwa ein Neal Dow

in Portland oder ein Boone in Chicago. Daß bei brutalen Verboten und tyrannischen Polizeigesetzen die öffentliche Moral nicht prosperirt, daß Handelsverbote keinen Ersatz für die mangelnde Civilisation eines Volkes bieten, daß die Ursache des Uebels tiefer liegt und daß mächtigere und eingreifendere Mittel, als ein Polizeigesetz, angewandt werden müssen: dies kann den Männern der „Tribune," ihrer sonstigen Bildung und Haltung nach zu urtheilen, unmöglich ein Geheimniß sein.

Die begeisterte Aufnahme, welche das Maine-Law bei einem großen Theile des amerikanischen Volkes gefunden hat, zeigt, wie wenig man mit dem Wesen des Staates, mit seinen Pflichten und Rechten, mit seinen verschiedenen Funktionen und Organen vertraut ist, wie mechanisch und maschinenmäßig man von dem Staate denkt, und wie oberflächlich man über die wichtigsten Fragen der Civilisation hinweg geht. Ja, könnte man die Moral und Bildung eines Volkes, und zwar eines aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten und unreifen Volkes, wie das amerikanische ist, durch ein polizeiliches Prohibitivgesetz feststellen: das wäre freilich sehr bequem und gefällig, und die Civilisation wäre eine wohlfeile Sache. Der Weg ist indessen nicht so kurz und bequem; man muß einen langen Weg von der kleinsten Volksschule bis zu den Hallen des Kapitoles zurücklegen, um zu irgend einem rechten Fortschritte in der Civilisation zu gelangen. Wer ein rechter Freund der Mäßigkeit ist, sollte auch in seinen politischen Bestrebungen mäßig sein, und hier sich keinem Fanatismus hingeben, der, wie jeder Fanatismus, eine Zerstörung des geistigen Gleichgewichts ist. Wir haben schon lange unsern Wunsch dahin ausgesprochen, daß die Temperenzagitation eine Veranlassung werden möchte, die eigentlichen Mittel der Civilisation und Veredlung des Menschengeschlechtes näher in's Auge zu fassen, die verschiedenen Fragen, die sich in Beziehung auf die öffentlichen Schulen, die Universitäten, die Theater u. s. w. dem Publikum darbieten, zu besprechen, und der Verfinsterung der öffentlichen Vernunft in den Tausenden von Sektenkirchen entgegenzutreten. Aber dies sind Gegenden, welche ein amerikanischer Politiker, der möglich bleiben oder werden will, nicht gern zu betreten pflegt. Statt dessen benutzt man den allerdings gerechtfertigten und populären Abscheu vor Whiskey und den damit zusammenhängenden Unfug des Katholizismus und der Aemterjägerei, um politisches Kapital aus einem Experiment zu machen, das sich noch überall, wo es angewendet wurde, als unpraktisch, ungerecht und unmöglich erwiesen hat. Wir wollen uns nicht bei einer Kritik des Temperenzgesetzes aufhalten, sondern nur unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß ein so hochstehendes und gebildetes Blatt, wie die „New-Yorker Tribüne" nicht über eine barocke und bornirte Auffassung der Temperenzfrage hinauskommen kann.

Das Temperenzgesetz ist indessen nur ein kleiner Punkt in dem großen

Prohibitionssysteme der „New-Yorker Tribüne" und der alten Whigpartei. „Protektion" ist der größte Zopf, den die Tribüne trägt. Wir wollen hier nicht grade einen Artikel über Handelsfreiheit schreiben; wir finden dazu vielleicht in der nächsten Nummer mehr Zeit und Raum; wir wollen nur zeigen, zu welchen erschreckenden Inconsequenzen die Schutzzolltheorie der Tribüne führt. Aus Feindschaft gegen das englische Freihandelssystem nimmt die Tribüne in Bezug auf den östlichen Krieg Partei für Rußland, und geht also mit der allgemeinen Stimmung, welche in Amerika gegen die Westmächte herrscht, Hand in Hand. Wenn jemals der Vorwurf, welcher der Tribüne von ihren politischen Feinden schon so oft gemacht worden ist, daß sie die öffentliche Meinung demoralisire, gegründet ist, so ist es diesmal. Wir behandeln hier die europäische Kriegsfrage vom speziell amerikanischen Standpunkte; wir wissen, daß in Europa und von denjenigen Europäern, welche zu den Pessimisten unter den Revolutionären gehören, im Interesse der Revolution der Sieg Rußlands gewünscht wird. Von diesen Leuten und ihren Motiven reden wir hier nicht, sondern von der Art und Weise, wie sich die europäische Frage dem amerikanischen Publikum und den amerikanischen Parteien darbietet. Die Prosklavereileute, welche in ihren auswärtigen Sympathien und Antipathien zunächst von dem Hasse gegen das abolitionistische England geleitet werden, die Cubaflibustier, welche den gegenwärtigen Wirrwarr in Europa und eine daraus hervorgehende Schwächung der Westmächte zur Erwerbung Cuba's benutzen möchten, die Anhänger des demokratischen Despotismus, des volkssouverainen Faustrechtes: diese Leute, wie Douglas und Consorten, denen der Zaar seine Hand gedrückt hat, sind natürlich auf Seiten Rußlands, und wünschen im innersten Grunde ihres Herzens Niederlagen für die alliirten Mächte und eine Schwächung des politischen Einflusses derselben. Die Gefühle dieser Leute in Bezug auf den europäischen Krieg sind bekannt; es sind die Gefühle der Sympathie, die der Barbar mit der Barbarei hat. Aber die Leute, welche gegen die Sklaverei und das demokratische Faustrecht sind, welche nicht wünschen, daß durch die Erwerbung Cuba's die Sklavereipolitik ganz Amerika verschlinge, welche Amerika so viel, wie möglich, auf der Höhe der europäischen Civilisation zu halten suchen: diese Leute begleiten mit ihren Sympathien die Sache der Westmächte, wenn sie auch keine Sympathie mit dem Manne des zweiten Dezember und der unfähigen Aristokratie Britanniens haben. Schärfer noch, wie in den Fragen der inneren Politik scheiden sich die Ansichten der Menschen in den Fragen der auswärtigen Politik, denn die letztere enthält gewöhnlich größere Gegensätze und entscheidendere Fragen, wie die aus vielen verschiedenen und unzusammenhängenden Elementen bestehende innere Politik. Wie müssen wir uns also wundern, die „Tribüne" in einer so wichtigen und charakterisirenden Frage Hand in Hand gehen zu sehen mit den Blättern

der Pierce-Demokratie, mit der Washington Union u. s. w., mit den Blättern des Katholizismus, welche Sebastopel als eine unbefleckte Jungfrau feiern? Die New-Yorker Tribüne wird bei der nächsten Präsidentenwahl eine ungemeine Bedeutung gewinnen; eine ihr nahe stehende Persönlichkeit wird vielleicht den Sympathien der freisinnigen Bevölkerung des Nordens und namentlich des deutschen Theiles derselben am meisten unter allen möglichen Candidaten entsprechen, und deßhalb müssen wir solche gefährlichen Punkte, wie die erwähnten, mit aller Vorsicht und allem Mißtrauen besprechen, welches in der Sache selbst liegt.

Wenn man nur eine einzige Ader eines gesunden Körpers vergiftet, so ist bald der ganze Organismus zerstört. Ein falscher Punkt eines politischen Systemes genügt oft, alle übrigen guten Punkte desselben zu zerstören. So droht die Schutzzolltheorie, der ganzen inneren und äußeren Politik der „Tribune" eine falsche Richtung zu geben. Die „National-Era" von Washington, hat dieselbe wegen ihrer Russenpolitik heftig angegriffen, und darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn selbst die nationalökonomischen Erwägungen der „Tribune" richtig wären, — was wir durchaus nicht zugeben können, — daß dadurch ihre Folgerungen immer noch nicht gerechtfertigt wären; denn es handelt sich hier nicht um Geld oder Profit, sondern um Recht und Freiheit. Es ist merkwürdig, wie selten man in Amerika die Begriffe Recht und Freiheit übersichtlich und im Zusammenhange begreift. Sonst würde die „Tribune" eingesehen haben, daß sie mit ihren Protektions- und Prohibitionsbestrebungen allen ihren anderen Tendenzen geradezu in's Gesicht schlägt. Sie will freie Arbeit, aber nicht den freien Gebrauch der Arbeit; sie agitirt gegen die Sklaverei der Menschen und für die Versklavung des Handels und Verkehres; sie ist gegen eine Ausbreitung der Sklaverei, und gewöhnt sich an den Gedanken der Einverleibung Cuba's.*) Allerdings, man muß sich in Amerika an viele und sonderbare Inkonsequenzen gewöhnen. — Die Schutzzollfrage, welche früher jedesmal bei der Präsidentschaftswahl ein stehendes Kapitel war, schien in der letzten Zeit ziemlich zur Ruhe gebracht worden zu sein; die Whigs ließen ihr Lieblingsthema fast ganz fallen; wenigstens wurde an ein vollständiges Protektionssystem, wie Rußland es hat, nicht mehr gedacht. Aber Greeley reitet immer noch auf seinem Steckenpferde herum, obgleich es in Amerika nichts Unpopuläreres und Unzweckmäßigeres geben kann, als ein Schutz-

*) Die Tribüne lobt das Buch des Grafen Gurowski „ein Jahr des Krieges" ohne Vorbehalt und Reserve, und zeigt sich mit den darin ausgesprochenen Ansichten einverstanden. Gurowski ist ein politischer Renegat, ein Pole, der sagt, ohne die Herrschaft Rußlands würde Polen in einen Zustand traditioneller Anarchie zurückfallen und sich mit Lumpen bedecken; er schreibt offenbar im Solde der russischen Regierung. Er vergleicht die Stellung Rußlands zur Türkei mit der Stellung Amerika's zu Cuba und sagt: „der Besitz von Cuba ist eine aus der geographischen Stellung entspringende Nothwendigkeit." Und ein solches Buch lobt und empfiehlt die Tribüne!!!

zoll. Abgesehen von den nationalökonomischen Gründen, gestatten die politischen Institutionen Amerika's keine Protektion. Das Schutzzollsystem kann nur in einem monarchischen Lande eingeführt werden, wo für eine lange Reihe von Jahren die Regierung in denselben Händen ist, wo dieselben Verwaltungsmaximen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschleppen, wie in China, Japan, Rußland. Hier kann sich unter dem Schutze der Zölle und im Laufe d r Jahrhunderte eine nationale Industrie entwickeln. Aber in einem Lande, wo alle 4 Jahre das ganze politische System dem Wechsel unterworfen ist, würde ein Schutzzollsystem der vollständige Ruin der Industrie sein; auf eine so schwankende Grundlage würde nicht eine einzige Fabrik erbaut werden können. Hier kann man sich auf keinen künstlichen Schutz verlassen, sondern nur auf den natürlichen Schutz, auf die Reichthümer der Natur und den Fleiß des Menschen.

Amerika, das mit so vielen Reichthümern der Natur gesegnet und von einem fleißigen, rührigen Volke bewohnt ist, das durch eine liberale Politik noch Millionen von Menschen, von nützlichen, arbeitsamen Menschen, an seine Gestade rufen kann, Amerika hat gewiß nicht nothwendig, sich mit einer chinesischen Schutzzollmauer zu umgeben, um die Conkurrenz mit fremden Nationen aushalten zu können. Wenn ein Mitglied von Nichtswisserlogen, einer jener puritanischen Finsterlinge aus Massachussets dem Schutzzollsysteme huldigt, so ist dies erklärlich; diese Leute wollen das große, weite Amerika in die Zwangsjacke ihrer Vorurtheile stecken; sie wollen den universellen, kosmopolitischen Charakter Amerika's zu einem einseitigen Nationalgeiste niederdrücken; sie betrachten dieses Land als ihre spezielle Domäne, die auszubeuten ist; nicht als ein Asyl und einen Zufluchtsort für die ganze Menschheit. Diese Leute, wie Gouvernör Gardiner von Massachussets, mögen sich in amerikanische Baumwolle kleiden und Protektionstheorien predigen; wir finden dies ganz natürlich; es ist dies nur ein Ausfluß eines beschränkten, einseitigen Nationalstolzes, eine Seite jener nativistischen Bestrebungen, die sich gegenwärtig so vielfach und lästig geltend machen. Aber von einem Blatte, wie die „Tribune," solche Ansichten zu hören, dies ist verdrießlich; zumal in einer Zeit, wo alle liberalen Elemente des Nordens eine Aera des guten Einverständnisses haben sollten.

Nein, durch Schutzzölle wird Amerika nicht reich gemacht. Die Kraft und das Mark dieses Landes ist der Ackerbau; die Farmer aber verlangen keinen Schutzzoll, mag die „Tribune" sagen, was sie will. Wir glauben nicht, daß der Farmer ein Interesse daran hat, daß der Liverpooler Getreidemarkt ruinirt, daß der englische Freihandel beeinträchtigt werde. Wir glauben, daß Amerika seine Hülfsmittel noch lange nicht so schnell entwickelt hätte, wie es geschehen ist, wenn allüberall in der Welt eine russische Handelspolitik geherrscht hätte. Europa hätte niemals die Krisen der letz-

ten Jahre ausgehalten, wenn Robert Peel's Handelsreform nicht gewesen wäre. Doch dies sind Alles bekannte Thatsachen. Jedes Wort, das die „Tribune" für Schutzzoll schreibt, wäre besser der großen Frage der Landreform gewidmet, und statt der Temperenzartikel läsen wir in dem vortrefflichen Blatte viel lieber Artikel über Nationalerziehung.

Gewiß, das ist das Traurige und Gefährliche politischer Einseitigkeiten und Verirrungen in Amerika, daß jedes verfehlte Bestreben einer gerechtfertigten und nothwendigen Bewegung Thür und Thor verschließt. Wenn der Strom der öffentlichen Meinung in Amerika immer in grader Richtung fortliefe, und nicht in so viele Seitenkanäle abflösse, wir wären in den großen Fragen der allgemeinen Wohlfahrt schon viel weiter. Aber neben zehn guten Bestrebungen findet man immer eine Sonderbarkeit, eine einseitige Laune, eine politische Caprice, welche die öffentliche Meinung verwirrt und die natürliche Entwickelung der Ereignisse verzögert.

Wenn, wie wir glauben, der „Tribune" die großen Prinzipien der Freiheit mehr gelten, als persönliche Liebhabereien, Vorurtheile und Marotten, dann sollte sie auf Fragen von sekundärer Bedeutung nicht so viel Gewicht legen. Unserer Ansicht nach dreht sich die ganze Politik der nächsten Zeit lediglich um die Sklaven- und Nationalitätsfrage; in diesen beiden Punkten verfolgt die „Tribune" den richtigen Cours; während wir in den Nebenfragen, und namentlich in den Fragen der auswärtigen Politik, uns mehr mit dem Urtheile der „National-Era" befreunden, als mit dem der „Tribune." Mehr, wie durch das Aufstellen von Platformen und durch Abhaltung von Conventionen, nützt man durch ein offenes, ehrliches und konsequentes Verfolgen der leitenden Prinzipien und ein versöhnliches Nachgeben in Betreff der untergeordneten Maßregeln.

Was uns vor Allem nothwendig zu sein scheint, ist, daß die freisinnigen Elemente alle ihre Kräfte auf Einen Punkt conzentriren, und die Nebenfragen in der Politik, National-Oekonomie, Religion u. s. w. in den Hintergrund schieben. Wenn uns nicht Alles trügt, so bereitet sich ein großer Kampf vor, und es gilt, sich unter anerkannten Führern und festen unerschütterlichen Prinzipien zu organisiren. In Cuba, wie in Kansas liegt der Krieg über die Sklaverei bereit, und wie diese große Frage entschieden wird, so wird auch unsere, der eingewanderten Bürger, eigenste Frage, die Naturalisation und die mit ihr zusammenhängenden Fragen, entschieden. Wir wünschen, daß die eingewanderten Bürger bei den nächsten Kämpfen eine Stellung einnehmen, ähnlich derjenigen, welche bei den letzten Herbstwahlen von ihnen eingenommen wurde, und deßhalb sehen wir nicht gern, daß russische Politik von amerikanischen Freesoilblättern gepredigt wird, und daß das Mainelaw immerfort seinen Unfug in den Spalten liberaler Blätter treibt.

In der Natur, mit und nach der Natur.

In diesen schönen, heitern Sommertagen, welche den langen harten Winter und den Regengüssen der letzten Wochen gefolgt sind, fühlt gewiß jeder Mensch die Sehnsucht nach einem innigen und freundschaftlichen Umgange mit der Natur auf das Lebhafteste. In der Natur liegt ein Glück und eine Poesie, welche die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft uns nicht bieten können. Ein Blick über den klaren See und in den grünen Wald ist oft eine moralische Kur für den Menschen, die ihn von manchen überflüssigen Bekümmernissen und heftigen Gemüthsbewegungen heilt. Die alten Griechen freuten sich ihrer „alten, heiligen, dichtbelaubten Haine", die ihrer besten und liebsten Göttin geweiht waren, in deren Schatten sogar die Nemesis sich versöhnlich zeigte, wo selbst ein Oedipus noch Ruhe und Frieden finden konnte. Der Zauber der griechischeu Mythologie ist verschwunden, aber noch heute hat der frische grüne Wald, der unsern Dichtern tausend und aber tausend Lieder gegeben hat, jene allheilende Macht, wie der Hain der Pallas Athene, und jeder Umgang mit der Natur hat die wohlthätigsten Wirkungen auf die Gemüthsstimmung des Menschen. Wir fühlen uns am Busen dieser „allgemeinen Mutter alles Lebens" sicherer und fester, wie in dem Wirrwarr der menschlichen Gesellschaft; hier können wir das einzige Glück der Einsamkeit genießen, und den Stolz haben, mit uns allein uns zu begnügen. Die Harmonie und Ordnung, die wir in der Natur finden, die bequeme, gefällige Abwechselung von Hügeln und Thälern, von See und Wald, die angenehmen und behaglichen Scenen prägen sich auch in unserer Gemüthsstimmung ab; wir genießen ohne Anstrengungen, und sind mit uns selbst ohne Schwierigk iten zufrieden. Es hat gewiß schon Jeder an sich bemerkt, daß man das Gefühl hat, als verjünge man sich, wenn man aus der Stadt in den Wald geht; man kommt dem Grunde seines Daseins, den Quellen seines Lebens näher, und jeder frohe Blick in die Natur ist auch ein Blick, ein tiefer Blick in das eigne Herz. Nicht ohne Grund nennt der verständige Sprachgebrauch einen Gang in die Natur einen Gang in das „Freie": wir bekommen hier unsere Freiheit wieder, welche wir im Staube der Städte verloren hatten; wir bekommen uns selbst wieder in unsere Gewalt. Diesen behaglichen Eindrücken, welche die Natur auf uns macht, liegt der Instinkt zu Grunde, daß wir selbst als Theile der Natur mit dieser großen Harmonie des Weltalls in Uebereinstimmung stehen, daß das Gesetz der Natur, das Gesetz der Harmonie, des Kosmos, unser eigenes Gesetz ist. Denjenigen Menschen muß man entweder für sehr schlecht oder für sehr unglücklich halten, — wenn nicht Beides dasselbe ist — der nicht fähig ist, sich mit der Natur zu unterhalten, denn er ist auch dann nicht fähig, sich mit sich selbst

zu unterhalten; er ist sich selbst und seiner eigenen Natur entfremdet. Göthe, derjenige Dichter, der das Glück des menschlichen Lebens am besten verstand und genoß, schilderte mit folgenden Worten, (die vielleicht das Schönste sind, was er jemals geschrieben hat,) die höchste Spitze menschlicher Glückseligkeit.

„Erhabner Geist, du gabst Alles, Alles
Warum ich bat. — — — —
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's zu sehen.

Wer hat nicht schon die ganze Wahrheit dieser Worte empfunden? Zumal in diesem Lande, das man vorzugsweise das unpoetische nennt, und wo der Mechanismus des geselligen und politischen Lebens, der einförmige Kreislauf des Erwerbens und Verzehrens allerdings wenig poetische Seiten darbietet, tritt die Poesie der Natur nur um so mächtiger hervor, eine große, gewaltige Poesie, welche die Idyllen der Heimath überbietet.

Prächtig liegt der See zu unsern Füßen; seine Wellen rollen an's Ufer stolz, wie die Wogen des weit aufrauschenden Meeres; es ist eine feierliche, gewaltige Musik. Wie erfrischend ist es, wenn im heißen Sommer das durstige Auge in den klaren Wasserspiegel blickt, wenn im lustigen Bade Körper und Geist neue Kraft und Elastizität finden! Und wenn die Abendsonne dann ihre purpurne Gluth über den Wasserspiegel wirft, wenn die Sterne sich darin spiegeln: dann glaubt man, der Geist Gottes schwebe auf dem Wasser, und freue sich seiner Werke. Gewiß, das Wasser ist das Auge der Landschaft, und die Natur ist todt ohne große Wassermassen. Im Wald, wie in der Prairie; in den reichen Saatfeldern, wie in der Verwirrung des Urwaldes: überall ist die Natur hier mit einem prächtigen, weiten Kleide geschmückt, unter dem eine große mächtige Zukunft verborgen ist. Vom Hudson bis zum Mississippi, am Ufer des wogenden See's oder in der stillen Verborgenheit des Waldes, von den Jagdgebieten der kanadischen Jäger bis dorthin, wo eine grausame Sonne und eine noch grausamere Sklaverei dir den Aufenthalt verwehrt: gewiß, du findest manche Stelle, wo du sagst: hier ist gut sein; hier laß uns Hütten bauen. Gewiß, auch hier ist unsere Heimath: wir können dem Lande nicht gram sein, ob uns auch das Volk noch so verhaßt ist, wenn wir uns nur mit der Natur immer im freundschaftlichen Einverständniß halten. Der Umgang mit der Natur gibt uns jene stolze Selbstgenugsamkeit, in der wir die Menschen nicht mehr nothwendig haben.

Und doch ist die Natur nur dann schön, wenn sie durch den Geist des Menschen belebt ist, wenn wir in ihr die Spuren, welche der Schritt der Weltgeschichte zurückgelassen hat, finden. Dort, wo sich das immer-

grüne Epheu um die Ruinen schlingt, wo aus den Fluthen des Stromes sich der altersgraue Dom erhebt, wo wir auf den Schlachtfeldern der früheren Jahrhunderte umherwandern: dort freilich denken und fühlen wir anders, wie hier, wo nicht einmal der Indianer eine Erinnerung oder eine Vergangenheit zurückgelassen hat. Urwald oder Ruinen; — wer möchte die Wahl so stellen?

Trotz aller Liebe zur Natur, — wir möchten nicht in den Urwald. Der ausschließliche Umgang mit der Natur wird ebenso langweilig, wie jede Ausschließlichkeit und Einseitigkeit. Um die Natur lieben zu können, muß man ihr fern stehen. Als Erholung von den Verwirrungen, den Mühen und Arbeiten des Lebens betrachtet, ist der Umgang mit der Natur eine Quelle des reinsten Genusses. Aber der Verkehr mit der Natur muß eben nur eine Erholung sein. Die Menschheit ist das Gebiet, wohin der Mensch mit seinen Neigungen und Leidenschaften, seinem Denken und Streben gehört; dort, in der Gesellschaft, im Staate, im Berufe soll er sein Leben verwerthen, ein Leben, von dem die Chemiker sagen, daß es ein langsames Verbrennen ist. Damit dieser Verbrennungsprozeß nun nicht zu schnell vor sich geht, ist es gut, daß der Mensch im Umgange mit der Natur einen Ruhepunkt seines Strebens findet, eine beschauliche, behagliche Pause, die ruhigen Empfindungen und behaglichen Erinnerungen geweiht wird, eine Stunde der Versöhnung mit den Widerwärtigkeiten und Gehässigkeiten des Lebens.

Die Juden hatten ihren besondern Versöhnungstag, und es war bei diesem rachsüchtigen, unerbittlichen, nichts vergessenden Volke, dessen Gott die Sünden der Väter rächte an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied, nicht zu viel, Einen Versöhnungstag im ganzen Jahre zu feiern. Sie feierten den Tag der Versöhnung in grünen Laubhütten. Dieses Beispiel sollte nachgeahmt werden. Der Wald, das stille, vertrauliche Thal oder das Ufer des wogenden See's sollte der Tempel sein, in dem wir unser Versöhnungsfest feiern, wo sich unsere Neigungen veredeln, unsere Leidenschaften mäßigen, unsere Gedanken läutern; wo unser Herz groß und weit wird, daß die Falten desselben sich glätten, und die dunkeln Schatten daraus verschwinden.

Namentlich in Amerika, wo man so leicht einseitig und verdrießlich wird, weil so viele Verhältnisse einseitig und verdrießlich sind, sollte man recht oft einen derartigen Versöhnungstag feiern. Das Leben neigt sich hier gar zu gern auf eine Seite, so daß man das Gleichgewicht verliert. Da ist es denn nun gut, wenn wir im Umgang mit der Natur, die ja Alles gleichmacht und ebnet, die Harmonie und das Ebenmaß unserer Leidenschaften finden. Die Ruhe, das Gleichmaß, die Uebereinstimmung, welche wir überall in der Natur sehen, welche in Wald und Wiese, Thal und Berg um uns her liegt, welche aus dem Rauschen der Wälder und dem

Murmeln der Quelle hervorklingt, sie soll uns daran erinnern, daß wir auch ein Produkt der Natur sind, und in unserem Leben auch der ewig harmonischen Natur gleichen sollen. Die Natur soll uns den Weg zeigen, den wir gehen müssen; dann werden wir alle Einseitigkeiten vermeiden. Grade diese Einseitigkeiten sind es, die uns krank und unglücklich machen, während die Gesundheit des Körpers, wie die des Geistes in jener harmonischen, allseitigen Entwickelung aller unserer Kräfte besteht, die aus dem Leben in und nach der Natur enspringt.

Beiträge zur Schulfrage.

1. Volkserziehung in England.

Neben den großen Ereignissen des Krieges und der Politik, bei dem Lärm der Parlamente und dem Donner der Kanonen, sei es uns vergönnt, auf eine unscheinbare und bescheidene Bewegung aufmerksam zu machen, die jedoch ohne Zweifel von weitreichenden und erfreulichen Folgen begleitet sein wird. Alt-England, das im gegenwärtigen Momente beschäftigt ist, die Ketten, welche das historische Recht um seinen Nacken gelegt hat, zu zerbrechen, ist in einer erfreulichen Bewegung der Schulreform begriffen, und hat den Anfang zu einer wirklich demokratischen Volkserziehung gemacht. England hatte bis vor Kurzem kein öffentliches, nationales Unterrichtssystem; es besaß eine Staatskirche, aber keine Staatsschule. Im Jahre 1833 wurde durch das erste Reform-Parlament der erste schwache Versuch gemacht, ein öffentliches Schulsystem zu begründen; der dafur ausgeworfene Betrag belief sich indessen nur 21,000 P.d. St. Erst im Jahre 1846 wurde regelmäßig eine jährliche Revenue für das Unterrichtswesen ausgeworfen, welche seit dieser Zeit bis zu 300,000 Pfd. St. angewachsen ist. Daß damit nicht viel geholfen ist, liegt auf der Hand. England ist allerdings in dieser Beziehung mehr begünstigt, als die andern Theile des britischen Reiches, aber es kann sich doch kaum mit Frankreich, geschweige denn mit den deutschen Staaten, messen. Wenn indessen die Erziehung der Kinder in England mangelhaft ist, so befindet sich vielleicht in keinem Lande der Welt der Unterricht für die Erwachsenen in einem so günstigen Zustande, wie in England. Dieser Unterricht ist ein Produkt der allerneuesten Zeit; er ist ganz nach den Gesetzen der Selbstregierung eingerichtet; das Volk erzieht sich selbst, und dies ist allerdings der beste Weg, um sich auch selbst regieren zu können. Die Conzentration der Arbeiter an den Mittelpunkten der Industrie erleichtert diese Volksschulen bedeutend. Man zählt in den verschiedenen Fabrikstädten und Dörfern

Großbritanniens gegen 12,000 Arbeiter-Institute, in welchen der Arbeiter sich mit einer Lektüre versehan kann, die in keinem Lande der Welt so viel Gediegenheit und Nützlichkeit mit Popularität vereinigt, wie grade in England, und wo in den Abendstunden Unterricht ertheilt wird, der den Arbeiter für die Mängel seiner Jugenderziehung entschädigt. Dieser Unterricht beschäftigt sich sowohl mit technischen Gegenständen, die der Arbeiter zu seinem speziellen Berufe nothwendig hat, als auch mit den allgemeinen Elementarkenntnissen. Die Penny-Lesezimmer, die Distrikts-Freibibliotheken gehen mit diesen Instituten Hand in Hand. Unter allen diesen Anstalten ist in erster Reihe zu erwähnen das Arbeiter-College in Red Lion Square, London.

Es war vor zwei Jahren, daß der Professor Maurice von King's College von dem Lehrstuhl der Theologie und Kirchengeschichte abgesetzt wurde, weil er nicht an das sehr humane und liebenswürdige Dogma der ewigen Verdammung glauben wollte. Dieser sehr energische und entschlossene Mann fing nun an, in London Vorlesungen über Volkserziehung zu halten, und nachdem er durch diese Vorlesungen sich das Terrain geebnet hatte, kündigte er seine Absicht an, eine Volksuniversität zu gründen. Die besondere Bedeutung dieses Gedankens wurde sofort begriffen, und Maurice fand bald Lehrer, welche sich mit ihm zur Ausführung dieses Vorhabens associirten. Jetzt ist die Universität gerade ein Jahr alt. Unter den Lehrern befinden sich zwölf Graduirte der Universität von Cambridge, acht von Oxford und verschiedene von andern Universitäten. Besondere Vorkenntnisse zum Besuche der Vorlesungen werden nicht verlangt; nur muß man die gewöhnlichsten Elementenkenntnisse des Lesens, Schreibens, Rechnens besitzen. Das Aufnahmegeld ist 2 Schilling 6 Penny, und das wöchentliche Honorar für jeden einzelnen Unterrichtszweig beträgt einen Sixpence. Die Unterrichtsgegenstände sind: Zeichnen, Französisch, Geometrie, Algebra, englische Grammatik und Satzbildung, Latein, englische Literaturgeschichte, europäische Geschichte, Geschichte und Geographie von England, Anatomie und Physiologie, Recht, Nationalökonomie, Physikalische Geographie u. s. w. Interessant ist es zu sehen, welche Sorte von Studenten das letzte Jahr diese Vorlesung besuchte. Es waren 24 Bauschreiner, 23 Möbelschreiner und Polsterer, 20 Drucker und Setzer, 15 Schneider und Schuhmacher, 15 Lithographen und Zeichner, 10 Ingenieure, 10 Uhrmacher, 67 Clerks bei Advokaten, 39 Clerks in Waarenhäuser u. s. w. Diese Zahlen beweisen mehr, wie alle weiteren Ausführungen die ungemeine Nützlichkeit dieses Institutes. Es ist zu hoffen, daß das Arbeiter-College auch in den Provinzialstädten Nachahmung finden werde, daß es eine Revolution in das versumpfte und verrottete Universitätsleben Englands und Europa's bringen werde. Schon haben in dem aristokratischen Cambridge achtzehn Lehrer der Universität ihre Theil-

nahme einer solchen Volksuniversität zugesagt. Selbst in Oxford, in dem steifen, puritanischen Oxford beabsichtigt man eine ähnliche Anstalt zu gründen. Das Volkscollege in Sheffield steht dem Londoner „Working men'-College" würdig an der Seite. Im Jahre 1854 wurden dort nicht weniger, wie 554 Personen, darunter 82 weiblichen Geschlechtes, unterrichtet, und die ganzen Kosten dieser immensen Leistung beliefen sich auf nur 220 Pfund St.

An solchen Beispielen sieht man mehr, wie an allen Parlamentsreden und Zeitungsphrasen, den demokratischen Geist dieses Jahrhunderts. Grade in England, in dem Lande der Klassenunterschiede und der Privilegien, sind solche Erscheinungen von außerordentlichem Interesse. Wie abgeschlossen und kastenmäßig waren bisher die englischen Universitäten, dies starre, mmöische Oxford, dies steife puritanische Cambridge, das bigotte King's College! Wer hätte sich noch vor wenigen Jahren einen solchen Fortschritt träumen lassen! Das Licht der Wissenschaft kann nicht mehr von der Masse des Volkes fern gehalten werden. Jeder will an den Errungenschaften der Wissenschaft Theil nehmen; Jeder will gebildet und unterrichtet sein. In welch genauem Zusammenhange dieser Bewegungen auf dem Gebiete des Volksunterrichtes mit den Reformen in der Politik stehen, dies kann man an den englischen Parlamentsdebatten deutlich verfolgen. Die steigende Intelligenz des Volkes war das Hauptargument für Lord Grey's Reformbill von 1832, und die Supplementar-Reformbills der Jahre 1851 und 1853 beruhten auf demselben Motive. Wir wollen sehen, was nun kommt. Wenn uns nicht Alles täuscht, so geht in diesem Momente eine wunderbare Metamorphose des englischen Volksgeistes vor sich; wir wollen sehen, ob die feste, zähe Sachsennatur sich wieder in alter Weise bewährt.

Gewiß, Schulen sind besser, wie Barrikaden, um die Freiheit zu erobern, und der steigenden Intelligenz der europäischen Staaten kann man vertrauensvoll die Zukunft anheimstellen.

Die „New-Yorker Tribune" bemerkt bei einer Besprechung desselben Thema's, (welcher wir die hier mitgetheilten Ziffern entlehnt haben,) daß in Amerika ähnliche Reformen und Ergänzungen des Volksunterrichtes viel leichter durchgeführt werden könnten, als in dem aristokratischen, kastenmäßigen England. Wir stimmen Dem gewiß bei. Freilich sind gegenwärtig die wissenschaftlichen Kräfte spärlich über Amerika verbreitet, aber dem ließe sich bald abhelfen; Europa kann Amerika noch mit Tausenden von wissenschaftlichen Menschen versorgen; ferner ist auch nicht zu übersehen, daß der wissenschaftliche Geist in quadratischem Verhältnisse zunimmt, daß die Resultate der Wissenschaft sich, wie die Wellen im See, in weiten Kreisen fortpflanzen, daß kein Miasma und Contagium so ansteckend ist, als Wissenschaft und Aufklärung. Alle anderen Vorbedingungen sind hier gegeben; das Bedürfniß nach Kenntnissen ist hier in allen Schichten

des Volkes viel größer, als in Europa, weil man hier in diesem freien, weiten Lande jede Kenntniß sehr gut benutzen und verwerthen kann. Vor einiger Zeit hieß es, Liebig und andere deutsche Gelehrte von Ruf wollten nach Amerika kommen, um durch Vorlesungen eine Art wandelnder Universität in den größeren Städten zu errichten. Dies wäre schon Etwas. Warum ruft man nicht Diesterweg und andere tüchtige Pädagogen in's Land? Es sind ja der Mittel Tausende gegeben, um das hiesige Institut der Freischulen zu verbessern, zu ergänzen, zu erweitern. Warum benutzt man sie nicht? Jede kleine Pflanze der Aufklärung und Volksbildung, die auf dem harten Boden des europäischen Kastengeistes aufwächst, könnte hier zu einem großen Saatfelde werden.

Es liegt nahe, hier einen Lieblingsplan wieder in das Gedächtniß zu rufen, die deutsche Universität. So unausführbar dieser Gedanke auch heute noch erscheint, so leicht kann doch die öffentliche Meinung eine andere Wendung nehmen, welche einem solchen Plane sehr günstig ist. Die öffentliche Meinung bewegt sich in Amerika immer in Sprüngen und Gegensätzen, und so könnte sehr leicht die Reaktion gegen die Nichtswisserbewegung in einer großen Hinneigung zu europäischer Cultur und Wissenschaft bestehen. Die Amerikaner könnten einsehen, daß sie von den Deutschen noch etwas Anderes benutzen können, als die fleißigen Hände und starken Arme. Die deutsche Wissenschaft selbst ist aus Deutschland exilirt. Die Philosophie ist verbannt, die Naturwissenschaften sind unter Censur gestellt, die Geschichte, das Recht, die Politik verfälscht. Wie herrlich wäre es, würden diese Wissenschaften hier in Amerika einen neuen Heerd finden! Die Wohlthat würde für Deutschland, wie für Amerika gleich groß sein. Wird ein solch nützlicher und praktischer Gedanke immer ein frommer Wunsch bleiben?

---

2. Medizinische Fakultät
für das weibliche Geschlecht in Philadelphia.

Wir haben den 6. Jahresbericht der genannten Anstalt vor uns, und glauben, einen kurzen Auszug daraus unsern Lesern mittheilen zu müssen. Diese Fakultät ist unseres Wissens nach die erste und einzige dieser Art und verdient deshalb schon allgemeine Aufmerksamkeit. Wir bedauern, daß der Bericht nicht über die allgemeinsten Mittheilungen und Ziffern hinausgeht; diese eigenthümliche Anstalt gibt jedenfalls Anlaß zu interessanten Beobachtungen und Erfahrungen, welche auf die Theorie der Frauenrechte ein neues Licht werfen. Daß Frauen Medizin studiren können, ist, wie uns der Bericht versichert, kein zweifelhaftes Experiment mehr, und wir glauben dies gern. Unter allen Wissenschaften ist vielleicht keine dem weiblichen Geschlechte so zugänglich, wie die medizinische; dies wird Jeder zu-

geben, der nur einmal eine Mutter am Krankenbette ihres Kindes gesehen hat. Die Arzneikunst hat gerade die Eigenschaften und Fähigkeiten nothwendig, welche wir bei dem weiblichen Geschlechte vorzugsweise entwickelt finden; eine sichere, geübte Hand, eine ruhige Beobachtungsgabe, Sorgfalt selbst für das Kleinste, Unbedeutendste; Geduld, Ausdauer, Zähigkeit, alle jene Eigenschaften, welche am Krankenbette in so hohem Grade nothwendig sind. Weibliche Aerzte werden deshalb, sobald einmal der Gebrauch sich mit der Neuerung versöhnt hat, gewiß vielfach verlangt werden, und es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß namentlich die Behandlung der Frauen- und Kinderkrankheiten in Zukunft eine spezielle Domäne für das weibliche Geschlecht bilden wird. Frauen werden sich natürlich immer lieber an Aerzte ihres eigenen Geschlechtes wenden, sobald sie wissen, daß sie dort eben so viele Kenntnisse und Erfahrungen antreffen, als bei männlichen Aerzten. Und in dieser Beziehung hat sich die hier besprochene Anstalt auf eine Stufe gestellt mit den besten medizinischen Fakultäten Amerika's, — was freilich noch nicht viel sagen will. Sie verlangt zur Erlangung des Doktorgrades einen dreijährigen Cursus von je zwei fünfmonatlichen Semestern, und während derselben den zweimaligen Besuch von folgenden Vorlesungen: Chemie und Toxikologie, Anatomie, Materia Medica und allgemeine Therapie, Physiologie, allgemeine Pathologie, Chirurgie und Geburtshülfe. Die Sammlungen, welche mit der Anstalt verbunden sind, sollen dem Berichte nach sehr zahlreich sein; ein Museum mit anatomischen Präparaten, Skeletten u. s. w. mit den so sehr beliebten und brauchbaren Cadavern von papier mache; ein chemisches Laboratorium ist vorhanden, und für eine Art Hospital- oder Stadtklinik ist gesorgt. Wie es mit dem Seciren von Leichen geht, wie viele Leichen jährlich dort secirt und woher sie genommen werden, ist nicht näher angegeben, vermuthlich leidet diese Anstalt an demselben Vorurtheil des Volkes gegen die Sektion der Leichen, wie fast alle medizinischen Unterrichtsanstalten in Amerika. Es sind neun Lehrstühle der verschiedenen Unterrichtszweige vorhanden, und im letzten Semester haben dort 27 junge Damen die Vorlesungen regelmäßig besucht. Am 10. März dieses Jahres sind sechs derselben zu Doktoren promovirt worden. Die Preise sind viel billiger, wie an europäischen Universitäten. Vorkenntnisse werden, wenigstens dem Berichte nach zu urtheilen, nicht besonders verlangt; nur finden wir eine Bemerkung, welche uns etwas naiv dünkt, nämlich, daß eine allgemeine Nichtachtung der Grammatik und Satzlehre in der Dissertation, welche vor dem Doktorexamen eingeschickt werden muß, die Applikantin unfähig zu dem Doktorhut macht.

Die Anstalt ist nur für das weibliche Geschlecht geöffnet, und dies ist für den Anfang auch wohl nothwendig, um das allgemeine Vorurtheil gegen eine derartige Neuerung zu mildern.

So sehen wir, wie die Wissenschaft überall ihre alten Schranken durchbricht, und mit der siegenden Gewalt, welche ihr dieses Jahrhundert gegeben hat, alle Klassen und Schriften des Volkes zu durchdringen sucht. Die Wissenschaft will das Eigenthum der g a n z e n Menschheit werden.

---

3. Die Bibel in den Freischulen.

Die amerikanische Partei hat in ihren jüngsten Conventionen den Gebrauch der Bibel in den öffentlichen Schulen zu einer Planke ihrer Platform gemacht. Wir fragen verwundert: ist die Bibel ein amerikanisches Buch? Was haben die Bücher Moses und die Profeten, was die Evangelien und Episteln des neuen Testamentes mit Onkel Sam zu thun? Wir haben immer geglaubt, daß die Nichtswisser Amerika von Amerikanern regiert wissen wollen, — jetzt hören wir, daß die Bibel regieren soll. Wir könnten leicht eine Parrallele zwischen der Bibel und den amerikanischen Sitten und Institutionen ziehen und daraus beweisen, daß die Moral der Bibel und die Moral des amerikanischen Volkes sich durchaus nicht decken. Aber wir wollen eine Untersuchung über die Moral der Bibel den Theologen überlassen.

Wir wollen die Bibel hier nicht angreifen und nicht untersuchen, aus welchen Gründen dieses merkwürdige Buch Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit habe, ob aus religiösen, oder historischen oder poetischen Gründen. Nur den einen Punkt wollen wir hervorheben, in dem selbst die eifrigsten Bibelfreunde mit uns übereinstimmen müssen, nemlich, daß die Bibel zu allem Andern eher tauglich und passend ist, als zu einem Lesebuch für unerwachsene Schulkinder. Wir wollen darauf aufmerksam machen, wie sehr die einzelnen Schriften der Bibel in Sprache und Inhalt von einander verschieden sind, wie viele dunkle und zweifelhafte Stellen sich darin befinden, wie selbst die größten Geschichts- und Sprachforscher und die frömmsten Theologen sich über die Bedeutung vieler Stellen nicht einig werden konnten, wie endlich viele Unsitten des grauen Alterthums dort mit einer Nacktheit und Anschaulichkeit erzählt sind, welche gewiß die jugendliche Phantasie der Kinder mit unreinen Bildern zu beschmutzen droht. In allen diesen Punkten muß und wird uns jeder ehrliche, wahrheitsliebende Bibelfreund Recht geben; die Bibel mag überall hinpassen und zu allen Dingen gut sein; in die Schule paßt sie nicht, und zum ersten Jugendunterricht ist sie nicht zu gebrauchen.

Die große Hartnäckigkeit, mit welcher viele Amerikaner trotzdem den Gebrauch der Bibel in den Freischulen vertheidigen, können wir nicht anders erklären, als aus der Abneigung gegen den Katholizismus, welcher bekanntlich die Bibel aus den Schulen, wie aus den Händen der Laien

überhaupt entfernt hält. Wenn wir ebensowenig, wie die Katholiken, die Bibel in den Schulen haben wollen, so brauchen wir wohl kaum darauf aufmerksam zu machen, daß wir ganz andere Motive, als die Katholiken, dabei haben. Den amerikanischen Protestanten ist die Bibel in den Freischulen der Talisman, welcher den Jesuitismus daraus fern hält, eine Schutzwehr gegen Pabstthum und Hierarchie. Aber es ist leicht zu zeigen, daß durch diese Maßregel gerade der Katholizismus begünstigt und zusammengehalten wird. Die große Menge der katholischen Schulen, in welcher die Kinder in Aberglauben und Unwissenheit heranwachsen, würde vielleicht kaum die Hälfte betragen, wenn die Bibel nicht in den Freischulen wäre. Viele katholische Eltern, selbst wenn sie noch treu und unbefangen zu ihrer Religion halten, würden ihre Kinder nicht von der Wohlfahrt der oft ausgezeichneten Freischulen ausschließen, wenn diese Maßregel wegfiele. Diese Kinder bekämen dann eine ordentliche, von den bürgerlichen Behörden beaufsichtigte Erziehung; sie würden den religiösen Einseitigkeiten, welche vielleicht in ihrer Familie herrschen, entfremdet, und dies wäre ein wesentlicher Beitrag zu der Eindämmung und Einschränkung des Katholizismus, welche ja eine Hauptaufgabe der „amerikanischen" Bewegung ist. Diese praktische Rücksicht ist indessen kaum von Gewicht gegen eine andere: das ganze Institut der Freischulen wird durch die Beibehaltung der Bibel verfälscht und entstellt. So lange die Bibel in den Freischulen ist, kann von einem nationalen Systeme der Volkserziehung keine Rede sein; die Erziehung ist sektionell, ist religiös, confessionell, parteiisch, und die Unterstützung, welche der Staat ihr giebt, ist nichts, als ein Privilegium. „Bibel in den Freischulen" ist ein vollständig inconstitutioneller Satz, der von denjenigen, welche die amerikanische Constitution und nichts, als die amerikanische Constitution wollen, gewiß nicht gepredigt werden sollte. In den Amendements der Ver. Staaten-Constiturion steht ausdrücklich, daß der Congreß kein Recht haben solle, irgend welche religiöse Gesetze zu erlassen, und die Constitutionen der verschiedenen Staaten haben diesen Satz, welcher die Quintessenz der republikanischen Freiheit enthält, adoptirt. Namentlich die Constitution von Ohio läßt in dieser Beziehung gar keine Möglichkeit des Zweifels übrig.

Wir haben schon mehrfach bemerkt, wie die seinwollenden Amerikaner oft nicht so amerikanisch sind, wie ihre Gegner. In Bezug auf diese Schulfrage z. B. behaupten wir, daß unsere Ansichten viel mehr amerikanisch sind, als diejenigen, welche in der National-Convention der Know-Nothing's ausgesprochen wurden. Was die Union charakterisirt, was den Werth und die Bedeutung ihrer Verfassung ausmacht, was sie zum modernen Staate, zum Staate der Zukunft macht, das ist die absolute und unbedingte Freiheit des Staates von nationalen und religiösen Bestimmungen.

Der amerikanische Staat, — die Demokraten werden uns dieses

Wort nicht erlauben, allein so lange die Union eine Gesammtverfassung, Gesetzgebung und Exekutive hat, werden wir diesen Ausdruck gebrauchen, — der Staat, wie er in der Verfassung festgestellt und von Jefferson und seiner Schule aufgefaßt worden ist, ignorirt vollständig die Religion und die Kirche. Es ist keine Trennung zwischen Kirche und Staat, keine Gleichberechtigung zwischen beiden vorhanden, wie man oft behaupten hört, — nein, der Staat vertritt das öffentliche, die Religion ein privates Interesse, — und es ist zwischen beiden ebensowenig eine Vergleichung möglich, wie zwischen dem absoluten Gesetze und dem individuellen Belieben, zwischen einer allgemeinen Pflicht und einer persönlichen Neigung. Dieses individuelle Belieben, diese persönliche Neigung soll gestattet werden; man soll den Leuten nicht die Bibeln, die Rosenkränze und die Kirche verbieten, aber die Gesetze, die Anordnungen und Anstalten des Staates müssen sich darauf beschränken, jede Störung irgend einer Religionsübung zu verhindern, selbst aber keine Religion protegiren oder sanktioniren. Dies ist der ausdrückliche Wortlaut der Constitution, aus dem kein Sophist irgend eine andere Deutung herausklauben kann.

Der praktische Nutzen, der aus der Ausführung dieser längst festgestellten und als gültig anerkannten constitutionellen Bestimmungen entstehen muß, wird alle Erwartungen übertreffen. Sobald den Freischulen die letzte Spur von Sektengeist, die Bibel, genommen ist, werden wir ein wahrhaft nationales System der Volkserziehung haben, in welchem die Mitglieder aller Sekten, Religionen und Nationalitäten sich zusammenfinden, und statt aller andern Sonderbestrebungen ihren Ruhm darin finden, republikanische Bürger und humane Menschen zu sein.

Aus der deutschen Presse.

Die Protestantischen Zeitblätter von Cincinnati brachten eine Erwiderung auf unsern in der ersten Nummer dieses Heftes enthaltenen Artikel „das mythische und historische Christenthum". Sie bemerken, daß wir das Christenthum mit dem Kirchenthum verwechselten, und daß die Urtheile, welche wir über das Christenthum fällten, sich nur auf das Kirchenthum bezögen. Das Christenthum sei nicht verantwortlich für den Scheiterhaufen eines Huß und Servez, sondern nur das Kirchenthum; dieses müsse verschwinden, solle jenes zu seiner wahren Erscheinung kommen.

Was diese Auffassung des Kirchenthums anbetrifft, so können wir den Protestantischen Blättern versichern, daß wir von Herzen mit ihnen

in diesem Punkte übereinstimmen. Wir glauben allerdings, daß das Volk bessere Versammlungsplätze wählen könne, als die Kirchen, und bessere Lehrer, als die Priester und Prediger. Wir sehen auch mit Bestimmtheit den Tag herankommen, wo die Menschheit sich der äußerlichen Form der Moral, der Religion, entwöhnt hat, wo das Sektenwesen und das Kirchenthum aufhört, wo die letzte Kirche geschlossen wird. Aber was dann, — in jener fernen schönen Zukunft, — aus dem Christenthum werden wird, dies wissen wir weniger zu sagen. Wir glauben, daß dann von christlicher Religion wenig mehr die Rede sein wird. Man wird sich des Christenthums als einer der bedeutendsten und interessantesten Thatsachen der Weltgeschichte erinnern; man wird die Geschichte und Literatur des Christenthums studiren; man wird Vorlesungen auf unsern Universitäten darüber halten, gerade wie über Platonische und Socratische Philosophie, wie über Confuzius und Muhamed. Das Christenthum wird immer ein Bestandtheil der menschlichen Bildung bleiben, gerade so gut, wie der griechische Marmor und die Verse des Homer. Wenn die Protestantischen Zeitblätter dies unter ihrem vom Kirchenthum befreiten Christenthume verstehen, so sind wir ganz mit ihnen einverstanden, und wünschen mit ihnen sehnlichst, daß das Christenthum bald die Form des Kirchenthumes abstreifen möge.

Was würden übrigens die „Prot. Zeitbl." sagen, wenn ein Verbrecher, der sein ganzes Leben lang gemordet, geraubt, gestohlen hat, der viele Städte in Brand gesteckt, die edelsten Männer auf den Scheiterhaufen gebracht, Frauen verführt, Kinder ruinirt hat, kurz, der alle Verbrechen des Criminalcodex sich zu Schulden kommen ließ: — wenn dieser Mann vor Gericht erklärte, er sei nicht Schuld an all' diesen Freveln; seine Hand hätte den Mord verübt, nicht sein Herz; seine Diener, Sklaven und Soldaten hätten die Städte verbrannt und geplündert, aber er trüge keinen Theil an der Schuld. Gewiß, die „Prot. Zeitblätter" würden ihre Bibel aufschlagen und den alten Spruch citiren: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

* * *

Als die Nebraskabill zuerst ruchbar wurde, geriethen die ehrenwerthen Zeitungen der demokratischen Partei in eine große moralische Entrüstung über den Verrath, der an dem Missourikompromiß und den Kompromissen von 1850 begangen wurde. Einige Wochen später aber fanden sie aus, daß die Nebraskabill ein ausgezeichnetes demokratisches Gesetz sei, und ihr Jubel darüber nahm kein Ende.

Als die Banden von Atchison und Stringfellow die Volkssouveränität der Nebraskabill in Kansas mit Messern und Revolvern verherrlichten, als Governör Reeder vertrieben wurde, und der Mob in West-Missouri gegen

Leben und Eigenthum der Bürger wüthete: da geriethen die ehrenwerthen Journale der demokratischen Partei wieder in eine große moralische Entrüstung über die schimpflichen Gewaltthaten, und selbst die New-Yorker Staatszeitung, die ehrenwertheste unter den ehrenwerthen, fragte entrüstet: was wird Pierce dazu sagen? Es schien fast, als wollte das ganze Personal der Staatszeitung nach Kansas und Missouri gehen, um den Mob zu züchtigen. Aber man besann sich eines Besseren. Nach wenigen Wochen hatte die Staatszeitung einen Artikel: „audiatur et altera pars" aus dem „Washington Sentinel," der bewies, daß die Missourier ganz in ihrem Recht gewesen wären, daß die verdammten Abolitionisten von Boston die ganze Schuld trügen. Sehr natürlich! Was wird nächstens kommen?

Die „New-Yorker Staatszeitung" sagt bei Gelegenheit der perfiden Behandlung, welche Gouverneur Reeder von Seiten des Präsidenten Pierce erlitt, daß sie und die demokratische Partei keinerlei Verantwortung mehr für die Administration übernähme? Wer wird denn die Verantwortung für die New-Yorker Staatszeitung übernehmen? Solche Aeußerungen bezeichnen übrigens, wie weit es gekommen ist. Uebrigens sollte ein Parteiblatt, das solche beschämende und erniedrigende Zugeständnisse machen muß, das zuletzt nicht anders anzufangen weiß, als die südliche Sklavokratie zu bitten, doch nicht allzuviel von der nördlichen Demokratie zu fordern, bescheiden und vorsichtig sein, und im Gefühl der eigenen traurigen Lage sich etwas in den Hintergrund zurückziehen. Statt dessen aber geht das Geschrei und Geschimpf ganz nach alter Weise fort. Davon gibt uns ihre neuliche Politik gegen die Turnzeitung einen redenden Beweis. Nun, die Turnzeitung hat gebührend geantwortet, und wir sind der festen Ueberzeugung, daß die große Majorität des Turnerbundes mit ihrem Organe und der darin verfolgten Politik einverstanden ist.

* * *

„Die neue Zeit" ist der Titel eines neuen New-Yorker Wochenblattes, von welcher wir gerade die zehnte Nummer zur Hand nehmen. Das Blatt ist gut ausgestattet und sehr reich an Lesestoff, dessen Auswahl von kundiger Hand zeugt. Man sieht, daß die Mittel vorhanden sind, Gutes und Nützliches zu leisten. Aber die Tendenz, sowohl was die amerikanische, als die europäische Politik anbetrifft, ist so unentschieden und farblos, daß das Blatt überall mit Gleichgültigkeit aufgenommen werden wird. Man merkt die Absicht, es allen Leuten recht zu machen, es mit keiner der unter den Deutschen vertretenen politischen Ansichten vollständig verderben zu wollen, sich für jede Eventualität eine Hinterthür offen zu lassen, daß man verstimmt wird. Die „Neue Zeit" sollte sich daran erinnern, daß wenn man es Allen recht machen will, man es Keinem recht macht, und daß der gegenwärtige Augenblick gewiß am Allerwenigsten dazu geeignet ist, das Wochenblatt der New-Yorker Staatszeitung" zum zwei-

ten Male erscheinen zu lassen. In einem Artikel über „die Sklavenfrage und die Partei-Conventionen," der, beiläufig gesagt, für einen Leitartikel eines so großen Blattes sehr oberflächlich und stiefmütterlich behandelt ist, finden wir folgende Sätze: — „Es tauchen innerhalb der demokratischen Partei Leute auf, die gegen die Atchison Einfälle und gegen die Ausdehnung der Sklaverei sind, ohne deshalb Abolitionisten zu sein, und ohne sich deshalb den Nativisten oder Whigs zu nähern!" — Weiter heißt es: „Die Fahne der Know-Nothings ist im Sinken. Es wird Zeit, daß die Demokratie daran denkt, sich durch innere Reformen Die als Freunde zu erwerben, die jetzt nur noch aus Noth mit ihr gingen." Diese Phrasen in die Welt zu schicken, dazu war die Herausgabe eines neuen Blattes nicht nothwendig. Die „N.-Y. Staatszeitung," „Banner" und „Volksfreund" in Milwaukie, der „Westbote" in Columbus und der ganze Chor der deutschen demokratischen Blätter haben uns schon bis zur Ermüdung und zum Ueberdruß von der „Reform innerhalb der demokratischen Partei" erzählt, und je mehr die Brutalität der südlichen Sklavokratie wüthete, je gemeiner die Dienstbarkeit des Nordens gegen die Uebergriffe des Südens wurde, desto mehr sprachen diese Zeitungen von der Reform im Innern. Das ist eine abgebrauchte, eine längst abgebrauchte Phrase, deren sich selbst die Hunkerzeitungen schon schämen. Mit einer solchen Redensart kann man gewiß nicht über das Entweder—Oder der Gegenwart hinauskommen.

In der europäischen Politik scheint die Redaktion der Neuen Zeit auch etwas sehr stark auf den Beifall der Spießburger zu reflektiren. Neben oft sehr guten Correspondenzen findet sich auch manchmal sonderbares Zeug, wie in der letzten berliner Correspondenz, wo es für nützlich erklärt wird, daß die deutschen Demokraten sich an den Wahlen zur zweiten Kammer in Berlin betheiligen. So etwas würde doch wohl selbst die New-Yorker Staatszeitung nicht zu sagen wagen. In dem gegenwärtigen Momente, wo alle europäischen Verhältnisse sich einer großen Katastrophe nähern, wo die größten Gegensätze aufeinander platzen: da soll das Volk zur zweiten berliner Kammer wählen! Und eine solche Posse, oder vielmehr Farce nennt man praktische Politik!! Wenn die Leute nur nicht gar zu praktisch werden wollten!

Ueber das Clevelander Gesangfest finden wir in der „Neuen Zeit" eine Notiz, welche wir, da sie uns speziell mit angeht, beantworten müssen. In dem gewöhnlichen Tone des vornehmen Bedauerns, mit welchem die deutsche Presse der Empire City die westlichen „Landzeitungen" und die Bestrebungen der Deutschen im Westen überhaupt zu besprechen pflegt, klagt die „Neue Zeit" darüber, daß „bei dem jüngsten Gesangfeste in Cleveland der spezifisch-germanische Geist so auffallend hervortrat". Wir haben nichts davon gesehen. Es waren sehr viele Amerikaner bei dem Feste, und die englischen Zeitungen sprachen sich befriedigend darüber aus. Daß den Amerikanern gerade keine besondern Zugeständnisse, Einladungen, Danksagungsreden, Toaste gebracht wurden, schien unter den momentanen Verhältnissen nicht mehr, wie schicklich. Uebrigens können wir der „Neuen Zeit" versichern, daß die Stimmung, welche von dem eigentlichen und wirklichen amerikanischen Geiste zeugt, das Anti-Sklaverei-Sentiment, bei dem Gesangfeste vorherrschend war, und also in der Beziehung mehr Amerikanismus gezeigt wurde, wie in manchen Artikeln der „Neuen Zeit".

Wir haben uns diese Bemerkungen erlaubt, weil es uns leid ist, daß ein so schönes, hoffnungsreiches Blatt, wie die „Neue Zeit," vielleicht daran zu Grunde geht, daß es nicht wagt, mit der Sprache herauszurücken. Es ist längst nothwendig gewesen, in New-York ein entschiedenes freisinniges Blatt deutscher Zunge zu haben, das nicht in den gewöhnlichen Ton des Parteigezänkes und der persönlichen Schimpfereien hinunterfällt, ein Blatt, das ein höheres Prinzip hat, als die Bierfrage. — Bei der letzten Staatswahl wagte kein einziges deutsches Blatt des Staates New-York gegen den Kandidaten der Pierce-Administration aufzutreten, und dies Faktum ist allein Grund genug, um die Nothwendigkeit einer neuen deutschen Zeitung in New-York zu beweisen. Die „Neue Zeit" hat viele Anlagen und Mittel, diese Lücke auszufüllen, aber, unser bescheidenen Ansicht nach, wird sie ihre Mission verfehlen, wenn sie nicht die Entschiedenheit annimmt, welche in den politischen Verhältnissen dieses Landes selbst liegt. Die „Neue Zeit" meint, daß „in einem freien Lande das politische Leben auf Compromissen beruht;" wir glauben aber, daß es seit der Nebraskabill zu Ende ist mit der Compromißpolitik.

Rückblick.

Beim Schluß dieses Bandes haben wir das Vergnügen, unseren Lesern die Mittheilung machen zu können, daß die „Atlantis" jetzt eine Abonnentenzahl gewonnen hat, welche sie in den Stand setzt, regelmäßig fortzuerscheinen. Den Freunden, welche sich für die Verbreitung des Blattes interessirten, unsern lebhaften Dank! Die Schwierigkeiten, welche ich bei der Herausgabe der Monatshefte fand, waren größer, als ich vorausgesetzt hatte, und es gehörte ziemlich Geduld dazu, sie zu überwinden. Es ist schwer, in Amerika bei dem Mangel aller buchhändlerischen Verbindungen, und bei dem niederträchtigen Postwesen ein regelmäßiges journalistisches Geschäft zu führen;*] es ist ferner schwer, hier bei den wenigen wissenschaftlichen und literarischen Hülfsmitteln, ein Blatt für Alle zu schreiben, das den gebildeten Mann befriedigt und dem Arbeiter eine Quelle der Belehrung ist. Man kann es unmöglich Allen recht machen; den Einen verletzt dies, den Andern jenes; Jeder hat gewiß etwas zu tadeln; es wäre auch bedenklich, wenn dem nicht so wäre. Jede einsichtsvolle, gründliche Kritik wird uns recht sein. Wir wollen mit dem Blatte vorangehen; wir haben den entschiedenen Willen dazu. Die Erfahrung der letzten Jahre hat uns gezeigt, daß ein derartiges Unternehmen nothwendig ist, und daß die Einsicht in diese Nothwendigkeit immer mehr und mehr um sich greift.

Die „Atlantis" ist einer jener vielfachen Vermittelungsversuche zwischen europäischen Anschauungen und amerikanischen Zuständen, die trotz des nativistischen Strebens der letzten Zeit überall auftauchen. In ihrer

*) Wir können denjenigen Abonnenten, welche sich über Nichterhalten einzelner Hefte beschweren, die Versicherung geben, daß wir jedes Mal gewissenhaft expedirt haben, und sind gern bereit, für die Vergangenheit, wie für die Zukunft, einzelne nicht abgelieferte Hefte zu ersetzen.

Form als Monatshefte hat sie nicht so sehr sich mit den flüchtig wechselnden Erscheinungen des Lebens zu befassen, wie die täglichen und wöchentlichen Zeitungen; sie kann die Ereignisse übersichtlich, im Zusammenhange mit ihren Gründen und Resultaten, betrachten, und ist daher kein Parteiblatt im eigentlichen Sinne. Es war nothwendig in den letzten Monaten, die Themata der amerikanischen Politik vorherrschen zu lassen, weil es galt, in den durch die nativistischen Bestrebungen hervorgerufenen Verwirrungen wenigstens von einer übereilten Flucht zurückzuhalten; indessen glauben wir jetzt, dieses Thema wieder mäßiger und sparsamer behandeln zu dürfen. Es ist uns mehr darum zu thun, das Eigenthümliche der amerikanischen Zustände den europäischen gegenüber und die Mission des deutschen Elementes in diesem Völkerconglomerate zum Bewußtsein zu bringen, als für eine bestimmte Partei Propaganda zu machen. Wir haben immer lieber die Grundsätze, wie die Parteien vertheidigt. Und die Grundsätze in der Politik sind dieselben, wie in der Moral, dem Rechte, der Philosophie, den Naturwissenschaften. Wir haben uns immer bemüht, auf diese Uebereinstimmung und Harmonie aufmerksam zu machen, und die Gesetze der sittlichen Welt aus den Naturwissenschaften herzuleiten. Von derselben Grundlage aus werden wir unser Blatt ferner fortredigiren, und uns bemühen, dasselbe mannigfaltiger und reichhaltiger zu machen, wie bisher. Ein Blatt, wie die „Atlantis," muß Mitarbeiter haben; dies verhehlen wir uns durchaus nicht, und es wird uns auch in Bälde gelingen, den Kreis derjenigen, welche uns durch werthvolle Arbeiten erfreut haben, zu vermehren. Auch bringen die englischen und amerikanischen Magazine und die großen Zeitungen des Ostens manche werthvolle Arbeiten, welche in Uebersetzungen und Auszügen den Lesern der „Atlantis" genehm sein werden. Ferner wollen wir auch der Unterhaltungsliteratur etwas mehr Aufmerksamkeit schenken, wie bisher; wir geben zu, daß wir dieselbe zu sehr vernachlässigt haben. Nach allen diesen Seiten hin soll die „Atlantis" an ihrer Selbstverbesserung arbeiten; auf diese Weise wollen wir dahin streben, die Theilnahme des Publikums zu erhalten und zu vermehren, und auch der deutschen Presse des Westens ihren Dank für die uns bewiesene freundschaftliche Beurtheilung abstatten.

Es ist ein Vergnügen, es ist eine Lust, die Ereignisse dieser bedeutungsvollen und interessanten Zeit an sich vorüberziehen zu sehen, und sie mit einer unparteiischen und unabhängigen Kritik zu begleiten. Der menschliche Geist arbeitet unablässig voran; es ist heute ein Wühlen und Gähren der Geister, ein Arbeiten und Streben, wie es kaum das Zeitalter eines Perikles, eines Voltaire gesehen hat. Die kleinste Betheiligung an dieser Arbeit des Jahrhunderts hat großen Werth. Dies Jahrhundert ist die Zeit der Massenarbeit; die exklusive Berechtigung einzelner Menschen, die Geschichte und die Wissenschaft zu machen, ist verschwunden; Alle sind berufen und Viele sind auserwählt; die Civilisation dieses Jahrhunderts ist das Produkt vieler zusammenwirkender Kräfte. In dieser großen Arena des geistigen Strebens eine Stelle einzunehmen und eine Pflicht zu erfüllen, — wenn dieses uns gestattet wird, ist der größte Theil unserer Wünsche erfüllt.





